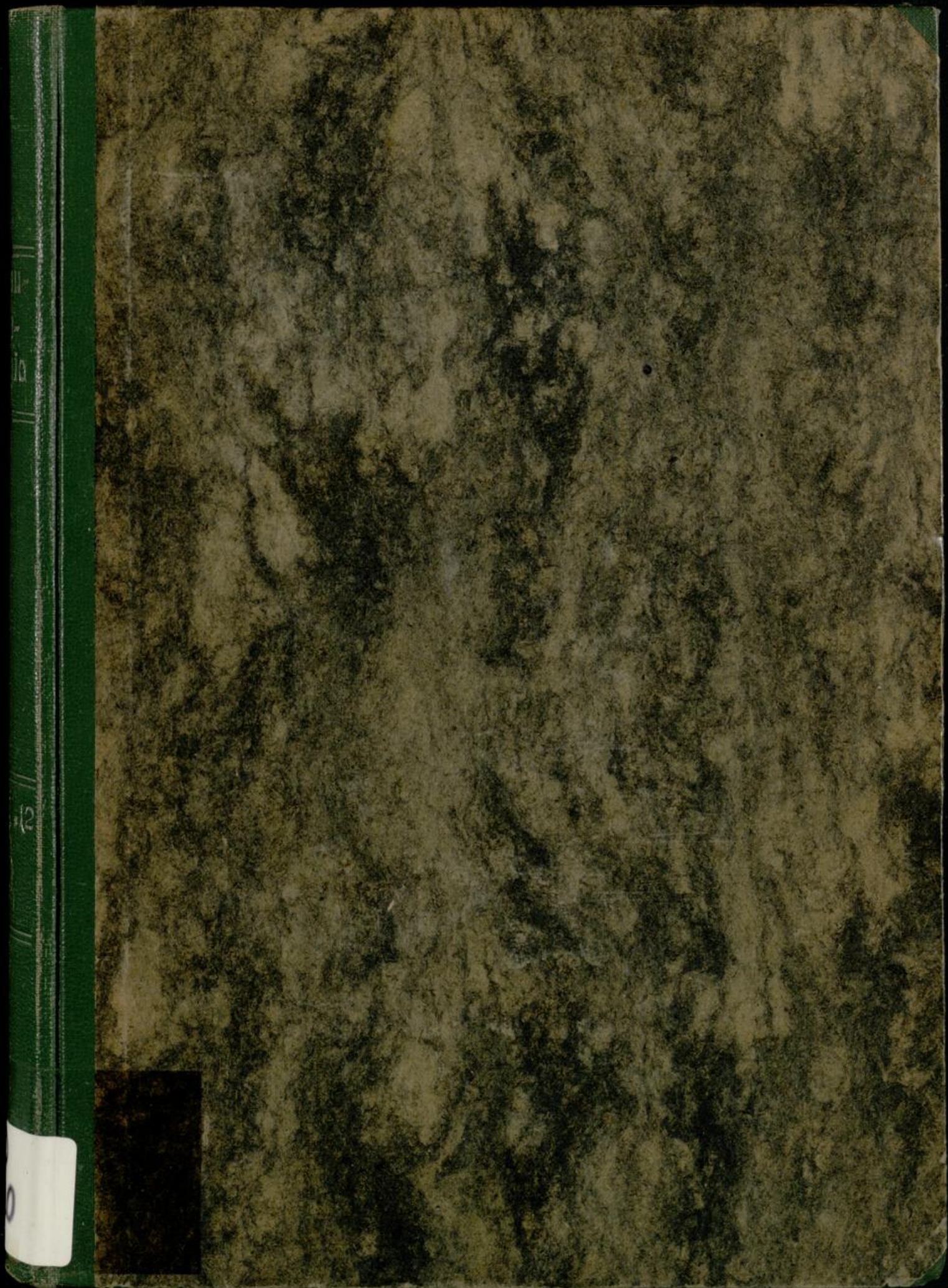


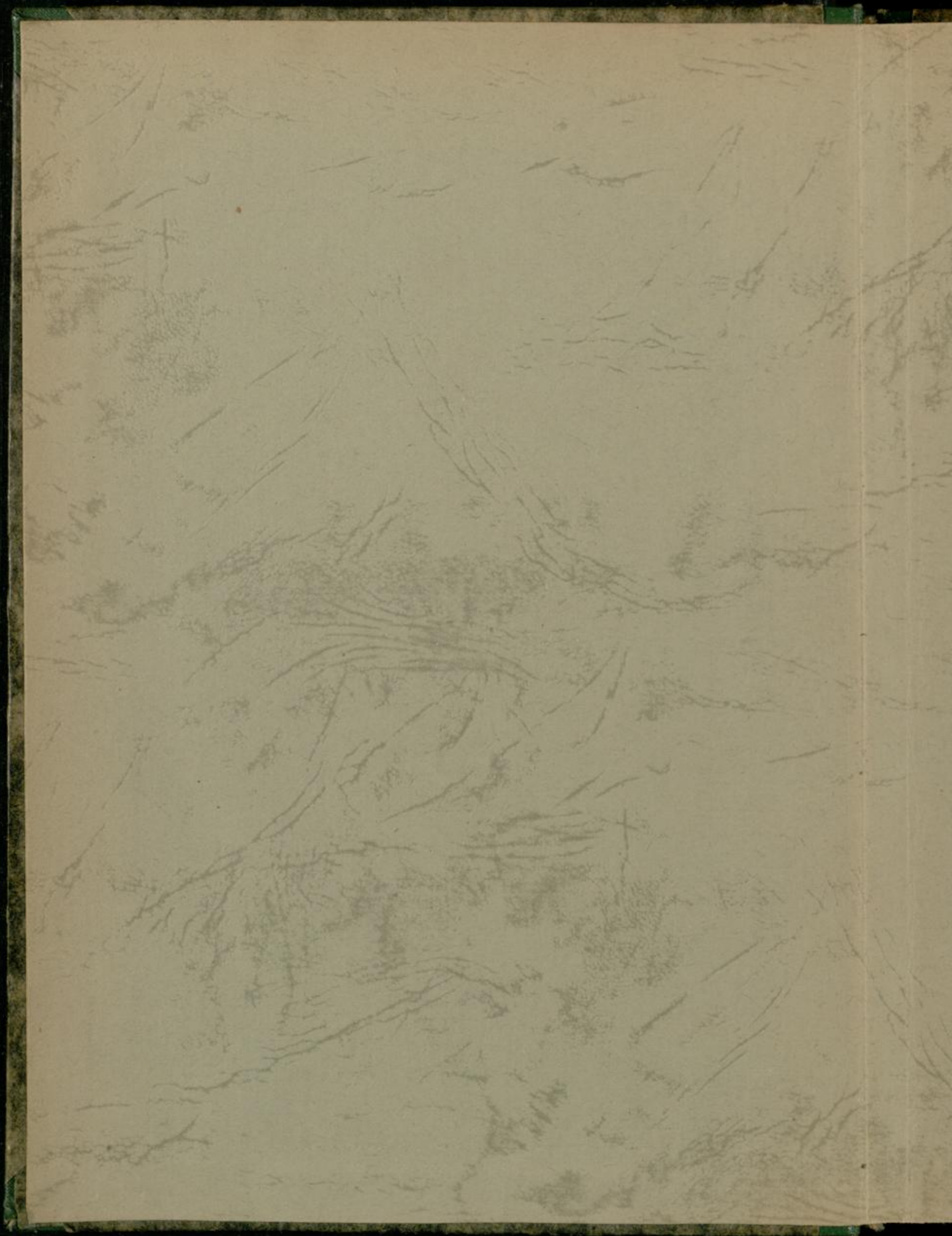
Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1912

20 (1.1.2019)

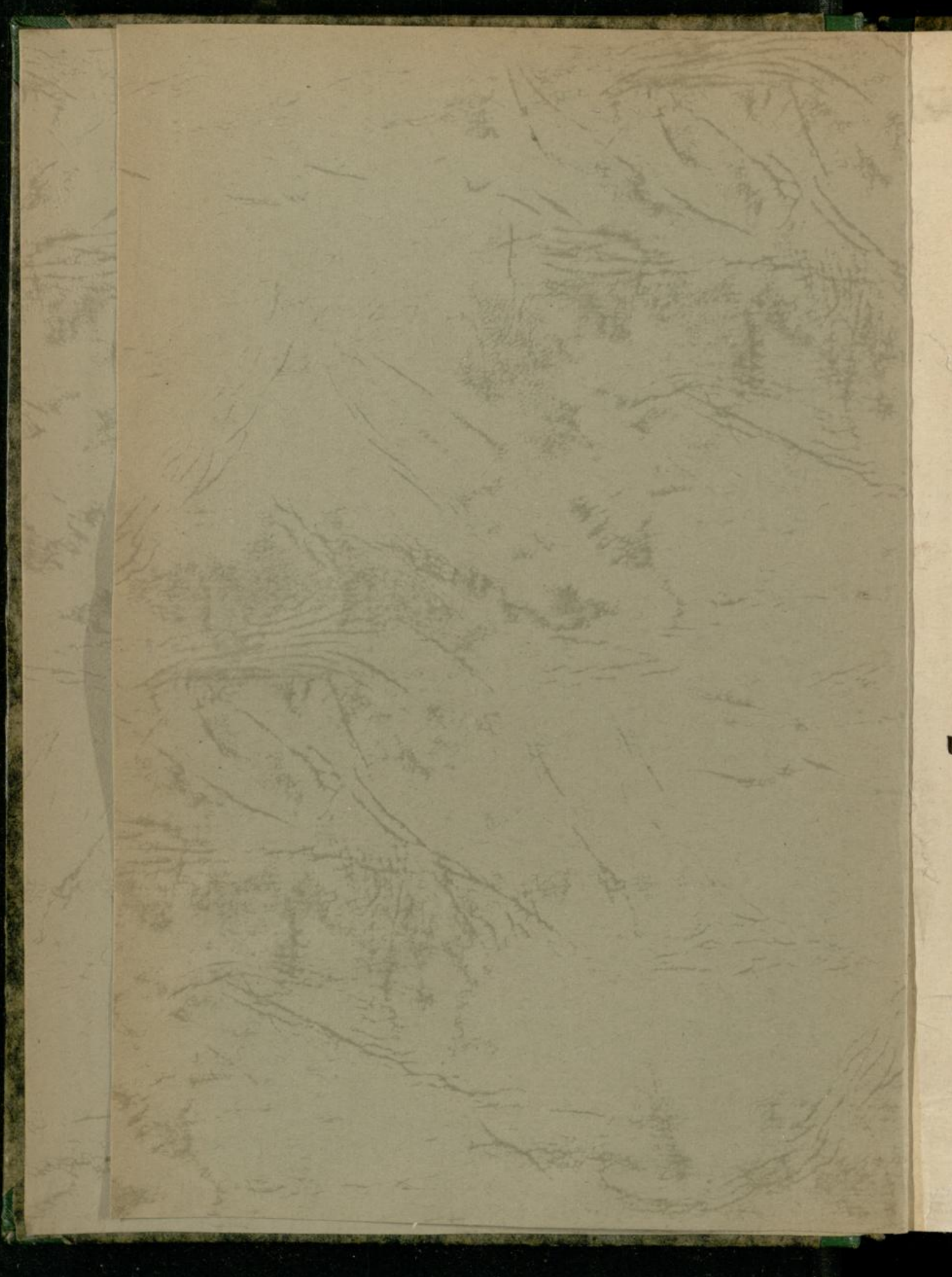




6, 39, 46, 87, 232 ff., 248,

(187 186 185 184 183 182 181 180 179 178 177 176 175 174 173 172 171 170 169 168 167 166 165 164 163 162 161 160 159 158 157 156 155 154 153 152 151 150 149 148 147 146 145 144 143 142 141 140 139 138 137 136 135 134 133 132 131 130 129 128 127 126 125 124 123 122 121 120 119 118 117 116 115 114 113 112 111 110 109 108 107 106 105 104 103 102 101 100 99 98 97 96 95 94 93 92 91 90 89 88 87 86 85 84 83 82 81 80 79 78 77 76 75 74 73 72 71 70 69 68 67 66 65 64 63 62 61 60 59 58 57 56 55 54 53 52 51 50 49 48 47 46 45 44 43 42 41 40 39 38 37 36 35 34 33 32 31 30 29 28 27 26 25 24 23 22 21 20 19 18 17 16 15 14 13 12 11 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1)

Leaf 127 ff.



„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

XX. Jahrgang 1911/12.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin 1912.

Dr. ... on P. Stankiewicz' Buchdruckerei, G. m. b. H.,
Bernburger Strasse 14.

2512

Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003302



i
r
d
F
H
be
de
se
la
un
Ü
Ja
M
ab
de
Er
da
sp
ins
ein
das
ein
ode
ver
den
Ma
stü

19. (6. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Dezember 1910, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel. Von demselben
rühren die Mitteilungen zu I, III bis XIX her.

A. Allgemeines.

I. Volksschauspiel und Festspiel auf der Freilichtbühne des Pichelswerder. Der Vorsitzende entwickelt die Grundzüge des Festspiels nach ihren geschichtlichen Bezügen. Pribislav, nach der Taufe Heinrich genannt, Fürst der Heveller, ist mit Albrecht dem Bären befreundet und nicht allein dem Christentum, sondern auch der deutschen Vorherrschaft zugetan. Als er 1150 stirbt, verheimlicht seine Gemahlin, eine norwegische Fürstentochter Petrissa, drei Tage lang den Tod, um Albrecht, der in Magdeburg weilt, zu benachrichtigen und ihm Zeit zur Übernahme der Herrschaft zu gewähren. Diese Übernahme erfolgt. Der Neffe des Pribislav, der sich auf Münzen Jakzo von Cöpenick, also mit biblischen Vornamen, nennt, ist auf allen Münzen durch kirchliche Symbole als Christ gekennzeichnet. Überall aber auch gleichzeitig als Slave deutlich markiert. Während Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe ganz bartlos, Kaiser Friedrich der Erste auch nur mit einem (rot zu denkenden) Schnurrbart zeitgenössisch dargestellt wird, trägt Jakzo oder wie die Berliner und Havelländer zu sprechen gewohnt sind „Jazko“, einen langen Vollbart und Locken, insbesondere nach slavischer Art Seitenlocken. Es gibt von Jazko einen offenbar absichtlich porträtartig ausgestalteten Brakteaten, wo das Brustbild größer und deutlicher ausgearbeitet ist, als auf irgend einer zeitgenössischen deutschen Münze. Offenbar hat dies Münzenbild oder diese Bildmünze Propaganda und Reklame unter seinen Stammesverwandten, den Wenden und Polen machen sollen. Denn lediglich auf den nationalen Verzweiflungskampf der Wenden beziehentlich auf den Machtvorstoß der Polen bis zur Elbe und nicht auf das Heidentum stützte sich sein Herrschergelüst, mindestens bis zum rechten Ufer dieses

Grenzflusses die slavische Herrschaft unter polnischer Oberlehnsherrschaft, zunächst als „Knäs von Cöpenick“ (Fürst der Spreefeste am Einfluß der Dahme) auszudehnen. Ebenfalls der erste und gleichzeitig einzige Versuch in unsern Landen Münzen mit wendisch-slavischer Umschrift zu prägen.

In sieben Jahren 1150 bis 56 zieht Albrecht der Bär, wie Helmold der Slavenchronist erwähnt, niederländische Einwanderer, insbesondere Flamländer, die bekannten Fläminge ins Land. Außerdem dienten Albrecht die altgermanischen Reste, die sich als Hörige unter den Wenden erhalten (Heruler, Harlunger pp.) als Stützpunkte, nicht minder diejenigen Deutschen, welche in der Ottonenzeit etwa 938 bis 1150 bereits als neue deutsche Ansiedler sich in dem ehemals germanischen Wendland einwandernd niedergelassen und vermehrt hatten. Trotzdem diese deutschen Elemente während über 200 Jahre allen Wechselfällen bald christlich-germanischer bald heidnisch-wendischer Oberherrschaft ausgesetzt gewesen waren, so daß sie bald vorm Kreuz bald vorm dreiköpfigen Triglaff zu beten gezwungen waren, hatten sich so starke deutschnational gesinnte Bestandteile erhalten, daß sich Albrecht auf sie verlassen konnte.

Dennoch fiel, als er wegen der inneren deutschen Wirren Brandenburg 1175 verlassen mußte, dieser feste Platz nochmals in slavische Hände unter Jazko, der sich nunmehr besonders auf polnische Hilfsvölker stützte.

Nach kurzer Zeit kommt Albrecht in Eilmärschen mit Heereskraft zurück und belagert Brandenburg. Jazko mit einem bedeutenden Heere sucht die Feste zu entsetzen. Es mißglückt, Brandenburg wird nach schwerer Belagerung von Albrecht nochmals, jetzt zum letzten Male, überwunden und nun folgt jene Reihe von gewaltigen, verzweifelten Vorstoß- und Rückzugskämpfen, die sich von Brandenburg, bei Potsdam, bei Nedlitz und dem Königswall (sogen. Römerschanze) vorbei bis in die Gegend kurz vor Spandau am rechten Havelufer hinziehen. Jazko auf der Verfolgung durchschwimmt zu Pferde die Havel und hängt Schwert und Schild an einen Lindenstamm, indem er gelobt sich zu unterwerfen und endgültig Christ zu werden, während er bis dahin gelegentlich mit den Triglaff-Anbetern geliebäugelt haben mag.

Dieser Schlußakt wird auch der ergreifende Schlußakt des dreitägigen Bühnenfestspiels werden. Schlußbild: Albrecht dankt dem Christengott für seinen Sieg und tritt, indem er die Regierung für die Zwischenzeit seinem Sohn, später Markgrafen Otto I., übergibt, mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande an unter dem Jubel der altgermanischen, der deutschen Ansiedler aus der Zeit vor und der niederländischen Einwanderer aus der Zeit nach 1150 sowie auch der friedlichen wendischen Bevölkerung.

Das sind die historischen Momente, auf die der Dichter sich stützen kann, wobei ich auf Das zurückgreife, was ich in der Oktober-sitzung bei der Besprechung von Curschmanns Buch über die nord-deutschen Ortsnamen gesagt habe.

Da die Quellen trübe und spärlich fließen, hie und da sich geradezu widersprechen, so läßt sich selbstredend vom Standpunkt historisch strengster Kritik manches von dem Gesagten bemängeln. Glücklicherweise ist dem Dichter, insbesondere dem Dramatiker ein Spielraum der Phantasie, eine „*licentia poetica*“ gegeben, von welcher, wie die *Brandenburgia* hofft, unser Poet ausgiebigen Gebrauch machen wird.

Demnächst wurde Herr Ober-Regisseur Heinrich Frey der Ver-sammlung vorgestellt. Er führte zur Ergänzung noch verschiedenes an und äußerte sich insbesondere über die vorzügliche Lage der Frei-lichtbühne, die ihm in ca. 4 Morgen Größe seitens des Herrn Land-wirtschaftlichen Ministers auf der nordöstlichen Spitze des Pichelswerder zur Verfügung gestellt worden sei.

Da die ChorinerSpiele bei einem Hinterland von etwa 50 – 60000 Seelen pekuniär günstig d. h. nach Rückzahlung der Vorschüsse noch mit einem nicht unerheblichen Plus abgeschlossen haben, so dürften die Pichelswerder Festspiele mit einer Umgegend von über 3 Millionen Menschen (Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf, Schmargendorf, Spandau, Friedenau, Zehlendorf, Wannsee, Halensee, Grunewald, Nicolassee, Potsdam u. s. f.) schwerlich mit Unterbilanz abschließen.

Die Versammlung nahm von alle Dem mit größter Anteilnahme und Befriedigung Kenntnis.

II. Havelländische Sitten, Gebräuche, Volksmeinung in Poesie und Prosa. Da wir eben bei den Sagen und Geschichten des Havellandes verweilt, schließen wir gern den auf dieses bezüglichen nach-stehenden Aufruf an alle Havellandfreunde an.

Was man in unserer Heimat singt und sagt. Ein Aufruf an alle Bewohner des Havellandes. Der Havelländische Heimatverein hat be-schlossen, das volkstümliche Sprachgut des gesamten Havellandes in möglicher Vollständigkeit zu sammeln. In unserer Zeit des zunehmenden Verkehrs verschwinden die alten Sagen, Lieder, Rätsel, die volkstüm-lichen Bezeichnungen und Gebräuche immer mehr. Es ist eine Aufgabe von größter Bedeutung, alles noch Vorhandene aufzuzeichnen und so für die Zukunft zu bewahren. Um das zu erreichen, bedarf es der Mit-wirkung der Bevölkerung, und wir bitten einen jeden, der etwas weiß, und möchte es ihn noch so gering dünken, es aufzuschreiben und uns einzuschicken. Oft sind es alte Leute, die nicht mehr gern mit der Feder umgehen und doch eine besonders große Kenntnis der alten Sagen und Geschichten haben. Vielleicht findet sich da ein für die Sache

Interessierter, der die Aufzeichnung übernimmt oder doch unserm Vorstandsmitglied Herrn Kotzde die Namen solcher Personen übermittelt.

Um nun zu verdeutlichen, was alles gesammelt werden soll, geben wir im Folgenden einen Fragebogen, zu dessen einzelnen Punkten wir nach Möglichkeit Beispiele angeführt haben, die klar bezeichnen werden, um was es sich uns handelt.

Einem jeden Stück, das uns eingesandt wird, also jedem Vers, jedem Rätsel, jedem volkstümlichen Wort bitten wir den Ort, in dem es gesammelt ist, beizufügen.

1. Volksrätsel. Volksrätsel jeglicher Art, Scherzrätsel und Rätselfragen.

Eine, meine, vor die beine,
wo de fine fitz rupgeit, un de ruge busch up steit.

(Spinnrad.)

Es schwebt ein Vogel in der Luft,
er kommt ja nie auf Erden,
und wenn er schreiet um Hungersnot,
zwölf Ochsen will er haben zum Abendbrot.

(Wetterfahne.)

2. Tier, Pflanze und Naturerscheinungen im Munde des Volkes. Tiergespräche, Deutungen von Tierstimmen, Anrufe von Tieren, sonstige Tierreime, Aberglaube über Tiere, über das Vieh des Hofes, Tiersagen und Tiermärchen, Namen von Tieren.

Den Haubentaucher nennt man den „großen Lorch“. (Päwesin.)

Die Bachstelze nennt man „wippsteert“. (Gohlitz.)

Wenn man Quecksilber unter die Schwelle des Viehstalles tut, kann keine Hexe darüber; so ist das Vieh sicher. (Wachow.)

Die Pflanze im Volksmund. Aberglaube über Pflanzen.

Ehrenpries un schurjān
lött keen bösen drunk stāhn.

Wachow.

Reime beim Regen. Anrufe an den Mond, die Sonne usw. Sagen über Sonne, Mond, Sterne, Wirbelwind usw.

In verschiedenen Gegenden des Havellandes erzählte man früher, der Mann im Monde sei ein Kohldieb. Wo sagt man heut dergleichen?

Wetterregeln, Sprüche aus dem Bauernkalender. Was sagt man z. B. vom Brandenburger Wind?

Ausdrücke über Wetter, Wolken, Frost, Hitze, Gewitter, Regenbogen, Regen, Wind, Sturm, Wasser usw. Das anziehende Gewittergewölk nennt man „schwerk“. Wo kennt man den „Wetterbaum“?

Deutungen von allerhand Geräuschen, Glockengeläut, Trommelschlag, bei der Arbeit des Handwerkers usw. Das Signal der Feuerwehr übersetzt man: „Mutter, gib die Hosen her, die Hosen her, es brennt, es brennt“.

Nauen.

3. Volkslieder und Volksreime. Trinkreime, Tanzreime.

Ich stand auf hohem Berge,
sah hinunter ins tiefe Tal,
ein Schifflin sah ich schwimmen,
darin drei Grafen war'n.

(Riewendt.)

Wer weiß dieses Lied vollständig? Wer weiß andere Lieder, die nicht in den Schulbüchern oder in gedruckten Sammlungen stehen? Auch Bruchstücke sind willkommen.

4. Kinderreime.

Suse, kinniken, suse,
wüē wāhnt peter krāse?
In de peterzilligenstrāt,
wüē de wackern mākens gāhn,
dāē wāhnt peter kruse
met sien sack vull luse.

(Zachow.)

Wer weiß andere Kinderreime? Wo ist der obige sonst bekannt? Wird er dort etwas anders gesprochen? In welcher Fassung? Bei welcher Gelegenheit werden die Reime gebraucht? Welche sind zu Weihnachten, Neujahr, Aschermittwoch, Walpurgistag gebräuchlich?

5. Kinderspiele. Nur solche, die nicht in den gedruckten Anleitungen für Schulzwecke stehen. Wer kann dazu die Melodien aufschreiben?

6. Gebräuche und Meinungen über Kinderwartung. Man näht ein Beutelchen mit Salz, Dill und Brot in die Kleider des Kindes, damit ihm die Hexen nichts antun können.

Wachow.

Man soll mit den Kindern nicht auf den Kirchhof gehen, bevor sie ein Jahr alt sind.

Wachow.

7. Gebräuche und Meinungen bei Geburt, Taufe, Schulgang, Einsegnung, Verlöbniß, Hochzeit, Entbindung, Tod, Erntefest, kirchlichen Festen, Handwerkerregeln, Rechts- und Verwaltungsbräuche. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, hat sie in der Ehe kein Glück.

Gohlitz.

8. Sagen und Märchen, alte Geschichten. Was sagt man von der Roggenmuhme?

9. Was sagt ein Ort vom andern? Zu unartigen Kindern sagt man: „Du sast art Spandoer door kieken.“

Niebede.

10. Allerlei Scherze, Geschichten, Volkswitz. Man scheue sich nicht, auch derbe Sachen zu übermitteln.

„Vor dem Jahre 1848 standen in Rathenow 2 Schwadronen „Brandenburgische Kürassiere.“ Unter den Leuten befand sich einer mit Namen Kuhpfahl, der durch seinen fabelhaften Appetit Aufsehen erregte. Eines Tages stand eine Schwadron, zum Brotempfang angetreten,

bei der uralten Bäckerei am Haveltoore. Nach der Ausgabe fragte der Schwadronsgewaltige: „Hat jeder sein Kommisbrot empfangen?“ — worauf Kuhpfahl vortrat und meldete: „Ich habe noch keins gekriegt!“ „Aber Kuhpfahl,“ rief der Wachtmeister, „Er hat es ja zuerst erhalten!“ Die überraschende Antwort lautete: „Herr Wachmeister, denn muß ick et woll in Jedanken upjejnöselt haben!“ Rathenow.

11. Inschriften an Grabmälern (nur eigenartige), Häusern, Glocken, Sonnenuhren und anderen Gegenständen.

Alle Mitteilungen in dieser Angelegenheit bitten wir an Herrn Schriftsteller Wilhelm Kotzde in Rathenow, Fontanestr. Nr. 14, zu richten. Weitere Fragebogen erbitte man ebendort.

Havelländischer Heimatverein:

Gymnasialdirektor Prof. Guthjahr, Vorsitzender.

III. Urania-Vortrag. Ich mache darauf aufmerksam, daß Herr Direktor Goerke, unser geehrtes Mitglied, als Direktor des Instituts Urania einen Lichtbildvortrag, den er selbst verfaßt hat, über märkische Landschafts- und Garten-Poesie am 19. d. M. hält, der hoffentlich noch öfters namentlich im Vorfrühling, wo der Vortrag so recht am Platze ist, wiederholt werden wird.

B. Persönliches.

IIIa. Über die Märkische Familie Pintsch. Ich lege Ihnen eine gerade für unsere Mark bedeutsame „Familien- und Fabrikgeschichte: Julius Pintsch (Berlin 1815 – 1884), seine berlinisch-lausitzischen Vorfahren. Von Arno Boetticher, Amtsgerichtsrat in Frankfurt a. O.“ vor, 1908 bei C. A. Starke in Görlitz als Handschrift gedruckt in 150 Exemplaren.

In das vorliegende Exemplar hat Herr Oskar Pintsch, einer der Söhne des weltberühmten Fabrikunternehmers die Worte geschrieben: „Waren auch unsere Vorfahren keine sogen. Edelleute oder Ritter, so haben sie sich doch in Arbeit ritterlich durchgeschlagen, in welchem Sinn ihnen zu folgen, wir uns nach Kräften bemüht haben.“

Ein wahres Wort, das durch diese werktätige Familie und durch ihre Hauschronik hindurch geht.

Die Familie stammt aus den Dörfern Sakrow und Neuzauche, Kreis Lübben und Lübbenau, Kreis Kalau, von wo sie um 1800 nach Berlin einwanderte. Karl Friedrich Julius Pintsch, der Begründer des Geschäfts, besuchte die Gewerbeschule und das Gymnasium zum grauen Kloster, wurde dann Klempner und arbeitete sich als selbstgemachter Mann durch Fleiß und Umsicht immer mehr in die Höhe. Das Buch enthält mancherlei nützliche Abbildungen der verschiedenen

Etablissements, aus denen schließlich die großen Anlagen zu Fürstenwalde a. Spree und in Berlin hervorgegangen sind. Die vier Brüder, Richard geb. 1840, Oskar geb. 1844, Julius geb. 1846 und Albert geb. 1858, sind gegenwärtig Vertreter der Familie, der wir unsere aufrichtigen Wünsche für ferneres Wohlgedeihen gern entgegenbringen.

Hieran anschließend darf ich wohl daran erinnern, daß die Brandenburgia am 3. September 1893 in dem Fürstenwalder Etablissement der Firma Pintsch durch Herrn Komm.-Rat Julius Pintsch feierlichst empfangen wurde, daß dieser hervorragende Industrielle Gönnermitglied der Brandenburgia ist und daß Herr Oskar Pintsch ebenfalls die Gönnerschaft erwerben wird.

C. Naturkunde und Techuik.

IV. U. M. Herr Dr. Fiebelkorn teilt uns in dankeswerter Weise den nachfolgenden Artikel mit: Schwierigkeiten bei den Museumsbauten in Berlin.

Die Gründungsarbeiten der an Stelle des alten Pergamonmuseums auf der Museumsinsel zu errichtenden neuen Museumsbauten sind bis auf weiteres stillgelegt worden, da der Baugrund überaus schlecht und der Unterboden starke Torfschichten enthält, die der beabsichtigten Betongründung wegen der im Moor vorhandenen Humussäure (Humussäure greift den Beton an) gefährlich werden könnten. Es werden daher z. Zt. Versuche bezüglich der besonderen Eigenschaften des vorhandenen moorigen Bodens und seine Einwirkung auf Beton angestellt, damit die Beschaffenheit des vorgesehenen Gründungsbetons (über die Gründungsart ist man sich noch nicht schlüssig) und etwaige besondere Vorsichtsmaßnahmen den gegebenen Verhältnissen angepaßt werden. Erst nach Abschluß dieser Versuche kann mit den Gründungsarbeiten begonnen werden, was voraussichtlich erst nach vielen Monaten geschehen wird.

Der Grundriß des zu errichtenden Neubaus schließt den Platz des alten Pergamonmuseums, das aus Bau-fälligkeit infolge des nachgebenden Untergrundes abgebrochen wurde, in sich. Die Baustelle liegt vom Lustgarten aus gesehen, zwischen zwei Wasseradern der Spree hinter dem Alten und Neuen Museum und der Nationalgalerie und grenzt an die Stadtbahn die den zukünftigen Bau von dem Kaiser Friedrichs Museum trennt. Der Grundriß des geplanten Museums-Neubaus hat □-Form, die Schenkel zeigen dem Zeughaus zu, während der Hauptbau rechtwinkelig zur Stadtbahn zu stehen kommt. Die Länge der Flügel und des Hauptbaues beträgt, von einer äußeren Ecke aus gemessen, etwa je 125 m. Die bis jetzt ausgeschachtete Baugrube des Hauptbaues und des der Stadtbahn zunächst gelegenen Flügels liegt öde und verlassen da. Der Boden ist bis zu einer Tiefe etwa 5 m ausgehoben, ist etwa 1½ m tief

mit Wasser gefüllt, aus dem zahlreiche Gründungspfeiler (Senkkästen) von etwa 1,50:1,50 m Querschnitt und einige Spundwände, alles Gründungen des alten Pergamonmuseums, mit den Köpfen etwas über die Wasserfläche herausragen. Ueber der Wasserfläche liegt ein Netz von Wasserleitungsröhren des Pumpwerkes, dessen Betrieb ebenfalls ruht. Die Holzschalung der Betonsenkkästen und der Betonwände (Beton zwischen Spundbohlen) ist sehr gut erhalten. Einzelne Einschnitte der Bohlen zeigen, daß das Holz noch gut ist. Als Gründungen für das neue Gebäude können jedoch diese Gründungsklötze (etwa 2 m hoch) und Wände nicht benutzt werden, da sie nur lose in dem Wasser stehen und sozusagen auf dem Moorboden „schwimmen“. Einzelne Pfeiler stehen sogar schräg und haben sich allmählich zur Seite gelegt; doch scheinen die alten Beton-Gründungskörper infolge der sie umgebenden starken Bohlenverschalungen nicht gelitten zu haben. Die dunkle Moorschicht ist deutlich etwas über dem Wasserspiegel an den Böschungen der Baugrube zu sehen. Die darüber liegende Schicht, bis Oberkante Erdboden etwa 3,50 m, besteht zum größten Teil aus Sand. Zu Versuchszwecken sind an einer Stelle der Baugrube eine Anzahl Holzpfähle von etwa 10—16 m Länge eingerammt, von Oberkante Erdboden aus gerechnet; der gute Baugrund liegt in etwa 12 m Tiefe.

(Tonindustrie-Zeitung 26. XI. 1910. S. 1618.)

V. Die Volkszählung vom 1. Dezember 1910. Groß-Berlin 3 680 000 Einwohner. Die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung laufen nur sehr langsam ein, und von den 66 Vororten, die man allgemein unter dem Begriff „Groß-Berlin“ zusammenfaßt, sind bisher nur die Ergebnisse der Reichshauptstadt und von 27 Vororten, von Ahrensfelde, Blankenburg, Britz, Buckow, Charlottenburg, Cöpenick, Friedenau, Groß Lichterfelde, Grunewald-Forst, Johannisthal, Lichtenberg, Gutsbezirk Schloß Schönholz, Reinickendorf Rixdorf, Oberschöneweide, Schöneberg, Spandau, Stadt, Land und Zitadelle, Steglitz, Tegel, Tegel-Schloß, Tempelhof, Treptow, Weißensee, Wilmersdorf und Zehlendorf bekannt. Die Einwohnerschaft von Berlin beträgt, wie bereits berichtet, 2 064 153 Seelen, diejenigen der obengenannten Vororte 1 415 976 Personen; zusammen ergibt dies ein Resultat von 3 480 129 Seelen. Es stehen noch 39 kleinere Vororte aus, deren Einwohner auf 200 000 Seelen geschätzt werden. Im Jahre 1905, bei der letzten Volkszählung, betrug die Einwohnerschaft Berlins 2 040 138, diejenige der 66 Vororte 1 165 430, in Summa 3 205 578 Seelen. —

D. Kulturgeschichtliches.

VI. Dr. Hans Hahne (Hannover): Das vorgeschichtliche Europa, Kulturen und Völker. Endlich hat auch einmal ein Deutscher den Versuch gemacht, eine ganz allgemeine, alles umfassende

Übersicht über die ur- und vorgeschichtlichen Spuren in Europa vom Tertiär an zusammenzufassen. Das schwierige Experiment ist dem Verfasser nach dem Stande unsres Wissens geglückt. Wir erhalten eine volkstümlich geschriebene und doch streng wissenschaftliche Zusammenstellung, die sich bis in die Karolingische Zeit erstreckt. Der Stil ist kurz und deutlich, von Überschwänglichkeiten frei, vielmehr streng sachlich. Ich kann das nur 4 M. kostende, dabei mit zahlreichen, guten Bildern ausgestattete Buch allen Freunden der Kunde von den ältesten Vorzeiten auf das wärmste zur Anschaffung empfehlen. 130 S. fol. Verlag von Velhagen & Klasing 1910. (Nr. 30 der Monographie zur Weltgeschichte.)

VII. Hannoverland. Ein Buch der Heimatpflege. Herausg. unter Mitarbeit vieler Forscher von G. F. Konrich. Verlag von Ernst Geibel. Hannover 1910. Wesentlich dem Heimatschutz ist dies vortreffliche Buch, in dem u. a. die Entwicklung des Heimatschutzgedankens in Deutschland von u. A.-M. R. Mielke entwickelt ist. Schutz 1. der Städte und Ortsbilder, 2. der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler (von Dr. H. Hahne), 3. der kirchlichen Denkmäler, 4. profaner Denkmäler, 5. des Landschaftsbildes, 6. der Pflanzenwelt, 7. der Tierwelt, 8. des Volkstums (Heinrich Sohnrey) — Erhaltung der plattdeutschen Sprache und Volkstrachten.

Auch dies nützliche Buch, welches für unsere Provinz Brandenburg in vieler Beziehung als Vorbild gelten konnte, auch mit voller Sachkunde und innigem Heimatgefühl zusammengestellt ist, wird Ihrer Beachtung und Betrachtung hiermit bestens empfohlen.

VIII. Havelland. Die Landschaften um Spandau, Potsdam, Brandenburg. Von Theodor Fontane. Illustrierte Ausgabe von Fedor von Zobeltitz. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1910.

Unser geschätztes Mitglied hat aus den Fontaneschen Wanderungen den Band herausgegriffen, welcher uns landschaftlich am nächsten liegt, auch wohl von jeher den größten Leserkreis aufgewiesen hat. Die Illustrationen sind meist wohl gelungen: vor dem Titel sehen wir Fontanes Marmordenkmal von Max Klein im Tiergarten. Einige Kapitel sind ausgeschieden worden, sonst ist am eigentlichen Text nichts geändert, wohl aber eine Reihe höchst nützlicher Anmerkungen des Herausgebers hinzugefügt. Alles in Allem ist der Preis für dies schöne, immer jungbleibende, zur Heimatliebe anregende Buch in stattlichem Leinenband mit 10 M. als angemessen zu bezeichnen. Möge dasselbe recht bald in den weitesten Kreisen Aufnahme finden.

IX. Otto Monke: Berliner Sagen und Erinnerungen. Für die Berliner Jugend gesammelt (Berliner Heimatbücher. Her. von

der Diesterweg-Stiftung in Berlin No. 2). Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1911. 70 S. kl. 8.

Es ist wohl kein Anderer zur Herausgabe dieser aus 63 Nummern bestehenden Sammlung so berufen wie unser verehrtes Ausschußmitglied Herr Rektor Otto Monke. Einmal beherrscht er den vorhandenen Stoff bis ins Einzelne, er hat ihn sogar aus dem Volksmunde noch bereichert, dann aber leistet der Verfasser im Treffen des Volkstons und in der Anregung jugendlicher Gemüter geradezu Hervorragendes. Das Büchlein ist auch für Erwachsene in seiner knappen Ausdrucksweise sehr ansprechend. Jedes Berliner Kind sollte in Besitz dieser trefflichen Sammlung gelangen. Der billige Preis 25 Pf. erleichtert dies.

X. Der Vorstand des Historischen Vereins für Heimatkunde zu Frankfurt an der Oder dankt für unseren Glückwunsch zum 50jähr. Jubiläum am 24. d. M. herzlich und übersendet eine Festschrift (24. Heft der Mitteilungen). Außer der Interna des Vereins, die natürlich bei dieser Gelegenheit ausführlich geschildert worden, enthält das Büchlein 4 wertvolle Beiträge: M. Wilberg: Die Münzer der Stadt Frankfurt a. Oder. — Karl Seilkopf: Aus dem märkischen Verkehrsleben im 16. Jahrhundert (meist die Oder betreffend). — Joh. G. Nitschke: Die Stadt Frankfurt a. Oder am Anfange des 19. Jahrhunderts. — Schlobach: Merkwürdige Inschriften in Frankfurt a. Oder.

XI. Städtische Technische Mittelschule zu Berlin N 65. Am Zeppelinplatz. — Unter diesem Titel wurde das Ihnen vorliegende Heft (43 S.) Text mit Abbildungen und Grundrissen, am 14. v. M. bei der von mir besuchten Einweihung der nach Plänen u. M. Geh. Baurat Dr. ing. Ludwig Hoffmann erbauten ansehnlichen Lehranstalt verteilt. Ich übergebe es unserer Bücherei.

XII. Dasselbe tue ich mit dem Büchlein „Die Zersplitterung des Wirtschaftsgebietes von Groß-Berlin. Denkschrift der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin.“ Berlin 1910. Für die aktuelle Heimatkunde unseres Gebiets von großem Interesse, weil hier die Unhaltbarkeit unserer kommunalen Zustände von zuständiger Seite beleuchtet wird. Nach meiner Überzeugung wird der preußische Staat wohl die Klinke der Gesetzgebung in Gestalt eines Zweckverbandes und in Zwangsform in die Hand nehmen müssen, da — *tot capita, tot sensus* — zu einer friedlichen Einigung unter den verschiedenen Gemeinden je länger je weniger Aussicht vorhanden erscheint. Geschenk u. Mitgliedes Herrn Paul Kressmann.

XIII. Das Gleiche geschehe mit der Festnummer der „Schnur“, Vereinigung ehemaliger Einjährig-Freiwilliger Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71. Erinnerungsblätter an den Feldzug 1870/71. Geschenk u. M. Herrn Dr. Brendicke, der um die Redaktion der Zeitschrift

große Verdienste hat. Viele interessante Originalbeiträge aus dem französischen Kriege.

XIV. Monats-Blätter des Touristenklubs für die Mark Brandenburg, Nr. 12, 1910. Darin schätzbare Notizen von Oskar Bolle über Frau von Friedland-Lestwitz in Buckow (Märk. Schweiz).

XV. Dr. Ernst Arthur Lutze: Hohenzollern-Anekdotenschatz. Ich lege Ihnen dies Büchlein des literarisch bekannten Herrn Verfassers vor, das eine Menge von Erlebnissen und Ereignissen zumeist mit patriotischem stimmungsvollem Hintergrunde in Form von einzelnen Gedichten schildert und überweise es mit verbindlichem Danke an die Bücherei der Brandenburgia. Im hiesigen Verlag für nationale Literatur erschienen, brochiert 1,50, eleg. geb. 2,50 M. Für den Weihnachtstisch in weiten Volkskreisen wohl geeignet.

XVI. „Ergebnisse der Ausgrabungen in der Höhle Fond-de-Forêt, Provinz Lüttich.“ (Auszug aus den Annalen der archäologischen und historischen Verbindung Belgiens. XXI. Session. Kongreß von Lüttich 1909) und „Die neuen Ausgrabungen in derselben Höhle“ (Seraing, 1910). U. korr.-M., Herr Konservator A. Rutot teilt Ausgrabungsberichte mit betreffend die berühmten Höhlen, in denen bereits 1829 und 1830 der vorahnde Dr. Schmerling aus Lüttich erfolgreiche Funde diluvialer Säugetiere (Ren, Bär, Mammut u. dgl.) entnahm. Herr R. hat seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Schichten und die darin vorkommenden bearbeiteten Kiesel gerichtet. Er schildert wie die eolitische Bevölkerung von einer besser ausgerüsteten sich in immer entlegenern Schlupfwinkel verdrängen ließ. Auch die Einflüsse rauher Witterung auf die Urmenschen werden nachgewiesen. „Bot die Höhle eine absolute Sicherheit? Wie viele Male wird das wilde Gebrüll des Höhlenbären und der Hyäne die primitiven Familien haben erzittern lassen, welche eine Zufluchtsstätte unter den Wölbungen der Höhle suchten!“ Eine dritte Schrift Rutots beschäftigt sich mit den arktischen Nagern in den belgischen Höhlen, Tieren, die auf eine raue Tundra- und Steppenzeit deuten. — Eine vierte Abhandlung Rutots betrifft die Entdeckung von *Corbicula fluminalis* zu Hofstade südöstlich von Mecheln. Schon Sir Charles Lyell hat um 1865 in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ auf die Bedeutsamkeit der Funde der Süßwassermuschel *Corbicula* (*Cyrena*) *fluminalis* hingewiesen, die in der wärmeren Diluvialzeit in England, Frankreich, Belgien lebte, längst aber in Europa ausgestorben, wohl aber noch in Flüssen des Orients wie Nil und Euphrat lebendig vorhanden ist. *C. fl.* beanspruchte ein milderes Klima im unteren Quartär. Es sind dabei Reste von *Elephas antiquus*, dem Vorläufer des Mammut, gefunden. Auf deutsches Gebiet übertragen entspricht die *Corbicula*-Periode dem Anfang des von Penck sogenannten Interglazial Mindel-Riss.

E. Abbildungen.

XVII. U. M. K. Reichhelm überreicht drei besonders schöne Ansichtspostkarten: An der Marienkirche in Treuenbrietzen; an der Nieplitz ebendort und ein herrliches Stimmungsbild aus dem benachbarten Frohnsdorf mit Blick ins anmutige Nieplitzthal.

XVIII. Die Dezemberrnummer von „Neue Kunst“, Organ der Photographischen Gesellschaft enthält namentlich vortreffliche Porträts, darunter Meisterwerke Anton Graffs, die zu Weihnachtsgeschenken verlocken.

XIX. Das Gleiche tut das in dem rührigen Verlag des uns schon lange vorteilhaft bekannten Herr Josef Spiro, Pallasstr. 12 erschienene Bilderwerk: „Berlin in Bildern 1810—1910, Oktav-Album mit 80 Bildern und 22 Seiten Text nebst Einleitung von Dr. Max Osborn“ (Assistent am Märkischen Museum). Dies von mir warm empfohlene Album kostet 4,50 Mk., wird aber an unsere Mitglieder für 3,50 Mk. abgegeben.

XX. Der Peitzer Festungsbaum. Herr Franz Groger, Spandau, Pichelsdorfer Str. 14, schreibt uns: 1. In ihrem interessanten Vortrag über die Kiefer gedachte Frl. Lemcke auch des Baumes auf dem Peitzer Festungsturm. Ich möchte mir dazu erlauben, der Brandenburgia eine Abbildung dieser merkwürdigen Kiefer auf beiliegender Karte zu überreichen. Das Eigenartige dabei ist noch, daß weder von einem Wachstum noch von einem Verkümmern des Baumes etwas zu spüren ist; denn wie er jetzt aussieht, so kennen ihn schon die alten Leute. Es gilt daher in Peitz der Glaube: so lange die Kiefer auf dem Turme grünt, so lange wird es auch mit der Stadt Peitz gut gehen.

Das Geschichtchen über die Entstehung der scherzhaften Bezeichnung „Zeitzer Stadtforst“, auf welches Herr Rektor Monke zu sprechen kam, ist in der ganzen Niederlausitz, meiner Heimat, überall bekannt, und es gibt noch viele, selbst in Peitz, welche die Sache für historisch halten. Es ist aber weiter nichts als eine Anekdote, wie es deren so manche gibt. Der Königsbesuch, wobei die Bürgerschaft von 11—7 Uhr nachmittags auf den von Kottbus kommenden Monarchen wartete und wobei manche inzwischen den Spirituosen reichlich zusprachen, fand am 30. Mai 1844 statt. Aber damals lag gar kein Grund vor, den Festungsturm als Geschenk zu erbitten. Gleich nach der Aufgabe der Festung (1764) war der Turm zu kommunalen Zwecken benutzt worden; man hatte in seinem Gewölbe die Ratswage aufgehängt und dann darin das Königl. Wollmagazin angelegt, und um 1831 war der Turm der Stadt Peitz zu einem dauernden Eigentum überwiesen worden. Von ihm ist wohl bei dem Besuche des Königs garnicht gesprochen worden, wenigstens nicht in dem angeregten Sinne; denn sonst hätte gewiß der Dr.

med. Schlesier, der sich als Deputierter der Stadt bei dem Könige während des kurzen Aufenthalts in Peitz aufhielt und in seinen Aufzeichnungen die Vorgänge an jenem Festtage mit großer Ausführlichkeit schilderte, der Sache Erwähnung getan:

Wahrscheinlich ist die spaßige Geschichte erst später entstanden und hat dann so großes Wohlgefallen erregt, daß sie sich bis heute erhalten hat.“ — Herrn Groger verbindlichsten Dank.

XX. Herr Pfarrer Gerhard Berendt über die Berliner Irrenanstalten und andere:

Sehr geehrte Damen und Herren!

Nur zögernd bin ich der Aufforderung, in Ihrer Mitte über das angekündigte Thema zu sprechen, gefolgt. Eigentlich wollte ich Ihnen nur von dem traurigen Los der Irren im Orient erzählen, wie ich es im vorigen Jahre auf meiner Studienreise gesehen habe. Da aber in der Brandenburgia doch zunächst von Dingen die Rede sein soll, die innerhalb des Bereiches unserer Heimatprovinz liegen, so lassen Sie mich zunächst das über die Irrenpflege im allgemeinen zu sagende an den uns zunächst liegenden großen Berliner Anstalten exemplifizieren.

Nicht nur im Mittelalter sondern noch bis vor 100 Jahren gab es keine Irrenpflege im besonderen Sinne. Die Irren wurden nur aus polizeilichen Gründen aus der Gemeinschaft der Gesunden entfernt und bald in Gefängnissen zusammen mit Verbrechern und Vagabunden bald in Armen- und Arbeitshäusern, meist in den schlechtesten Räumlichkeiten untergebracht. Ja noch am Ende des 18. Jahrhunderts ergötzte sich das Volk an den Sprüngen und dem Geheul der Tollen, wie z. B. in Braunschweig am Stadttor. Oder man sah in traurigstem Aberglauben in den unglücklichen Geisteskranken Zauberer und Hexen, die man internierte in Käfigen und öffentlich verbrannte. Die Erkenntnis, daß Irre Kranke sind und zwar Geisteskranke, wie schon der Ausdruck besagt, hat sich erst spät Bahn gebrochen, und zwar war es der große französische Irrenarzt Pinel, der mit Gefahr seines Lebens vom französischen Konvent in der Revolutionszeit die Erlaubnis erwirkte, den Irren die Ketten abnehmen zu dürfen. In der Salpêtrière der großen Irrenanstalt von Paris sah ich im Hörsaal der psychiatrischen Klinik ein großes Bild, welches dieses Ereignis darstellt: „Pinel dem Irren die Ketten abnehmend.“

Infolge dieser jahrhundertelangen Mißstände auf dem Gebiete der Irrenpflege kommt es, daß auch heute noch grade hier im weitesten Publikum die größten Vorurteile und das größte Mißtrauen verbreitet sind und daß viele mit einer Irrenanstalt noch heute den Begriff eines Gefängnisses mit Tobzellen und Zwangsjacken und anderen Gewaltkuren verbinden.

Erschwerend für die Beurteilung eines Geisteskranken wirkt auch noch das mit, daß viele meinen, ein solcher müsse an irren Reden und wirrem Gebahren jedermann erkennbar sein. Dieser falschen Auffassung suchte zu meiner Studienzeit der Direktor der psychiatrischen Klinik, Prof. Siemerling in Tübingen, jetzt in Kiel, entgegenzuwirken, indem er in einer für Studierende aller Fakultäten gehaltenen Vorlesung uns einzelne Irren vorführte, die sich nicht bloß in Angabe ihres Nationales sondern auch in der Unterhaltung über bestimmte allgemeine oder spezielle Themata und in ihrem ganzen Auftreten völlig einwandfrei zeigten wie jeder andere Mensch.

Erst bei Berührung der ihnen eigentümlichen Wahnidee kam ihre Geistesgestörtheit zum Vorschein. Diese auch anderwärts verbreiteten Vorurteile haben sich auch gegen die Berliner Irrenanstalten geltend gemacht, sei es in einzelnen Zeitungsnotizen, welche von dem Klagen unzufriedenen Pflegepersonals berichten, sei es in einer Broschüre eines Laien, der bei Nacht sich in eine Anstalt eingeschlichen hatte und nun allerlei ärztliche Details vor dem Forum der Öffentlichkeit kritisierte. Schon die Art und Weise, wie sich der Betreffende bei Nacht Eingang in die Anstalt verschafft hatte, muß — wie unser Herr Oberbürgermeister treffend bemerkte — bei jedem vorurteilslos Denkenden Befremden erregen. Die einzelnen Angriffe sind denn auch in einem Spezialbericht von dem Vorsitzenden der Deputation für die städtische Irrenpflege, Herrn Geheimrat Dr. F. Straßmann, glänzend widerlegt, da der Bericht im Oktober in allen großen Tageszeitungen veröffentlicht ist und es sich dabei vielfach um ärztliche Details handelt, so dürfte es Sie mehr interessieren, wenn ich Ihnen die Geschichte und das Anstaltsleben der 3 großen Berliner Anstalten in kurzen Zügen entwerfe.

Noch bis in die 70er Jahre wurden die städtischen Irren in 2 Stationen aufgenommen, die Männer in einem abgesonderten Teil des Arbeitshauses und die Frauen in das ehemalige neue Hospital in der Wallstraße oder auf Kosten der Stadt in Privatanstalten. Nach langjährigen Vorbereitungen konnte die 1. Irrenanstalt der Stadt Berlin zu Dalldorf im Norden von Berlin mit einem Kostenaufwand von 4 Millionen Mark erbaut, im Jahre 1880 eröffnet werden. 12 Jahre darauf erfolgte die Belegung der zweiten großen Berliner Irrenanstalt in Herzberge bei Lichtenberg und 15 Jahre darauf die Eröffnung der 3. Berliner Irrenanstalt in Buch bei Berlin; wo sich zugleich das große vom Stadtbaurat Hoffmann erbaute Hospital, die Alte Leutestadt von Berlin, befindet, die im Oktober 1910 von Sr. Majestät besucht wurde und eine Heimstätte für brustkranke Männer.

Zur Zeit ist in Bau eine 4. Irrenanstalt, welche in 2—3 Jahren wird belegt werden können. Alle diese Irrenanstalten sowie die Anstalt für Epileptische in Wuhlgarten sind unterstellt einem Kuratorium, das

sich aus Stadträten und Stadtverordneten, ärztlichen Bürgerdeputierten und den ärztlichen Direktoren der 4 Anstalten zusammensetzt. Sehen Sie sich nun die Anstalten näher an, so bieten sich Ihnen nicht etwa ummauerte Gefängnisse dar, sondern Anlagen von mehreren Gebäuden, welche in schönen Park- und Gartenanlagen gruppiert selber mit den neuesten Errungenschaften der Technik, Zentralheizung, Zentralwasserversorgung versehen, ausreichend Platz, Luft und Licht bieten. Daß natürlich Schwerkranke nicht mit leichteren zusammen, sondern in Isolierhäusern und verbrecherische Kranke in „festen Häusern“ untergebracht werden, bedarf keiner näheren Begründung. Die übrigen Kranken sind in den offenen Landhäusern untergebracht, wo ihnen auch nach Fähigkeit Gelegenheit zu Hand- und Landarbeit geboten ist. Auch an Festen und Unterhaltung fehlt es nicht. Die Beteiligung am Gottesdienst in der schönen, lichtgebauten Anstaltskirche ist freiwillig und überaus rege. In dem schönen Festsaal finden Konzerte und Theaterabende statt, bei welchen die Lieder wie die Theaterstücke von Patienten selber zum Vortrag gebracht werden. Zweimal wöchentlich findet Gesangstunde statt, an welcher alle Sanglustigen und Stimmbegabten teilnehmen können. Auch an Kegelbahn und Billardzimmer fehlt es nicht. Letzteres ist sogar in dem festen Hause vorhanden, in welchem geisteskranke Sträflinge untergebracht sind. Kurz es fehlt an nichts um auch diesen Unglücklichen das Leben soweit als möglich zu verschönen. Mehr als Schilderungen aber überzeugt die eigene Anschauung, und so möge denn auch dieser Verein den Weg nicht scheuen und eine der Anstalten, am besten die in Buch selber besuchen, was durch die Deputation für die städtische Irrenpflege bereitwilligst gestattet wird.

Anmerkung: Vortragender schilderte im II. Teil seines Vortrages das Los der Geisteskranken in den griechischen Klöstern des Orients, die aus abergläubischen Gründen in Kellern bei Wasser und Brot und in Ketten gehalten werden, auf Grund seiner Orientstudienreise und die dagegen auf seine Veranlassung unternommenen Schritte. Dieser Teil des Vortrages, der von Pfarrer Berendt auf dem internationalen Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke im Oktober 1910 im Abgeordnetenhaus gehalten wurde, ist von der Redaktion der klinisch-therapeutischen Wochenschrift Berlin-Wien zum Abdruck gebracht. (Heft 4, Jahrg. 1911.)

20. (14. außerordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres

Sonntag, den 18. Dezember 1910, vormittags 11 Uhr
in der

Deutschen Theater-Ausstellung in den Ausstellungshallen am
Zoologischen Garten unter der gütigen Führung des Herrn Chefredaktors
Dr. Heinrich Stümcke.

U. M. Herr August Förster stellt uns hierzu folgenden Aufsatz
aus der Charlottenburger Zeitung „Neue Zeit“ zur Verfügung.

Die Theater-Ausstellung, die von der Gesellschaft für Theater-
Geschichte in den Ausstellungshallen an der Hardenbergstraße veran-
staltet wird und nur noch bis zum Schluß des Monats Dezember geöffnet
ist, hat ihre Schilderer und Kritiker anscheinend in genügendem Maße
gefunden, denn die Berliner Zeitungen sind darüber schon verstummt.
Dennoch ergeben sich, so oft man sie besucht, immer neue intime Reize,
die eine Fundgrube für ein Dutzend Feuilletons abgeben könnten, wenn
unsere schnelllebige Zeit diese interessante Ausstellung nicht mit dem,
was die Zeitungen über sie schon gebracht haben, zu Unrecht für abge-
tan wählte.

Ist es beispielsweise, um von hunderten solcher kleinen Züge einige
herauszugreifen, nicht von hohem Interesse, den nach seiner Gewohnheit
auf den Knien geschriebenen Brief Alexander von Humboldt's vom März
1858 in der Wiener Abteilung zu finden oder die Theaterzettel der Armée
française de Hannovre aus 1804 und 1805, die noch die Daten des
8. Floréal XII und des 19. Vendémiaire XIII tragen? Auch die Aus-
stellung des Dresdener Hoftheaters, ausgezeichnet u. A. durch das prächtige
Ölbild von Pauline Ulrich, enthält in bedeutender Zahl solche historische
Merkwürdigkeiten, an denen das Auge sinnend haftet, z. B. die Zettel
von den ersten Dresdner Aufführungen von „Rienzi“, dem „Fliegenden
Holländer“, dem „Tannhäuser“ vom 20. Oktober 1842, 2. Januar 1843,
19. Oktober 1845, von der Uraufführung von „Uriel Acosta“ vom 12. Sep-
tember 1846 (Rienzi, Tannhäuser wurde von Tichatscheck, Acosta von
Emil Devrient kreiert). Ebendort befindet sich auch das Schreiben aus
1842, durch welches Richard Wagner mit 1500 Taler Gehalt zum zweiten
Kapellmeister an der Hofoper ernannt wird. Durch ganz besonders
schöne, bereitwillig dargeliebene Gaben hat Therese Malten, z. Zt. in
Klein-Zschachwitz bei Dresden den Erinnerungen an eine große Zeit
lebend, das Ausstellungskomitee erfreut. Zählt die Königliche Kammer-
sängerin Malten doch zu den Künstlerinnen, auf deren hohe Sangeskunst

Richard Wagner mit unbewegtem, ungetäuschem Vertrauen für den Erfolg seiner Nibelungentrilogie und anderer seiner Opern rechnete. Therese Malten war seine erste Brünhilde in Bayreuth. Während eines Vierteljahrhunderts von 1873 bis 1898 hat sie diese und andere Wagnersche Gestalten mit stetem Triumph in Bayreuth und Dresden auf die Bühne gebracht. Noch am 6. Januar 1883, fünf Wochen vor seinem Tode, schrieb Richard Wagner einen überaus herzlichen Brief an die Sängerin. Diesen Brief und alles, was an ihre Betätigung für den großen Meister erinnert, legt Therese Malten vor die Besucher der Ausstellung. Es sind nicht bloß glanzvolle Trophäen aus edelsten Stoffen, die sie von der bewundernden Mitwelt geerntet und die sie in unverblichem Glanze vor Augen führt, es ist vor allem der Bühnenapparat der Walküre Brünhilde, den sie pietätvoll verwahrt hat und hier entfaltet; denn an dem Apparat hat Wagner mitgeraten, er entspricht ganz der Vorstellung von der Gestalt Brünhildens in seiner Einbildungskraft. Das adelt diese Dinge, diese prächtige silberne Brünne, den aus dem gleichen Metall hergestellten Flügelhelm, Schild, Schwert, Speer, die beiden silbernen Oberarmspangen, die Unterarm-Spange für den Schild-Arm und den reichen roten Mantel mit silbernen Schlössern. Von anderen Trophäen und Bühnen-Erinnerungen sei erwähnt der „Nibelungen-Ring“, eine goldene Elisabeth-Krone, ein Gralskelch, zwei silberne Gralskannen, zwei silberne Gralsbecher. Endlich ist auch ein Brustbild der Sängerin als Brünhilde vorhanden und ein Gobelin „Brünhilde“. Alles in Allem zählt diese 27 Nummern umfassende Ausstellung ihres Reichtums und ihrer Erinnerungen wegen zu den wertvollsten Einzelausstellungen, die geboten sind. Allen, die Therese Malten noch im Glanz ihrer Jugend und Schönheit und auf der Höhe ihrer Gesanges- und Schauspielkunst auf der Bühne gesehen haben, kann empfohlen werden, hier ihr Gedächtnis an weihevollen Stunden aufzufrischen. Mehrere treffliche Bilder stellen die Sängerin in verschiedenen Zeiten ihrer Künstlerlaufbahn dar. Auch an eine von ihr verehrte schlichte Holzbank, die mitausgestellt ist, die sogenannte „Meister-Ecke“, knüpfen sich an Wagner, welcher diesen Ruhsitz bevorzugte, schlichte Erinnerungen, wie man in einem an der Rücklehne aufgehefteten Zeitungsblatt nachlesen kann.

21. (7. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. Januar 1911 abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Vortragssaal des Märkischen Museums, am Märkischen Platz 2.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV und XXVI bis XXXI her.

A. Allgemeines.

1. Nachdem der Vorsitzende einen herzlichen Neujahrsgruß des Vorstandes ausgerichtet, berichtet er über den Stand des Festspiels auf der Freilichtbühne des Pichelswerder Juni bis August d. J., zu welchem Herr Schriftsteller Eberhard König in Waidmannslust den Text liefert und das unter der Aegide der Brandenburgia szenisch und bühnentechnisch von dem durch sein Lutherfestspiel über Deutschlands Grenzen hinaus wohlbekannten, unserm nunmehrigen Mitgliede Herrn Oberregisseur Heinrich Frey geleitet werden wird.

Bei einer Zusammenkunft an Ort und Stelle am 15. d. Mts. hatte u. M. Herr Stadtbibliothekar Felix Lüdicke die große Güte, zwei Bilder, die Ihnen heut ausliegen, aufzunehmen: die Stelle der Bühne und ein im zukünftigen Zuschauerraum zu denkendes Gruppenbild der Teilnehmer. Wir sprechen Herrn Lüdicke unsern aufrichtigen Dank aus. Ich benutze die Gelegenheit eine Brandenburgia-Gruppenaufnahme vorzulegen, welche derselbe geschickte Amateurphotograph am 10. Juni 1903 im Hof der Brauerei Pichelsdorf aufnahm, in deren Lokal wir gelegentlich der Fahrt auf der Döberitzer Heerstraße und dem Pichelswerder am 19. Oktober 1910 Kaffee tranken.

Es ist ein Aufruf vorbereitet, welcher demnächst abgesendet werden wird an sämtliche Mitglieder und an solche Persönlichkeiten, von denen wir ein warmes Interesse für unser schönes vaterländisches, echt heimatkundliches Unternehmen voraussetzen dürfen. In diesem Brandenburgia-Aufruf wird um Geldzeichnungen zwecks Beschaffung eines Garantiefonds zur Sicherung der selbstredend nicht unbedeutenden Unkosten des Festspiels auf unserer Pichelswerder-Freilichtbühne ersucht werden. Wie wir aus dem Munde unseres Mitgliedes Herrn Redakteur Rudolf Schmidt-Eberswalde vernommen, haben die Garantiefondszeichner für das Festspiel „Chorin“ im vergangenen Jahre ausnahmslos ihre Beiträge beim Schluß der Abrechnung zurückerstattet erhalten. Vorstand und Ausschuß der Brandenburgia wünschen nicht einmal, daß die Garantiefonds-Beiträge für das Festpiel Pichelswerder bedingungslos gezeichnet werden.

Sie mögen vielmehr unter der Voraussetzung eingezahlt werden, daß, sofern sich nach Abschluß der Rechnungslegung ein Überschuß ergibt, aus diesem Überschuß eine vollständige oder doch mindestens eine ratierliche Rückzahlung der gezeichneten Beiträge erfolge. Da Pichelswerder viel leichter und billiger erreichbar ist und das Volksschauspiel daselbst eine Beteiligung aus einer Bevölkerungsziffer von etwa drei und einer halben Million Menschen erwartet, so läßt sich wohl annehmen, daß auch die für Pichelswerder à fonds perdu gezeichneten Beiträge zurückerstattet werden können.

Soweit zu übersehen, traten die Anwesenden dieser Auffassung bei.

Demnächst wurde die Angelegenheit der zur Propaganda für das Festspiel berechneten Ansichtspostkarten besprochen. Das Arbeitskomitee des Vorstandes und Ausschusses hat unserm Mitglied, dem durch seine Leistungen weit bekannten Herrn Hofphotographen Rudolf Schwartz, in Firma A. Schwartz, NW, Zinzendorfstr. 8, das Recht auf alleinige Herstellung aller auf die Bühne und das Festspiel bezüglichen Photographien übertragen, die einzeln und nach Bedürfnis in Serien, unter Gewinnanteilnahme der Brandenburgia, angefertigt und vertrieben werden sollen. Eine erste Versuchskarte darstellend links das Brustbild Albrechts des Bären und rechts oben einen Blick auf den Pichelswerder, speziell auf die südöstliche Spitze, wo die Freilichtbühne zu liegen kommt, wurde von Herrn R. Schwartz in Menge vor und nach heutiger Sitzung unentgeltlich verteilt. Die Mitglieder werden gebeten, diese Karten an Personen, von denen Interesse für das Festspiel vorauszusetzen, empfehlend zu verteilen mit der Bitte, auf das letztere in möglichst weiten Kreisen aufmerksam zu machen.

Zum 1. März erscheint eine Neuauflage und können die Mitglieder sie direkt von Herrn R. Schwartz wie folgt beziehen: Einzelkarte 10 Pf., 10 Karten für 90 Pf., 25 Karten für 1,75 Mk., 50 Stück für 3 Mk.

II. Heimatschutz. 6. Jahrgang. 1910. Heft 1 und 2, ferner Landesgruppe Brandenburg, No. 1. Ebenfalls von 1910. Ich mache auf die Artikel von Professor W. Franz aufmerksam, die sich in beiden Publikationen mit der Schöngestaltung von Ingenieurbauten beschäftigen und auf die Lebenswürdigung des Prof. Ernst Rudorff, geb. am 18. Januar 1840, in welchem der Bund Heimatschutz seinen Begründer verehrt.

III. Städtisches Altertummuseum in Treuenbrietzen. Nach Zeitungsnachrichten und mündlicher Mitteilung unsres Mitgliedes Dr. Kiekebusch ist die schier zahllose Reihe der Miniatürmuseen um ein neues in dem Nieplitzstädtchen vermehrt. U. M. Herr Zahnarzt Carl Reichhelm hat seine Sammlungen von heimatkundlichen Raritäten als Grundstock hergegeben.

IV. Trowitsch & Sohn in Frankfurt a. O., eine der ältesten Druckereien in Deutschland, begeht im Herbst ihr 200 jähriges Jubiläum, daneben in diesem Verlage „Der praktische Ratgeber und Gartenbau“ sein 25 jähriges und die angesehene „Frankfurter Oder-Zeitung“ ihr 100 jähriges Bestehen. Alles Nähere ersehen Sie aus der Jubiläums-Ausgabe dieser Zeitung vom 5. d. M., ein Blatt, das historischen Wert hat insbesondere für die schöne Oderstadt.

V. Auf die Ausstellung „Spielzeug vergangener Tage“ bei A. Wertheim (Voss-Straße) mache ich unter Vorlegung des gedruckten Führers recht sehr aufmerksam. Es sind mancherlei merkwürdige bis an den Anfang der Neuzeit zurückreichende Kinderspiele ausgestellt. Für den Heimatkundler recht beachtenswert.

B. Persönliches.

VI. U. M. Herr Stadtrat a. D. Weigert ist nach seinem Ausscheiden zum Stadtältesten von Berlin gewählt worden, Herr Oberpostsekretär Paul Kerkow ist zum 1. d. M. mit dem Charakter als Kaiserlicher Rechnungsrat verabschiedet.

VII. Herr Fabrikbesitzer Oskar Pintsch ist gleich seinem älteren Bruder Herrn Geheimen Kommerzienrat Richard Pintsch der Brandenburgia als Gönnermitglied beigetreten, zu welchem Zwecke er ihr in höchst dankenswerter Weise den Betrag von 500 Mark überwiesen hat.

VIII. Unser „exotisches“ Mitglied Herr Kaufmann Paul Offermann hat uns diesmal mit einem zierlichen illustrierten japanischen Glückwunsch und der bekannten englischen Devise: „a merry Christmas and a happy New Year“ erfreut. Seine lebenswürdigen Schwestern Frl. Else und Grete Offermann wollen für uns Gruß und Dank erwidern.

IX. Familie Blell in Brandenburg a. H. U. M. Herr Kommerzienrat Carl Blell schreibt mir aus Brandenburg am 22.: „In der von Ihnen und Herrn Mielke herausgegebenen Landeskunde der Provinz Brandenburg Band II finde ich auf Seite 462 unsere Familie erwähnt, was mich sehr gefreut hat. Aber in den angeführten Daten ist ein Irrtum untergelaufen. Der Schön- und Scharlachfärber Blell ist nicht erst um 1700 durch Friedrich I., sondern schon um 1640—50 aus den spanischen Niederlanden (in einer alten Nachricht heißt es aus Spanien) unter dem Großen Kurfürsten hier eingewandert. In meinem Garten steht der Leichenstein des als erster, wie auf dem Stein vermerkt, am 15. Dezember 1656 hier geborenen Peter Blell. Nach allen Familien-Nachrichten und dem sorgfältig geführten Stammbaum ist sein Vater der Eingewanderte. Der Leichenstein war früher außen an der Katharinen Kirche angebracht, wurde mit anderen vor etwa 40 Jahren dort entfernt und meinem Vater als Träger des Namens übergeben.“

Bei der bevorstehenden Restauration der Kirche denke ich ihn im Innern anbringen zu lassen, wo sich auch Grabdenkmäler anderer Familien-Mitglieder befinden“.

„Sehr bekannt in unseren heimatkundlichen Kreisen war der Prähistoriker und Volkskundler Theodor Joseph Blell. Er ist geboren am 1. Dezember 1827 auf dem Rittergut Thüngen, das seinem Vater gehörte. Er ist gestorben am 1. Juni 1902 in der Villa Thüngen in Groß-Lichterfelde, die er sich erbaut hatte. — Er gehört zu der ostpreußischen Linie der Familie. Sie stammt von einem Bruder oder Sohn des hier eingewanderten ab. Wir nehmen an, es war der Bruder. — Er ist 1651 geboren, hieß Jakob und war Tuchscherer und Färber in Marienwerder.“ —

Die Sammlungen von Theodor Blell sind von den Provinzen Ost- und West-Preußen für die Marienburg angekauft und dort aufgestellt“. —

X. Belzig. Justizrat Winkler, eine in Belzig und Umgebung weit bekannte und geachtete Persönlichkeit ist am 4. v. M. abends plötzlich gestorben. In der letzten Zeit hatte er sich besonders durch sein Eintreten für die elektrische Überlandzentrale einen Namen gemacht. Auch bei jeder anderen gemeinnützigen Sache war er stets zur Hand. Belzig verliert in ihm einen hervorragenden Bürger. Wie nachträglich mitgeteilt wird, hat sich Justizrat Winkler erschossen. Man fand ihn morgens tot in seinem Bureau. Die Ursache ist unbekannt. Gegen die Brandenburgia, unter deren Mitgliedern er sehr bekannt war, sowie gegen die Pflugschaft des Märkischen Museums hat sich der Verstorbene wiederholt freundlich erwiesen. Seine Gemahlin wird als gefühlvolle Dichterin und Schriftstellerin geschätzt. Wir kondolieren herzlich.

XI. Fräulein Emilie Wiese, seit 10 Jahren Mitglied, ist uns leider am 13. durch den Tod nach kurzem Krankenlager im Alter von 73 Jahren entrissen worden. Wir betrauern den Verlust aufrichtig, die Entschlafene war ein ebenso treues wie eifriges Mitglied. Um den ausdrücklichen Wunsch der Dahingeschiedenen zu erfüllen, ist ihre irdische Hülle der Einäscherung übergeben worden. Ich bitte Sie, sich zur Ehrung unserer guten Freundin von den Sitzen zu erheben — (Geschieht).

XII. Der Schriftsteller Viktor Laverrenz, welcher der Brandenburgia allzeit zugetan war und sich noch am 18. bei der Besichtigung der Theaterausstellung beteiligte, ist am selbigen Tage einem Schlagfluß im 48. Lebensjahr erlegen. Da er unter den Bewerbern um die Dichtung unsers Bühnenfestspiels „Albrecht der Bär“ war, so lege ich drei seiner Schriften vor, die sich alle mit der Zeit und mit den in Frage kommenden Persönlichkeiten befassen: a) „Balladen und Lieder“, die ich schon 1907 erwähnte, b) „Jaczo der Wende, Historisches Schauspiel in drei Aufzügen“, bereits in voriger Sitzung

herumgereicht und c) „Der letzte Wendenfürst (die Sage von Schildhorn), historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Mit Tuschzeichnungen von G. A. Closs“. 2. Aufl. Berlin und Leipzig, Verlagsanstalt Kosmos 1907. Als Marine- und Kolonial-Schriftsteller hat Laverrenz außerdem fruchtbar gewirkt. Sein Prachtwerk „Deutschlands Kriegsflotte“, Erfurt und Leipzig, bei Kirchner, 1906 habe ich vielfach benutzt, es ist noch immer das beste volkstümliche Werk über unsere Kriegsmarine. — Schwere Zeiten und viele Anfechtung hat Laverrenz über sich ergehen lassen müssen, da man teils von schlecht unterrichteter Seite teils aus Konkurrenzneid seine „Jugendpost, farbig illustrierte Wochenschrift für die reifere Jugend“ in ungerechter und mitunter recht unfeiner Weise unter die jetzt vielfach von Unberufenen sogenannte Schundliteratur zu klassifizieren bemüht war. Ich habe noch niemals zwei Menschen gefunden, die sich über diesen vagen, gedankenlos nachgeschwätzten terminus technicus untereinander völlig einig waren. Ich verstehe darunter die Hintertreppenliteratur, die in endlosen Lieferungen erscheint und namentlich unsere Dienstboten durch recht gräßliche Titel und Titelbilder („Die vermauerte Nonne“, „Das blutige Gespenst um Mitternacht“, „Karl Mohr der jugendliche Räuberhauptmann“, „Der edle Verbrecher wider Willen“ u. dgl. m.) das Geld aus der Tasche zu locken bemüht ist. Ich habe in Laverrenz' „Jugendpost“ dergleichen nicht gefunden. Im Gegenteil liegen mir gegen 50 beste Empfehlungen dieser Zeitschrift, u. a. von den höchsten Reichs- und Staats- insbesondere von Schulbehörden und von sachverständigen Schulmännern vor. Ich glaube im Sinne der Brandenburgia, der V. Laverrenz wiederholt uneigennützig gefällig war, zu handeln, wenn ich gegen die ungerechte Verunglimpfung des wackern patriotischen Schriftstellers auch an dieser Stelle Verwahrung einlege.

C. Naturgeschichte und Technik.

XIII. Über die Insel im See von Oegeln, Kreis Beeskow-Storkow, welche urplötzlich nach Bagger-Arbeiten erschien, habe ich hier unlängst berichtet. Heute lege ich Ihnen 6 von der K. Geologischen Landesanstalt aufgenommene, im Besitze des Märkischen Museums befindliche, wohl gelungene Photos nebst Lageplan vor. Ich verweise nochmals auf unsere früheren Publikationen über ähnliche Phänomene in unseren Monatsheften.

XIV. Gegen die Fisch-Schonreviere erklärt sich in den herumgereichten Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Mark Brandenburg vom 24. v. M. Herr Professor Dr. Schiemenz, Leiter der Fischereianstalt am Müggelsee in Friedrichshagen, die wir hoffentlich in diesem Jahre besichtigen werden, mit guten Gründen. Darnach scheinen die Schonreviere eher zu schaden als zu nützen.

XV. U. k. M. Herr Geheimrat Dr. H. Conwentz überreicht seine „Beiträge zur Naturdenkmalpflege“ Heft 5 Bd. I, darin Bericht über das staatliche Institut für 1909.

XVI. Volkszählung vom 1. Dezember 1910. In dem soeben erschienenen 7. Heft der Statistischen Monatsschrift von „Groß-Berlin“ werden außer den regelmäßigen Übersichten über die Bevölkerungsentwicklung, den Arbeitsmarkt und den Verkehr die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember v. Js. für Berlin und 67 Vororte unter Gegenüberstellung der bei der vorhergehenden Volkszählung vom Jahre 1905 ermittelten Zahlen, sowie die hieraus sich ergebenden Verhältnisse der Entwicklung in einem besonderen Aufsatz behandelt, in welchem für Berlin selbst die engere örtliche Gliederung nach Standesamtsbezirken, sowie nach 6 Hauptgebieten: Zentrum, Südwesten, Westen, Norden, Osten und Süden Platz greift. Während sich im Westen, Süden und im Zentrum eine Abnahme der Bevölkerung zeigt, die im Zentrum mit 19,73 % verhältnismäßig am größten war, ist eine Zunahme nur im Norden und Osten eingetreten und zwar um 13,34 bzw. 7,02 %, die allerdings nicht groß genug war, um die in den anderen Stadtgebieten entstandenen Wanderungsverluste auszugleichen, da schon durch die natürliche Entwicklung, durch den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle in dem fünfjährigen Zeitraum zwischen den beiden letzten Volkszählungen eine Zunahme Berlins um 82 372 Personen hätte stattfinden müssen, während die tatsächliche nur 24 005 beträgt. Unter den Standesamtsbezirken der durch Zunahmetendenz ausgezeichneten Hauptgebiete des Nordens und des Ostens tritt durch starke Entwicklung vor allen der Wedding hervor, dessen Bevölkerung in den letzten 5 Jahren von 87 083 auf 132 393 d. i. um 45 310 oder nicht weniger als 52,03 % gestiegen ist. Unter den Vororten weisen das größte absolute Wachstum auf: Rixdorf mit einem Mehr gegenüber dem um 5 Jahre früheren Zeitpunkt von 82 865 d. i. um 53,98 % Charlottenburg + 64 722 (27,02 %), Wilmersdorf + 45 455 (71,51 %), Schöneberg + 31 662 (22,45 %), Steglitz + 29 987 (91,35 %), Lichtenberg + 25 757 (46,50 %), Boxhagen-Rummelsburg + 18 826 (57,37 %), Friedenau + 16 802 (93,29 %), Pankow + 16 020 (55,10 %), Treptow + 13 648, womit noch ein die Verdoppelung übersteigendes Zunahmeverhältnis von 119,04 % herbeigeführt war. Bezüglich der übrigen Vororte wird auf die Veröffentlichung selbst hingewiesen, die auch über die anderen für die Beurteilung der Groß-Berliner Entwicklung maßgebenden Verhältnisse höchst bedeutsame Aufschlüsse gibt, aus welchen für die Kennzeichnung der Lage des sommerlichen Arbeitsmarktes im Jahre 1910 gegenüber dem Vorjahre nur die Tatsache hervorgehoben werden mag, daß am 1. Juli 1910 gegen das gleiche Datum von 1909 ein Mehr von 23 485 männlichen und 12 807 weiblichen, zusammen von

36 292 Beschäftigten für die Betriebe mit über 25 versicherungspflichtigen Personen sich ergibt. Von dieser Steigerung entfallen allein 2 Drittel auf die Industrie der Maschinen und Apparate und es ist außerordentlich bemerkenswert, daß hier in dem Zeitraum von nur einem Jahre die Zunahme des beschäftigten weiblichen Geschlechts sich auf nicht weniger als 9 266 oder 36,32 % belief, während zugleich auch beim männlichen Geschlecht eine Zunahme um 15 199 oder 13,63 % eintrat, die sonach relativ allerdings erheblich hinter der Entwicklung der Frauenarbeit bei dieser Industrie zurückblieb. Die Statistischen Monatsberichte Groß-Berlins sind zum Jahresabonnementspreise von 8 Mk. (75 Pf. für das Einzelheft) von jeder Buchhandlung zu beziehen.

XVIa. Die Zahl der Witwen ist in der Mark nach den Angaben des Dr. Meinerich im zweiten Bande der Landeskunde der Provinz Brandenburg (herausgegeben von Friedel und Mielke im November 1910) $3\frac{1}{2}$ mal so groß wie die der Witwer. Deutet das auch anscheinend auf eine größere Treue der Frauen bis über das Grab hinaus, so weiß doch Dr. Meinerich dafür noch einige andere, recht prosaische Gründe anzugeben. Dazu gehört vor allem die Gepflogenheit des zarten Geschlechts, sich möglichst frühzeitig in den Schoß der heiligen Ehe zu begeben, während die Männer den Zeitpunkt des Eintritts in den Ehebund oft recht ungewöhnlich lange hinauschieben. Außerdem sind die Frauen weit zäher als die Männer, natürlich nur hinsichtlich der Lebensdauer sowohl in der Ehe als auch nach derselben. Früherer Eintritt in die Ehe und längeres Leben sind also die beiden Hauptursachen für das Überwiegen der Zahl der Witwen. Dazu kommt aber noch, daß ein Witwer, der naturgemäß seinen Hausstand allein schwer weiterführen kann, sich in einer Zwangslage befindet, die ihn in die zweite Ehe treibt und meist eine gesicherte Lebensstellung besitzt, also die Vorbedingungen erfüllt, die an einen Ehemann gestellt werden. Witwer müssen und können daher gewöhnlich leicht wieder heiraten als Witwen. Besitzt die Witwe auch nur geringe Mittel, so schlägt sie sich leichter durch die Welt als der Mann, weil sie ihren Haushalt leichter allein führen kann als dieser. Der Zwang zur Heirat ist also weniger dringend; aber auch die Möglichkeit der Wiederverheiratung ist für sie weniger günstig. Hat sie keine Kinder, so fehlt oft der äußere Zwang, die Witwenschaft aufzugeben; besitzt sie welche, so erschwert dieser Umstand die Eheschließung. So tragen viele äußere Gründe dazu bei, das oben erwähnte Verhältnis $1:3\frac{1}{2}$ herauszubilden.

XVII. Vom Giftsumach. Im B. L. A. vom 20. d. M. lesen wir folgende naturgeschichtlich interessante Mitteilung. „Eine Entschädigungsklage gegen den Botanischen Garten in Dahlem hat das Landgericht III beschäftigt; sie ist in erster Instanz zuungunsten des Fiskus, der den Garten in diesem Rechtsstreite vertritt, entschieden worden. Der

Sachverhalt dürfte weite Kreise interessieren. Im Botanischen Garten befindet sich ein Strauch, der Giftsumach, Giftbaum oder Giftesche genannt. Der Strauch wächst auf Sachalin, in Japan und Nordamerika, wird bei uns als Zierstrauch angebaut und findet sich zum Teil verwildert. Bei manchen Personen erzeugt die Berührung, wobei feine Härchen, die auf Milchkanälen stehen, in die Haut eindringen, heftige Schmerzen, Schwellung und Entzündung des Körpers und eine Störung der Nierentätigkeit. Andere wiederum erleiden keinerlei Schaden. Ein hiesiger angesehener Kaufmann hatte nun das Unglück, vor zwei Jahren ahnungslos an dem Giftsumach vorbeizugehen und sich dann in seiner unmittelbaren Umgebung aufzuhalten. Die Folge war eine bösartige, höchst qualvolle und langwierige Hautkrankheit, die zunächst aller Mittel zu spotten schien. Nachdem endlich die Ursache des Leidens festgestellt war, glückte auch das richtige Heilverfahren, so daß allmählich eine Abflauung der peinigenen Schmerztätigkeit eintrat. Der Fiskus wies jede Entschädigungspflicht zurück, während von dem Kläger behauptet wurde, daß die notwendige Sorgfalt seitens des Botanischen Gartens vernachlässigt worden sei, weil keinerlei Warnungstafeln aufgestellt waren und alle Hinweise auf die Gefährlichkeit der Pflanze fehlten. Es wurden seitens des Beklagten ein umfangreicher Beweis dafür angetreten, daß in botanischen Gärten eine derartige Erscheinung überhaupt noch nicht beobachtet ist. Zu einem ganz anderen Urteil kamen die Pharmakologen. Entscheidend für das Gericht war das Gutachten einer Berliner Autorität der Arzneimittellehre. Die Gefährlichkeit des Sumach für besonders empfindliche Menschen wurde in der umfassenden Denkschrift bejaht, wonach dem Kläger zunächst das Honorar für den Arzt und die Kurkosten zugesprochen wurden. Voraussichtlich wird der Fiskus den Rechtsstreit weiter treiben und Berufung einlegen“.

Nachträglicher Zusatz von mir. Einer Aufforderung entsprechend habe ich mich zur Sache im „Berliner Lokalanzeiger“ vom 29. Januar 1911 wie folgt geäußert. Vom Giftstrauch Sumach.

Ein Korrespondent unseres Blattes teilt uns in Anlehnung an die kürzlich gebrachte Mitteilung über eine durch einen Giftstrauch im Dahlemer Botanischen Garten verursachte Vergiftung folgendes aus der Erinnerung mit:

„Vor einigen Jahren traf ich den mir befreundeten Dr. Karl Bolle, den bekannten Dendrologen, auf seiner von der Stadt Berlin erworbenen, zurzeit aber noch umstrittenen Insel Scharfenberg im Tegeler See, in trauriger Verfassung an. Die Hände und Arme waren schmerzhaft gerötet, insbesondere aber war der Kopf geschwollen und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Freund Bolle hatte in der Burgsdorfschen Plantage bei Tegel Pflänzlinge von dem seit über 100 Jahren verwilderten

Strauch *Rhus toxicodendron* gesammelt und die Pflanzen seinem Körper zu nahe gebracht. Nach etwa drei Wochen waren die Erscheinungen verschwunden. Dabei erfuhr ich, daß Gärtner im alten Botanischen Garten an der Potsdamer Straße die üblen Erfahrungen ebenfalls gemacht hatten. Auch wurde mir von einem Landpastor erzählt, der, weil der Gift-Sumach ungefähr wie wilder Wein aussieht, eine Gartenlaube damit berankt habe. Die dort Kaffee Trinkenden wurden wiederholt von Augen- und Handentzündungen befallen, und nur durch Zufall kam man auf die Veranlassung. In humorvoller Selbstanklage fügte Dr. Bolle hinzu, er habe auf Scharfenberg vor etwa 20 Jahren einen jetzt baumartigen Gift-Sumach gepflanzt, damals eine tüchtige Hautentzündung erhalten, sei aber zu sehr Wissenschaftler, um durch Schaden, trotz seines hohen Alters, klug geworden zu sein. Zur Beruhigung bemerke ich, daß der Erbe des Dr. Bolle, ehe er Scharfenberg an die Stadt Berlin verkaufte, um Unglück zu verhüten, den Giftbaum hat verbrennen lassen. Endlich erzählte mir Dr. Carl Bolle noch von einem viel gefährlicheren Giftbaum, dem Pestilenz-Sumach, *Rhus venenata*, in dessen bloßer Nähe, ohne unmittelbare Berührung der Pflanze, ähnlich wie man das von dem berüchtigten westindischen Upasbaum mit Übertreibungen erzählt, empfindliche Naturen schon Vergiftungserscheinungen, blatterartige Pocken u. dgl. bekommen. Von diesem Pestilenz-Sumach sagte der alte Dr. Bolle in seiner pathetischen Weise, *Sylvanus und Flora hätten ihn in einer nächtlichen Stunde finsternen Menschenhasses erzeugt.*“

Zu der Entschädigungsklage, zu der die Vergiftung führte, über welche wir jüngst berichteten, wird uns des weiteren von der Direktion des Botanischen Gartens geschrieben, daß sich seit dem Bestehen des letzteren bei allen giftigen Pflanzen große Warnungstafeln mit entsprechenden Aufschriften befinden. Das sei auch bei der Pflanze der Fall, durch welche der klägerische Kaufmann geschädigt sein will. Es stand und steht in deren nächster Nähe eine Warnungstafel von 23×30 Zentimeter Größe, die in roten Lettern die Aufschrift trägt: „Sehr giftig! Anrühren gesundheitsschädlich!“ — Wie uns ferner mitgeteilt wird, behauptet der Kläger, die Pflanze gar nicht berührt zu haben; er will lediglich an dem gefährlichen Strauch vorübergegangen und durch dessen Ausdünstungen, bzw. umherfliegende Staubsporen an seiner Gesundheit geschädigt sein.

Abschließend bemerke ich hierzu betreffend das Thema „Erkrankung durch Berühren von Pflanzen“, daß ich den Fall dieses verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Carl Bolle in unseren Mitteilungen Bd. X 306 und Band XI 100 sowie auch XII 109 ganz ausführlich erörtert habe.

Auf Befragen füge ich noch hinzu, daß mir Dr. Bolle in der Burgdorffschen Plantage den Giftsumach gezeigt hat. Er kriecht dort

glücklicher Weise ganz niedrig, efeuartig herum, an schwer zugänglichen Stellen. Ich werde mich schön hüten, sie näher zu beschreiben.

XVIII. Ich lege Ihnen noch eine Bekanntmachung des Deutschen Fischerei-Vereins vor, worin Wandtafeln mit Abbildungen der Süßwasserfische Mittel-Europas empfohlen werden. Aus den Ihnen heute vorliegenden verkleinerten Darstellungen erkennen Sie deutlich, wie schön die Bilder sind. Auch der von unserm 2. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Uhles so umsichtig und erfolgreich geleitete, uns befreundete Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg plant Ähnliches. Allen unseren Mitgliedern und Freunden hierdurch bestens empfohlen.

XIX. Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen wird am 3. Februar 1911 Mittags, im ehemaligen Botanischen Museum, Grunewaldstraße 6—7, eröffnet werden. Übergabe der Räume seitens des Kultusministeriums. Vortrag u. k. M. Geheimrat Dr. H. Conwentz über Geschichte und Aufgabe der Naturdenkmalpflege in Preußen. Sie alle wissen, daß in den Satzungen der Brandenburgia Naturschutz und Naturpflege programmatisch vorgesehen und von uns eifrig bis auf den heutigen Tag ausgeübt wird. Ich werde der an mich ergangenen Einladung als Vertreter unserer Gesellschaft gern Folge leisten.

D. Kulturgeschichtliches.

XX. Teltower Kreis-Kalender 1911. Der heimatkundlich reiche mit vielen guten Abbildungen ausgestattete Kalender enthält u. a. Aufsätze: „Der Sport im Kreise Teltow“ von H. v. Pressentin, „Die mittelalterlichen Wehrbauten der Städte in Teltow“ von A. Stenglewski, „Die Herrschaft Zossen im Jahre 1655“ von F. Möllwitz, „Geschichtliches Geleitwort zur Karte des Kreises Teltow“ von Ernst Friedel u. a.

XXI. In den Monats-Blättern des Touristenklub für die Mark Brandenburg (XX. Nr. 1 Jan. 1911) mache ich auf „Märkische Altar-Studien“ von Dr. E. Kolbe aufmerksam.

XXII. Moabiter Chronik Festgabe zur Feier der fünfzigjährigen Zugehörigkeit des Stadtteils zu Berlin. Mit 44 Abbildungen und 3 Plänen. Von Wilh. Oehlert, 1910. Im Selbstverlage des Verfassers Berlin NW21, zu beziehen durch Alb. Loewenthal Berlin NW52 für 1 Mk. 50 Pf.

Zu der am 28. d. M. stattfindenden Feierlichkeit, an der ich als 27 Jahre in dem Stadtteil wohnender Berliner teilnehmen werde, hat Herr Bezirksvorsteher Oehlert, bekannt durch verschiedene Arbeiten über diesen Stadtteil, obengenanntes Buch mit wahren Bienenfleiß zusammengetragen. Existierten dergl. verdienstlich genaue Chroniken über andere Stadtteile, so würde dies die geschichtlichen Forschungen sehr erleichtern.

Ich benutze die Gelegenheit um Herrn Oehlert zu fragen, woher der Name „Turmstraße“ stammt, über dessen Alter und Entstehung sich H. Vogt:

„Die Straßennamen Berlins“ (Berlin 1885) ausschweigt, S. 95: „Thurmstraße entstand bei Anlage der Kolonie Moabit. Ihre heutige Lage ist bei Parzellierung der Kämmereiheide im Jahre 1827, durch welche die Kolonie Neu-Moabit gebildet wurde, festgestellt worden“. — Herr Oehlert sagte mir, er habe schon von seinen Eltern gehört, daß der Name daher sich schreibe, weil man von einer Stelle der Turmstraße aus damals sowohl den Turm der Spandauer Nikolaikirche als auch den Turm der Berliner Sophienkirche sehen konnte. — Offen gestanden eine etwas seltsame Veranlassung.

U. M. Herr Hofphotograph Rudolf Schwartz in Firma A. Schwartz, hatte die Güte eine große Menge schöner Photographien in Folioformat vom alten Moabit auszustellen, die sein verstorbener Vater Albert Schwartz vor vielen Jahren angefertigt. Sie stellen teils Örtlichkeiten, welche ganz verwischt sind, dar, teils neu entstandene bzw. entstehende Gebäude wie den Lehrter Bahnhof, das Kriminalgericht u. s. w. Herr Schwartz gab dazu die nötigen Erklärungen, welche mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

XXIII. Praehistorische Zeitschrift, II. Bd. Ich lege Ihnen das Doppelheft 2 u. 3 von 1910 vor. Brandenburgisches ist darin nur wenig; ich mache auf G. Bersa: „Slavisches Gräberfeld bei Frankfurt a. O.“ aufmerksam.

XXIV. „Römische Keramik mit Einschluß der hellenistischen Vorstufen.“ Von Friedrich Behn. Dies ist der neue Katalog 2 des uns befreundeten germanischen Central-Museums in Mainz. Eine genaue Terminologie und Schilderung der klassischen Töpferei, deshalb auch für uns lehrreich, weil einzelne dahin zu rechnenden Funde, z. B. von Terra sigillata, auch in unserer Provinz vorkommen.

XXV. Hausfassaden mit Mosaikpflaster in Berlin. In XIX, S. 336 hatte ich um Angabe anderer Häuser (außer Dorotheenstraße 62) ersucht. Unser Mitglied Herr Hofopernsänger Georg Döring macht mich darauf aufmerksam, daß die ganze Fassade von Philippstraße 17 mit kleinem Basaltmosaik gepflastert ist. Die Doppelfenster in weißer Ölfarbe heben sich davon vorteilhaft ab. Das Haus sei über 50 Jahre alt. U. M. Herr Lehrer Lahmann schreibt: „Als geborener Berliner sind mir schon in meiner Jugend Häuser mit Fassaden aus Mosaikpflaster aufgefallen. Wir nannten sie als Jungen „Steinhäuser“ und mochten sie nicht recht leiden, da sie etwas düster aussehen. Besonders fiel uns das Haus, Linienstraße 121, in dem sich das Drogengeschäft von Teichgräber befand, auf. Bei meinen jüngsten Gängen auf der Suche nach derartigen Häusern erfuhr ich, daß dieses Haus im Jahre 1910 einem Neubau gewichen ist. Ebenso ist ein solches an der Westseite des Luisenplatzes verschwunden. Wohl erhalten dagegen ist das Haus Kommandantenstraße 82, dessen Fassade leider durch Reklameschilder entstellt ist. Um weitere Angaben wird gebeten.“

XXVI. Schlüter's Geburtsjahr. Es gibt wohl wenige so bedeutende hochgepriesene Künstler der Neuzeit, deren Lebensumstände gleichwohl so dunkel sind, wie bei Andreas Schlüter. Es scheint, daß er, der nach bisheriger Annahme ein junger Mann von 30 Jahren war als er 1694 zu Berlin beim Kurfürsten Friedrich III. erschien, nicht weniger als nochmal so alt war. Um 1662 sollte er geboren sein — Geburtsstadt zweifelhaft, nach der geläufigeren Legende erst 1664 und zwar in Hamburg. — Als er seine unsterblichen Werke in Berlin schuf, das Königliche Schloß hierselbst, die Masken der sterbenden Krieger am Zeughaus, das Standbild des Großen Kurfürsten auf der Brücke, war er vielmehr schon in vorgerückten Jahren. Mit 72 Jahren traf ihn das Unglück, daß der von ihm errichtete Münzturm am Schloß und nahe der Schloßfreiheit zusammenstürzte. Infolge der Rivalität des Eosander von Goethe ging er 79 Jahre alt, nach dem Tode seines früheren Gönners, des 1. Preußischen Königs, nach Petersburg, von Zar Peter berufen und starb dort bald darauf im 80. Jahre.

Herr Archidiakonus Blech in Danzig hat nämlich herausgefunden, daß Schlüter dort bereits im Jahre 1634 geboren ist. Von Georg Cuny ist die Sache in seinem Buch über Danzigs Kunst und Kultur im 16. und 17. Jahrhundert kürzlich weiter geklärt. Andreas Schlüters Vater war ebenfalls Danziger und hat, unter gleichem Vornamen, dort als Bildhauer gewirkt. Man fragt sich erstaunt, wie ist eine solche biographische Verschleierung bislang möglich gewesen? Sind denn gar keine Porträts von Andreas Schlüter junior aufzutreiben? Ein Dreißigjähriger sieht doch nicht wie ein Sechziger aus!

XXVII. Neue Hausabbrüche im älteren Berlin. Einer Aufforderung des B. L.-A. folgend, habe ich unter dieser Überschrift am 2. und 9. Oktober 1910 zwei Aufsätze veröffentlicht, die denjenigen Mitgliedern, welche sich um die alten Bauten Berlins sorgen, und die Zahl dieser Herren und Damen ist nicht gering, nicht ganz unwillkommen sein mögen.

Die Hausabbrüche sind besonders in diesem Jahre zahlreich und folgen einander in einem für den Freund berlinischer Geschichte unheimlich schnellem Tempo, so daß es nicht leicht ist, hier eine historische Revue abzuhalten und wenigstens von dem äußeren Eindruck noch einiges zu fixieren.

Beginnen möchte ich mit dem allerältesten Stadteil, der die Ortsbezeichnung „to dem Berlin“ führte und sich um den Kirchhügel von St. Nikolai lagerte. Es gibt keine Gegend in ganz Berlin, die für den Altertumsforscher bedeutsamer wäre, da sie Spuren der Besiedlung lange vor der Stadtwerdung unserer Hauptstadt aufweist. So habe ich denn auch meine Aufmerksamkeit mit Spannung den Abbrüchen und Ausgrabungen in der Probststraße zugewendet, die auf der ganzen Strecke

zwischen der dem Magistrat gehörigen Probstei bis in die Spandauer Straße hinein stattgefunden haben, im Anschluß an das große Israel'sche Geschäft, welches das Gelände zur Erweiterung benötigt.

Von oben nach unten zeigte sich hier folgendes Bild: Die Häuser, die hier in der Zeit seit 1723 sogenannten Probstgasse, noch früher Kannengießerstraße, standen, waren von der Probstei Nr. 7 bis zum Hause Nr. 14, worin bis zum Jahre 1574 die Nikolai-Schule lag, von den Häusern, Nr. 8 bis 13 durch einen Zaun getrennt. Mächtige Gewölbe mußte die Spitzhacke hier durchschlagen, rote, schwere, vorzüglich erhaltene Backsteine in Klosterformat. Zum Teil reichten die Fundamente in den gewachsenen Boden, der genau wie unter der Nikolaikirche selbst, aus einem festen, scharfen, kiesigen Sande besteht, den in der Vorzeit hier die Spree über dem alten, lehmigen Diluvialkern abgelagert hat, welcher den eigentlichen Kern „des Berlin“ bildet. An verschiedenen Punkten werden dergleichen Höhen „die Berline“ oder in der Verkleinerungsform „die Berlinekens“ genannt. Zwischen den alten Fundamentresten zeigten sich deutlich markiert mehrere ausgedehnte Brandschichten, die oberste etwa 50 Zentimeter unter Niveau, mit vielen Kohlenresten, eine Spanne hoch. Das wahrscheinlich von Mordbrennern angelegte Feuer vom 10. und 11. August 1380 zerstörte neben der Marienkirche und dem massiven berlinischen Rathaus auch die feste Nikolaikirche und die ganze Nachbarschaft mitsamt der Kannengießerstraße. Ein Viertelmeter tiefer bemerkte ich eine zweite ausgedehnte Brandschicht, bei der die aus tonigem Lehm hergestellten Hausanstriche ziegelrot gebrannt waren, was auf starke Glut in den Kellern schließen läßt. Dies sind die Spuren der großen Feuersbrunst von 1348, der ebenfalls ein großer Teil von Berlin zum Opfer fiel.

Nicht unwichtig ist es, daß sich noch hierunter im gewachsenen Boden hie und da schwarzgefärbte Mulden mit einzelnen Steinen und vielen Kohlenresten zeigten, wahrscheinlich Herdgruben, angelegt entweder von den ersten Deutschen, die vor dem Bau der ersten Nikolaikapelle in der Nähe Schiffahrt und Fischfang trieben, oder, wenigstens zum Teil, von der wendischen und vorwendisch-germanischen Bevölkerung. Die Wenden haben in den Pfahlbauten bei dem Vegrößerungsbau der Börse ihre Anwesenheit bekundet, die Germanen durch zahlreiche Gefäßreste, geschlagene Feuersteine und gespaltene Tierknochen aus dem Grunde der benachbarten Spree.

Von dem eigentlichen Alt-Berlin wenden wir uns jenseits des durch den Lauf der Stadtbahn markierten ehemaligen Befestigungsgrabens in die Königsstadt, die uns Modernen schon gewaltig alt vorkommt, obwohl sie doch erst im 18. Jahrhundert angelegt ist. Noch immer springt uns das stattliche Haus am Alexanderplatz mit den Widderköpfen als Wahrzeichen entgegen, welches der Volkswitz mit Hartnäckigkeit mit dem Alten Fritz in Verbindung bringt, der, als ihm der Erbauer freudestrahlend

sein neues Haus mit den 99 Schafsköpfen zeigte, gesagt haben soll: „Seh Er nur zum Fenster hinaus, dann ist das Hundert voll!“ In Wirklichkeit wird die Verzierung mit Widderköpfen erst unter Friedrich Wilhelm II. Mode, ebenso die mit Stierköpfen, in Anlehnung an den römischen Opfergebrauch der Ovetaurilia von Ovis, das Schaf, und Taurus, der Stier. Noch hat, wie angedeutet, das Neubaufieber dies schöne Gebäude verschont, aber rechts und links, davon, Landsberger Straße 60 und Neue-Königstraße 49, an der Ecke des Georgenkirchplatzes, pocht bereits der Abbruchshammer. Dieser Georgenkirchplatz, der gelegentlich des Neubaus des prächtigen Gotteshauses einheitlich hergestellt wurde, bildet noch immer eine friedliche Oase in dem oft wüsten Getriebe der benachbarten Hauptverkehrsstraßen und gemahnt, daß hier viele Jahrzehnte hindurch ein Gottesacker war.

Nach diesem Vorstoß wenden wir uns nach der Alexanderstraße zurück, die mit der Straße Am Königsgraben in der Nähe des Tietz-schen Warenhauses zwecks dessen Vergrößerung eine weitreichende Umgestaltung erfährt.

Die Alexanderstraße, die ihren Namen nach Kaiser Alexander I. empfing, büßt die fünf Häuser Nr. 57 (Ecke Königsgraben) bis 61 ein, meist Geschäftshäuser, ohne baukünstlerischen Wert, die im vorigen Jahrhundert mehrfach umgemodelt worden sind. Allerdings befindet sich darunter das Gebäude, das zu dem Lessinghaus Am Königsgraben Nr. 10 gehört, und zwar so, daß man von der einen zur anderen Straße passieren kann.

Von der alten Gestalt der Straße Am Königsgraben bleiben vorerst nur die zwei stattlicheren Gebäude übrig, die unmittelbar an das Warenhaus anschließen. Die Straße entstand erst nach 1750 zunächst auf der eben erwähnten Seite. Am Königsgraben war damals nur ein Mehlmagazin (Nr. 16) vorhanden und von einem kleinen Befestigungsgraben umzogen, über den eine Brücke zum Magazin führte. Die übrigen Häuser am Graben wurden erst, nachdem jener kleine Wasserlauf verschüttet, seit 1780 gebaut, und hiervon ist seit drei Jahren keine Spur mehr, insbesondere infolge der vielen gelbbacksteinernen Neubauten vorhanden, die vereint den Wirtschaftskomplex „Handelsstätte Alexanderplatz“ bilden.

Mit einer gewissen Wehmut wird man dem Abbruch des gedachten Lessinghauses Am Königsgraben Nr. 10 zusehen. Die Erinnerungstafel und die Büste des großen Dichters will das Warenhaus gern außen an seinen Neubau anbringen, auch den Verein zur Erhaltung des Lessinghauses (der nunmehr seinen Namen in Lessing-Verein umändern wird) ein Dichtezimmer einräumen, aber der Reiz des Ursprünglichen und Alters ist dahin. Freilich muß ich trotz meiner „Passion für die Antike“ gestehen: etwas Öderes und Häßlicheres als der Hof des Dichterhauses ist mir sobald nicht vorgekommen.

[Späterer Zusatz: das Haus ist inzwischen verschwunden und die Erinnerungszeichen Lessings sind nach dem neuen, nach Brüderstraße Nr. 13 übergesiedelten Lessing-Museum übergeführt, wo sie von uns am 26. Januar 1911 unter Führung des Aufsehers des Museums, Herrn Schriftstellers Georg Richard Kruse, besichtigt werden sollen.]

In der Friedrichstadt! So vertrauenerweckend modern der Name klingt, so unmodern und schwierig werden die Verhältnisse, sobald man sich in die Hausgeschichte dieses eleganten Stadtteils vertieft. Hätten unsere dortigen Altvordern ein bißchen an die späteren Hausforscher gedacht, so würden sie diesen nicht durch Unterlassungssünden das Leben bei ortsgeschichtlichen Untersuchungen so schwer gemacht haben. Es fehlen vom ersten preußischen König ab bis fast zum Schluß des 18. Jahrhunderts die genauen Adressen und vor allem die Hausnummern, so daß man in vielen Fällen auf Vermutungen angewiesen ist, zumal auch die Bauakten des Polizei-Präsidiums und die Grundakten der Amtsgerichte nicht so weit zurückreichen.

Wenden wir uns zunächst in die Leipziger Straße, von der viele Berliner, weil sie an die Alte Leipziger Straße denken, annehmen, daß der Name mit der Schlacht bei Leipzig zusammenhänge, während er schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts, zunächst für die Strecke von den Kolonnaden bis zur Mauerstraße, üblich gewesen ist.

Über das Haus Nr. 33, welches mit den Häusern rechts und links niedergebrochen wird um einen Prachtbau der Konfektionsfirma Cords Platz zu machen, hat sich bezüglich des Alters bereits ein Streit erhoben, der nicht leicht zu schlichten ist. Das Mauerwerk des kleinen Pavillons im Hintergrunde ist nach meinem Gefühl Spätbarock, also auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zu beziehen, während die Muschelgrotte, ausgesprochen Rokoko, erst zur Zeit, da die Potsdamer Muschelgrotten von Friedrich dem Großen beliebt wurden, hinzugefügt sein mag. Leider läßt sich, weil aus vergänglichem Stuck aufgeführt, hiervon nichts retten, dagegen soll das kleine Sandstein-Puttenfigürchen, das sich auf dem Dach über der Grotte erhalten, dem Märkischen Museum zugeführt werden.

Recht interessant ist das vordem Fonrobertsche Haus Leipziger Straße 103, sieben Fenster Front in vier Stockwerken hier, außerdem mit einer weitläufigen Front in der Friedrichstraße, noch in diesem Herbst fallend. Die Haut des Löwenkopfes mit daranhängendem Fell über dem Hauptportal weist als typische Verzierung um 1790 auf diese Entstehungszeit hin. Im übrigen sind beide Fassaden durch moderne Umbauten längst verschandelt worden.

In der Krausenstraße fällt unter Nr. 39 eins der schönsten friderizianischen Häuser, bislang einem unserer unbesoldeten Stadtväter gehörig gewesen, alsbald dem Abbruch anheim. Die stattliche Ungersche Fassade, neun Fenster Front, vier Stockwerke, ist bemerkenswert als der letzte

Immediatbau des Alten Fritz, d. h. ein solcher, zu welchem in landesväterlicher Fürsorge, um die Residenz zu verschönern, der König Bauholz und Baugelder beisteuerte. Auf dem Dach befinden sich zwei große Sandsteinvasen mit reichem Dekor. Die Fensterstürze sind mit Helmverzierungen, Barockstil, ausgestattet. Auch hier wird ein großes Geschäftshaus, das tatsächlich, wenn auch nicht nominell, am Dönhoff-Platz liegt, bis zur Schützenstraße mit Quergebäuden und zwei Höfen durchgeführt.

In der Taubenstraße fallen die Häuser Nr. 42 und 43, bei denen es um das von dem Baumeister A. Friedel im Barockstil erbaute Haus Nr. 42 aus friderizianischer Zeit besonders schade ist. Der genannte Friedel und der Bankondukteur, spätere Bauinspektor Friedel haben um das bauliche Berlin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt große Verdienste. Nicolai in seiner Beschreibung Berlins von 1786 rühmt das große Friedelsche Haus an der Ecke neben der Gertraudtenbrücke und sagt von dem Bauadjutanten Johann Friedel, hinter der Garnisonkirche wohnhaft, daß er verschiedene Gebäude in Berlin und in Rheinsberg zum Teil nach eigenen Rissen gebaut. Das zum Abbruch bestimmte Haus von vornehmem Aeußern hat zwei Stockwerke und fünf Fenster Front. Die Fensterstürze zu ebener Erde sind mit Charakterköpfen gekrönt. Die fünf Halbrundteile über den fünf Fenstern des obern Stockwerks zeigen ebenso viele einzelne Puttenfiguren mit allegorischem Beiwerk.

[Späterer Zusatz: Das Friedelsche Haus ist unter Erhaltung der Fassade inzwischen renoviert worden und bleibt vorläufig vom Abbruch verschont.]

Auf der Verbindung der Friedrichstadt mit dem Friedrichswerder liegt eine der interessantesten Straßen des neualterlichen Berlins, die Jägerstraße. Der Teil zwischen Oberwall- und Kurstraße entstand bereits bald nach dem Beginn des 18. Jahrhunderts und dann unter dem zweiten preußischen König der übrige Teil. Aber schon im 16. Jahrhundert, als der Tiergarten sich noch weit in die spätere Friedrichstadt hineinzog, standen hier Jagd- und Forstgebäude des Kurfürsten. Die ganze Gegend zeigte weidmännische Allüren, so die benachbarte Falkoniergasse, nach den Jagdfalknern, welche die Reiherbeize inszenieren mußten, benannt, und die Adlerstraße nach Adlern und anderm Raubgeflügel benannt, das der Große Kurfürst in der Gegend unterhielt. Den Schwerpunkt für die Wildangerpflege bildete aber die Gegend der heutigen Reichsbank, so daß die sich neuentwickelnde Straße von dem großen Jagdzeugdepot wohlbegründeterweise den Namen Jagerstraße erhielt. Gerade auf dem Bankgrundstück befand sich die nach Nerings Rissen gebaute Wohnung des Oberjägermeisters. Auch das Manheimersche Grundstück hat zum Jagdamt gehört, und ebenso das prächtige, vornehme, palaisartige Gebäude

Nr. 32, das jetzt für über 1 Million Mark leider zum baldigen Abbruch verkauft sein soll. Wir laden zur Besichtigung dieses Prachtbaus dringend ein, bei dessen Verschwinden die Muse der Geschichte und des Geschmacks trauernd ihr Haupt verbirgt. Neun Fenster Front und vier ansehnliche Stockwerke. Ueber den Fensterstürzen des ersten Stockwerks befinden sich neun schöne Helmköpfe, und über dem zweiten Stockwerk allerliebste Putten mit Allegorien. Zwei Putten, je eine rechts, bezw. links oben von der schöngeschnitzten Eingangstür, stellen den Handel und das Gewerbe vor. Die übrigen Putten versinnlichen von links nach rechts Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Endlich läuft noch rechts an dem breitesten Pfeiler durch zwei Stockwerke eine länglich komponente Trophäe, wahrscheinlich aus Stuck, die in antikisierender Darstellung Jagd- und Fischerei-Geräte geschmackvoll zusammenordnet, eine Hindeutung auf die Jägerstraße. Der Hof mit Säulengang verdient ebenfalls Beachtung.

Das Volk nennt dies Gebäude das alte Jägerhaus und bezeichnet als neues Jägerhaus auf der gegenüberliegenden nördlichen Seite nahe der Kurstraße die wirtschaftlich ein Ganzes bildenden Häuser Nr. 38 und 39. Eine in der Luft über dem Dach angebrachte Inschrift lautet: „Jägerhaus“ und gibt deshalb zur irrigen Annahme Anlaß, als hätte das kurfürstliche Jägerhaus wirklich gerade dort gestanden.

Auch um diese friderizianischen Bauwerke ist es ewig schade, daß sie nach dem 1. Oktober 1910 verschwinden sollen, wenn sie auch in baukünstlerischer Eleganz etwas hinter Nr. 32 zurückstehen. Eine sehr stattliche Fassade weist zehn Fenster Front auf und vier Stockwerke nebst Mansardengeschoß darüber. Dieses und das vierte Stockwerk scheinen erst im 19. Jahrhundert aufgesetzt worden zu sein. Ein reicher Figürschmuck ist auch hier vorhanden, verteilt über dem ersten Stockwerk in zehn Puttengruppen nach der Fensterzahl. Immer je zwei Putten sind zu einer allegorischen Szene verbunden, über deren nicht immer ganz leichte Deutung der geehrte Beschauer sich den Kopf zerbrechen mag.

Auf Veranlassung des Märkischen Museums sind alle diese verschwindenden Bauten sorgfältig photographiert und von anderer Seite, wenigstens teilweise, auch photogrammetrisch aufgenommen worden.

Nicht ohne schmerzliches Empfinden wendet sich der Heimatfreund von diesem architektonischen Schlachtfelde ab. „Laßt es nun genug sein!“ möchte er ausrufen. Aber der Modernismus ruht nicht, und so werden noch viele baukünstlerische Opfer fallen; uns muß genügen, auf die bevorstehenden Veränderungen wenigstens literarisch und in der breitesten Öffentlichkeit aufmerksam zu machen.

[Späterer Zusatz: Leider sind inzwischen diese erinnerungsreichen Gebäude friderizianischer Zeit dem Hammer und der Spitzhacke zum Opfer gefallen.]

XXVIII. Über die Orelly'sche Kreponfabrik in Berlin unter Kurfürst Friedrich III. Aus dem Sitzungsbericht des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 14. Dezember 1910.

Dr. Rachel sprach über eine größere Gründung aus den ersten Zeiten der brandenburgisch-preußischen Manufakturpolitik, die Orelly'sche Kreponfabrik. Eberhard Danckelmann selbst hat, um einem längst empfundenen Mangel abzuhelpen und die Verarbeitung der damals viel getragenen leichten Kammwoll- und Halbseidenzeuge, Krepp, Flohr, Etamine u. dgl. im Lande heimisch zu machen, den Züricher Fabrikanten Joseph Orelly zur Übersiedlung nach Berlin und zur Anrichtung eines großen Manufakturhauses in der Heiliggeiststraße bewogen. Der Kurfürst stellte die dazu nötigen Gebäude, ließ eine Färberei errichten, ersetzte die Reisekosten und gab dem Fabrikanten noch mehrere Versprechungen; dieser verpflichtete sich, bis zu 8000 Arbeiter im Lande zu beschäftigen. Das Unternehmen bestand jedoch nur von 1694 bis Anfang 1699; es war von Beginn an zu groß geplant, so daß die zum Betriebe verfügbaren Gelder — lediglich Orelly's Barmittel, da er einen Staatszuschuß nicht erhalten konnte — erschöpft waren, bevor der rechte Absatz da war. Zudem setzte jene Verpflichtung, Tausende von Menschen im Spinnen und Weben nach Schweizer Art auszubilden, den Unternehmer in zu großen Nachteil gegen Konkurrenten; die angelernten Arbeiter aber wurden ihm in Mengen abgeloct. So hat das Unternehmen zwar für die Landeskultur Gutes gewirkt, indem an 2000 Menschen in Arbeit gesetzt und zu einer überdies verbesserten Wollverarbeitung befähigt wurden, als Eigenbetrieb konnte es sich aber nicht halten. Nach Danckelmans Sturz erlosch das Interesse für die Gründung, der verschuldete Fabrikant konnte keinen Zuschuß zur Fortführung erlangen und wurde zum Bankerott genötigt. Bei diesem gingen der unglückliche Unternehmer und sein Hauptgläubiger, die kurmärkische Landschaft, völlig leer aus; die über die Hinterlassenschaft gesetzten kurfürstlichen Kommissare haben diese teils verschleudert, teils für den Kurfürsten eingezogen. Der mit zahlreicher Familie ins Elend geratene Orelly hat mit größter Ausdauer seine Rechte geltend gemacht, erhielt aber später nur eine Gnadenpension; Friedrich Wilhelm I. machte einen Teil des ihm zugefügten Unrechts gut, indem er ihm sein ehemaliges Besitztum zu Friedrichsfelde zurückgeben ließ.

XXIX. Kritische Bemerkungen zur Siedelungskunde des deutschen Ostens, vornehmlich Brandenburgs. Von Albrecht Ernst. — In Forschungen zur Brandenb. und Preuß. Geschichte XXIII. 2. Hälfte 1910, S. 1—33. — Zu Curschmanns hier besprochener Arbeit über die deutschen Ortsnamen im östlichen Kolonisationsgebiet bietet diese sorgfältige, sehr inhaltreiche Abhandlung eine willkommene Ergänzung und Kritik. Sie bezieht sich hauptsächlich auf die Übergangszeit

vom Slaven- zum Deutschtum. Besprechen u. a. die Ortsnamen, die slavisch klingen, aber deutsch sein können, die anscheinend slavisch besiedelten und deutsch angelegten Dörfer (die Frage der Rundlinge und der Langdörfer), ferner die slavischen und deutschen Ackergeräte u. dgl. a.

XXX. Christoph Entzelts Altmärkische Chroniken herausg. von Hermann Bohm. Veröff. des Vereins für Gesch. der Mark Brdb., Leipzig 1911. Entzelts „Chronicon“ berührt auch die zur jetzigen Mark Brandenburg gehörigen Kreise vielfach, ist also eine allerdings mit Vorsicht zu gebrauchende Quelle unseres engern Heimatsgebiets, sie trägt natürlich alle Mängel der phantastischen Geschichtsschreibung des 16. Jahrh. an sich, dennoch ist es sehr zu begrüßen, daß das in Privatbibliotheken seltene Werk Entzelts den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird. Geboren 1517 zu Saalfeld in Thüringen, gestorben 1583. Von etwa 1550—1556 Rektor, dann bis 1558 Pfarrer in Rathenow. Die Chronik erschien in Frankfurt a. O. 1579. Da E. in vielen Dingen unglaublich nachlässig berichtet, so ist eine kritische Ausgabe, wie sie Bohm bietet, schon längst ein Bedürfnis gewesen. Die zahlreichen berichtigenden und erklärenden Anmerkungen sind höchst willkommen und machen die Ausgabe schon deshalb für den Heimatkundler wertvoll.

XXXI. Fürstentum und Stände in der Mark Brandenburg unter der Regierung Joachims I. Von Walther Schotte. Eine nicht minder wertvolle Veröffentlichung des zu XXVII genannten Vereins. Leipzig 1911.

Die einen der interessantesten Abschnitte unserer Landesverwaltungsgeschichte unter Joachim I. (1499—1535) enthaltende Schrift behandelt in 4 Kapiteln die Ständetage und ihr Werk; die ständischen Privilegien als Grundlage des Verhältnisses zwischen Kurfürst Joachim I. und seinen Ständen; Fürst und Oberstände, Fürst und Städte. Es ist die gährende Zeit des Überganges des Mittelalters zur Neuzeit, des Feudalismus zum Einheitsstaat, die Epoche der staatlichen Renaissance.

Uns interessiert das Verhältnis des Kurfürsten gegen den widerspenstigen zum Teil im Stegreif sich bewegenden Adel ganz besonders vom kulturgeschichtlichen Standpunkt, da diese Vorgänge bis heutigen Tages in der Partei-Politik, im Reichstag, im Landtag, in Novellen, Romanen und Schauspielen, nicht zum wenigsten auch in den Geschichts- und Lesebüchern der Volksschulen, vor allem aber fortgesetzt in der Tagespresse, je nach dem politischen Standpunkt des Redners oder Skribenten mitunter gegen den Kurfürsten, der Regel nach aber gegen den „feudalen“ und „agrarischen“ märkischen Adel bis zum heutigen Tage ausgebeutet werden.

Treusch von Buttlar „der Kampf Joachims I. von Brandenburg gegen den Adel seines Landes“, 1889, schildert den Kurfürsten als mit

seinen adligen Ständen überhaupt verfeindet, er habe prinzipiell gegen den Adel zu Gunsten des Bürgers Partei ergriffen, keine Gelegenheit ihn zu demütigen versäumt und damit den Haß des Adels gegen sich verschärft. Schotte weist nach, daß das ganz übertrieben sei. Einmal habe die Verfolgung der Raubritter mit Schwert und Galgen nur eine ganz kleine Anzahl von Adeligen betroffen, auch hätten sich die adeligen Stände dem Kurfürsten gegenüber stets entgegenkommend und willfährig gezeigt. Alle gegenteiligen Behauptungen beruhten auf tendenziöse Voreingenommenheit. Zu übersehen ist auch nicht, daß Joachim I. als er zur Regierung kam, 15 Jahre alt war, also der Reife des Urteils noch entbehrte, wenn er auch von den besten Absichten für sein Volk und Land innig durchdrungen war. Dieser „Landesvater“ war über den Abfall seiner Gemahlin Elisabeth, die in ihrer überzeugten Frömmigkeit an die heilige Elisabeth von Thüringen erinnert, so erbittert, daß er ihr 1527 eine Frist setzte, bis zu der sie sich wieder zum Katholizismus bekehren sollte. Zu ungeduldig, diese Frist abzuwarten, überrascht er sie, sich zu entscheiden. Elisabeth aber antwortet ausweichend und bittet um Innehaltung der Frist. Joachim versammelt nun einen Rat seiner gelehrten Räte, in dem als in der Sache Berufene die drei Landesbischöfe, die Äbte von Lehnin, Zinna und Chorin, endlich die Doctores von der Schulenburg, der Kanzler Wolfgang Kettwig und der Dechant Thomas Krull sitzen. In jähzorniger Erbitterung schlägt Joachim I. vor, seine Gemahlin Elisabeth zum Tode zu verurteilen, oder wenn das nicht anginge, sich von ihr scheiden zu lassen. Beides wollen die Räte nicht geraten haben. Doch billigen sie den Plan, die Kurfürstin auf Lebenszeit in einem Schlosse abzuschließen. Joachim I. war kein königlicher Blaubart wie damals Heinrich VIII. von England. Er lenkt ein und wendet sich nunmehr an die Ritterschaft, die namhaftigsten vom Rat und Adel, und diesen gelingt es durch Vermittelung des Bischofs von Lebus, daß sie zu einer abermaligen Beratung hinzugezogen werden. Das stimmt doch nicht zu der verbreiteten Geschichtsauffassung, daß Joachim I. den märkischen Adel gehaßt, verachtet und, wo er konnte, unterdrückt habe. Mit Recht sagt Schotte S. 68: „Kein äußerer Zwang ist es, dem sich Joachim unterwirft; wider seinen Willen nimmt er den Rat seines Adels an, aus dem Gefühl, diese moralische Autorität nicht verletzen zu dürfen.“ Unsere Mitglieder wissen ja, daß Elisabeth zu ihrem Oheim Johann dem Beständigen flüchtete. Sie floh verkleidet auf einem Bauerwagen, in Torgau erwartete sie ihr Bruder, der vertriebene König von Dänemark, Christian II. und in dem Schlosse Lichtenberg bei Torgau gab ihr der Kurfürst von Sachsen eine Freistätte, welche sie erst nach dem Tode ihres Gemahls verließ.

Das Buch sei zu ernstem Studium über eins der interessantesten Kapitel unserer Hohenzollerngeschichte den Mitgliedern empfohlen.

E. Bildliches.

XXXII. U. k. M. Herr Geheimrat Dr. Conwentz stellt mir 3 Serien kolorierter Künstler-Ansichtspostkarten der renommierten Firma Nencke & Ostermeier-Dresden zur Verfügung. Betreffend Nr. 111 die Märkische Schweiz; Nr. 112 der Müggelsee und Umgebung; Nr. 113 die Havelseen, allemal 12 Kärtchen. Die Ausführung ist wirklich schön, der Preis wohlfeil. Ich überweise die 36 Kärtchen der Bildersammlung der Brandenburgia verbindlichst dankend und benutze die Gelegenheit, unsere Mitglieder und Freunde zu ersuchen, auch ihrerseits die vielversprechende Sammlung, welche sich der Pflege u. M. des Herrn Rechnungsrats Kerkow erfreut, tunlichst zu vermehren.

XXXIII. U. M. Herr Dr. Fiebelkorn stiftet für denselben Zweck 2 schöne große Photographien, welche das Bauwerk der neuen katholischen Kirche zu Spandau vortrefflich wiedergeben.

XXXIV. Nachdem unser neues Gönnermitglied Herr Fabrikbesitzer Oskar Pintsch dem Märkischen Museum die interessante Chronik seiner Familie in einem typographisch wie bildnerisch prächtig ausgestatteten Exemplar auf meine Bitte überwiesen — Sie konnten sich ja in voriger Sitzung davon durch den Augenschein überzeugen — hat er einer ferneren Bitte von mir stattgegeben und auch ein Exemplar der bronzenen ansehnlichen Plakette in das Märkische Museum gestiftet, welche heute unsern Auslagetisch ziert. Das Kunstwerk von Professor Johannes Boeses Meisterhand allegorisiert die von der Familie Pintsch so erfolgreich gepflegte Werkstätigkeit und bringt wohlgelungene Flachreliefs von Pintsch und den noch lebenden vier Söhnen, welche mit der weltbekannten Firma eng verbunden sind.

XXXV. Unser Mitglied Herr Albert Schwartz Photogr. Anstalt und Kunstverlag, Berlin (Moabit) NW 87 Zinzendorfstr. 8 legt die ersten Festspiel-Postkarten und zahlreiche photographische Ansichten aus dem Moabit der sechziger und siebziger Jahre vor.

E. Vortrag.

XXXVI. U. M. Herr Dr. jur. Ernst Assmann hielt hierauf den angekündigten, beifällig aufgenommenen Vortrag: Rechtsaltertümer der Mark Brandenburg. Der Vortrag wird später als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXXVII. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im gegenüberliegenden Marinehause.

Kleine Mitteilungen.

Biele, Beele. Herr Geheimrat Ascherson teilte mir freundlichst mit: „Das Wort Biele für Baby war einst meinen Mitschülern sehr geläufig. Herr Professor Graebner (geb. 1871) u. a. kennen es, Frau Professor Graebner hörte es in Burg bei Magdeburg als Beele (Stechkissenbeele)“. Nachträglich finde ich im „Richtigen Berliner“¹⁾: „Biele, Kind. „Ei, die kleine Biele!“ „ne nette Biele!“ (ironisch von einem gemeinen Menschen.) Bieleken, Kinder, Geschwister.“

W. v. Schulenburg.

Berichtigung. 1. Brandenburgia Nr. 4, Juli 1910, S. 136. Quelle der Sage von den dreizehn Raben um Turm der Burg Lenzen ist nicht, wie dort angegeben, „Wohltat, Nachtrabe, am Urdsbrumm“ sondern das ein Jahr früher erschienene Buch „Neue Sagen aus Mark Brandenburg“, Berlin, Abenheim 1883, S. 9—11. Mit dem „Nachtraben“ hat jene Sage nichts zu schaffen.

2. Dasselbe Heft S. 150—152. Die von Herrn Pf. Wendt-Frankfurt in Poesie umgearbeitete Sage „Opfer von Wustrow“ ist nicht Original der „Märkischen Blätter“ Jahrg. 1908. Die Originalität gehört ebenfalls dem vorbenannten Buche „Neue Sagen aus der Mark Brandenburg“, S. 16—18, Verl. Abenheim (jetzt „Emil Felber in Berlin“). Ich vermittelte beide Sagen in den Jahren 1880 bis 1882, teilte sie zuerst Herrn Geh.-Rat Friedel auf Burg Lenzen mit und nahm sie in das von mir verfaßte Buch auf im Jahre 1883.

E. Handtmann,

korresp. Mtgl. der Brandenburgia.

X **Einem den Zimmt besorgen.** Es ist das eine bekannte, in Berlin sehr volkstümliche Redensart, die uns auch in der Provinz begegnet und besagt, man wolle einer Person etwas entgelten lassen. „Zimmt“ hat hierbei mit dem Gewürz nichts zu tun, sondern ist aus „decem“ entstanden, das vordem mit Dank, Lohn, Abgabe, Kirchzehnt gleichbedeutend war, denn in dem Sinne spricht man auch: „Jemand soll seinen „Dezem“ haben“. Als ein Überrest alter Zeit, wo die Priesterschaft, als Fürsprecher bei den himmlischen Gewalten angesehen, von allen menschlichen Erzeugnissen den Zehnten erhielt als Dankopfer, um zu versöhnen, zu begütigen und fernerhin wohlgeneigt zu machen.

Karl Wilke.

Der Altarschrein in der Kirche zu Riedebeck²⁾, Kreis Luckau. Auf Veranlassung des Herrn Konservators der Provinz Brandenburg ist vor einiger Zeit der spätgotische Altarschrein der Riedebecker Kirche (durch Zisterzienser aus Dobrilugk von 1194 bis 1202 erbaut) durch den Bildhauer Herrn Kähler in Steglitz (Marendorfstraße 77) in geradezu wunderbarer

¹⁾ 4. Auflage Berlin, 1882, 14. Vergl. Brandenburgia XVIII, 230, 442.

²⁾ Vergl. Brandenburgia V 226, VIII 370, XIV 142.

Weise renoviert worden. Der gen. Herr hat in seinem Institut mehr als dreißig Altäre aus der Mark bisher z. T. ergänzt, z. T. neu aufgefrischt und ist auch außerhalb unserer Provinz ein sehr geschätzter Künstler in seinem Fach.

Ich gebe anbei eine Abbildung des wiedererstandenen Kunstwerkes.



Im Mittelschrein erblicken wir vor einem gemusterten, gold gemalten Hintergrunde die Figuren der hl. Anna mit der Mutter Maria als Kind und mit dem Jesuskinde auf dem Arm, rechts von ihr die hl. Martha und links von ihr die hl. Barbara mit ihren Attributen, dem Turm und dem Sakramentskelch.

Im linken Flügel sehen wir oben die Figuren König Philipps von Schwaben und seines Freundes, des Markgrafen Dietrich des Bedrängten von Meißen. Darunter ist die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt. Im rechten Flügel steht im oberen Teile neben dem Papste Innocenz III. der hl. Sebastian. Darunter stehen links der hl. Philippus mit dem Kreuzstab und neben ihm der hl. Johannes.

In der Predella erblicken wir fünf Figuren von Märtyrern. Von links nach rechts sind es der hl. Paulus mit dem Schwert, der hl. Judas Thaddäus mit der Keule, die hl. Katharina mit dem Rad, der hl. Stephanus mit Buch und Steinen (den Werkzeugen seines Todes) darauf und der hl. Augustinus. Über dem Schrein erhebt sich ein Aufsatz. Zwischen gewundenen Säulen steht das Kreuz mit Jesus daran, rechts davon der hl. Johannes, links die hl. Maria. Über jeder Figur ist als Abschluß ein Baldachin angebracht, über dem einen Doppelbogen von einer Kreuzblume gekrönt wird. Der Doppelbogen über dem Baldachin der Christusfigur trägt auf einem kleinen Sockel den Auferstandenen mit der Siegesfahne.

Vergleicht man die drei Teile des Altaraufbaues, so ergibt sich, daß jeder Teil von einem andern Meister gefertigt worden ist. Die Figuren im Schrein und in seinen Flügeln sind wunderbare Holzschnitzereien; die Zierlichkeit der in der Ausführung der Einzelheiten bei jeder Figur, die Zierlichkeit der Ranken, der Distelornamente, ist bewundernswert. Auch die Malereien des Hintergrundes waren von schönster Ausführung; ihre Schönheit ließ sich noch auf dem ehemaligen Hintergrunde erkennen. Jedenfalls zur selben Zeit ist auch der Aufbau angefertigt worden, doch ist es einem andern Künstler zuzuschreiben. Das hervorragendste Kunstwerk im Aufbau ist der Kopf der Christusfigur. Daß ein anderer Meister der Verfertiger ist, sieht man z. B. aus der verschiedenen Auffassung der Figur des hl. Johannes. Während er im Aufbau mit dem Buch in der linken Hand, die rechte wie predigend erhoben, dargestellt ist, hat er im rechten Flügelschrein (unten) das Buch in der rechten Hand, dagegen die linke leicht vorgestreckt ganz frei, d. h. ohne die ihm sonst gebräuchlichen Attribute, den Kelch mit der daraus kommenden Schlange haltend. Vielleicht ist das Fehlen dieses Merkmals auf ein Versehen bei der Instandsetzung zurückzuführen. Auch die Ausführung der Haartracht, des Gewandes unterstützen die Annahme von verschiedenen Arbeiten. Dies tritt nun bei der Predella, dem dritten Stück des ganzen Altaraufbaues, erst recht in Erscheinung. Schon die photographische Wiedergabe läßt die plumperen Formen erkennen, in denen die Figuren ausgeführt sind; ferner spricht dafür die geringe Fertigkeit des Meisters in der Behandlung der Gewandung, der Köpfe, der Haar- und Bartracht. Auch das Ornament und die Malerei sind nur als mäßige Leistungen anzusprechen. Hinzuzusetzen wäre noch, daß alle Figuren vielfarbig bemalt sind. Die Höhe des Aufsatzes beträgt etwa 2 m, seine Breite $1\frac{1}{2}$ m. (Hoffentlich läßt nun auch die Renovierung der Reste gotischer Wandmalerei in Chor und Apsis nicht mehr lange auf sich warten). Bei der Bestimmung der Figuren bin ich durch Herrn Pfarrer Jeder von der Liebfrauenkirche in liebenswürdigster Weise unterstützt worden; dem Herrn sei auch an dieser Stelle nochmals gedankt.

R. Scharnweber.

Von den unglücklichen Tagen. Nach einem Vademecum, im Jahre 1740 zu Waldenburg i/Schl. gedruckt, genannt „Jesus, der getreueste Gefehrte und Helfer, zu Wasser und zu Lande“ heißt es davon:

Januar der 1. 2. 4. 6. 11. 20.	Februar der 1. 17. 18.
Maerz der 14. 16.	April der 10. 17. 18.
May der 7. 8.	Juni 17. July 17. 21.
August 20. 21.	September 10. 18
Oktober 6. November 6. 10.	Dezember 6. 11. 15.

An diesen Tagen soll niemand zu einer Sache den Anfang machen. Zum Expl. Es soll niemand keine Reise, keinen Handel, keine Verlobte oder Heyrath anstellen, auch in kein ander Haus ziehen etc.

Karl Wilke.

N. N. Pfauenfeder-Aberglaube. Sie wünschen eine Auskunft über die folgende Notiz im Fragekasten des B. L. A. vom 20. Dezember 1910 zu haben. „Frau M. K. Die Pfauenfedern können Ihnen kaum so lieb sein wie der Friede in Ihrem Hause. Selbstverständlich ist der Aberglaube Unsinn, aber wenn Ihr Mann und Ihre Bekannten nun mal Anstoß nehmen an den Federn, so schaffen Sie sie ruhig ab, wir glauben kaum, daß jemand Sie Ihnen abkauft, Fragen Sie in den Federgeschäften und Putzgeschäften an, ob Verwendung dafür vorhanden ist, was wir aber nicht glauben, außerdem sind die Federn alt und können nicht so ohne weiteres gebraucht werden. Der an Pfauenfedern haftende Aberglauben dürfte ein letzter Niederschlag der alten Mythe sein, nach der Juno die Augen des Argus in die Federn des Pfau versetzt hat.“ Dieser Aberglaube ist in der Tat in Berlin, der Provinz Brandenburg, in Pommern, Mecklenburg, und überhaupt, wie es scheint, in ganz Norddeutschland verbreitet. An den römisch-mythologischen „Niederschlag“ glaube ich, umsoweniger, als die Auffassung der Pfauenfeder in Süddeutschland und Österreich, wo doch die römische Herrschaft Jahrhunderte gedauert hat, sich gerade umgekehrt verhält. Also z. B. in Tirol gilt die Pfauenfeder als beliebter Zimmer- und Hutschmuck als glücklich. Überall, auch bei den Heiligenbildern sieht man deshalb die Pfauenfeder angebracht. Die Tiroler Schützen tragen breite Leibgürtel mit Pfauenfedernkielen bestickt. So sieht u. a. der Leibgürtel von Andreas Hofer aus, der im Ferdinandeum zu Innsbruck verwahrt wird und den er bei seiner Verhaftung trug. Das ist freilich Wasser auf die Mühle unseres norddeutschen Aberglaubens, und mancher Norddeutsche sagt, das war eben ein Unglück für den tirolischen Freiheitshelden, daß er einen Leibgurt aus Pfauenfedern trug. Eine Frau aus Greifswald, die früher bei uns als Köchin war, bat erst kürzlich meine Frau, unsern „Feudel“ (leichten Staubabsteuber aus Pfauenfedern), da er Unglück bedeute, fort zu tun. Bei uns dürfte die Erklärung dieses Aberglaubens darin zu suchen sein, daß der Pfau gewissermaßen das Symbol der Eitelkeit und Hoffährtigkeit ist, die den Neid und das Strafgericht der Götter, überhaupt der über- und unterirdischen Mächte, herausfordern. E. Friedel.

Die Trappensteine. Von alten Schriftstellern, von Beemann z. B. wurden als besonders merkwürdig erwähnt natürliche Steine auf denen Abdrücke von einer angeblichen Riesenhand, von einem Pferdetrift oder auch Fußspuren oder Trappen von anderem Getier sich vorfanden, die dann an irgend eine örtliche Sagenepisode, meist mythologischen Ursprungs, anknüpfen. Solche Steine behandelte man damals noch mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu, die Pietät war mächtiger als der neue Glauben und außerdem dienten sie allerlei abergläubischen Zwecken, die dem vorangegangenen Heidentum entstammten. Um in der Weiterentwicklung der Dinge einem tief im Herzblut des Volkes steckenden Gefühl der Autorität zu entsprechen, schuf die Anschauung jener zurückliegenden Zeit auch derartige Trappensteine künstlich in Ziegel. Dieselben wurden dann als Abwehrmittel gegen kommendes Unheil und feindselige Geister (die Seelen der verstorbenen, unversöhnten Feinde) verbeugend benutzt, im ähnlichen Gedankengange wie das späterhin auf der Türschwelle aufgenagelte Hufeisen, der Drudenfuß Verwendung fand.

Es erscheint als Unterart des Bauopfers, welches durch christlichen Einfluß gewandelt, hier mit dem alttestamentarischen Glauben an den Sündenbock (3 Mos. V. 16) sich so gut überein bringen ließ. Bei der Herstellung von künstlichen Trappensteinen schickte man absichtlich über die frischgestrichenen Lehmputzen Tiere, beliebt hierfür schienen Hahn und Hund, deren gewonnener Fußabdruck ganz im modernen Sinne daktylographisch legitimierte, im Ziegelofen mit in den Stein dauerhaft eingebrannt ward. Diesen so erlangten Trappenstein fügte man hierauf direkt an der Türschwelle des Hauses sichtbar ein und wollte damit dokumentieren, der erste Passant der Schwelle der Hund wäre nun der Besitzer des neuen Bauwerks gewesen, weil er dabei den Vortritt in der Einweihung hatte. Als solcher übernahm er die Verantwortung; das kommende Unheil des Hauses und seiner Insassen fielen ihm zur Last, während die menschlichen Hausbewohner nach ihrer damaligen Anschauung schuldlos, also rechtlich auch straf- und sühnefrei blieben, denn das Tier hatte ja vorweg die Ehre und die Verbindlichkeiten des Vortritts genossen, als Erster hatte er sich freiwillig „geweiht“ und dadurch alles Unheil auf sich genommen.

Einen ähnlichen Leitgedanken verfolgte man bei der Sitte der bekannten mittelalterlichen Stadttorvermauerungen, den sogenannten Waldemartoren, um gleich daneben eine andere benutzbare Türöffnung zu schaffen, man vermeinte durch diesen Kniff dem Unheil „den Weg zu verlegen“ und es hiermit von der Stadt abzuwenden. Es war auch üblich bei eroberten Städten in deren Stadtmauer eine Bresche zu legen, durch welche dann die Besieger einzogen; sofern ein hartes Strafgericht für die Stadt drohte, verschmähte man deren Tor und Schwelle zu überschreiten. Andernfalls konnten hochgestellte Persönlichkeiten, wie der Kaiser und später auch der Papst, durch Ueberschreiten einer Schwelle, eines Tores dieselben für alle Zeiten heiligen und entsühnen, denn vor deren Autorität und geheiligte Person machte selbst das Unheil kehrt. In modernen Einweihungs- und Weihefesten klingt dieser germanische Grundgedanke leise wieder.

Von solchen künstlichen Trappensteinen mit einer Hundstrappe sind mir zwei Beispiele aus der engeren Heimat geläufig. Vor längeren Jahren zeigte

uns der Kgl. Forstmeister Herr Bando zu Kloster Chorin einen Teil einer Ziegelsteinfliese, auf der deutlich der Hundtritt zu sehen war. Wohin diese Kuriosität später gekommen ist, weiß ich nicht, denn meine Nachfragen danach in Kloster Chorin waren ergebnislos.

Ein anderer Trappenstein, gleichfalls mit einem Hundtritt des linken Vorderfußes befindet sich noch jetzt zu Oderberg i. Mark im Flureingang des alten Zernikow'schen Hauses, direkt neben seiner Schwelle. Es ist das wieder ein Fliesenstein aus tiefrotem, bestem Ziegelmaterial und vermute ich deshalb, dieser Stein wie etwa ein Dutzend daneben verplasterte, in doppeltem Klosterformat, entstammen dem ehemaligen Prämonstratenser Gottesstadtkloster zu Oderberg, einer Vorgängerin der Abtei Chorin. Das Zernikow'sche Haus steht bekanntlich auf Klostergrund, sein daneben liegender, 3 Morgen großer Hausgarten hieß ehemals die „Münchwiese.“

Ein Vorbesitzer des Grundstücks, der Kgl. Zolldirektor Schulze, hat dieses Haus i. J. 1776 umbauen lassen, wie eine Inschrift auf der kupfernen, mit einem getriebenen Meerweib versehenen Röhrentür des Ofens bekundet. Bei diesem Umbau fanden die ihm vom Könige als Baubehilfe geschenkten Rudera der alten St. Marienlosterkirche von 1231, die sich dicht daneben erhob, Verwendung. Die Fliesensteine mit der Hundetrappe sind von einer derartigen Güte, andererseits erinnert ihr Format an die beim Kloster Chorin verwendeten älteren, tiefroten Steine, die sich gleichfalls bei der Ruine des Klosters Mariensee im Parsteinsee wiederfinden, daß alle drei Fabrikate in die gleiche Entstehungszeit fallen.

Einen weitem Trappenstein und zwar auf einer breiten Ziegelfliese einen Hahentritt darstellend, sah ich im Flurpflaster des Hauses Berlinerstraße 59 zu Oderberg i. M., wo ich geboren ward.

Karl Wilke.

Reiseratschläge (um 1740). Vor allen Dingen muß ein Reisender sich der Mütze erkundigen, denn man kann an manchem Orte kaum eine Tagereise tun, so gilt das Vorige eingewechselte Geld schon nicht mehr. Reichsthaler und Dukaten sind überall gangbar und wenn einer fremden Mütze Werth man wissen möchte, so lasse man sich's nur sagen, wieviel Stücke derselben auf einen Reichsthaler gehen. Absonderlich muß man stets „Reichs“ Thaler sagen, denn es gibt viele Thaler, die geringer seyn. Man muß notwendig Mützkennnisse besitzen, soll man dieselbe erst von Gastwirten und andern Leuten lernen, so möchte es allemal ohne Lehrgeld nicht abgehen.

Hat einer Geld bei sich oder Geldeswerth auf der Reise, so halte er's insgeheim und lasse niemand merken, wenn man der Gefahr entgehen will, insonderheit in Wirthshäusern, da man nicht weiß, was für Volk da ist. Man soll sich auf der Reise ohnedem hüten, sich mit den fremden Leuten nicht gemein zu machen, es ist besser, Du lebest und zehrest vor Dich und sagest zu keiner Sache gar nichts. Denn man erachtet manchmal Jemand als braven Menschen, insgeheim ist er ein Aufpasser oder ein Hauptdieb und Mörder. Dann nimm Dich in acht!

Wenn Du aber auf der Reise in Wirtshäuser bleibest, so erkundige Dich, bevor Du einkehrst und frage zuvor, was da und da für ein Wirtshaus ist, ob auch sichere und gute Herberge da ist. Hast Du nun gute Herberge, so nimm Deine Sachen zusammen, behalte sie bei Dir und schlafe nicht feste, oder in Trunkenheit, daß Du hörst was in der Nacht vorgehen möchte. Damit Du nicht etwa um das Deinige kommen möchtest. Kürzlich wird weiter erinnert, daß ein Reisender wohl thut, wenn er deren fremden Länder und Völker ihre Sitten und Gewohnheiten gegen unsrer Leute ihre Sitten und Gewohnheiten hält, um den Unterschied zu ziehen. Jedoch ist kein Land, das lauter nützliche Gewohnheiten hat, sondern man nehme davon nur das Gute an.

Es hat sich einer in der wahren Gottesfurcht wohl in Acht zu nehmen, weil er in der Fremde mit vielerlei Religionsverwandten umgehen muß. Desgleichen hüte sich einer, daß er nicht von fremden Nationen verfängliche Redensarten führe, noch auch von den Königen noch Fürsten etwas Nachteiliges spreche, denn gedenke, Verräter giebts überall und sie bringen großen Schaden.

Es ist auch sehr angenehm, wenn 2 oder 3 Reisende sich zusammen vereinigen und ihre Tour miteinander tun. Solches macht ein Vergnügen und können alle Dinge besser observieret werden, solche müssen aber alle einerley Humeurs seyn.

Ein Reisender muß vorsichtig seyn und handelt klüglich, wenn er nicht zuviel Bagage mit sich führet, welche sich leicht verlieren läßt. Er vertraue auch seine Sachen keinem Träger alleine, sondern bleibe bey ihm und zwar so, daß er mit seinen Sachen vor ihm hergehe, damit der Träger nicht mit seinen Gütern heimlich davon schleichen kann.

Wegen der Wirtshäuser ist es besser, in die vornehmsten sich einzulogieren, weil da bessere Bequemlichkeit und Aufwartung zu finden ist. Es ist gut, wenn sich ein Reisender einen Wachsstock in einer blechernen Büchse, nebst einem guten Feuerzeuge anschafft und dieses nebst seinem Gewehr vor sein Bette hinleget, solches bei vorfallender Notwendigkeit zu gebrauchen. Ingleichen ist es nützlich, wenn einer etliche Anwürfe und Schlösser bey sich führete, die Kammer, da er schlafet des Nachts von innen zu verwahren, denn manche Kammer hat weder Schloß noch Riegel. Da heißt's alsdann: Gelegenheit macht Diebe.

Wenn nun Dein Schlafgemach verwahret ist, so durchsuche er sein Bettzeug ob es rein sei, alsdann verrichte er sein Gebet zu Gott mit hertzhlicher Andacht und lege sich in einem Schlafrocke und leinen Unterkleider in Gottes Namen nieder. Frühe Morgens beym Erwachen danke er herzlich dem lieben Gott für genossene Ruhe und befehle sich ferner dem großmächtigen Gott, daß er stets bey ihm seyn möge und dieser ist auch der allerbeste Helfer und Schutz.

Nach "Jesus" der getreueste Gefehrte und Helfer
zu Wasser und zu Lande". Waldenburg 1740.

mitgeteilt von Karl Wilke.

Nach der Posttaxe von 1675 heißt es:

Von Berlin:

Persones:

Eine Person zahlt vom 15. April bis 15. Oktober von jeder Meile 5 Groschen, worunter der Postilionen ihre Gebühren mitbegriffen und vom 15. Oktober bis zum 15. April von jeder Meile 6 Groschen. Auf den Postkutschen giebt die Person bis Leipzig 3 Rthl., bis Wittenberg 1 Rthl. 18 Gr. Auf Extra-Posten von jedem Pferde für eine Meile 8 Gr. Couriers reitend oder fahrend von jeder Meile 1 Rthl.

Von Waaren oder Briefen:

Bis Sarmund oder Treuenbriezen, ein Brief 1 Groschen.
 Bis Wittenberg ein Brief 1 Groschen 6 Pfg.
 Von da ab bis Leipzig ein Brief 2 Groschen 6 Pfg.

Von Paqueten

Nach Halle, von Pfund 9 Pfg.
 Nach Leipzig, von Pfund 1 Groschen.
 Nach Leipzig von 100 Thaler Geld . . . 12 Groschen.
 Nach Halle von 100 Thaler Geld . . . 9 Groschen.
 Auf den Postkutschen von Zentner Kaufmannsguth 2 Thaler. Was unter einem Viertelszentner wieget von Pfund 9 Pfg.
 Von Zentner Silber oder Gold 3 Rthlr., was unterm Viertelszentner von Pfund 1 Groschen.

Von Berlin nach Wittenberg und Leipzig.

Treuenbriezen	4 Ml.	Düben	2 Ml.
Wittenberg	4 Ml.	Lindenau	2 Ml.
Kemberg	1 Ml.	Brotzke	1 Ml.
Diebische Heyd	1 Ml.	Leipzig	1 Ml.

Summa 20 Meilen.

1 Deutsche Meile damals = 4 000 Schritte.

Karl Wilke.

Die älteste Windmühle der Mark befindet sich auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes Bamme im Kreis West-Havelland. Sie ist, wie aus der an einem Balken angebrachten Jahreszahl hervorgeht, im Jahre 1559 erbaut worden, also jetzt gerade 350 Jahre alt. Errichtet ist der hölzerne Aufbau auf einer uralten Steineiche, die der Mühle als Stiel oder Ständer dient. Im Laufe der Jahrhunderte war das historische Bauwerk den vielen Unbilden des Wetters preisgegeben, und mehrmals hat der Blitz in die Mühle eingeschlagen, die Seitenwände und die Flügel teilweise zerstörend. Das feste Eichenfundament blieb stets unversehrt, und der Zahn der Zeit ist fast spurlos an ihm vorübergegangen. Die Mühle steht so noch heute auf ihrem Eichenstamm als ein interessantes Wahrzeichen aus vergangenen Zeiten.

O. M.

Gemüsebau der Stadtgemeinde Berlin. Die städtischen Güter und die Gemüseversorgung der Stadt haben seit Einrichtung des ersten Rieselfeldes in engem Zusammenhang gestanden. Die einwandfreie Abwasserbeseitigung wies auf die Kleinkultur hin, und von allen Versuchen hat sich der Anbau jeder Art von Gemüse am besten bewährt.

Die Stadt Berlin hat den Gemüsebau den Pächtern überlassen, da diese mit ihren Hausangehörigen der Bewirtschaftung mit mehr Erfolg obliegen können, als die Stadtverwaltung mit Lohnarbeitern. In den gärtnerischen Versuchsanlagen, z. B. bei Blankenburg, die jedermann zur Besichtigung zugänglich sind, wurde so manche neue Anbauart jahrelangem Versuchsanbau unterzogen, und die Verwaltung hatte die Freude, die wirklich brauchbaren Anbauarten, z. B. den Rhabarber, in die große Praxis ihrer vielen Hunderte von Pächtern übergehen zu sehen.

In den letzten Jahren nun hat die Verwaltung auch dem Anbau von korntragendem Mais ihre Aufmerksamkeit zugewendet, weil diese Pflanze zu hohen Erträgen befähigt ist und so die großen Nährstoffmengen, die den Feldern um Berlin zugeführt werden, gut ausnützen kann. Nicht nur das reife Korn — es sei nur an die vielen neuen Maismehlnahrungsmittel wie Maizena, Mondamin u. a. erinnert — ist zur Nahrung geeignet, sondern auch das soeben in der Ausbildung begriffene oder halbreife Korn. Die Natur schützt die in einem Kolben zusammenstehenden Maiskörner durch mehrfache Decken von Hüllblättern. Sind die Kölblchen nun noch ganz weich und die „Spindel“, d. h. der Kornträger in der Mitte des Kolbens ebenfalls, dann kann das ganze ohne die Hüllblätter wie Spargel zubereitet werden. Dieses so nahrhafte, leicht verdauliche und billige Maisgemüse wird jetzt auf großen Flächen angebaut und die Stadtverwaltung dürfte diejenige sein, welche zuerst mit dem feldmäßigen Anbau vorgeht in der Hoffnung, daß ihre Pächter auch diesem Versuchsanbau folgen werden, die Vielseitigkeit des Betriebes damit erhöhen, der Bevölkerung der Stadt aber ein neues und gutes Nahrungsmittel mehr bieten.

Mitt. des Städt. Nachrichtenamts.

Bücherbesprechungen.

Mit dem Skizzenbuch durch Dorf und Stadt der Provinz Brandenburg vom Dip.-Ing. Rudolf Siemens. I. Uckermark und Warthwinkel. 24 Handzeichnungen in Lichtdruck mit Text. Verlag von Georg Siemens in Berlin W.

Die vierundzwanzig flotten Skizzen werden sich sicher manchen Freund erwerben, schon wegen der Eigenart ihrer Ausführung, denn es sind Wiedergaben von Bleistiftzeichnungen, die in bedeutender Größe gehalten sind. Bei einigen ist auch mit Rotstift etwas nachgeholfen worden. Kirchen, alte Häuser und stille Winkel bilden die Motive, und ein kurzer Text gibt die nötigen geschichtlichen Erklärungen. Der Reiz der Skizzen liegt in dem flotten Hervorbringen. Man merkt es ihnen an, daß sie auf fröhlicher

Wanderfahrt durch den lebendigen Eindruck hervorgerufen wurden. Manches Bild wird vielen von unseren Ausflügen her schon vertraut sein, z. B. Gransee, Templin und Schwedt, und über Schloß Badingen enthält Monatsblatt XV. 57 einen ausführlichen Artikel. Unter den alten Häusern sei auf das Löwinghaus aus Zäckerick noch besonders aufmerksam gemacht.

Dieser Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei, auf den wir besonders hinweisen. Zache.

Das Oderbruch im Wandel der Zeit. Ein kulturhistorisches Bild von Ernst Breitzkreutz, Lehrer in Remscheid, Selbstverlag, Remscheid 1911, J. F. Ziegler'sche Buchdruckerei.

Das Werk Friedrichs des Großen lockt immer wieder zur Darstellung, und besonders sind es die Kinder des Bruches selbst, die sich, wenn sie die Heimat verlassen haben, dankbar ihrer erinnern. Auch dieses Buch ist ein schlichter Beitrag zur Geschichte dieser Landschaft. Vom Allgemeinen geht es über zum Besonderen, und sein Hauptreiz liegt in den persönlichen Zügen. Man ist erstaunt, wie rasch die Begebenheiten im Gedächtnis des Volkes verschwinden. Von den Nachkommen der Kolonisten kennen wohl nur noch sehr wenige ihre Heimat, und niemand steht mehr in Beziehung mit den dortigen Verwandten. Das Buch sucht gleichsam noch Spuren der Erinnerungen zu retten. Es hält z. B. die Namen der Braven fest, die sich bei Dammbrüchen und Überschwemmungen hervorgetan haben und es lehrt wie viel Ärger und Widerspenstigkeit oft die Beamten des Königs zu erdulden hatten. Es ist vorgekommen, daß mehrere Familien wieder abgezogen und mit Gewalt zurückgebracht werden mußten, oder sich auch durchschlugen und in der Fremde wieder ansiedelten. In Bezug auf die Meliorationsarbeiten lehrt das Buch, daß bis in die jüngste Zeit hinein eifrig gearbeitet wird, um immer mehr Ackerland zu gewinnen. Zache.

Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild. Herausgegeben von dem Pestalozzi-Verein der Provinz Brandenburg. Mit vielen Abbildungen 2. Auflage. Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig und Berlin.

Die zweite Auflage spricht deutlich genug für die Anerkennung, die das Buch gefunden hat. Es enthält ungefähr hundert Aufsätze, die alle Zweige der Heimatkunde berühren und aus verschiedenen Federn stammen. Wir treffen unter den Autoren auch solche, die sich in der Brandenburgia selbst beziehungsweise um unsere Gesellschaft bei ihren Ausflügen betätigt haben. Es sind das Männer, deren Namen auf dem Gebiete der Heimatkunde einen guten Klang haben und die auch hier zeigen, daß sie den Stoff beherrschen und ihn geschickt darzustellen verstehen. Das Buch ist ein rechtes Volksbuch, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist, und von ihm gilt das Wort, wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, weil gerade die zwanglose Zusammenstellung ihren Reiz hat. Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Die Begründung der Berliner Schul-Kommission am 1. September 1811.

Von Friedrich Wienecke.

Es ist bei der Abhängigkeit der Pädagogik vom religiösen, politischen und sozialen Leben kein Wunder, wenn die an Ideen und Umgestaltungen so reiche Wende des 18. und 19. Jahrhunderts einen gewaltigen Einfluß auf die Gestaltung des Erziehungs- und Schulwesens ausübte. Pietismus und Rationalismus sind die großen Lebenserscheinungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die wie zwei gewaltige Geister durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurchziehen und alle Verhältnisse der Familie, der Gesellschaft und des Staates durchdringen und neu beleben. Berlin hat diesen geistigen Bewegungen nicht fern gestanden; Berlin ist der Ausgangspunkt gewesen. Der Vater des Pietismus ist der Theologe Philipp Jakob Spener, der von 1691 bis 1705 als Propst an der Nicolaikirche wirkte, und der Beförderer der Aufklärung ist der gelehrte Buchhändler Friedrich Nicolai, der im Jahre 1765 die Allgemeine deutsche Bibliothek begründete, die ganz in den Dienst der Aufklärung trat.

Groß ist der Segen gewesen, der von Spener ausgegangen ist; denn seiner Anregung und seinem Einfluß verdankt Berlin die Gründung von Armen- und Parochialschulen, die die Vorläufer unserer heutigen blühenden Gemeindeschulen gewesen sind. Im Zeitalter der Aufklärung hatte das Berliner Schulwesen ein Gepräge der Vielheit und Vielgestaltigkeit erhalten, das uns heute unverständlich ist.

Neben den Gymnasien bestanden Armenschulen, niedere und gehobene Parochialschulen, niedere und höhere Töcherschulen, verbunden mit Pensionaten. Es gab Warteschulen, Strick- und Nähschulen, Kurrende-, Erwerb- und Industrieschulen. Neben der Garnisonschule waren zehn Regimentsschulen und zwei Schulen im Invalidenhaus vorhanden. Außer der Schule des Großen Friedrichs Waisenhauses gab es eine Schule im Körnmesser'schen und im Schindler'schen Waisenhaus und eine Schule in der Charité.

Hinsichtlich der Konfession gab es nicht nur lutherische, katholische und jüdische Schulen, sondern auch deutsch-reformierte und französisch-reformierte, böhmisch-lutherische und böhmisch-reformierte Schulen.

Neben dem lutherischen Landschulmeister- und Küsterseminar, das Julius Hecker am 19. Dezember 1748 gegründet hatte, bestand das von dem Domkantor August Hartung 1795 gegründete Domseminar zur Ausbildung von Lehrern an deutsch-reformierten Schulen. Das französische Oberkonsistorium unterhielt ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern an französisch-reformierten Schulen. 1802 hatte eine Frau von Krosigk ein Lehrerinnenseminar gegründet, und 1804 eröffnete der geniale Parochialschullehrer Johann Friedrich Michaelis mit gleichgesinnten Kollegen ein Seminar für Lehrer an niederen Bürgerschulen in Städten.

Einsichtsvollen Männern war die Vielheit der Schulen nicht entgangen; aber ihre Stimme, Abhilfe zu schaffen, verhallte.

So hatte der berühmte Berliner Schulmann Friedrich Gedike 1800 eine Schrift verfaßt: „Hat der preußische Staat zu viele oder zu wenige Schulen?“ und beide Fragen mit „Ja“ beantwortet, nämlich zu viele Schulen inbezug auf Konfession, auf Stand und Beruf, und zu wenige inbezug auf die Menge der Kinder, die ohne gehörigen Unterricht aufwachsen. Ähnliche Gedanken hatte auch der Oberkonsistorial- und Oberschulrat Joh. Fried. Zöllner in seinem Buche: „Ideen über Nationalerziehung, Berlin 1804“ geäußert. Beide Schriften hatten nicht nur den Beifall der leitenden Behörden und der denkenden Schulmänner, sondern auch den des Königs gefunden, der den Verfassern durch Kabinettschreiben dankte. Aber Abhilfe geschah nicht. Die einzelnen Behörden waren weit entfernt, die von ihnen gegründeten und verwalteten Schulen abzugeben und einer Behörde zu unterordnen. Dem Viel an Schulen entsprach auch ein Viel an Behörden. Die lutherischen, katholischen und jüdischen Schulen unterstanden dem lutherisch-geistlichen Departement und dem von ihm abhängenden Oberschulkollegium und Oberkonsistorium; die deutsch-reformierten Schulen wurden von dem 1715 gegründeten reformierten Kirchendirektorium verwaltet, und die französisch-reformierten Schulen hatten in dem französischen Oberkonsistorium ihre höchste Behörde. Die Garnisonschule unterstand dem Gouvernement der Stadt, die Schulen im Invalidenhouse waren dem Kommandanten des Hauses und die Regimentsschulen dem Kriegskonsistorium bezw. dem Oberkriegskollegium unterordnet. Die Schule der Charité war dem Obermedizinalkollegium unterstellt, und die Erwerbsschulen beaufsichtigte und verwaltete ein Kuratorium, bestehend aus angesehenen Beamten und Bürgern, das 1793 zusammengetreten war.

Wie die Vielheit sich äußerlich in der Zersplitterung zeigte, so bot der innere Ausbau der Schulen das Bild der Vielgestaltigkeit.

Schon nach den leitenden pädagogischen Ideen hätte man die Schulen Berlins klassifizieren können. In den Armenschulen und in den meisten niederen Parochialschulen herrschte die „Hallesche Methode.“ Katechismus, Spruch und Lied wurden Wort für Wort eingeprägt und das Lesen und Rechnen unter Anwendung von harten Zuchtmitteln beigebracht. Das Wort des großen Königs: „Man solle die Kinder nicht mit der sogenannten Schultheologie beschweren, sondern das lehren, was der große Menschenlehrer Christus als wahr und wichtig hingestellt habe“, fand ebensowenig Beachtung wie die Mahnrufe Gedikes und Zöllners.

In den Regimentsschulen und in mehreren niederen Parochialschulen hatte Rochows Lehrweise Eingang gefunden; streng wurde sie in der von dem Minister Abraham von Zedlitz 1781 gegründeten Normal-*schule*, Dragonerstraße 22, von einem Schüler Rochows, Samuel Ludwig, befolgt, der neben seiner Tätigkeit als Lehrer sich um die Ausbildung von Lehrern im Sinne seines Meisters verdient gemacht hat.

In den gehobenen Privatschulen des Hartung, Benediktus, Splittegarb u. a., vorzüglich aber in den zahlreichen weiblichen Erziehungsanstalten und Pensionaten für Kinder aus den besser situierten Ständen wurden die Ideen der Philanthropen verwirklicht. Eine Schule und Erziehungsanstalt im Geiste Rousseaus leitete der Prediger der französischen Gemeinde Hauchecorne in der Mohrensraße 46. Friedrich der Große schenkte diesem Institute Beachtung; er ließ in ihm Knaben von verstorbenen Offizieren, die ihm persönlich nahe gestanden hatten, erziehen.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts waren auch die Ideen des großen Schweizers in Berlin bekannt geworden. Ein Abenteurer auf dem Gebiet der Pädagogik, der Rektor der Garnisonschule Karl Hahn, eröffnete 1805 eine Erziehungsanstalt für Knaben im Alter von 7–9 Jahren, die nach Pestalozzis Grundsätzen unterrichtet wurden; ihm folgten Plamann mit einem Knaben- und Mehring mit einem Töchterinstitut.

Vielgestaltigkeit herrschte auch auf dem Gebiete der Lehrerbildung. Von den selbständigen Parochial- und Privatschulhaltern verlangte man auf Grund der Verordnung des Oberkonsistoriums vom 16. Nov. 1758 den Besuch eines Seminars; von den Hilfslehrern und Lehrerinnen forderte man dies nicht; sie entstammten den verschiedensten Berufen. Und wollte man noch die Berufe der Winkelschulhalter und -halterinnen inbetracht ziehen, so reichten gewiß die Accisentabellen nicht aus, um sie unterzubringen.

Was wurde nicht alles neben dem Schulgelde, dessen Höhe in den einzelnen Schulen verschieden war, gefordert? Da mußten Weihnachts-, Neujahrs-, Sand-, Licht- und Federgeld entrichtet werden, da forderte man das Holzgeld, Einschreibegeld, den Marktgrotschen, den Quittungsgroschen etc. In einigen Schulen mußten die Schüler bei ihrem Abgange

ein Andenken stiften, so in der Schule des Faulstich einen silbernen Löffel. 14 Parochialschulhalter bekamen Accise-Bonifikation, 23 hatten aus kirchlichen Mitteln Einkünfte und wieder andere erhielten aus dem Armenfonds Holzvergütungen.

Die Vielgestaltigkeit des inneren Ausbaues tritt uns auch in den Lehr- und Lektionsplänen entgegen. Neben unseren Unterrichtsgegenständen finden wir Moral, Sittenlehre, Astronomie, Weltkunde, Bürgerkunde, Statistik, Latein, Französisch, Putz und Tanz. Auf den Lektionsplänen standen Stunden zur Erweckung religiöser und sittlicher Gefühle, Stunden zur Verbesserung des Herzens und der gemeinschaftlichen Erbauung; da waren Stunden angesetzt, in denen Lebensgeschichten guter Männer gelesen wurden, um, durch ihr Beispiel veranlaßt, eigene Herzensverbesserung vorzunehmen. Neben dem einfachen Strick- und Nähunterricht wurde Industrie- und Erwerbunterricht erteilt. Der Rektor der Garnisonschule Wippel führte 1788 den Handwerksunterricht ein, um die Kinder für die Erlernung eines Handwerks vorzubereiten.

In höheren Töchterschulen und in den Pensionaten wurde in bestimmten Stunden Wohlanständigkeit, Höflichkeit, Putz und Tanz getrieben, und die öffentlichen Prüfungen, für die das ganze Jahr gearbeitet wurde, schlossen mit einem Ball, zu dem nicht nur Eltern, sondern auch Verwandte und Bekannte geladen wurden.

Mit Rücksicht auf das Thema möchte ich noch die Frage beantworten: Welche Stellung nahm der Magistrat den Schulen gegenüber ein? An einen Magistrat in unserm Sinne dürfen wir dabei nicht denken. Seit der Regierung Friedrich Wilhelms I. hatten die städtischen Behörden einen staatlichen Charakter; der eigentliche Leiter der Stadt war ein königlicher Beamter, der Stadtpräsident, der von dem Präsidenten der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer abhängig war. Der Magistrat übte über die Schulen die Polizeiaufsicht aus. Er konzessionierte die Schulen und schützte die Schulhalter gegen unberechtigte Konkurrenz; um den inneren Schulbetrieb kümmerte er sich nicht; das war Sache der Geistlichen, in deren Parochie die Schule lag. Die Schulhalter und Parochialschullehrer waren in bezug auf Organisation, Wahl der Unterrichtsgegenstände und erstrebte Ziele der Schule selbstständig.

Mit dem Einzug der Franzosen 1806 hörte die Wirksamkeit der staatlichen und städtischen Behörden auf. Das Comité administratif trat an ihre Stelle. Es gliederte sich in sieben Büros, von denen das fünfte dem Kirchen-, Schul- und Armenwesen vorstand. 2 $\frac{1}{2}$ Jahre hat das Komitee die Verwaltung Berlins geleitet, und auf dem Gebiete des Schulwesens hat es sich zweckmäßig erwiesen. Die Garnisonschule, die Schule des Invalidenhauses und die zehn Regimentsschulen blieben bestehen. Die Stadt zahlte den Regimentsschullehrern nicht nur die

Gehälter, sondern versorgte auch die Soldatenkinder mit den notwendigsten Lernmitteln. Nach der Auflösung des Büros am 1. 4. 1809 gerieten Schulen und Lehrer in die drückendste Not. Die Lehrer setzten trotzdem den Unterricht bis zur Auflösung der Schulen fort, und der König gewährte ihnen unter Anerkennung ihrer Pflichttreue und Uneigennützigkeit aus den noch erhaltenen Kassenbeständen der aufgelösten Regimenter ihre berechtigten Forderungen.

Der unglückliche Krieg von 1806/07 hatte den preußischen Staat zertrümmert, aber nicht vernichtet; ein neuer Staat stieg aus den Trümmern auf. Schon 16 Tage nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, am 25. Juli 1807, berief der König die Militär-Reorganisations-Kommission, und am 21. Dezember d. J. bezeichnete er durch eine Kabinettsorder „Über die von der Kommission bei ihren ferneren Arbeiten zu beachtende Reihenfolge“ die 19 Punkte der Beratung und unter 16e „daß die Unterrichtsanstalten für Soldatenkinder Gegenstand der Beratung sein sollte.“ So unvermittelt die Tatsache zu dem gestellten Thema erscheinen mag, so wesentlich ist diese Bestimmung für die Entwicklung des Schulwesens gewesen; denn durch sie wurde zum erstenmal von höchster Stelle mit dem Prinzip der Berufs- und Standesbildung gebrochen. Die gesonderten Schulen für Soldatenkinder sollten aufhören, und die Kinder mußten den Zivilschulen überwiesen werden.

In dieser Zeit wurde auch der Grund zu einer neuen Staatsverwaltung geschaffen, und unter diesen Gesetzen ist die Städteordnung vom 19. November 1808 eins der wichtigsten. Sie gab den Städten die freie Selbstverwaltung und mit ihr die Ordnung ihrer Kirchen-, Schul- und Armenangelegenheiten.

Der § 179b der Städteordnung lautet: „Die Organisation der Behörde zur Besorgung der inneren Angelegenheiten wird besonderen Bestimmungen vorbehalten. Die äußeren Angelegenheiten besorgt ein Magistratsmitglied als Obervorsteher mit den nötigen Vorstehern aus der Bürgerschaft. In großen und mittlern Städten, wo gelehrte Schulen bestehen, erhalten diese ihr besonderes Vorsteheramt und die übrigen Schulen nach abgemessenen Abteilungen ebenfalls dergleichen.“

Das gesamte Kirchen- und Schulwesen wurde der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht unterstellt, und bei den einzelnen Regierungen bildete man besondere Kirchen- und Schulabteilungen. Zum Chef der genannten Sektion berief der König am 20. Februar 1809 Wilhelm von Humboldt, und sein Name wie der seiner Mitarbeiter, Süvern und Nicolovius, bürgen dafür, daß die zu gebenden Ausführungsbestimmungen im Geiste der Steinschen Reform gefaßt wurden. Süvern wurde mit der Ausarbeitung eines Entwurfes über die zu bildenden Schulkommissionen beauftragt. Am 23. Mai legte Süvern den Entwurf

der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht vor. Humboldt hat ihn überarbeitet; die Bemerkungen des Nicolovius sind unwesentlich.

Nach diesem Entwurf sollte eine Kommission für die äußeren und inneren Schulangelegenheiten gebildet werden. Über die Zusammensetzung der Kommission der äußeren Schulangelegenheiten sagt der Entwurf nichts. Ihre Tätigkeit sollte sich erstrecken auf die Wahl der Lehrer, Festsetzung der Gehälter, auf die Bemessung der Höhe des Schulgeldes und auf die Lokale der Schulen. Eine solche Kommission ist auch in den Städten nie ins Leben getreten; sondern es sind diese Angelegenheiten von dem Magistrat entschieden und geregelt worden.

Der Entwurf beschäftigt sich ausschließlich mit der Schulkommission für innere Angelegenheiten. Süvern hält die Bildung von Schulkommissionen in den kleinsten Städten (unter 3500 Einwohner) für überflüssig; es genügt, wenn hier eine des Schulwesens sachkundige Person, gedacht ist wohl an den Superintendenten oder an den ersten Geistlichen der Stadt, dem Magistratskollegium in Schulsachen beigeordnet wird.

In Städten, in denen gelehrte Schulen bestehen, ist eine zweite Schulkommission für diese und in Berlin für die fünf Gymnasien ein besonderes Schuldirektorium zu bilden.

Humboldt hält eine solche Trennung nicht für zweckmäßig. In Schulsachen gelte vor allem das Wort des Homer: „Einer soll herrschen!“ Inbezug auf Berlin bemerkt er: „Die beiden magistratischen Gymnasien müßten schon unter dem Stadtkollegio stehen bleiben. Allein dieses schadet auch nicht, da sie auch jetzt dem Ephorat des Magistrats unterworfen sind und das Stadtkollegio wieder unter der Sektion steht.“ Hinsichtlich der drei königlichen Gymnasien genüge es, wenn ein Mitglied der Sektion an den Beratungen der Schulkommission teilnehme.

Inbezug auf die Zusammensetzung der städtischen Schulkommissionen bemerkt Süvern: „Die Stadtverordneten schlagen für jede Stelle drei Personen vor, von denen die Behörde eine wählt. Sind königliche Anstalten am Orte, so ernennt die Behörde für diese die Mitglieder; ihre Einweisung erfolgt durch den Magistrat“.

Humboldt verlangt, daß die Hälfte der Mitglieder der Kommission Literaten sein müssen; für die übrigen Stellen wählen die Stadtverordneten verständige, rechtlich denkende und bei den Bürgern beliebte Personen. Die königlichen Institute können nur auf ausdrückliche Bestimmung der Aufsicht der städtischen Schulkollegien unterstellt werden, Privatinstitute nur dann, wenn sie der Polizeiaufsicht unterworfen, also öffentlich sind.

Von den sachkundigen Mitgliedern fordert Süvern, daß sie des Schul- und Erziehungswesens kundige Männer sind. Es sind nicht bloß Geistliche, sondern Pädagogen vorzuschlagen. Bei der Wahl ist auch auf Konfession Rücksicht zu nehmen. Der geistliche Inspektor (Superintendent), wenn ein solcher am Orte ist, ist ständiges Mitglied der Schulkommission. Bei wichtigen Beratungen steht den Kommissionen das Recht zu, Geistliche, Schulinspektoren und Lehrer mit heranzuziehen, ja in außerordentlich wichtigen Angelegenheiten Geistliche und Lehrer zu Versammlungen zu berufen.

Humboldt will von einer ständigen Zugehörigkeit der Superintendenten nichts wissen und ihnen nur in Fragen des Religionsunterrichts Mitgliedschaft zugestehen.

Die Befugnisse, die der Süvernsche Entwurf den Schulkommissionen zugesteht, sind weitgehend. Die Mitglieder haben sich eine ununterbrochene, anschauliche Kenntnis des Schulwesens zu verschaffen. Die Kommission übt die Aufsicht über Erziehung, Unterricht und Disziplin aus. Sie fordert Berichte der Inspektoren und Schulvorsteher, sie hält Revisionen und Prüfungen ab, vermittelt den Verkehr der Lehrer mit den Staatsbehörden und ist Behörde in erster Instanz für Streitigkeiten der Lehrer untereinander und für Beschwerden der Eltern über Schulzustände und Lehrer. Humboldt glaubt, daß diese Rechte zu weitgehend seien und will den höheren Lehranstalten mehr Freiheiten zugestehen. Die Schulkommission soll eine beratende Behörde sein, namentlich über die Pflichterfüllung der Lehrer wachen und das Band zwischen Schule und Stadt bilden. Der Süvernsche Entwurf sieht hinsichtlich der weiblichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten eine Mitwirkung der achtbarsten und verständigsten Frauen vor. Diese hat sich nicht nur auf die Beaufsichtigung der Handarbeiten, sondern auf das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen der Mädchen zu erstrecken.

Humboldt stimmt diesem Punkte zu und bezeugt seine Zustimmung durch ein „Sehr gut!“

Die übrigen Punkte des Süvernschen Entwurfes sind unwesentlich; sie erörtern die bisher aufgestellten näher und sind auch von Humboldt nicht weiter kritisiert worden.

Humboldt hat im Juli 1809 selbst einen Entwurf über „Städtische Schuldeputationen“ verfaßt. Er weist zunächst die Einwürfe „die Schulkommissionen sind eine überflüssige hinderliche Zwischeninstanz“ zurück und hebt ihre Bedeutung für eine gedeihliche Entwicklung des Schulwesens besonders hervor.

Beachtenswert ist der vierte Punkt seines Entwurfs: „Es scheint nicht einmal wünschenswert, den Magisträten, wenn es auch geschehen könnte, die Aufsicht auf das Schulwesen oder selbst das Patronatsrecht ganz zu entziehen. Es ist keine wahre Teilnahme der Bürgerschaft

und der Stadtobrigkeit am Schulwesen denkbar, wenn ihnen nicht sogar ein bedeutender Einfluß auf dasselbe verstattet wird. Von einer solchen Teilnahme aber kann man sich mit Recht teils für die Unterstützung derselben, teils für die Benutzung der Anstalten und die eigene häusliche Erziehung großen Gewinn versprechen. Und ist diese Teilnahme einmal hervorgebracht und gehörig geleitet, so wirkt sie weniger unterbrochen und gleichmäßiger als Staatsbehörden es tun können, die weit mehr dem Wechsel der Personen und Grundsätze und dem Einfluß politischer Ereignisse unterworfen sind.“

In diesem Entwurf tritt Humboldt mit warmen Worten für seine Lieblingskinder, die höheren Schulen, ein. Den Direktoren ist in bezug auf Disziplin und Unterricht freie Hand zu lassen und ihnen in ihrem Wirkungskreise eine größere Autorität zu erhalten. Es ist dies das kräftigste Mittel, die gelehrten Schulen zu heben, und es muß dies in dem zu erlassenden Reglement bestimmt ausgesprochen werden.

Am 26. Juni 1811 erschien ein Reskript der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht „Über die zu bildenden Schulkommissionen“, das von der kurmärkischen Regierung am 1. September 1811 in Nr. 21 S. 167 des Amtsblattes veröffentlicht wurde. Es behandelt in zwei Abschnitten: 1. Die Organisation der städtischen Schuldeputationen und 2. Der Wirkungskreis und die Amtsverrichtung der städtischen Schuldeputationen.

1. Die Organisation der städtischen Schuldeputationen.

Die Schuldeputationen sollen nach Maßgabe der Größe der Stadt und des Umfangs des Schulwesens in den kleinsten Städten (unter 3500 Ew.) aus 3, in den mittleren aus 6 und in den großen Städten aus 9 Mitgliedern bestehen. Sie werden von den Stadtverordneten gewählt. Für jede Stelle eines sachkundigen Mitgliedes präsentieren die Stadtverordneten der Regierung drei Personen, von denen diese eine wählt. In den kleinsten Städten genügt es, wenn der Prediger des Ortes mit einem Mitgliede des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung die Schuldeputation bildet. In jeder Stadt, in der ein Superintendent seinen Sitz hat, ist dieser von Amtswegen Mitglied der Schuldeputation. Sind Elementarschulen königlichen Patronats am Orte, so wird für diese kein Mitglied von den Stadtverordneten gewählt, sondern von der Behörde ernannt. In Städten mit gemischt-konfessioneller Bevölkerung ist bei der Wahl Rücksicht darauf zu nehmen. In Städten mit gelehrten Schulen haben die Rektoren und Direktoren dieser Anstalten in der Schuldeputation Sitz und Stimme.

Bei der Wahl der sachkundigen Mitglieder sind nicht allein Geistliche zu berücksichtigen, sondern es können auch andere einsichtsvolle und würdige Männer in Vorschlag gebracht werden. Die

städtischen Behörden haben bei der Wahl der Mitglieder überhaupt dahin zu sehen, daß nur rechtschaffene, würdige, für die gute Sache des Schulwesens erwärmte und von ihren Mitbürgern geachtete Männer gewählt werden. Die Wahl geschieht auf 6 Jahre, und jede Wiederwahl bedarf der neuen Bestätigung.

2. Der Wirkungskreis und die Amtsverwaltung der städtischen Schuldeputationen.

Die Behörden für die inneren und äußeren Angelegenheiten des Schulwesens sollen nicht abgesondert bestehen, sondern die städtische Schuldeputation soll eine Behörde bilden. Ihre Wirksamkeit hat sich auf alle Schulen städtischen Patronats ohne Unterschied der Konfession zu erstrecken. Waisenhäuser und Stiftsschulen unterstehen hinsichtlich ihrer ökonomischen Verhältnisse den betreffenden Kuratorien oder Kommissionen. Desgleichen unterstehen auch die Elementarschulen königlichen Patronats mit Ausnahme der Vermögensverwaltung und der Lehrerwahl den städtischen Schuldeputationen.

Das Aufsichtsrecht der Schuldeputationen erstreckt sich auf die Befolgung der Gesetze und Anordnungen des Staates. Sie hat darauf zu sehen, daß das Schulpersonal seine Pflicht tut; sie muß es zum Weiterstreben anhalten und ihm die Möglichkeit geben, sich hinsichtlich der Methode zu vervollkommen. Die sachkundigen Mitglieder überwachen den Schulbesuch, halten Prüfungen ab, wohnen den Zensuren bei, besuchen die Schulen von Zeit zu Zeit und verschaffen sich so eine ununterbrochene Kenntnis von den äußeren und inneren Verhältnissen der Schule.

Hinsichtlich der höheren Schulen wird die von Humboldt gemachte Einschränkung berücksichtigt und bestimmt, daß die Schuldeputation sich jeder positiven Einmischung in die Wirksamkeit der Direktoren höherer Schulen enthalten solle.

Inbezug auf die höheren Töchterschulen wird der von Süvern gemachte Vorschlag unverändert angenommen, daß verständige und achtbare Frauen aus den verschiedensten Ständen zur Mitwirkung herangezogen werden, und daß die Spezialaufsicht über Mädchenschulen solchen Frauen, die Eifer und Interesse für die weibliche Erziehung zeigen, übertragen werden kann.

Es wird den Schuldeputationen zur Pflicht gemacht, ihre Tätigkeit nicht allein auf die Aufsicht zu beschränken, sondern ihr Augenmerk auch darauf zu richten, daß die nötigen Schulen vorhanden sind, dem Magistrat geeignete Bewerber für das Schulamt vorgeschlagen werden, die Schulgebäude im guten Zustande sind, und daß man den Bedürfnissen und der Verbesserung des Unterrichts durch geeignete Anträge an die Behörden Rechnung trage.

Den Schuldeputationen wird auch das Recht zugestanden, sachverständige Männer zu ihren Beratungen hinzuzuziehen und in außerordentlichen Fällen mit den Geistlichen, Schulvorstehern und ersten Lehrern Versammlungen abzuhalten.

Die Schuldeputationen halten alle 14 Tage ordentliche Sitzungen ab.

Sämtliche Magistrate werden angewiesen, sofort die Wahlen vorzunehmen, die Gewählten zur Bestätigung zu präsentieren und spätestens acht Wochen nach erfolgter Bestätigung die Einweisung zu vollziehen.

In den Schlußbemerkungen heißt es: „Den Magistraten, Stadtverordneten und allen denkenden Städtebewohnern wird es einleuchtend sein, daß auch diese Verordnung darauf abzweckt, der heiligen Angelegenheit der edleren Bildung des aufwachsenden jungen Geschlechts zu einem Gegenstande allgemeiner Teilnahme zu machen, die Einsichten, Gedanken und Erfahrungen Mehrerer für die Veredelung des Unterrichts und der Erziehung in den Bildungsanstalten zu benutzen, den immer reger werdenden Eifer für die Förderung der guten Sache zu beleben und zu stärken und dem edlen Schulwesen ein festes Fundament in dem Herzen der Nation selbst zu legen. Es bedarf daher keiner weiteren Aufforderung und keiner Ermunterung, die vorgeschriebenen Maßregeln mit Ernst und gewissenhafter Sorgfalt zu treffen.

Ebensowenig bedarf es aber auch für die Lehrer an den Schulen und für die Vorsteher der Erziehungsanstalten irgend einer Aufforderung oder Ermunterung, da es ihnen einleuchten muß, daß die hier erlassene Verordnung auch darauf abzwecke, ihnen in der allgemeinen Teilnahme eine Ermunterung zu einer freudigen Amtsführung zu verschaffen, die Würde und die Wirksamkeit ihres Amtes zu erhöhen und immer mehr geltend zu machen, ihr und ihres Berufes wahres Verhältnis zum Volke und zur Jugend des Volkes den Augen und dem Herzen des Publikums näher zu bringen und dadurch zwischen ihnen und denen, mit welchen sie es als öffentliche Lehrer im Staate zu tun haben, ein würdevolles und erfreuliches Unternehmen zu vermitteln“.

Die Ausführung dieser Instruktion stieß in Berlin auf erhebliche sachliche Schwierigkeiten, die hauptsächlich in der Tatsache seinen Grund hatte, daß Berlin außer den beiden städtischen Gymnasien gar keine öffentliche Schulen besaß. Es konnte daher von einer Schulverwaltung im Sinne der Städteordnung gar keine Rede sein. Es wurde daher durch Reskript der Sektion für den Kultus und für den öffentlichen Unterricht vom 27. April 1812 bestimmt, daß die Berliner Schulkommission als ein Ober-Inspektions-Kollegium für sämtliche hiesigen Schulen aus Geistlichen und Pädagogen und einigen Mitgliedern der städtischen Behörden gebildet werde, und zwar sollte sie bestehen aus

drei Mitgliedern des Magistrats,

„ „ der Stadtverordneten-Versammlung,

den drei lutherischen Superintendenten,
dem reformierten Superintendenten,
einem Repräsentanten des Domministeriums¹⁾
einem Deputierten des französischen Consistoire ordinaire und
einem katholischen Geistlichen,

also aus 13 Mitgliedern. Kamen Gymnasialsachen zur Sprache, so mußten die Direktoren der beiden städtischen Gymnasien hinzugezogen werden, die Zahl der Mitglieder erhöhte sich auf 15.

Der Geschäftskreis dieser Schulkommission wurde durch das Reglement für die Privat-Lehr- und Erziehungs-Anstalten zu Berlin vom 28. Mai 1812 näher bestimmt, er erstreckte sich hauptsächlich auf

1. Prüfung und Begutachtung der Gesuche um Anlegung von Privatschulen und Pensionsanstalten,
2. Prüfung der zu konzessionierenden Privatschullehrer, insofern ihr diese übertragen wurde,
3. die Bestellung eines Spezialaufsehers für jede konzessionierte Schule in der Person eines Geistlichen oder eines andern sachkundigen Mannes,
4. die Beaufsichtigung der Schulen, welche sich jedoch nicht weiter erstrecken sollte, als nötig wäre, um die Handhabung der Disziplin und den Gang des Unterrichts überhaupt zu beobachten.

Dagegen sollte die spezielle Einrichtung des Lehrplans, die Wahl der Lehrbücker etc. lediglich den Vorstehern und Vorsteherinnen überlassen bleiben.

Es ist ersichtlich, daß dem Wirkungskreis der Schulkommission inbezug auf die inneren Verhältnisse der Schulen recht enge Grenzen gezogen waren, und daß sich die Rechte — mit Ausnahme der Prüfung der Hilfslehrer, die an den unter ihrer Aufsicht stehenden Schulen unterrichten wollten, — im Vergleich zu denen, die der Magistrat vor 1806 besaß, gar nicht erweitert hatten. Zwar hatte jede Privat-Schule in Berlin ihren Spezial-Aufseher und jeder größere Kreis von Schulen seinen Ober-Aufseher; aber das Verhältnis dieser Männer zu Anstalten, die aus städtischen Mitteln auch nicht die mindeste Unterstützung erhielten, konnte bei den eng gezogenen Grenzen nicht den Charakter einer amtlichen Einwirkung und Oberleitung annehmen.

Zudem kam, daß bei weitem nicht alle Schulen der Stadt Berlin der Schulkommission unterordnet waren, obwohl die Instruktion der Sektion für den Kultus und Unterricht vom 26. Juni 1811 eine solche Unterordnung verlangte. Von ihrer Beaufsichtigung waren ausgenommen die Waisenhausschulen, die Rettungsanstalten, die acht Erwerbschulen,

¹⁾ Die Schulen, die dem Domkirchenkollegium unterstanden, wurden bald wieder der Aufsicht der städtischen Schulkommission entzogen.

die jüdischen Schulen (18), die Schulen der französischen Kolonie (23), die Parochialschulen der Domkirche, die Schule im Invalidenhaus, die noch bestehenden drei Kasernenschulen und die Garnisonsschule. Hinsichtlich der letzteren, der Militärschulen, entspann sich zwischen den städtischen und den Militärbehörden ein Streit. Am 13. Oktober 1811 forderte der Vorsitzende der Berliner Schulkommission Büsching die Lehrer der genannten Schulen auf, sich der Kommission zu unterordnen. Aber die Garnison-Kirchen- und Schulkommission gestattete dies nicht, obwohl durch Instruktion vom 26. Juni 1811, durch das Militärkirchenreglement vom 28. März 1811 dies gefordert und durch Kabinettsorder vom 26. Februar 1811 ausdrücklich bestimmt war, daß die Berliner Garnisonkirche und -Schule keine Sonderstellung erhalten sollten. Der Vorsitzende der Berliner Garnison-Kirchen und Schul-Kommission, Major von Anhalt, wandte sich in einer Immediateingabe an den König und bat, der Schule ihre selbständige Stellung unter der Garnisonkirchen- und Schulkommission zu lassen. Der Monarch forderte vom Allgemeinen Kriegsdepartement Bericht, und dieses wandte sich an die genannte Kommission mit der Anfrage, welche sachlichen Gründe dagegen sprächen.

In dem Antwortschreiben wurden historische Gründe geltend gemacht, die aber doch nicht maßgebend sein konnten. Auch die genannte Kabinettsorder vom 26. Februar 1811 sprach gegen die selbständige Stellung der Schule. Die Sektion konnte aber keine Antwort geben, da diese Kabinettsorder in der Registratur nicht zu finden war. Büsching wandte sich direkt an das Allgemeine Kriegsdepartement; er erhielt aber zur Antwort, den vorschriftsmäßigen Weg inne zu halten und seine Gesuche durch die Regierung zu Potsdam und durch die Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht an das Allgemeine Kriegsdepartement gelangen zu lassen. Die Sache ist dem Könige auf dem Berliner Kongreß unterbreitet worden, im Jahre 1816 war noch kein Bescheid eingetroffen. Das Ergebnis war, die Garnison- und Invalidenhaussschule behielten ihre Ausnahmestellung.

Auch die innere Verfassung der Kommission war für eine erfolgreiche Verwaltung der ihr unterstellten Schulen nicht günstig. Durch Deklaration der kurmärkischen Regierung vom 21. Februar 1812 war den Superintendenten zugestanden, daß ihre Stellung als geistliche Kommissarien und als geistliche Kreisbehörden durch die Zugehörigkeit zur Schulkommission nicht beschränkt sein sollte. Die Superintendenten hatten also das Recht, ihre abweichenden Ansichten von den Beschlüssen der Kommission bei den vorgesetzten Schulbehörden zum Vortrag zu bringen, ja durch ein Veto die Beschlüsse der Kommission, der sie angehörten, aufzuheben. Es fehlte der Berliner Schulkommission der Charakter einer rein städtischen Behörde im Sinne der Städteordnung.

Diese angeführten Mängel erkannte die Königliche Regierung zu Berlin, die die Stadt im Jahre 1818 aufforderte, um der Kommission und auch dem Schulwesen Einheit zu geben, einen städtischen Schuldirektor anzustellen. Obwohl die städtischen Behörden schon damals den Vorschlag gern zur Ausführung gebracht hätten, schritten sie doch nicht zur Tat, weil die finanziellen Verhältnisse infolge der Kriege höchst ungünstig und Fragen der Verwaltung noch zu erledigen waren.

Über diese Mängel schreibt Ludolf Beckedorff, der als Ministerial-Kommissar über die Reorganisation des Berliner Schulwesens mit den städtischen Behörden verhandelte, im 4. Band seiner Jahrbücher des preußischen Volksschulwesens; Berlin 1826, S. 195: „Zwar soll die städtische Schulkommission diesen Mittelpunkt (d. h. des gesamten Schulwesens) bilden, allein teils ist, wie vorhin gezeigt worden, keineswegs das ganze Schulwesen in dieser Behörde konzentriert, teils aber ist sie durch ihre Verfassung zu einer recht tätigen und unmittelbaren Einwirkung nicht geeignet. Behörden mit kollegialischer Form sind vorzüglich zum Prüfen, Beraten, Urteilen; allein schon das Verwalten und Erhalten erfordert eine bestimmte persönliche Einwirkung, welche von Kollegien nicht so erfolgreich erwartet werden kann, als von einzelnen Individuen. Wo es aber auf Organisieren, auf Durchführung neuer Einrichtungen, kräftige Beseitigung von Hindernissen nach den Bedürfnissen des Augenblicks, Auswahl tauglicher Organe, Revision und Inspektion, und unmittelbaren belebenden und fördernden Einfluß auf Personen ankommt, da muß sich auch zuletzt alles in einer einzigen tüchtigen, und kräftigen Persönlichkeit konzentrieren.“

Über die Wirksamkeit der Berliner Schulkommission in den Jahren von 1811—29 ist recht wenig zu sagen. Zuerst hielt sie jeden Monat eine Sitzung ab, indessen wurde die Zahl der wichtigeren Geschäfte allmählich so gering, daß zu ihrer Erledigung wenige Sitzungen im Jahre genühten. Die schriftlichen Arbeiten konnten durch einen Magistratssekretär im Nebenamte besorgt werden. Wer ihre Zusammensetzung in diesen Jahren erfahren möchte, der wird in den städtischen Adreßbüchern vergebens die städtische Schulkommission suchen.

Trotz ihrer geringen Befugnisse ist ihre Wirksamkeit nicht ohne jeden Erfolg gewesen. Zwei Mittel standen ihr zu: „Konzessionierung von Schulen“ und „Prüfung der Hilfslehrer und Lehrerinnen.“ Durch sie konnte sie zwei Gebrechen des Berliner Schulwesens energisch entgegenreten: dem Viel an Schulen und der Vielgestaltigkeit in bezug auf Bildung der Lehrkräfte. Diese Tatsachen ergeben sich bei eingehender Durcharbeitung der Akten der einzelnen Schulen aus dieser Zeit.

Sollte aber das Berliner Schulwesen zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangen, so bedurfte es dringend einer gründlichen Umgestaltung und einer einheitlichen Regelung.

Der erste Schritt zur Neuregelung geschah durch die Übernahme der Armenverwaltung von Seiten der Stadt. Alsbald war die Sorge der Kommune darauf gerichtet, dem Armenschulwesen Einheit, Ordnung und Verbesserung angedeihen zu lassen. Bisher waren die Berliner Armenschüler durch die Prediger ihrer Parochie den betreffenden Armenschulen zugewiesen worden. Die Kosten für ihren Unterricht hatte man den verschiedensten Fonds entnommen, die aber bei weitem nicht ausreichten. Die Kontrolle über den Schulbesuch stand den Geistlichen zu, die aber, durch Amtsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen, diese nur mangelhaft ausüben konnten. Es wurde nun die Anordnung getroffen:

1. daß sämtliche Armenschüler durch die Administration des Waisenhauses den Schulen zugewiesen wurden, wodurch sowohl eine genaue Übersicht der Kinder, sowie der vakanten Freischulstellen als auch die genaue Revision der Schulgeld-Liquidationen allein möglich wurde.

2. Um eine sichere Übersicht über die Gesamtausgabe¹⁾ zu erhalten, schuf man eine Armenschulklasse, aus der die Lehrer die Gehälter und die allgemeinen Ausgaben für die Schulen bestritten wurden.

3. Die Einschulung als Armenschulkind erfolgte nur auf Grund eines Armen-Attestes, das die Armenkommissionen auszustellen hatten.

4. Die Kontrolle über den regelmäßigen Schulbesuch übten die Mitglieder der Armenkommissionen in Verbindung mit den Stadtverordneten aus. Diese getroffene Einrichtung bewährte sich in allem, so daß die städtischen Behörden beschlossen, das gesamte Armenschulwesen in der begonnenen Weise zu reorganisieren. Zu diesem Zweck schlug die Armen-direktion am 10. März und 19. Dezember 1825 dem Magistrat vor, daß außer den schon bestehenden sieben Armenschulen noch sieben neue errichtet und die erforderlichen Schulhäuser erbaut würden. Das dazu nötige Kapital sollte durch Aktien, die von der Stadt verzinst und amortisiert werden, herbeigeschafft werden. Die städtischen Behörden hielten diesen Vorschlag wohl für zweckmäßig, nahmen aber von seiner Verwirklichung Abstand und wollten, daß die Umgestaltung des Armenschulwesens mit der allgemeinen Reorganisation des städtischen Elementar- und Bürgerschulwesens, welche von ihnen als ein dringendes Bedürfnis erkannt wurde, in Verbindung und Übereinstimmung gesetzt werde.

¹⁾ Wie erheblich die Zahl der Kinder und die dadurch verursachten Kosten stiegen, mögen folgende Angaben beweisen:

Jahr	Kinder	Kosten
1821	1200	3000 Tl.
1822	1400	5500 "
1823	1900	6800 "
1824	2500	10 700 "
1825	3500	14 000 "

Die Unzulänglichkeit der meisten Parochial- und Privatschulen hatte sich immer mehr fühlbar gemacht. Die städtische Schulkommission und ihre Spezialaufseher, die Geistlichen, hatten zu wenige Befugnisse, erfolgreich durchgreifen zu können. In einer Schrift „Die Stadtverordneten zu Berlin an ihre Mitbürger über die Verwaltung ihrer Kommunal-Angelegenheiten 1822“ heißt es auf S. 115: „Die Schulkommission hat nach dem Reglement vom 28. Mai 1812 nur eine Aufsicht über Handhabung der Disziplin und Aufsicht über den Gang des Unterrichts. Daher Lehrplan, Lehrbücher, Methode, Kenntnis und Prüfung der Vorsteher der Schulen, sowie der Hilfslehrer ihr gänzlich fremd bleiben soll. Die Resultate über die Schulen erhält sie durch die Spezialaufseher, wozu Geistliche bestimmt sind, die aber vorzüglich bei großen Gemeinden durch weitläufige Amtsgeschäfte für diese Beschäftigung trotz des edelsten Eifers und des redlichsten Willens nicht gehörig Muße haben können.“

Es konnte der Schulkommission wohl nicht unbekannt bleiben, wie viele Vorsteher von Schulen, aus den geeigneten Kreisen ihrer Wirksamkeit heraustretend, sich in Sphären wagten, wofür sie das Maß ihrer Kräfte nicht berechnet hatten, noch auch berechnen konnten.

Sollte diesen Mängeln abgeholfen werden, so könnte dieses nur durch eine Schulordnung zunächst geschehen, zu deren Ausarbeitung die Kenntnisse bewährter Schulmänner genutzt wurden. Die Schulkommission erkannte dankbar den Wert der erhaltenen Materialien an und würde schon längst vorgeschritten sein, wenn nicht die bestimmte Auskunft wäre gegeben worden, daß die höchste Schulbehörde für die hiesige Stadt eine eigene Schulordnung würde ergehen lassen. Dies veranlaßte, daß die vielen Vorarbeiten und Versuche zur Verbesserung noch nicht realisiert werden konnten. Mögen jene der Verbesserung bedürfen; mögen diese in ihrem Erfolge zweifelhaft sein, so darf doch eine nähere Prüfung derselben von der Kommission nicht gescheut werden.“

Seit dem Jahre 1821 wurden mit dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Verhandlungen über die Reorganisation gepflogen. Der Minister hatte den Geheimrat L. Beckedorff zum Kommissar ernannt, der in allen schwebenden Fragen der Sache ein großes Interesse entgegenbrachte. Am 12. August 1824 legte der Minister die allgemeinen Grundsätze und Gesichtspunkte dar, von denen bei der vorzunehmenden Reorganisation des Schulwesens auszugehen sein dürfte. Die städtischen Behörden erkannten nach den Beratungen die Unzulänglichkeit der Parochial- und Privatschulen an und beschlossen:

1. In jedem Stadtteil so viele öffentliche Schulen nach und nach zu errichten, daß in ihnen die Parochial- und Privatschulen ein Muster finden und durch die bessere Einrichtung dieser Schulen gezwungen wurden, diese ebenfalls einzuführen.

2. Einen städtischen Schulrat zu berufen, der als Mitglied des Magistrats, der Armen- und Schulkommission die Umformung des Schulwesens bearbeite und die städtischen Schulen beausichtige.

Durch diesen dankwürdigen Beschluß ist der Grund gelegt zu unserm heutigen blühenden Schulwesen. Der Mann, der dieses schwierige Werk beginnen und in seinen Anfängen durchführen sollte, war der Regierungs- und Schulrat Dr. Reichhelm aus Bromberg, der am 1. April 1826 in das Magistrats-Kollegium der Stadt eintrat und damit die Aufsicht und Umgestaltung des gesamten Schulwesens übernahm.

Das ganze Reorganisationsgeschäft umfaßte folgende 7 Hauptpunkte:

1. Organisation der städtischen Schuldeputation.
2. Die Einrichtung von Schulvorständen zur Beaufsichtigung der inneren und äußeren Verfassung der Schulen.
3. Die allgemeine und geordnete Beaufsichtigung des Schulbesuchs der hiesigen Jugend.
4. Die Reorganisation der vorhandenen Parochial- und Privatschulen und namentlich deren Klassifizierung nach den für die verschiedenen Gattungen derselben zu entwertenden Einrichtungs- und Lehrplänen.
5. Die Errichtung einer ausreichenden Anzahl öffentlicher Stadtschulen, um den Parochial- und Privatschulen ein Vorbild und einen sicheren Halt zu geben.
6. Die Reorganisation des Armenschulwesens.
7. Die innere Verbesserung der Schulen und des Unterrichts durch Anlegung einer städtischen Lehrerbildungsanstalt. (Jedoch nahmen von der Ausführung dieses Punktes die städtischen Behörden Abstand).

Es war eine gewaltige Arbeit, das Werk der Reorganisation durchzuführen, und was der Magistrat und die Stadtverordneten geleistet haben, das ist wiederholt von dem Kommissar des Ministeriums wie von dem Minister selbst anerkannt worden. Da heißt es: „Auch die Behörden der Stadt Berlin und namentlich die Stadtverordneten zeigen anjetzt den allerbesten Willen, eine durchgreifende Reform zu bewerkstelligen und von vereinzelt Maßregeln und Verbesserungen, die seit einiger Zeit schon mit Liberalität begünstigt werden, zu einer allgemeinen und umfassenden Organisation des ganzen städtischen Schulwesens in allen seinen Teilen überzugehen.“

An anderer Stelle bemerkt Beckedorff:

„Billig enthält der Herausgeber persönlich sich aller Lobsprüche, da solche bereits von der höchsten Behörde sowohl den Grundsätzen als der Gesinnung, als auch der Darstellung des Planes erteilt und gegen

den Magistrat, die Stadtverordneten und den Schulrat in Ausdrücken der Erkenntlichkeit und des Wohlwollens ausgesprochen worden sind. Die einsichtsvollen Leser aber werden gerne das große Verdienst anerkennen wollen, welches die Verweser der Stadt zu ihrem dauernden Ruhme sich erworben haben.“ (Beckedorff, Jahrbücher, 6. Bd., S. 169.)

Als die Reorganisation des Werkes durchgeführt war, schreibt der genannte Beckedorff:

„Bis auf diesen Tag gibt es keine Stadt von zweimahlhunderttausend Einwohnern und dreißigtausend schulfähigen Kindern, welche ein in allen seinen Teilen geordnetes Schulwesen hätte. Berlin wird den Vorzug haben, die erste zu sein. Und wer etwa nur bei der Einrichtung des Schulwesens einer Mittelstadt beschäftigt gewesen ist und die mancherlei Hindernisse kennen gelernt hat, die bei einem solchen Unternehmen zu beseitigen sind, der wird einen Maßstab haben für die — man möchte sagen — nach kubischen Verhältnissen sich mehrenden Schwierigkeiten des kolossalen Werkes, welches hier mit soviel Uneigennützigkeit, Geschick und Kraft unternommen worden ist.“ (Beckedorff, Jahrbücher. Bd. 6, S. 170.)

Infolge der schon genannten wichtigen Beschlüsse der städtischen Behörden, selbst ein Schulwesen zu schaffen und durch einen städtischen Beamten beaufsichtigen zu lassen, fielen die Gründe fort, die gegen die Errichtung einer städtischen Schuldeputation im Sinne der Städteordnung sprachen. Es wurde daher auf Grund des Reskripts des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 26. April 1829, und durch Verfügung des Königlichen Konsistoriums und des Provinzial-Schulkollegiums der Provinz Brandenburg vom 20. Juni 1829 die bisherige Schulkommission mit dem 1. August 1829 außer Tätigkeit gesetzt und an ihre Stelle für die Schulen städtischen Patronats mit Ausnahme der städtischen Gymnasien und der Gewerbeschule, für die Parochialschulen der städtischen Kirchen-Parochien, für sämtliche Privatschulen und für die Schulen der jüdischen Gemeinde eine nach den Grundsätzen der Städteordnung vom 19. November 1808 gebildete, rein städtische Schuldeputation verordnet. Der Schuldeputation wurde die Bearbeitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten der ihr zugewiesenen städtischen Schulen übertragen, während dem Plenum des Magistrats die Aufsicht und Kontrolle der Geschäftsführung der Schuldeputation, die Wahl der Lehrer an Schulen städtischen Patronats und der Unterbedienten nach vorheriger Einholung der Vorschläge der Schuldeputation, sowie alle die städtische Schulverwaltung betreffenden Generalien vorbehalten blieben.

Von der Verwaltung und Aufsicht der städtischen Schuldeputation blieben ausgeschlossen:

I. Die Schulen Königlichen Patronats:

1. Die Königl. Gymnasien und die mit denselben verbundenen Schulen,
2. Das Königl. Seminar für Stadtschulen und die mit demselben verbundene Seminarschule,
3. Die Friedrichstädtische Knabenschule,
4. Die neue Töchterschule auf der Friedrichstadt,
5. Die Garnisonschule,
6. Die Schule des Invalidenhauses,
7. Die katholischen Schulen,
8. Die Parochialschulen der Dreifaltigkeitskirche,
9. Das Königliche Taubstummen-Institut,
10. Die Königliche Blinden-Anstalt und
11. Die Schulen der Böhmisches Gemeinde.

II. Die Schulen nicht königlichen Patronats:

1. Die Schulen der Domkirche,
2. Die Schulen der Parochialkirche,
3. Die Schulen der französischen Gemeinde,
4. Die Schulen der hiesigen Brüdergemeinde,
5. Die Erwerbschulen,
6. Die Sonntags-Freischulen,
7. Das Friedrichsstift,
8. Das Luisenstift,
9. Die Luisenstiftung,
10. Die Wadzecks-Anstalt,
11. Das französische Waisenhaus,
12. Die École de charité,
13. Das Spindlersche Waisenhaus,
14. Das Kornmessersche Waisenhaus,
15. Die Erziehungs-Anstalt für sittlich verwaarloste Kinder,
16. Die Sonntagsschulen des Luisenstädtischen Wohltätigkeits-Vereins,
17. Das Waisen-Institut der katholischen Gemeinde,
18. Das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut.

Die Spezialaufsicht über diese unter I und II genannten Schulen und Institute übten die betreffenden Kirchen- und Schulvorstände und Kuratorien unter Oberaufsicht des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums aus.

Die Berliner Schuldeputation sollte gebildet werden:

1. Aus drei Mitgliedern des Magistrats, unter welchen sich der jedesmalige Stadtschulrat befinden muß,
2. Aus den beiden hiesigen Superintendenten,
3. Aus fünf Mitgliedern der Stadtverordneten-Versammlung,

4. Aus außerordentlichen Mitgliedern, deren Zahl nach dem Bedürfnis bestimmt wird, und welche auf jedesmaliges Verlangen des Magistrats von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt und von dem Magistrat bestätigt werden.

Der Geschäftskreis der Schuldeputation umfaßte:

1. Die gesamte Verwaltung und Beaufsichtigung der fünf Stadtschulen, namentlich die Geschäfte, welche sich beziehen
 - a) Auf die Anstellung, Beurlaubung und Entlassung der Lehrer,
 - b) Die Revision der halbjährlichen Lehrpläne und die Schuldisziplin,
 - c) Die Schul- und Entlassungsprüfungen,
 - d) Die Schulmittel und alle ökonomischen Angelegenheiten,
 - e) Die Jahresberichte über den Zustand der Schulen.
2. Die Leitung und Beaufsichtigung der Parochial- und Privatschulen, der Erziehungs- und Pensionsanstalten, der jüdischen Schulen, der Kleinkinder-Bewahranstalten, der Privat-Warteschulen und der Schulen für weibliche Handarbeiten und zwar:
 - a) Die Einleitung zur Konzessionierung dieser Schulen,
 - b) Die Anstellung der Schulvorstände und Spezial-Aufseher,
 - c) Die halbjährliche Revision der Lektionspläne,
 - d) Die Schulprüfungen,
 - e) Die Prüfungs- und Jahresberichte,
 - f) Die Kontrolle hinsichtlich der Winkelschulen.
3. Die Beaufsichtigung und Kontrolle sämtlicher Hilfs- und Privatlehrer und -Lehrerinnen der Stadt Berlin, und zwar
 - a) Erteilung der Unterrichtserlaubnis für diese,
 - b) Die An- und Abmeldungen der Hilfslehrer in den hiesigen Schulen,
 - c) Kontrolle der Nachprüfung der Lehrer.
4. Die Verwaltung des städtischen Armenschulwesens:
 - a) Verwaltung und Beaufsichtigung der Kommunal-Armenschulen, sowie der Schulen auf dem Wedding, in Moabit und auf dem Gesundbrunnen in derselben Art, wie bei den ad 1 gedachten Schulen,
 - b) Prüfung der Anträge der Armen-Kommissionen auf Freischul-Bewilligung und Schulzuweisung der Armen-Schulkinder in die Tages- und Nachhilfesschulen durch die Freischul-Expedition,
 - c) Die obere Kontrolle des Schulbesuchs der Armen-Kinder,
 - d) Die Sorge für den Schul- und Konfirmanden-Unterricht der als unreif aus den Schulen abgegangenen abgemeldeten Kinder, sowie der auf Fabriken arbeitenden schullosen Kinder und der unmündigen Verbrecher,

- e) Die Sorge für die Vorbereitung bereits älterer, im Schulunterricht verwahrloster, noch nicht konfirmierter Personen für den Konfirmanden-Unterricht durch einen ihnen zu ertheilenden Privat-Schulunterricht,
 - f) Die Sorge für den Unterricht taubstummer Kinder,
 - g) Verabreichung von Lehrmitteln an arme Schulkinder,
 - h) Stiftungsmäßige Verwendung der Grüneschen Legatzinsen für arme Schullehrer.
5. Verwaltung des Kassenwesens der höheren Stadtschulen und des städtischen Armenschulwesens,
 6. Beaufsichtigung der städtischen Schulhäuser und Bearbeitung der dieselben betreffenden Angelegenheiten,
 7. Fortführung der Reorganisation des städtischen Schulwesens durch Gründung neuer öffentlicher Schulen und Bau neuer Schulhäuser nach dem der Reorganisation des Schulwesens zugrunde liegenden Plan.

Zu Mitgliedern der Schuldeputation wurden folgende Männer von der Stadtverordneten-Versammlung vorgeschlagen und vom Magistrat bestätigt:

1. Vorsitzender: Büsching, Oberbürgermeister,
2. Dr. Reichhalm, Regierungs- und Stadtschulrat,
3. Keibel, Stadtrat,
4. D. Roß, Oberkonsistorialrat und Propst an der St. Nikolaikirche,
5. Pelkmann, Superintendent,
6. Hossbach, Superintendent,
7. Dietrich, Stadtverordneter,
8. Kampfmeyer, Stadtverordneter,
9. Krebs, Stadtverordneter,
10. Reimer, Stadtverordneter,
11. Vetter, Stadtverordneter,
12. Muhr, Vorsteher der Judenschaft.

Die ins Leben getretene Schuldeputation ging nun energisch vor, den von dem Stadtschulrat Dr. Reichhalm entworfenen Plan zur Ausführung zu bringen. Es wurden mit dem Provinzial-Schulkollegium Verhandlungen eingeleitet, um der Schuldeputation in den Schulvorständen die nötigen Organe zu ihrer amtlichen Einwirkung zu geben und durch sie die neue Organisation der Schulen zur Ausführung zu bringen. Die hierauf bezüglichen Anordnungen wurden in der vom Königl. Provinzial-Schulkollegium der Provinz Brandenburg erteilten Vorschrift für die Verwaltung und Beaufsichtigung der Parochial- und Privatschulen in Berlin vom 3. März 1832 und in der vom Magistrat unter dem 3. April 1832 gegebenen und vom Königl. Provinzial-Schulkollegium unter dem 9. April 1832 bestätigten Instruktion für die Vorstände der Parochial- und Privatschulen niedergelegt.

Infolge dieser Anordnungen erhielt jede dieser Schulen mit Ausnahme der Pensions- und Erziehungs-Anstalten und der Privat-Warteschulen, welche der Aufsicht eines geistlichen Spezial-Aufsehers übergeben blieben, einen besonderen Schulvorstand, welcher aus einem Geistlichen der Parochie und zwei weltlichen Mitgliedern bestand, von denen das eine ohne Rücksicht auf den Besitz des Bürgerrechts, destomehr aber der Geschäftskenntnis von dem Magistrat, das andere von der Stadtverordneten-Versammlung aus der Mitte der Bürger und Hausväter der Umgegend der Schule gewählt wurde.

Der Schulvorstand erhielt alle der Schule bezüglichen Mitteilungen und Vorschriften und war verpflichtet, diese an die Lehrer gelangen zu lassen. Er hatte über die Befolgung der Schulordnung zu wachen, durch fleißigen Besuch der Schule sich von dem Unterricht genaue Kenntnis zu verschaffen, Lehrer und Schüler und insbesondere den Schulbesuch der Schüler zu beaufsichtigen, die jährlichen Prüfungen der Schule zu leiten und die Prüfungs- und Jahresberichte, sowie die sonst noch erforderlichen Berichte über die Verwaltung der Schule an die Schuldeputation zu senden.

Die der Schuldeputation unterstehenden Schulen wurden auf Grund des Ministerial-Reskripts vom 10. März 1831 und der Verfügung des Königl. Provinzial-Schulkollegiums vom 29. April 1831 klassifiziert und entweder als Elementarschulen oder als Bürgerschulen (höhere, mittlere und niedere Knaben- oder Mädchenschulen) organisiert und nach Möglichkeit dahin gewirkt, daß die Trennung der Geschlechter in den bestehenden Schulen zur Ausführung gebracht, auch daß Knaben- und Mädchenschulen in allen Stadtteilen gleichmäßig verteilt wurden. Um den Schulvorstehern das Ziel, welches die verschiedenen Gattungen an Schulen zu erstreben haben, näher darzulegen, auch um ihnen die Ausarbeitung zweckmäßiger Lehrpläne für ihre Schulen zu erleichtern, wurden die von dem Königl. Provinzial-Schulkollegium dem Magistrat unter dem 29. Oktober 1830, 26. Juli 1831 und 3. August 1831 zu diesem Behuf mitgeteilten Andeutungen zur Einrichtung der hiesigen Parochial- und Privatschulen, zur Einrichtung einer höheren Töchterschule und zur Einrichtung der Stadtschulen zur Kenntnis der Schulvorsteher gebracht, und diesen gemäß nach und nach für jede Schule ein derselben angemessener Fundamentallehrplan entworfen, welcher eine ausführliche Angabe des Umfangs- und Zielpunktes der Schule, des Klassensystems, des Lehrzieles jeder einzelnen Klasse, der Lehrgegenstände, der jedem Lehrgegenstande zu widmenden Stundenzahl und der anzuwendenden Lehrmittel enthielt und nach vorgängiger Prüfung und Begutachtung durch die Schuldeputation von dem Königl. Provinzial-Schulkollegium festgesetzt und bestätigt wurde. Auf Grund dieses Lehrplans mußte halbjährlich von dem Schulvorsteher nach einem vorgeschriebenen Schema

ein Stundenplan entworfen und dem Schulvorstand und der Schuldeputation zur Prüfung vorgelegt werden.

In betreff der Hilfslehrer und Lehrerinnen trat gleichfalls eine gesetzliche Regelung ein. Die Prüfung wurde unter Vorsitz eines Kommissarius des Königl. Provinzial-Schulkollegiums abgehalten. Die Schulvorsteher wurden verpflichtet, stets eine ausreichende Zahl geeigneter Lehrer und Lehrerinnen für ihre Schule anzunehmen, und die Schulvorstände beauftragt, dahin zu sehen, daß in sämtlichen Schulen nur geprüfte und mit dem Lehrfähigkeitszeugnis versehene Lehrer unterrichteten. Die Schuldeputation führte eine genaue Kontrolle über Hilfslehrer und -Lehrerinnen und verordnete, daß die Schulvorsteher vor jeder Annahme eines neuen Hilfslehrers die Angabe seiner bisherigen Lebens- und Lehrerverhältnisse und auch bei seinem Abgang die Anzeige darüber einzureichen hatten. Ebenso wurde durch die Vorschrift für die Verwaltung der Parochial- und Privatschulen vom 3. März 1832 in betreff der Lehrmittel, der Lehrbücher, deren Einführung nur mit Genehmigung des Provinzial-Schulkollegiums erfolgen darf, der häuslichen Arbeiten, der Schuldisziplin, der Schulferien und der jährlichen Schulprüfungen, sowie in betreff der Räumlichkeit der Schullokale, des Maximums der Schülerzahl jeder Klasse, der Führung von Haupt- und Klassenbüchern über die Schüler zur Kontrolle des Schulbesuchs, des Fleißes etc. den Schulvorstehern bestimmte Anweisungen erteilt und die Ausführung derselben, sowie die Aufsicht über die ganze Schule gesichert, zu welchem Ende auch der Schuldeputation das Recht, Ordnungsstrafen bis zur Höhe von 5 Tl. gegen die Schulvorsteher und Lehrer zu verhängen, beigelegt wurde.

Die städtische Schuldeputation blickt auf eine hundertjährige gesegnete Tätigkeit zurück. Achtzehn Jahre hat sie als Schulkommission mit geringer Machtbefugnis das Berliner Schulwesen geleitet; ihre Verdienste konnten daher nur von untergeordneter Bedeutung sein. Wer die Schulakten jener Zeit durcharbeitet, der erkennt, daß sie zwei Mängeln mit Nachdruck entgegengetreten ist. Sie hat dem Viel an Schulen ein energisches „Halt!“ zugerufen, und sie hat durch die ihr übertragenen Prüfungen der Lehrer unwürdige Personen abgehalten und so den Stand gehoben. Die städtische Schuldeputation hat in ihrer zweiundachtzigjährigen Tätigkeit die Hauptgebrechen des Berliner Schulwesens, Vielheit und Vielgestaltigkeit, beseitigt.

Die Beschlüsse des Berliner Magistrats und der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, eigene städtische Elementar- und Bürgerschulen zu errichten und einen eigenen städtischen Schulrat anzustellen, bilden den Wendepunkt in der Entwicklung des Berliner Schulwesens. Denn durch sie wurde der Grund gelegt zu dem heute blühenden Gemeindeschulwesen und zu der einheitlichen Schulverwaltung. Beide Einrichtungen sind vorbildlich gewesen und werden vorbildlich bleiben.

Noch heute gilt das Wort Beckedorffs: „Bis auf den heutigen Tag gibt es keine Weltstadt, welche ein in allen seinen Teilen so geordnetes Schulwesen hätte wie Berlin!“ Und wollen wir alles das, was auf dem Gebiete des Berliner Schulwesens in den 100 Jahren geschehen ist, ausdrücken, so können wir es nicht schöner tun, als durch die Worte des Ministers von Altenstein: „Das Berliner Schulwesen verdankt seine Begründung, Entwicklung und Blüte der Einsicht und Umsicht der städtischen Behörden, der Liberalität der Stadtverordneten und dem Interesse seiner Bürger.“

22. (15. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 26. Januar 1911. Besuch des Hauses Brüderstraße Nr. 13 und des Lessing-Museums, 3 Uhr nachmittag.
Vorsitzender Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.

Nachdem der Schriftführer der Gesellschaft zur Erhaltung des Lessing-Museums Herr Schriftsteller Georg Richard Kruse die Erschienenen zum Sitzen genötigt, teilte Herr Friedel Folgendes mit:

Am Sonntag, den 8. d. M. wurde von einer andächtigen literarischen Gemeinde der 100jährige Todestag Friedrich Nicolais gefeiert, in dem wir bei unserer heutigen Nachfeier den Spiritus Rector und den Genius Loci des Alt-Köllnischen Patrizierhauses, Brüderstraße 13, ehren. Bereits drei Tage zuvor bei der Einweihung der hiesigen Räume des neuaufgestellten, vom Königsgraben hierher übersiedelten Lessing-Museums wurde in einer sinnigen Rede des Herrn Stadtschulrats Dr. Jonas, des gelehrten, vielseitig gebildeten und berühmtesten aller berlinischen Buchhändler, an eben dieser Stelle gedacht; hier u. a. erklangen von ihm selbst gedichtete und selbst vertonte Lieder, desgleichen solche von ihm verfaßte Gedichte in Kompositionen von Fasch und von Zelter.

Nach dieser doppelten, speziell den Manen Friedrich Nicolais bezüglich der biographischen, literarischen und wissenschaftlichen Seite hin gewidmeten Feier will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, mich heute hauptsächlich der Geschichte des Hauses Brüderstraße 13 und seiner hervorragenden Bewohner widmen.

Dabei möchte ich mit der Nachbarschaft beginnen.

Wilhelm Raabe's kürzlich in Braunschweig erfolgter Tod hat wieder einmal die Aufmerksamkeit auf sein berühmtestes Werk „Die Chronik der Sperlingsgasse“, d. i. die Spreestraße zwischen Brüderstraße und Friedrichsgracht und damit auf eine ebenso stille wie merkwürdige Gegend von Alt-Kölln gelenkt, wo viele, fast sagenhaft gewordene Vor-

stellungen alter und ältester Zeit haften. Das gilt vornehmlich von der Brüderstraße, bei deren Erwähnung uns Erinnerungen an geistliche Orden, unterirdische Gänge, an den Palast des einst allmächtigen Kanzlers von Schwarzenberg, an die Bauten und das Wohnhaus von Andreas Schlüter u. dgl. mehr einfallen.

Insbesondere bietet die der Spree zunächst belegene Seite der Brüderstraße der Forschung und der Romantik ungewöhnlich reichen Stoff. Da erstreckte sich hinter Nr. 11 bis zur Kölnischen Stadtmauer, und nach deren Abbruch bis zur Friedrichsgracht, der schöne Garten des Hofpredigers Sagittarius, berühmt durch seine Gurken- und Spargelbeete, wie auch holländischen Sauerampfer. Alljährlich kam Kurfürst Friedrich Wilhelm hier herüber, stieg mit der Leiter auf einen uralten Morellenbaum, um von ihm eigenhändig die prächtigen dunkelbraunen Kirschen zu pflücken. Rechts davon liegt das Haus Nr. 10, mit schauerlichen Erinnerungen. Es war nach den Anschauungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein palastartiger Bau, dem Minister von Happe gehörig. Der gestrenge König Friedrich Wilhelm I. hatte ein Edikt wegen der vielen Hausdiebstähle dahin erlassen, daß die Malefikanten vor dem Hause, worin sie gesündigt, aufgehängt werden sollten. Nun fiel der Verdacht, einen silbernen Löffel entwendet zu haben, auf ein Dienstmädchen des Kabinettsministers. Trotz aller Unschuldsbeteuerungen wurde die Unglückliche an einem vor dem Hause schnell errichteten Galgen gehängt. Gleich darauf aber ward ermittelt, daß eine zahme und dreiste Hausziege den Löffel verschleppt hatte. Also berichtet die Sage. Die Stelle, wo der Galgen im Bürgersteig stand, wird noch heute gezeigt. Jedenfalls steht fest, daß Happe das ihm verleidete Haus sofort zum Verkauf stellte. Der Magistrat erwarb es und hat in dem ansehnlichen, altertümlichen Bau die Propstei von Alt-Kölln eingerichtet.

Von Nr. 13 sagt der verstorbene Stadtarchivar Fidicin, daß es im 17. Jahrhundert der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit, d. i. dem Dom, gehörte, früher dem Kloster der schwarzen Dominikaner, dessen erster Konvent es gewesen sein möge, bevor dieser Orden ein Kloster hatte. Gustav Parthey in seinen hochgeschätzten, von mir i. J. 1907, Verlag von Ernst Frensdorff, neu herausgegebenen „Jugenderinnerungen“ schließt sich dem an, und es hatte sich die Vorstellung von einem unterirdischen Gang, der unter der Spree hindurchführen sollte, von Gewölben für Verstecke in unruhigen Zeiten u. dgl. neuerlich erhalten. Hiervon ist nun bei den Untersuchungen, die ich 1891 mit Unterstützung des Museumskustos Buchholz und des Geheimen Baurats Borrmann anstellte, nichts Sicheres gefunden worden. Der unterirdische Gang entpuppte sich als eine alte Entwässerungsanlage nach dem Fluß, und, was die Hauptsache, diese versteckten Anlagen sowie die Gewölbe wiesen keine Steine im mittelalterlichen Klosterformat, sondern nur die schmalen, „pfeffer-

kuchenartigen“ Ziegelsteine holländischen Formats aus der Zeit des Großen Kurfürsten sowie hauptsächlich die etwas größeren Steine der friderizianischen Epoche auf:

(Der Vorsitzende erläutert hierauf den jetzigen Grundriß des Hauses, wie er in seiner vorgelegten Broschüre: „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin“, Berlin 1891, S. 14 enthalten ist, entsprechend den Angaben, wie sie im Jahre 1891 vom Vorsitzenden, von Herrn Kustos Buchholz und Herrn Baurat Borrmann zusammengestellt wurden und fährt dann fort:)

Trotz dieser Entkleidung von mittelalterlicher Romantik ist das Haus Nr. 13 baugeschichtlich interessant genug. Im 17. Jahrhundert wurde gerade die betreffende Seite der Brüderstraße von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Noch lange lagen die wüsten Brandstätten unbenutzt da, und erst ganz allmählich begann ein neuer, soliderer Hausbau. Der Hoffischmeister und Küchenschreiber Brandes errichtete hier um 1674 einen Neubau, und zwar so, wie wir ihn auf der bekannten Zeichnung von Stridbeck aus dem Jahre 1690 sehen. Mit zwei Torwegen, zweistöckig, anscheinend zehn Fenster Front, und davor ein schmaler Vorgarten mit Staketzaun.

Der Reichsgraf von Finckenstein verkaufte 1710 das Haus für 8060 Taler an den Amtmann Schönebeck, der einen dritten Stock aufsetzte, zwei Seitenflügel anbaute und das Hinterhaus in einen gewaltigen, auf das kostbarste von dem Mieter General-Kriegs-Kommissar von Baspiel ausgestatteten Empfangssaal verwandelte. Das in reichem Barock geschnitzte Treppengeländer rührt von damals her.

1747 tritt ein neuer geschichtlicher Wendepunkt des Hauses ein, indem es für 14,000 Taler „mit vier eingemauerten Wandspiegeln im vorderen Saal und Wandbeschlügen“ an den rühmlichst bekannten „patriotischen“ Kaufmann und Fabrikherrn Johann Ernst Gotzkowsky übergeht, der hier zunächst mit seinem Schwiegervater Blume eine Samtfabrikation betrieben zu haben scheint. Gotzkowsky, der vermöge seiner Verbindungen mit russischen Machthabern bekanntlich Berlin im Siebenjährigen Kriege vor Plünderung bewahrte, verarmte nach dem Kriege, und nachdem er, mit Undank belohnt, viel Geld in seine Porzellanmanufaktur gesteckt, wurde das Grundstück nach 22jährigem Besitz im Jahre 1770 subbastiert, dem Domherrn von Bredow für 15,050 Taler zugeschlagen und von diesem für gleichen Preis der Firma Roitzsch und Dieckow überlassen.

1788 erwirbt „der Buchführer Nicolai“ das Grundstück für 32,500 Taler. Das ist unser Friedrich Nicolai, der 1733 Poststraße 4, in dem nämlichen Hause geboren ward, in welchem im Jahre 1619 Kurfürst Johann Sigismund regierungsmüde und lebensatt unter der Obhut des

Besitzers, des Kämmerers Freytag, verschied. Zu beachten ist, daß bereits 1786 Nicolai die dritte Auflage seiner berühmten Beschreibung von Berlin herausgab, daß er sich also schon lange mit unserer Ortsgeschichte befaßt hatte, ehe er Hausbesitzer ward. Dies 3bändige Werk, obwohl nicht überall fehlerfrei, wird allzeit eine vorzügliche, ortsgeschichtliche Quelle für das friderizianische Berlin bleiben.

Der Vater unseres Nicolai, Christian Gottlieb, hatte 1713 am 3. Mai ein Buchhandels-Privileg erhalten: dies ist der Geburtstag der heut noch blühenden Nicolai'schen Buchhandlung. Nicolai-Vater muß schon recht geachtet gewesen sein, wie man u. a. daraus ersieht, daß ihn Friedrich der Große als Kronprinz wiederholt besucht hatte. Bei seinem Tode 1752 hinterließ Nicolai sen. sein Geschäft den vier Söhnen, erst 1759 ward Friedrich Nicolai, der sich eigentlich gelehrten Studien bestimmt hatte, durch die Zeitverhältnisse, um das Geschäft zu retten, letztercs allein zu übernehmen. *)

Von da ab datiert eine neue kulturelle Epoche für Berlin, da alles, was an literarisch und wissenschaftlich führenden Geistern vorhanden war, sich mit Friedrich Nicolai in Verbindung setzte. Seine Bedeutung weit außerhalb der preußischen Hauptstadt erhellt z. B. aus einem Briefe Schillers an seine Schwester vom 6. November 1780, worin es heißt: „Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverain der Litteratur ist, aber Leute von Kopf sorgfältig ansieht, mich schon im Voraus schätzt und einen ungeheuren Einfluß hat, beinah im ganzen deutschen Reich der Gelehrsamkeit.

Die weitere literarische Entwicklung Nicolais können wir wie ich schon zu Anfang bemerkte, nicht hier verfolgen; seine Fehde mit Fichte und mit Goethe, den er durch die törichte Parodie „Die Freuden des jungen Werther“ schwer verletzte, beschäftigte lange Zeit unliebsam die Aufmerksamkeit. Am Lessingdenkmal ist Nicolais Reliefbild angebracht, und Erich Schmidt widmete ihm, gelegentlich der Enthüllung, dabei eine so treffende prägnante Charakteristik, daß wir sie anzuführen uns nicht zu versagen vermögen: „Da ist Friedrich Nicolai als ein Vertreter des friderizianischen Berlinertums, ein achtunggebietender, behender Auto-didakt, der in jüngeren Jahren wacker Schritt zu halten strebte, später aber seine Buchhandlung und Rezensieranstalten in den Dienst einer Aufklärung gab, welche, während Lessing den Horizont weitete, selbstgenügsam und aberweise mit allem im reinen zu sein wähnte und zur Zeit der Genies, der Klassiker, der Romantiker wie ein alter Uhu von den Vögeln des jungen Tages umschwärmt wurde“.

*) Hinsichtlich der Umbauten, die Friedrich Nicolai an dem Hause durch seinen Freund Maurermeister Zelter vornehmen ließ, verweise ich auf meine erwähnte, 1891 erschienene Schrift.

Mit Lessing und Moses Mendelssohn war Nicolai bis zum Tode in Freundschaft verbunden. Lessing hat zweimal in der Nähe, wenn auch in Alt-Berlin gewohnt, am Nicolai-Kirchhof und in der Heiligengeiststraße, und verkehrte mit Nicolai außer in dessen Hause auch in der seiner Zeit berühmten Weinhandlung von Maurer & Bracht, Brüderstraße (später mit No. 27 bezeichnet) deren Schicksal war, dort im Jahre 1877 von dem Rudolf Hertzogschen Etablissement verschlungen, dann nach Scharrnstraße 4 verlegt zu werden, um auch dort bei dem jüngsten Hertzogschen Erweiterungsbau von neuem ein gleiches Schicksal zu erfahren.

Eugen Zabel hat sich in einer seltenen, 1893 als Manuskript gedruckten, hochinteressanten Broschüre (Geschichte einer Berliner Weinstube, Maurer & Bracht, 1768–1893. Ein Erinnerungsblatt, S. 23) folgendermaßen ausgelassen.

„Lessing wohnte zu jener Zeit in der Heiligengeiststraße bei einer trefflichen alten Mamsell, deren er in seinen Büchern gedenkt, aber ohne ihren Namen zu nennen. Dieser ist in Folge dessen der Nachwelt verloren gegangen. Sein Gegenüber war der Dichter Ramler, gleich ihm ein Junggesselle und Liebhaber eines angenehmen Tropfens. Wurde ein rotes Fähnlein am Fenster herausgehängt, so bedeutete das keineswegs sozialdemokratische Umtriebe, von denen man zu jener Zeit nichts wußte, so daß sich die Polizei auch nicht zu beunruhigen brauchte. Das Fähnlein deutete vielmehr darauf hin, daß es Zeit sei, wieder ein Mal nach der Brüderstraße zu wandern und einer Flasche den Hals zu brechen. Waren sich die Freunde über die Ausführung dieses Vorhabens einig und hatten sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht, so unterließen sie es aller Wahrscheinlichkeit nicht, einen Blick auf das ehrwürdige und vornehme Gebäude gegenüber Maurer & Bracht zu werfen, wo ihr gemeinschaftlicher Freund Nicolai bis an sein Lebensende gewohnt hat.“

Und Seite 24. „Wenn Männer wie Lessing, Mendelssohn und Nicolai in diesen Räumen zusammenkamen, war es natürlich, daß die Unterhaltung sich mit Vorliebe um literarische und philosophische Fragen drehte. Auch liebten es die Freunde, sich das Neue, das sie geschaffen hatten, einander vorzulesen. Daran knüpfte sich eine heitere Anekdote, die der Mitteilung wohl wert und des alten geistreichen Berlin und seiner geselligen Freuden nicht unwürdig ist. Eines Tages las der berühmte Philosoph Mendelssohn seinen Freunden seinen „Phaedon, über die Unsterblichkeit der Seele“ vor — zufälligerweise hörte auch ein gewisser Grützmacher, ein gewöhnlicher Bürger, der an einem Nebentische seinen Wein trank, zu und trat nach Beendigung der Vorlesung an das gelehrte Dreigestirn mit den Worten heran: „Ick jloobe nich an ihr.“ — „Woran glauben Sie nicht?“ replizierte Lessing, der Grützmacher kannte. — „Nu, an der Unsterblichkeit.“ — „Warum denn nicht, Herr Grützmacher?“ — „Ja, sehe Se, wenn ick dran jloobte und se kommt nicht, dann ärjerte ick mir. Wenn ick nicht dran

jloobe und se kommt nicht, so finde ick weiter nischt dabei, wenn ick aber nich dran jloobe und se kommt doch, so freie ick mir; merken Se wat? drum jloobe ick nich an der Unsterblichkeit.“ Sprach's und verließ schnell die lachenden berühmten Männer.“

Nur noch zwei Dinge möchte ich aus der Lessing-Weinstube Brüderstraße 27 erwähnen. Daß der joviale vortreffliche Küfer Baumann hieß und der Weinkeller von Maurer & Bracht darnach die Baumannshöhle genannt wurde.

Ferner den berühmten Lessing-Stuhl. Er siedelte in das neue Trinkerheim der Firma nach Scharrnstr. 4 über, wo ich ihn mir wiederholt angesehen habe. Zabel schildert ihn S. 33 wie folgt: „Auch Lessing's Stuhl erblicken wir auf der anderen Seite des Zimmers, vor dem Fenster, das nach dem Hof zuführt. Fürwahr, das ist keine moderne Tischlerarbeit — das merkt man auf den ersten Blick! Wie die Rücken- und Armlehnen ausgebogen sind, als fühlten sie, daß die Last von zwölf Jahrzehnten auf ihnen ruht! Der Tischler wird nicht viel Mühe gehabt haben, die Bretter zu diesem Sitz zusammenzufügen. Auch der Festigkeit der Beine dürfen wir kein besonderes Loblied singen. Sie sind zwar keineswegs so schwach, daß ein starker Mann Bedenken tragen müßte, sein Schwergewicht ibnen anzuvertrauen. Er kann es ruhig wagen, denn es wird ihm sicherlich nichts dabei passieren. Aber allzuviele so unruhige und lebhaft Menschen wie Lessing dürfen sich doch nicht mit ihm einlassen, wenn er noch späteren Generationen unbeschädigt erhalten bleiben soll. — Das Märkische Provinzial-Museum hat den Lessing-Stuhl gern für sich erwerben wollen, aber die Besitzer der Weinstube haben sich niemals von den paar Brettern trennen mögen, die dadurch geheiligt wurden, daß der Dichter der „Minna“ und des „Nathan“ sie in glücklichen Stunden oft berührt hat“.

Es ist richtig, daß ich mich um die Erlangung des Lessing-Stuhls für das M. M. vergeblich bemüht habe, aber es tröstet mich, daß er inzwischen an derjenigen Stelle, wohin er am besten gehört d. h. hier im Lessing-Museum eine würdige Aufnahme, hoffentlich für alle Zeit, gefunden hat.

Wie wir aus Nicolais sorgfältig bewahrten Hausakten, Briefwechseln und Erinnerungsbändern wissen, verkehrten bei Nicolai u. a. der zuvor schon genannte Dichter Ramler, der später durch sein Religions-Edikt übelvermerkte Minister von Wöllner, Biester, Herausgeber der weltbekannten Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der Dichter von Göckingk, der alte Gleim, der Altertumsforscher Möhsen, der Historiker Oelrichs, der berühmte Arzt Heim, die Singakademiker Fasch und Goethes Freund Zelter, ferner Gottfried Schadow, der Generalstabsarzt Theden, der freisinnige Theologe Teller, der berühmte Kartograph Oelrichs und viele

andere verdienstvolle Männer, so daß das gastfreie Haus Brüderstraße 13 in der Tat als ein kultureller Brennpunkt Berlins bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden kann.

Als Friedrich Nicolai 1811 starb, lastete eine schwere Zeit auf Preußen, dennoch wußte Hofrat Parthey, Schwiegersohn des Besitzers, als er 1827 verschieden war, die Buchhandlung in blühendem Zustande an seinen Sohn Dr. Gustav Parthey zu übertragen, der als Gelehrter wohl bekannt, wiederum literarische Größen aller Art in seinen Verkehrskreis zu ziehen verstand. Das ersieht man so recht deutlich aus seinen überaus interessanten „Jugenderinnerungen“, die mir, wie erwähnt, im Jahre 1907 herauszugeben vergönnt war, und die ich in vieler Beziehung den „Erinnerungen eines alten Mannes“ von Kugelgen ebenbürtig an die Seite setzen möchte.

Es war mir gestattet, das merkwürdige, in seinem Innern mit liebevoller Sorgfalt gepflegte Haus eingehend zu besichtigen. Unter den zahlreichen Erinnerungsstücken daselbst, die dem Publikum so gut wie unbekannt sind, erwähne ich u. a. das Brustbild Friedrich Nicolais nach einer Bleistiftzeichnung seiner Tochter Wilhelmine von Daniel Chodowiecki angefertigt, das Spinett, an dem die Gattin gespielt, den Schreibtisch Nicolais, ein Schreibpult mit Schrank darauf, eine Sammlung der Verlagswerke, seine Hausakten und Handbibliothek, Stammbücher, Vivatbänder, Brautkronen, Fächer, auch Kleider von beiden Eheleuten. Nicolai hat sich oft malen lassen, so finden wir schöne Porträte von Anton Graff und Tischbein in Öl, Zeichnungen Chodowiecki's, viele Silhouetten, die bekannte Urzeichnung Tischbeins: Goethe in Rom 1787 zum Fenster hinaussehend. Vielerlei mechanische und physikalische Apparate erblicken wir, z. B. einen sehr alten Globus und einen sinnreich konstruierten Schrittmesser für Nicolai bei seinen Reisen im eigenen Wagen, Rokoko-Schreibtische, einen Kleiderschrank von seltener Form, eine altertümliche Standuhr, Sofas, verborgene Wandschränke und dergleichen.

Hat die Stadt Berlin mit Recht eine bronzene Erinnerungstafel Friedrich Nicolais an der Vorderfront anbringen lassen, so finden wir, ebendaher gestiftet, dort noch eine zweite solche Tafel für einen deutschen Dichter und Helden, der uns Deutschen allen teuer und ans Herz gewachsen ist, für Theodor Körner, der ebenfalls hier im Hause verkehrte.

1811 kam er mit Grüßen seines Vaters, des Appellationsrates Körner, den Hofrat Parthey von Dresden her als innigen Freund verehrte, als willkommener Gast an, noch nicht ganz zwanzig Jahre alt. Er war, weil er auf der Universität Leipzig, um die Ehre bürgerlicher Studenten zu rächen, mit einem Adligen sich gemessen und einen Schädelhieb erhalten, relegiert worden und mußte, da die neue Berliner Hochschule zu den sogenannten Kompaktaten-Universitäten gehörte, die sich disziplinarisch zu unterstützen verpflichtet waren, bereits am 14. August 1811

die Universität aufgeben, nur zwölf Tage vor seinem Heldentode, wie es im Album unserer Universität heißt: *excludit ex concluso Senatus*. Verlassen hat er Berlin schon vorher im Mai, weil ihm, dem hier am Wechselfieber Erkrankten, die Ärzte Luftveränderung empfohlen hatten.

Am 4. August 1813 erschien Theodor Körner nochmals unvermutet als Gast im Parthey'schen Hause, wiederum verwundet, da bei dem veräterischen Überfall nahe Kitzen ihn ein württembergischer Reiter vom Pferde gehauen, noch ehe er blank ziehen konnte. In der Parthey'schen Wohnung hat Körner an einem noch vorhandenen Schreibpult zwar geschrieben und gedichtet, aber nicht die berühmte „Zueignung“, die mit den Worten beginnt: „Euch allen, die Ihr noch mit Freundestreue“ u. s. w., wie dies Dr. Gustav Parthey in seinen Jugenderinnerungen, (vgl. meine Ausgabe Teil I, S. 379 und meine Anmerkung dazu in Teil II, S. 534) irrtümlich angibt. Der beste Körner-Kenner, Direktor des Körner-Museums in Dresden, Hofrat Dr. Emil Peschel, hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß sein Museum nicht allein die erste Abfassung jener „Zueignung“ besitzt, sondern auch die von Körner unter dem 24. April 1813 in sein Taschenbuch mit Bleistift eingetragene zweite Niederschrift. Ferner hat Parthey auch darin geirrt, wenn er den Titel „Leyer und Schwert“ als von Theodor Körner herrührend annimmt. Die Sache liegt vielmehr so: nach Körners bei Gadebusch am 26. August 1813 erfolgten Ableben sammelte dessen Freund Dr. Kunze die von Körner in Wien und während des Feldzuges gedichteten Kriegslieder und ließ sie unter dem Titel „Leyer und Schwert“ i. J. 1814 im Verlag von Nicolai veröffentlichen.

Auch von dem alten Nußbaum im Garten dieses Hauses Nr. 13 geht die Ueberlieferung, daß unter ihm Theodor Körner gedichtet habe. Welcher Schmerz für den dortigen Freundeskreis, als die Kunde erscholl, wie der Dichterheld bei Gadebusch gefallen und unter der alten Eiche von Wöbbelin bestattet sei.

Körners erwähnter Vater siedelte von Dresden über und wohnte, durch innigste Freundschaft mit dem Partheyschen Familienkreise verbunden, in dem Hause Brüderstraße 13 von 1815 bis 1828. Die Nicolaische Buchhandlung ist von dort verschwunden und geteilt in das Verlagsgeschäft (R. Stricker) nach der Potsdamer Straße Nr. 90 und in das Sortimentgeschäft (Borstell & Reimarus) nach der Mittelstraße verlegt worden.

Gerade jetzt vollzieht sich nun eine neue orts- und literar-geschichtliche Wandlung im Hause Brüderstraße 13, indem dorthin das sich der aufopfernden Pflege von Georg Richard Kruse erfreuende Lessing-Museum verlegt worden ist, nachdem das wirkliche Lessinghaus, am Königsgraben 10, wo „Minna von Barnhelm“ gedichtet wurde, abgebrochen und die Baustelle in den Tietzschen Warenhausbau einbezogen

worden ist. Eine glücklichere Stelle als hier, Brüderstraße 13, wo Lessing so oft verkehrte, konnte nicht gefunden werden. Auch ist es natürlich und erfreulich, daß das aufkeimende Theater-Museum an das Lessing-Museum vorläufig auch räumlich angeschlossen wird.

So zieht ein neuer und doch so historisch-alter Geist in das weihevollte Patrizierhaus ein. Möge ihm, wie bislang, der gute Genius loci erhalten bleiben. Ja wir hegen noch weiter den kühnen Wunsch und eine frohe Hoffnung, daß das gesamte Nicolai-Haus Brüderstraße 13 einstmals als eine Art Nationaldenkmal von der Stadt Berlin übernommen werden möge. Man könnte sich das so denken, daß die pietätvoll erhaltenen Zimmer und Wohnräume Nicolai Partheys mit ihrer altertümlichen Innenausstattung, Mobiliar, Bildern usw. des 18. und der ersten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts im wesentlichen als ein Nicolai-Museum also verbleiben wie alles dies zurzeit unter sorgfältiger echtdeutscher Frauenpflege ausgestaltet und behütet worden ist, und daß die übrigen Räume allmählich für das Lessing-Museum und das geschichtliche Deutsche Theater-Museum eingerichtet werden.

Dieser Vorschlag fand ungeteilten Beifall der Versammlung. Hierauf fand mit Genehmigung der Besitzerin des Hauses Fräulein Anna Parthey¹⁾, die leider wegen Kränklichkeit im Auslande verweilt, die Besichtigung der sehr weitläufigen Baulichkeiten sowie des Gartens statt. Dieser ist für einen Garten in engbebauter Gegend ganz ansehnlich und kann als ein Typus altberlinischer bürgerlicher Gartenanlage angesehen werden.

Selbstverständlich erregte der Wallnußbaum, unter dem Theodor Körner 1811 und 1813 gedichtet haben soll, Interesse. Der jetzige Nußbaum daselbst hat hiermit nichts zu tun; er mag etwa 50 Jahr alt sein. Der alte Baum stand von der Eingangstür zum Garten rechts in der Ecke. Im Alter von 100 Jahren brach er um, wurde in der Höhe von etwa $\frac{1}{2}$ Meter abgesägt und mit einer Holzplatte bedeckt, wie noch jetzt sichtbar.

Dieser eigentliche Körner-Wallnußbaum kann aber 1811 bereits ziemlich alt gewesen sein. Es wird nämlich erwähnt, daß sich in den Gärten, die sich an der Westseite der Brüderstraße nach der Friedrichsgracht zu hinzogen, Wallnußbäume befanden, wahrscheinlich aus der Zeit des Großen Kurfürsten, der ein leidenschaftlicher Förderer der Baumzucht war. Dies vorausgesetzt mag der Körner-Baum i. J. 1811 gut und gern ein Alter von 130 bis 140 Jahren gehabt haben.

¹⁾ Die beiden in der Vorrede meiner Schrift am 1. März 1891 genannten Vorbesitzerinnen Frau Stadtgerichtsrat Parthey und deren Schwester Frau Veronika Parthey sind inzwischen verstorben, Frl. Anna Parthey ist die Tochter der erstgenannten Dame.

Nachdem sich die Teilnehmer wieder in den Museums-Räumen versammelt, hatte die Gesangslehrerin Frau Börnicke-Schubert die Güte, folgende zeitgenössische Lieder vorzutragen:

„Der alte und der junge Wein“ von Graun	} Text von Lessing
„Die Faulheit“ von Christ. Friedr. Schale	
„Der Neid“ von Aug. Bernh. Val. Herbing	
„Die Küsse“ von Phil. Eman. Bach.	

Die Kompositionen, welche selbst da, wo sie scherzhaft waren, eine gewisse feierliche, z. T. menuett-rhythmische Stimmung hatten, wurden mit Interesse angehört, auch spendete man der Vortragenden Beifall und Dank.

Demnächst ergriff Herr Georg Richard Kruse das Wort und dankte dem Verein für seinen Besuch und Herrn Geheimrat Friedel, daß er ihn dazu veranlaßt habe.

Er führte aus, wie er noch vor $\frac{1}{2}$ Jahr gehofft hätte, die „Brandenburgia“ einmal in dem ganz dem Andenken des Dichters geweihten Lessing-Hause am Königsgraben herumführen zu können, aus dem ein intimes Dichtermuseum, wie etwa das Schillerhaus in Weimar hätte gemacht werden sollen, wie aber die geweihte Geburtstätte der „Minna von Barnhelm“, um deren Erhaltung die Gesellschaft 5 Jahre lang mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft hätte, nunmehr durch Verkauf an Herrn Tietz der Vernichtung anheimgefallen sei. Ein gutes Geschick habe es gefügt, daß das Museum in den Räumen des Nicolai-Hauses ein neues und schöneres Heim gefunden habe.

Er wies darauf hin, welch enges Interesse die Allgemeinheit dem Museum entgegenbringe, da es möglich war, in der kurzen Zeit von noch nicht 3 Jahren die 5 Zimmer füllenden Gegenstände zu sammeln, die fast durchweg Stiftungen und Leihgaben seien, und wie sich diese Schätze allwöchentlich vermehrten.

Wie von Anfang an geplant, solle, dem universellen Geiste Lessings und seinem Wirken als Dramatiker und Dramaturg entsprechend, der Lessing-Sammlung das Deutsche Theatermuseum angeschlossen werden, mit Berücksichtigung der an der Entwicklung der Bühne beteiligten Dichter, Komponisten und darstellenden Künstler. In gleichen Sinne solle auch die Bibliothek ausgestattet werden, damit der Künstler und der Forscher auf diesem Gebiete alles zusammengehörige Material hier zusammenfinde. Damit wäre schon ausgedrückt, welcher Erweiterung das ganze Museum fähig und bedürftig sei. Es wird daher jedem ans Herz gelegt, durch Beitritt zur Gesellschaft und Stiftungen jeder Art die schöne Sache zu fördern.

Zum Schluß sprach Herr stud. phil. Fritz Brückner aus Darmstadt (der Ur-Urenkel von Lessings Frau, Eva König) über die von ihm ausge-

stellten Lessing-Reliquien aus seinem Familienbesitz, indem er des breiteren ausführte, was er am vorhergehenden Sonntag den 22. d. M. in der Vossischen Zeitung veröffentlicht hatte. Die zum ersten Male öffentlich ausgestellten Gegenstände haben sich von Lessings Stieftochter und Liebling Amalie König in gerader Linie bis auf die jetzige Besitzerin, Frau Sanitätsrat Dr. Brückner, geb. Henneberg, in Darmstadt, weitervererbt. Die Ausstellung des Hauptstückes aus diesem Besitz, des trefflichen Desmaréeschen Porträts der Gattin Lessings, mußte zwar auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden, doch läßt sich auch schon nach der aushängenden vorzüglichen Kohledruckreproduktion dieses einzig authentischen Bildnisses von Eva König eine ganz andere Vorstellung von ihrem Aussehen gewinnen, als nach den mehr oder minder ungetreuen früheren Stichen. Ein anderes, aber bis jetzt so gut wie unbekanntes Dokument für Wesen und Charakter Evas liegt in ihrem Taschenbuch aus den Jahren 1770—72 vor. Außer Tagebuchaufzeichnungen, die sich auf Evas Reisen von Hamburg nach Wien beziehen, enthält das Büchlein allerdings fast nur Notizen über recht alltägliche Dinge: Buchungen über die Geschäfte der Königschen Fabriken in Wien, Abrechnungen über persönliche und Haushalts-Ausgaben, Adressen, Gepäckverzeichnis, Koch-, Hausmittel- und Strickstrumpfrezepte u. s. w. — alles in buntem Gemisch. Aber darin beruht gerade der dokumentarische Wert des Taschenbuches, daß seine Aufzeichnungen nur für den Augenblick, den persönlichen Gebrauch, und nicht für fremde Augen gemacht sind; dadurch gibt es gerade Gelegenheit zu einem möglichst objektiven Urteil über das Wesen der Schreiberin.

Wer richtig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer sich mit Aufmerksamkeit und einiger Kenntnis der Verhältnisse in den Inhalt des Büchleins vertieft, wird daraus eine gute, d. h. alles Wesentliche wiedergebende Skizze zu dem ausführlichen Charakterbilde Evas gewinnen, das uns ihr Briefwechsel von Lessing malt. Das Wie und Warum hier näher zu erörtern, würde zu weit führen. Erwähnt sei noch, daß das Notizbuch nur seinem überaus reichlichen Inhalt an Kochrezepten zunächst seine Erhaltung verdankte; denn wie aus Nachträgen von der Hand der Tochter Amalie hervorgeht, wurde es von dieser als Kochbuch weiter benutzt. Aus denselben Jahren wie die Taschenbuchaufzeichnungen, stammen auch die ausgestellten Briefe Evas an ihre fernen Kinder, während diejenigen Lessings an seine Stieftochter Amalie zehn Jahre später, 1780—81, geschrieben sind. Der letzte von diesen ist bekanntlich am 1. Februar 1781 verfaßt, also kurz vor seinem Tode geschrieben. Auf das Ende des streitbaren Geisteshelden beziehen sich an Amalie gerichtete Schreiben von Gleim, J. G. Jakobi und Campe, worin diese, jeder auf charakteristische Weise, dem Schmerz um den Verlust des großen Freundes Ausdruck verleihen. Diese Briefe wurden im Feuilleton der „Voss. Zeitung“ vom 14. Februar 1909 (von Prof. Henneberg) zum ersten Male abgedruckt.

Deutlicher noch spricht die dem Genie des Dahingegangenen gezollte Verehrung aus dem „Lied“, das Jakobi „an Gleim bey der Feyer seines Geburtstages am 2ten April 1781“ richtete: eine ergreifende Totenklage und zugleich wirklich schöne Charakteristik des Menschen Lessing, eingekleidet in — Anakreontik. Andere Manuskripte, eine dem teuren Entschlafenen auf dem Totenbette abgeschnittene Locke, seine Briefftasche, Präsenzmünzen der Mannheimer Akademie, Photographien nach unveröffentlichten Porträts aus Lessings Familien- und Freundeskreis vervollständigen die Sammlung, die wohl manchen bewegen wird, die den Manen des großen Dichters und Denkers geweihten Räume aufzusuchen.

Reicher Beifall lohnte auch diesen Redner, worauf der Vorsitzende dankend die so anregungsvoll gewesene Sitzung und Zusammenkunft schloß.

23. (8. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 22. Februar 1911 abends 7¹/₂ Uhr im Vortragssaal
des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIII her.

A. Allgemeines.

I. Das Gelände für das Pichelswerder-Festspiel ist am 7. d. M. durch den Oberförster des Grunewalds Herrn Hillenkamp den Herren Oberregisseur H. Frey und Geheimrat Friedel als Vertretern der Brandenburgia übergeben worden. Nachdem zwei Probeversuche von Propaganda-Ansichtspostkarten (der Pichelswerder von Osten her aufgenommen und das Havelgewände zwischen Pichelswerder und Schildhorn) in einer großen Anzahl von Exemplaren verschenkt worden, liegt heute die erste endgültige Karte vor betitelt: „Vaterländische Schauspiele der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde, auf Pichelswerder. Den Freunden der Mark gewidmet“, dann folgt quer die schon erwähnte Fernsicht auf Pichelswerder mit dem Spielplatz. Darunter ist gedruckt: „Albrecht der Bär. Bühnenfestspiel von Eberhard König. Juni bis August 1911. Festspielleiter Heinrich Frey-Berlin. Links, senkrecht, ist der Kopf Albrechts des Bären nach dem Denkmal Böses auf der

Berliner Mühlendammbrücke, größer als auf dem Probeversuche, angebracht. Oben beziffert: Reihe I Nr. I. Es werden mindestens 12 verschiedene auf das Festspiel bezügliche Karten erscheinen. Diese werden — übrigens sehr billig — 1 Stück 10 Pf.; 10 Stück 90 Pf.; 25 Stück 175 Pf.; 50 Stück 300 Pf. für den Ausgabenfonds verkauft. Der Verlag und der Vertrieb ist der kaufmännischen Firma F. Albert Schwartz, Hofphotograph, Berlin NW 87, Zinzendorfstr. 8, Inhaber unser Mitglied Herrn Rudolf Schwartz, von der Brandenburgia übertragen. — Die technischen Ausführungen leiten unsere Mitglieder Herr Ingenieur Emil Plack und Oberregisseur Heinrich Frey.

II. Eröffnung der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Grunewaldstr. 6–7 im ehemaligen botanischen Garten. Hierzu, am 3. d. M., hatte u. korr. M. Geheimrat Dr. Conwentz den 1. Vors. als Vertreter eingeladen. Herr Conwentz ist der Leiter der Zentralstelle, Prof. Bock Mitarbeiter; Vors. der brandenb. Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege ist Herr Oberpräsident von Conrad in Potsdam, Geschäftsführer u. M. Direktor Wetekamp, Geschäftsführer des Komitees für Naturdenkmalpflege in Brandenburg Herr Oberlehrer Dr. Diederichs zu Brandenburg a. H.

III. Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Dieser uns eng befreundete Verein hatte durch seinen Vorsitzenden, Herrn Ministerialdirektor Dr. H. Thiel, Exzellenz, zur 15. Hauptversammlung am 20. u. 21. d. M. nach Bellevuestr. 3 eingeladen. Aus dem reichen Programm seien folgende Vorträge hervorgehoben: „Unsere Dorfheimat — unser Stolz“ von Pfarrer Hesselbacher-Karlsruhe und „Hütte und Haus“ von Willy Lange-Wannsee, Kgl. Garteninspektor (mit etwa 100 Lichtbildern).

B. Persönliches.

IV. Herr Geheimer Justizrat Emil Uhles, unser zweiter Vorsitzender, wird Erholungs halber seinen 70. Geburtstag am 11. März d. J. in Meran verleben, sodaß wir dem verehrten und verdienten Manne leider nur aus der Entfernung schriftlich und telegraphisch werden unsern allerherzlichsten Glückwunsch für einen hoffentlich noch langen, gesegneten Lebensabend aussprechen können.

V. Dr. Emil Jacobson †. Von den Schriftstellern und Dichtern die unseren herrlichen Tegeler See gefeiert, Dr. Carl Bolle, Otto Bierbaum, Julius Stinde, Heinrich Seidel ist nun fast der letzte dahin:

Dr. phil. Emil Jacobsen, ein namhafter Chemiker, ist am 13. d. M. in seinem Heim zu Charlottenburg im Alter von 75 Jahren gestorben. Der älteren Berliner Generation war Dr. Jacobsen als populärer humo-

ristischer Schriftsteller wohl bekannt. Jacobsen, in Danzig geboren, war, wie Stinde, ursprünglich Apotheker, ehe er sich der Literatur widmete. Nachdem er in Berlin seine Prüfungen bestanden, gründete er hier ein chemisches Laboratorium, aus dem manche beachtenswerte Erfindung hervorgegangen ist. So stammt von ihm die bekannte Erbswursthülle, die sich im Deutsch-Französischen Kriege so gut bewährte, und das Thiol, das Bismarck, der an Ischias litt, so oft Linderung verschaffte. In den siebziger Jahren wandte er sich immer mehr der Schriftstellerei zu; er redigierte zunächst Fachorgane und schrieb dann eine Reihe lustiger Bücher, zum Teil mit beruflichen Anklängen. Eine innige Freundschaft verband ihn mit Heinrich Seidel, der ihm als Dr. Havelmüller in „Leberecht Hühnchen“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Auch mit Scheibler und unserem alten Johannes Trojan hat er zeitlebens treu zusammengestanden. Die Beisetzung Jacobsens fand am Donnerstag, 16. Februar vom Trauerhause Englische Straße 5 in Charlottenburg nach dem alten Johanniskirchhof in der Seestraße statt.

In „Leberecht Hühnchen“ (Gesamtausgabe, Stuttgart 1899, erster Band S. 138 heißt es:

„Als wir nach einer lustigen Fahrt gegen Mittag in Tegel anlangten, hielt unser Wagen an der Straße, die von dem „Seeschlößchen“ genannten Wirtshause weiter ins Dorf führt, zum geringsten Teile aber erst mit Häusern bebaut ist. *) Dort erhob sich, gleichlaufend mit dem Wege in einiger Entfernung ein Bretterzaun, den an seinem Ende das Dach einer kleinen Bretterbude nur um ein Geringes überragte. An dieser Stelle sah man in den Zaun ein mit weißen Gardinen verziertes Fensterchen eingeschnitten; die übrigen drei Seiten des Gartens waren einfach durch gespannte Drähte von der profanen Außenwelt abgegrenzt. Herr Doktor Havelmüller stand an der Eingangstür, wo er uns erwartet hatte, und kam nun an den Wagen, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein. Er war ein mittelgroßer, etwas beleibter Herr, in Wollenkleidung und trug einen breiten schwarzen Filzhut. Sein Haupthaar, sein Schnurr- und sein etwas breiter Knebelbart waren schon ergraut und aus dem bräunlich getönten Gesichte schauten durch eine goldene Brille zwei gutmütige, aber etwas melancholische Augen. Eine Eigentümlichkeit von Doktor Havelmüller war, daß er fast nie lachte, sondern auch die größten Tollheiten und lustigsten Sachen mit einem wehmütigen Tone und sorgenvollem Gesichtsausdruck vorbrachte, wodurch die Wirkung solcher Späße bedeutend erhöht wurde.“

In launiger Weise wird nun das Gärtchen mit seinen altmodischen Blumen und das kleine Bretterhäuschen geschildert, worin Havelmüller

*) D. h. damals 1880, jetzt ist dort viel zu viel, leider teilweise in klaglichem berlinischem Mietskasernenstil gebaut worden.

alias Jacobsen hauste, so wie ich es mit Dr. Bolle selbst gesehen. Mit Bezug auf Einbrecher hatte er an dem einzigen — uralten — Schrank folgende Inschrift angebracht:

„Am Einbrechen und Plündern
Kann ich niemand verhindern.
Gott verzeih' ihm die Sünde...
Der Schnaps steht im Spinde!“

„Der Schnaps steht auch wirklich da, sagte Doktor Havelmüller geheimnisvoll und wehmütig, er schmeckt auch sehr gut, aber er ist mit einigen äußerst drastischen Mitteln versetzt. Mit diesem Trank im Leibe wird ein jeglicher weniger Helena in jedem Weibe sehen, als sich vielmehr veranlaßt finden, die Gesellschaft der Menschen zu fliehen und in der tiefsten Einsamkeit mit den unterirdischen Göttern Zwiesprache halten.“

Später hat sich der in geordneten Verhältnissen befindliche Dichter-Philosoph ein sehr hübsches Anwesen an der Nordecke des Große Malche benannten nördlichsten Seezipfels erbaut, ist aber wegen der infolge der Bauspekulationen der Humboldtschen Erben mehr und mehr in die Erscheinung tretenden Unruhe an dem früher so idyllisch stillen See-gestade nimmer zu einem rechten Genuß seiner Sommerfrische gelangt. Die zu Tage getretene Absicht derselben Erben, im Widerstreit gegen die Stadt Berlin an der ihr von dem Bolleschen Erben erworbenen Insel Scharfenberg das Vorkaufsrecht geltend zu machen zwecks Ausschachtung dieses schönen Eilandes durch eine Baugesellschaft, hat ihm erst recht Tegel verleidet.

Außer mir lebt von dem Bunde der Tegelsee-Schwärmer nur noch Johannes Trojan und dieser, nach Warnemünde übersiedelt, hat leider ebenfalls dieser traulichen Kleinwelt Valet gesagt.

C. Naturgeschichte und Technik.

VI. Dr. L. Pfeiffer: Beitrag zur Kenntnis der steinzeitlichen Fellbereitung (mit 110 Abbildungen). Ich mache auf diesen urgeschichtlich wichtigen Beitrag in der Zeitschrift für Ethnologie 1910, S. 839—895 besonders aufmerksam und erinnere an die früheren verwandten Beiträge des Herrn Geh. Med.-Rats Dr. L. Pfeiffer, die ich hier vorgelegt und besprochen habe. Im Sommer 1910 hatte Herr Pfeiffer die Güte, mir in dem Städtischen Museum zu Weimar, speziell in dessen reichhaltiger Taubach-Abteilung, viele von den erörterten Geräten vorzuzeigen und gleichzeitig mit diesen praktische Versuche anzustellen.

VII. Die Beziehungen der Nordwestdeutschen Moore zum nacheiszeitlichen Klima von J. Stoller*), Zeitschrift der D. Geolog. Ges. 1910, Heft 2 S. 163--189. Als Ergebnis wird S. 180 Folgendes festgestellt:

1. Die Zeit des Abschmelzens des jüngsten Landeises in NW Deutschland war kurz, das Klima trocken und kalt, aber nicht arktisch, anfangs mittlere Temperatur 3-6° C., gegen Ende etwa 8° C. während der 4-5 Monate dauernden Vegetationsperiode der höheren Pflanzen-Dryas-Periode. Fällt vielleicht mit der 1. Hälfte der Yoldia-Periode zusammen.
2. Lange Periode mit Wärmesteigerung. Zeit der Birken- und Kiefernwälder. Die Eiche langsam vordringend wird der herrschende Waldbaum. Mitteltemperatur von Mai-September zuletzt mindestens 12° C. Entspricht etwa der 2. Hälfte der Yoldia-Periode und der ersten Hälfte der Ancylus-Periode.
3. Kurze Periode mit warmem, aber verhältnismäßig trockenem Klima. Mai-Sept. bis 17° C.

Eichenperiode. 2. Hälfte der Ancylus- und Anfang der Litorina- (Scrobicularia-) Periode.

4. Erlen- und Buchen-Periode. Feuchtwarmes Klima, jedenfalls schon zur mittleren Litorinazeit herrschend.

Ähnlich dürften die Verhältnisse in der Mark Brandenburg sich stratigraphisch nachweisen lassen.

VIII. Gustav Kalb: Spuren der Eiszeit in und bei Berlin. Berliner Heimatbücher. Herausgegeben von der Diesterweg-Stiftung. Nr. 1. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig 1910. Durchgesehen von zwei Autoritäten, den Geh. Räten Professoren DD. Beyschlag und Wahnschaffe. Schlichte, gemeinverständliche Darstellung nicht bloß für die Jugend geeignet, sondern auch für lernbegierige Erwachsene, die ohne Fachkenntnis zu besitzen, sich doch gern über die für unsere Urzeit wichtigsten Vorgänge belehren lassen möchten. Der billige Preis, 25 Pf., ermöglicht jedermann die sehr zu empfehlende Anschaffung des Büchleins.

IX. Dr. L. Pfeiffer: Die Opferanatomie der Germanen und Azteken (Sonder-Abdruck aus Nr. 1 und 2 der Korrespondenz-Blätter des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen 1911). Ders. gelehrte Herr Verf. wie zu VI behandelt ein grausiges Thema aus der Nachseite

*) Ders. Herr Verf. weist „Spuren des diluvialen Menschen“ (Jahrbuch der K. Preuss. geol. Landesanstalt für 1909 Bd. XXX, Teil II, S. 433-450) nach. Reste eines Menschen (Schädel fehlend), bearbeitete Knochen wahrscheinlich von *Rhinoceros Mercki*, bearbeitetes Kiefernholz (Feuerbohrer?) Alles aus der Zwischen-eiszeit, die der letzten Vergletscherung Norddeutschlands vorausging, aus der Lüneburger Heide.

der Menschheitsgeschichte mit vieler Belesenheit und Sachkenntnis, verdeutlicht durch 16 recht gute Abbildungen. Auch den Germanen war bekanntlich das Menschenopfer nicht fremd, vgl. Dr. W. Höfler, Zur Opferanatomie. Correspondenzblatt der deutschen Ges. für Anthropologie pp. 1896 Nr. 1.

X. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg Bd. II, 1911. Die Nr. 1 enthält u. a. den Bericht über den 4. brandenb. Fischereitag am 17. Dez. 1910. — Die Nr. 2 bringt einen beachtenswerten Beitrag von Oskar Coester: „Einiges über Beifische“, d. h. solche Fische, die man beiher, neben den hauptsächlich gezüchteten Fischarten, züchten soll. Das bekannteste Beispiel ist der sprüchwörtlich gewordene Hecht im Karpfenteich. — Dr. K. Friedrichs „Altes vom Krebs“ schildert nach B. L. Bekmann den früheren Reichtum der Mark. — S. 290: „Was ist Knackthow?“ Im Amtserbregister des Amtes Altruppin von 1590 heißt es Seite 61 wörtlich: „Den Kietzern ist verlaubet, daß sie mögen nachfolgendermaßen fischen, als Molchow, Tetzen, Zermützel, Plawe, Melln und den Reinssee. Und sollen mit nichten sich der Fischerei aufn Tense vorm Rottstiel, den Rottstiel und den Tuckmantel anmaßen. So sollen sie auch mit dem Knackshow auf den Wassern, die Ihnen wie abgemeldet vorgeannt, nicht fischen. Und sollen sich mit dem Fischen also verhalten, damit Churf. g. nicht anstoß gewint, ihnen die Fischerei eintheils oder gar zu entziehen, soll auch kein Kietzer über einen Kahn nicht haben oder darüber fischen, und sonderlich sich Churf. g. Fischerordnung gemäß verhalten.“

Obwohl ich über brandenburgische Fischereiausdrücke geschrieben und viel gelesen, ist mir der Knackthow noch nicht vorgekommen, ich bitte der Brandenburgia ev. Mitteilung zu machen.

XI. Dr. E. Hahn: Die Entstehung der Bodenwirtschaft. (Separatabdruck aus der in Bologna erscheinenden Zeitschrift Scientia (Bd. IX, 1911, S. 139—153). Der gelehrte Verf., Ausschußmitglied des Vereins für Volkskunde, hat dies auch uns lebhaft interessierende Thema wie folgt gegliedert: Humboldts Bedenken gegen die Drei-Stufen-Theorie (Jäger, Hirten, Ackerbauer). — Bodenkultur nicht überall — Mann und Weib in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit oft anders wie bei uns — Frau sorgt für die Pflanzenkost (z. B. in Australien). — Hier Anfänge der Bodenwirtschaft beobachtet und zwar bei Knollen. — Obstzucht — Pflug und Getreide unerklärt — Hackbau — Grabstock und Frau — Ackerbau-Göttin-Wagen, Pflug und Kalender beim Ackerbau. — Die Haustiere und ihre Milch — Pflugkultur und Hackbau — Obst und Bienenzucht und die Frau. S. 143: „In Australien finden wir eine immerhin nicht ganz unbeträchtliche Anzahl Menschen, die, mehr oder weniger unter einander verwandt und jedenfalls von der übrigen Welt lange und ziemlich stark abgesondert, auf der niedrigsten Stufe aller menschlichen Wirtschaft

stehen geblieben sind; auf der Stufe, die wir wenigstens hypothetisch allgemein voraussetzen müssen und die wir als die der Sammler zu bezeichnen pflegen. Die Australier boten uns daher so ziemlich das Bild einer Urgesellschaft wie wir sie vielleicht mit gutem Grund etwa für die ältere Steinzeit voraussetzen können.“

Die Entstehung des Ackerbaus, namentlich des Pflugs und Wagens bleibt noch immer ein Rätsel.

XII. Generalkonservator Dr. Hager-München: Einfluß der Vegetation auf die Baudenkmäler. (Elfter Tag für Denkmalpflege, Danzig, Sept. 1910. Sonderabdruck). Sehr sorgfältige Abwägung des Pro und Contra, Verschönerung von Ruinen durch die Vegetation, aber auch Berücksichtigung der mechanischen und chemischen Schädigungen, welche starker Pflanzenwuchs hervorruft.

XIII. U. Ehrenm. Prof. Dr. Paul Ascherson bespricht: „Ein neues Vorkommen der *Betula humilis* in der Provinz Brandenburg“ (Abh. des Bot. Vereins der Prov. Brand. 1910, S. 151 fig.), dessen Entdeckung wir unserm Neuruppiner Freunde, dem ebenso eifrigen wie glücklichen Heimatforscher Herrn Mittelschullehrer Karl Waase verdanken, vgl. *Brandenburgia* XIX Nr. 2, S. 95, Zwergbirke.

XIV. Altmodische Färbepflanzen: Waid, Krapp und Wau. Ich lege vor: „Instruktion, wie der Bau und die Bereitung des Waidtes zu tractiren sey.“ Berlin 1755 fol. Geschenk u. M. Herrn Redakteur Rudolf Schmidt-Eberswalde für das Märk. Museum.

Der Waid (Waidt) und der Wau sind zwei altmodische Färbepflanzen aus der Familie der Cruciferen. Der Waid ist derartig vergessen, daß ihn P. Ascherson in der ersten Ausgabe seiner heimatlichen Flora überhaupt nicht erwähnt, in der von ihm und Dr. P. Graebner herausgegebenen 2. Auflage (Berlin 1898/99) sagt er S. 372: „*Isatis tinctoria* (Waid) mit lockerem, großem Bth. stande mit gelben Bth.; untere B. länglich-lanzettlich, obere mit stengelumfassendem Grunde pfeilf., in Mitteldeutschland einheimisch, hin und wieder eingeschleppt, aber unbeständig. In früheren Jahrhunderten, wegen des Indigogehalts der Blätter als Färbepflanze gebaut. Mai-Juni.“ — Friedrich der Große überall bestrebt, heimische Industrie zu erwecken oder die vorhandene zu stärken, veröffentlichte jene Instruktion zu Nutz und Frommen der Anbauer. Die Verbilligung des tropischen Indigo ließ den Waid-Anbau auf keinen grünen Zweig kommen, vollends haben die Anilinfarben wie den Indigo selbst, so auch den Waid völlig bei uns verdrängt. Der Waid erfordert fetten wohlgedüngten Boden. Die Ernte erfolgt, wenn die äußersten Blätter gelb zu werden beginnen. Die Blätter werden zermahlen und in Kugeln geballt. Im Herbst werden letztere erweicht und mit besonderen Waidhämmern zerschlagen, dann aber in großen Haufen

kräftig gewässert. Endlich wird dieser Waidt in Fässern mit Keilen stark eingerammt und dann zum Verkauf verführt. Man färbte blau, aber auch grün mit Waid. Die Pflanze wird 2 bis 4 Fuß hoch. Namentlich in Frankreich ward sie im Großen angebaut, ebenso wie die Färberröte oder der Krapp (*Rubia tinctorum* L.), aus deren Wurzeln das Rot für die französischen Militärtuche gewonnen wurde. Auch in vielen Gegenden Deutschlands hat man früher diese Färberpflanze angebaut. Die Grundachse enthält die Farbstoffe Alizarin, Purpurin und Xanthin, viel verwendet vor Erfindung der künstlichen Herstellung des Alizarins in der Färberei.

Der Wau, *Reseda lutea* L., ein naher verwandter unsers aus Nordafrika stammenden, mediterranen wohlriechenden Resedas. Wegränder, sonnige Hügel, auf Lehmboden. Wurde früher (z. B. bei Halle noch 1865) als Färbepflanze gebaut, zum Gelbfärben, daher auch Gelbpflanze genannt. X

Unsere Freunde werden um Angaben gebeten, wo in unserer Provinz Waid oder Krapp oder Wau noch jetzt gebaut werden.

In der genannten Instruktion von 1755 heißt es im Eingange: „Da der Waidt unter allen Farbekräutern das allernutzbarste, und in den Färbereien zu wollenen und seidenen Waaren ganz unentbehrlich ist, indem ohne denselben nicht fest und dauerhaft gefärbt werden kann, und da man den, in den hiesigen Landen benöthigten bisher mit schweren Kosten aus Thüringen hat kommen lassen müssen; über dessen Untauglichkeit, wegen der dabei vorgegangenen Unterschleife und Verfälschungen, von den inländischen Färbern zu mehrerenmalen geklagt worden, folglich der eigene inländische Bau und Bereitung desselben, eine den Entrepreneurs nicht weniger als den Landes-Manufakturen höchstsprießliche und Sr. Majestät des Königs, unsers allergnädigsten Herrn, zu wiederholtermalen deklarirter allerhöchsten Willensmeinung gemäße Sache ist, so hat zu diesem Behuf eine Anleitung, was sowohl bei dem Baue als der Bereitung desselben zu beobachten, hiermit communicirt werden sollen.“

Alle diese gutgemeinten landesväterlichen Anregungen haben nicht viel genützt, dem Waid-, Krapp- und Wau-Anbau ist es ergangen, wie der Zucht der Maulbeerbäume und der von ihnen lebenden Seidenraupen, die neuere Industrie hat diese heimischen Versuche leider alle erdrückt.

Fast nur eine einzige Pflanze, deren Anbau von oben her durch Zölle und Ermutigungen unterstützt wurde, die Zucker-Runkelrübe, *Beta vulgaris* L., hat vermocht, den tropischen Konkurrenten, das Zuckerrohr, bei uns aus dem Felde zu schlagen. Allenfalls darf daneben noch unsere gemeine Cichorie (*Cichorium intybus* L.) als Konkurrentin der Kaffeebohne schlecht und recht genannt werden, ihr wird,

ob *mit Recht oder mit Unrecht, nachgesagt, daß ihr Genuß der Gesundheit wenig zuträglich sei.

XV. Von Herrn Geheimrat Dr. Conwentz (vgl. Nr. II), dem wir auf Wunsch unsere sämtlichen Druckschriften für sein Institut mitgeteilt haben, ist vorgestern folgendes Dankschreiben an mich eingegangen: „Euerer Hochwohlgeboren und dem gesamten Vorstand der Brandenburgia möchte ich für die der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gemachte Schenkung den verbindlichsten und ergebensten Dank aussprechen. Die hier eingegangenen Druckschriften enthalten eine solche Fülle heimatkundlichen Materials, daß ihr Besitz für die diesseitigen Arbeiten besonders wertvoll ist.“

D. Kulturgeschichtliches.

XVI. Berliner Bevölkerungsvorgänge. In dem soeben erschienenen 8. Heft der Statistischen Monatsberichte „Groß-Berlin“ werden neben den regelmäßigen Feststellungen über die Bevölkerungsvorgänge in Berlin und 66 Vororten, über den Beschäftigungsgrad, die Arbeitslosigkeit, den Verkehr nach seinen verschiedenen Unterabteilungen in einer besonderen Abhandlung die Extreme der Berliner Bevölkerungsentwicklung in dem Jahrfünft von 1905 bis 1910 auf Grund der vorläufigen Volkszählungsergebnisse behandelt. Aus dem beachtenswerten Aufsatz sei nur die Tatsache hervorgehoben, daß auf einem 5 Jahre früher noch gänzlich unerschlossenen Gebiet im Norden der Stadt nun bereits eine Bevölkerung von über 20 000 gezählt worden ist. Die Bedeutung der bei dem Wettbewerb der nördlichen Vororte allerdings über das tatsächliche Bedürfnis hinaus lebhaften Bautätigkeit an jenen Stellen der Peripherie für die Entwicklung der Bevölkerung kann kaum deutlicher zutage treten. In 33 Stadtbezirken meistens des Nordens, vereinzelt aber auch des Ostens und des äußersten Südwestens hat eine Zunahme der Bevölkerung um über 100 pCt. stattgefunden mit der Wirkung einer Zunahme um über 130 000, in den 33 Stadtbezirken mit größter Abnahme beträgt diese letztere absolut über 31 000. Im übrigen hat eine Zunahme noch bei 83 anderen Stadtbezirken, eine Abnahme aber bei einer fast viermal so großen Zahl, nämlich bei 313 stattgefunden — Feststellungen, welche auch bei Zugrundelegung der endgültigen Ergebnisse im wesentlichen bestehen bleiben dürften.

XVII. Ich lege vor: Dr. E. Kolbe: Märkische Altarstudien, als Fortsetzung in Monats-Blättern des Touristenklubs für die Mark Brdb. 1911 Nr. 42. Bis jetzt 42 Beschreibungen. Die sehr löbliche Studie wird weiter fortgesetzt.

XVIII. Brandenburgisch-Preußische Marine und Kolonisation. Da Herr Marinestabssekretär Carl Voigt hierüber heut Abend

spricht, erlaube ich mir ein von mir verfaßtes älteres, im Buchhandel vergriffenes und daher selten gewordenes Buch aus dem Besitz des Märkischen Museums (Bibliotheksnummer 6520) vorzulegen: „Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien. Eine Studie im Gebiete der Handels- und Wirtschaftspolitik von Ernst Friedel.“ Berlin, Verlag von Albert Eichhoff. 1867. VIII + 208 S. gr. 8°. — Vgl. auch Brandenburgia-Archiv. 12. Band. 1907, S. 11—16.

Ich mache beiläufig darauf aufmerksam, daß ich, hingewiesen durch Oskar Schwebel, 1891 in der hiesigen Nikolaikirche, in einem ehemaligen Kapellenraum, späterem Erbbegräbnis von der Nordseite des Längsschiffs, ein prächtig ausgestattetes Denkmal entdeckte, für mich damals neu, das wir morgen beim Besuch unserer „altstädtischen Kathedrale“ in Muße betrachten können. Es ist errichtet für den Königlichen Obrist von Schnitter, verstorben 1721, bezeichnet als „Ingenieur von Groß-Friedrichsburg im heißen Afrika.“ Daneben das Grab seiner Gemahlin, einer Tochter des berühmten Rechtslehrers und Geschichtsschreibers (z. B. „De statu rei publicae Germanicae“ und „Thaten Friedrich Wilhelms des Großen“) Samuel Freiherrn von Pufendorf's, der hier ebenfalls, in einer besonderen Grabkapelle bestattet ist. Vergl. Oskar Schwebel: Aus Alt-Berlin, 1891, S. 166.

In einem selten gewordenen Riesenwerk, 13 dicke Foliobände, „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande“ Bd. IV. Leipzig 1749 lese ich über die brandenburgisch-preußischen Kolonisationsversuche, bei denen Schnitter als Ingenieur und Artillerist beteiligt war, von der Guineaküste bezüglich Fort Groß-Friedrichsburg S. 22 Folgendes, speziell von der Gegend des Vorgebirges Tres Puntas, nach Barbots Beschreibung von Guinea.

„Hier haben die Brandenburger oder Preußen ihr vornehmstes Fort angelegt. Es ist schön und ziemlich groß, und mit vier großen Batterien befestigt, auf denen sechsundvierzig Canonen stehen, die aber allzu leicht und zu klein sind. Das Thor ist das schönste auf der ganzen Küste, es ist aber nach seiner Bauart viel zu groß. Und was man insgemein zu den Bürgern von Minde saget, das kann auf sie gedeutet werden: Haltet euer Thor fest verschlossen, damit das Fort nicht davon laufe.

„Gegen Morgen hat es ein schönes Außenwerk, welches der Festung einen großen Teil ihrer Stärke benimmt, die von dieser Seite leichtlich zu bezwingen wäre. Der größte Fehler bei diesem Forte aber ist, daß die Brustwehren nicht höher als eines Mannes Knie sind, wodurch die Soldaten dem Schusse von außen bloßgestellt stehen. Dieses ist in Kriegen mit den Schwarzen keine kleine Unbequemlichkeit. Denn es

kann niemand auf die Batterien kommen, ohne daß ihn nicht die Neger mit leichter Mühe mit einem Musketenschusse erreichen. Übrigens ist an den Gebäuden nichts zu tadeln, und es giebt viel schöne Wohnungen darinnen (Bosmans Beschreibung von Guinea). Barbot saget dabey, daß die Mauern dicke, stark und hoch sind, und daß es innerhalb derselben viele schöne Niederlagen und Wohnhäuser für die Officiere und Soldaten gebe.

„Der vornehmste Befehlshaber hier, der sich einen Generaldirector im Namen des Churfürsten von Brandenburg nennet, hat die Aufsicht über die preußischen Factoreyen zu Takrama oder Crema, und das Dorotheenfort zu Akoba, wie auch die Niederlagen zu Popo und Fida und Whidah.

„Eben dieser Schriftsteller hat folgende Nachrichten von dem Ursprunge dieser Niederlassung, aus den Händen eines seiner Anverwandten, welcher Direktor zu Emden gewesen.

„Im Jahre 1682 schickte der Churfürst von Brandenburg zwey Fregatten nach der Goldküste, die eine zu zwey und dreißig Canonen und sechzig Mann, und die andere zu achtzehn Canonen und funfzig Mann. Die erste unter dem Schiffshauptmann Matthaeus von Vos, und die andere unter dem Hauptmann Philipp Peter Blanco. Sie kamen im May an das Vorgebirge Tres Puntas, und landeten bei dem Berge Montfort oder Manfro, und steckten die Brandenburgische Flagge aus. Blanco der mit den hiesigen Einwohnern in guter Bekanntschaft stand, bediente sich seines Ansehens so wohl, daß ihm die Kaboschiren Freyheit erteilten, ein Fort auf dem Berge zu bauen, und eine Handlung mit den Einwohnern anzufangen.

„Zu diesem Ende schiffte Blanco einige Canonen aus, und warf eine Verschanzung mit Pallisaden auf. Darauf baute er etliche Häuser, die er mit Waren, Lebensmitteln und Kriegsvorrathe versah, und segelte mit seinen beyden Fregatten wieder nach Hamburg. Er hatte einige Kaboschiren an Borde, die er nach Berlin schickte, wo der Churfürst sie wohl empfing, und ihnen alle Herrlichkeit von seinem Hofe und Heere zeigte. Hierauf wurden sie in ihr Vaterland zurückgesandt, wo Blanco zu gleicher Zeit anlangte, die Statthalterschaft übernahm, und das Fort zu Ende brachte, und die Batterien mit zweiunddreißig Stücken besetzte. Das Fort nannte er, seinem Herrn zu Ehren, Groß Friedrichsburg.

„Bosman nennt sieben Direktoren, die ihm bekannt gewesen. Weil der sechste, Johann Vister, ein Mann von keinem Verstande war: so giengen ihre Angelegenheiten zu Grunde: Die Schwarzen erregten einen Aufstand wider ihn, und warfen ihn in die See, nachdem sie ihm alle Glieder zerschlugen; und zwar auf Anstiften seines Nachfolgers, den sich die Neger erwählet hatten. Die Macht der Preußen war solchergestalt

sehr geschwächt; so daß sie sich endlich entschlossen, ihren Sitz allhier zu verlassen. Den 28sten März des Jahres 1708 berichtete Herr Dalby Thomas, englischer Statthalter auf dem Vorgebirge Corse, an die afrikanische Compagnie, wie er Nachricht eingezogen hatte, daß der König von Portugall dem Könige von Preußen vierzigtausend Pfund für das Fort gebothen habe.

„Kurz, die Preußen hatten schon einige Jahre zuvor, ehe Atkins hier war, im Jahre 1721, Friedrichsburg geräumt. Sobald es verlassen war, nahm Johann Conny Besitz davon. Marchais sagt, die Preußen hätten dies Fort im Jahre 1720 verlassen, und es dem Könige auf dem Vorgebirge der dreyen Spitzen Johann Kommain (englisch „Conny“) übergeben. Er füget hinzu, die Holländer, und zwar der Statthalter des Castells Mina, hätten es im Jahre 1719 angegriffen, der alle Leute, die er von seinen Besatzungen entrathen können, zusammengenommen, und sie auf drey Küstenbewahrer eingeschiffet. Er habe vor dem Forte Anker geworfen, und einige Officiere an das Land geschickt, um mit dem Könige, wegen des obenerwähnten Anspruchs der Holländer, Tractaten zu pflegen, welche sich erbothen, die Grundschrift des Kaufes vorzuzeigen. Dieser erklärte sich, er verstünde nichts von dergleichen Kaufbriefen; der König von Preußen habe ihm das Fort übergeben, und habe kein Recht, ein Fort, das auf seinem Boden gebaut worden, zu verkaufen. Er wäre entschlossen, es für die Franzosen aufzubehalten, und wollte mit den Holländern nichts zu thun haben. Es brachen demnach die Unterhandlungen ab, und der holländische General begab sich wieder an Bord, und ließ seine Schiffe näher an das Ufer anrücken, und beschoß das Fort mit einem heftigen Feuer. Darauf unternahm er eine Landung an der Spitze seiner Völker. Der König der Schwarzen empfing ihn mit großer Tapferkeit; so daß auf hundert nur fünfzig Holländer blieben, und die übrigen kaum wieder zu Schiffe gehen konnten. Der General und der Kommodore waren gefährlich verwundet, und froh, daß sie nur davon kamen*). Die Prinzessinn von Rochefort, ein französisches Schiff unter dem Hauptmann Morel, war zur Zeit des Gefechtes hier; und nachdem die Holländer unter Segel gegangen waren, so landete er, und wurde von dem Könige wohl empfangen, der ihm das Fort und seinen Schutz anboth. Sie verglichen sich unter einander, daß sechs Franzosen mit einer Flagge zurückbleiben sollten, bis sie festern Fuß fassen könnten. Weil aber Morel ein furchtsamer Mann war, und ihm, als er an Bord zurückkam, seine Nase blutete: so trug er Bedenken, seine Leute zurückzulassen und segelte davon.

*) Vergl. Näheres über Conny oder Cuny, wie er deutscherseits genannt wird, in meinem Buche über: Die Gründung preußisch-deutscher Colonien S. 3. Cuny soll den Hof seiner Feste mit den Schädeln der getöteten Holländer gepflastert haben.

„Die Holländer waren klüger. Sie ließen wegen des ersten übeln Fortgangs den Muth nicht sinken. Der General schiffte seine Mannschaft von neuem ein, belagerte das Fort, und zwang die Neger, ihres tapfern Widerstandes ungeachtet, den Platz zu übergeben, in welchem er eine gute Besatzung zur Vertheidigung zurückließ. Diese Belagerung geschah zu der Zeit, als des Marchais bei Elmina vorbeireisete, im Jahre 1725. (Marchais: Reise nach Guinea, I. Bd. 227 u. flg.).

S. 25: „Außer Groß-Friedrichsburg haben die Preußen noch ein anderes Fort und eine Niederlage in der Nachbarschaft. Das Fort ist zu Takrama oder Crema, einem Flecken in der Mitte des Vorgebirges der dreyen Spitzen zwischen Groß-Friedrichsburg und der Niederlage. Es ward im Jahre 1674 von den Preußen zu Behauptung des Wasserplatzes gebaut, und hat nicht mehr als sechs Canonen, durch welche den Einwohnern verwehrt wird, innerhalb des Schusses mit fremden Schiffen zu handeln. Denn die Einwohner stehen gänzlich unter dem Gebothe des preußischen Directors zu Friedrichsburg. Im Jahre 1701 ließ der preußische Factor hier fremden Schiffen zu, Holz und Wasser einzunehmen, gegen einen Zoll von zehn Pfund Sterlinge auf das Schiff.

„Die Niederlage oder das kleine Fort, Dorothea genannt, ist zu Akoda, drey Seemeilen ostwärts von dem Vorgebirge. Es ward um das Jahr 1690 von den Holländern erweitert, welche die Preußen im Jahre 1683 daraus vertrieben hatten, doch ward es denselben 1698 auf Befehl der Compagnie wieder eingeräumt. Nach der Zeit haben sie es weit stärker befestigt und vergrößert. Es ist bloß ein Haus mit einem platten Dache, an welchem man zwo kleine Batterien mit ungefähr zwanzig Canonen, und eine ziemliche Anzahl Wohnungen angebracht hat, die ganz schlecht gebaut und allzustark bewohnt sind. (Barbots Beschr. von Guinea S. 432 und Bosman a. a. O. S. 16).“

Es mag bei diesen Mittheilungen meinerseits, indem ich auf Herrn Admiralstabssekretär Karl Voigts heutigen Vortrag verweise, bewenden.

Ich hatte damals, als ich 1865/66 mein Buch schrieb, die Absicht, mich dem preußischen Konsulatsdienst in Ostasien zu widmen und mein Buch sollte eine wissenschaftliche Vorarbeit sein. Daß ich kein ganz schlechter Prophet und kein übertreibender nationaler Heißsporn gewesen bin, wollen Sie geneigtest daraus entnehmen, daß von den meinerseits damals vorgeschlagenen Kolonisationen über See mehre deutscherseits inzwischen zur Ausführung gebracht worden sind. Neu-Guinea, die Karolinen-Inseln, Neu-Britannien, Neu-Jrland, das Kilimandjarogebiet. Andere Kolonien, wie z. B. Formosa haben wir uns von den Japanern, Borneo und Suluinseln sowie das Dschubagebiet von den Engländern vorwegnehmen lassen.

E. Bildliches.

XVIII. Die neue Bildergalerie des Märkischen Museums. Die Kunstdeputation des Magistrats hat beschlossen, den städtischen Behörden vorzuschlagen, die Räume im II. Stock des Hauses Klosterstraße 68, des ehemaligen Podewilschen Palais, das der Stadt gehört, die künstlerisch ausgeführte Stuckdecken enthalten und sich zur Aufnahme von Bildern in besonderem Maße eignen, zur Aufhängung und Ausstellung von Bildern zur Verfügung zu stellen, welche der Stadt gehören und jetzt zum Teil anderweitig eine vorläufige und zum Teil aber wenig geeignete Unterkunft gefunden haben. Die Deputation hat ferner beschlossen, auch in diesem Jahre 12 000 M. für die Große Berliner Kunstausstellung und 6000 M. für die Ausstellung der Sezession zur Verfügung zu stellen. Diese Beträge sollen nach Wahl der Kunstdeputation zur Erteilung von Ehrenpreisen oder zum Ankauf ausgestellter Kunstwerke Verwendung finden. Die Ehrenpreise sollen nicht unter 3000 M. betragen.

Die Verwaltung der Städtischen Bildergalerie ist der Direktion des Märkischen Museums unterstellt, in welchem größere Bilder nicht mehr, wegen Raummangels aufgestellt werden können. Allerdings sind daselbst in unserer heutigen nächsten Nähe noch einige Bilder provisorisch untergebracht, Bilder von dem bekannten Maler Krüger (sogen. Pferde-Krüger), Bilder von Skarbina, Landschaften von Walther Leistikow, Aquarelle von Fräulein Hauer u. dgl. m.

XIX. Lichtdrucke in Doppelton hergestellt von der hiesigen Graphischen Gesellschaft, Lindenstr. 16/17. Die vorgelegten 3 Proben zeichnen sich durch scharfe Wiedergabe, angenehme Tönung und vornehme Ausstattung aus. Schon bei kleinen Auflagen von z. B. 100 Stück kann der Lichtdruck an Stelle von photographischen Abzügen treten; er ist erheblich künstlerischer und auch billiger.

XX. „Denkschrift anlässlich des zwanzigjährigen Bestehens der Freien Photographischen Vereinigung zu Berlin. Herausgegeben von Franz Goerke, Direktor der Gesellschaft Urania.“ Wilhelm Knapp, Halle a. S. 1910.

Unser verehrtes Mitglied hat die große, höchst dankenswerte Güte gehabt, unserer Bibliothek ein Exemplar dieser Festespublikation zu verehren. Sie wollen zunächst die schöne äußere Ausstattung würdigen: Papier, Druck, Abbildungen im Text und 12 Tafeln teils farbig, teils schwarz, von vollendeter Ausführung. Eine Krögel-Studie aus Alt-Berlin und der farbige Konzertsaal Friedrichs des Großen in Sanssouci gehen uns speziell an, desgl. das Titelblatt (Schloß an der Langen Brücke). Eine Geschichte des Vereins giebt Franz Goerke. Autoritäten wie Gustav Fritsch, A. Meydenbauer, A. Miethe u. a. haben vortreffliche wissenschaftliche Aufsätze beigesteuert.

XXI. Mertens - Rotations - Tiefdruckverfahren. Zeitungen mit Photogravur-Illustrationen. Über diese geniale Erfindung unsers M. Herrn Dr. Mertens, früher Direktors der hiesigen Graphischen Gesellschaft habe ich Ihnen schon einmal unter Vorlage mehrerer Nummern der badischen Freiburger Zeitung eine Vorlage und Mitteilung gemacht. Damals im Sommer vorigen Jahres konnten vorerst nur auf einer Seite die schönen an Kupferdruck gemahnenden Abbildungen für Darstellungszwecke aller Art hergestellt werden. Jetzt ist das Verfahren, wie Sie aus der Frankfurter Zeitung vom 19. d. M. ansehen wollen, so wie bei unseren gewöhnlichen Zeitungen, nur sind die Abbildungen unvergleichlich viel schöner.

Der Tiefdruck, altbekannt als Kupferstich, Stahlstich, Lithographie u. dergl., wird nunmehr mit dem Hochdruck der Rotations-Druck-Presse kombiniert und liefert die Resultate, wie sie in dem Anzeigen-Teil der vorliegenden Ausgabe sich darstellen. Bisher war dem Schnelldruck der kunst- und mühevollen Weg des Tiefdrucks verschlossen. Man war nicht in der Lage, mit der Rotationsmaschine, die allein im Stande ist, große Auflagen in kürzester Zeit zu drucken, künstlerisch wirkungsvollen Bilderdruck herzustellen. Man mußte bisher zum Bilderdruck Zink- oder Kupferplatten mit hochgeätzten Strichzeichnungen, Autotypien oder mit der Hand in Holzschnitt hergestellte und dann auf Metall übertragene Druckstöcke benutzen, für den Schriftdruck hochstehende Typen. Für Dr. Mertens neues Bilderdruckverfahren kommen hohle Eisenzyylinder in Anwendung. Sie sind mit einer dünnen Kupferhaut versehen und zum Gebrauche in der Maschine trotz ihrer Schwere durch geeignete Vorrichtungen leicht zu bewegen. Die durch Elektrolyse hergestellten Kupfermäntel bilden den Träger für das Bild. Zur Herstellung von Photogravuren bedarf es der Lichtempfindlichmachung der Oberfläche dieses Kupfermantels, was in einer sinnreich konstruierten Maschine nach Rolffschem Prinzip völlig automatisch vor sich geht. Die Walze dreht sich mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, wobei ein mit der lichtempfindlichen Flüssigkeit gefüllter Behälter langsam vor der Walze vorbeigeführt wird. An dem Behälter ist eine Ausflußdüse angebracht, aus der die Sensibilisierungslösung tropfenweise auf die Walze gelangt. Die Flüssigkeit verteilt sich auf der Walzenoberfläche und stellt nach dem Trocknen eine gleichmäßige, lichtempfindliche Schicht dar. Zur Herstellung der Bilder sind, wie bei der Autotypie, photographische Rasteraufnahmen nötig. Allerdings keine Negative, sondern Diapositive auf Filmblättern.

Sowohl an der Tiefdruck-, wie an der Rotationsmaschine angebrachte Registerräder dienen dazu, Bilder und Text an die richtigen Stellen zu bringen. Selbstverständlich läuft die Tiefdruckmaschine mit genau der gleichen Geschwindigkeit wie die Rotationsmaschine.

Unsere Tiefdruckmaschine, sagt die Redaktion, ist die erste ihrer Art, denn an ihr sind zahlreiche Neuerungen angebracht, die das in der Mertensschen Versuchsanstalt in Freiburg stehende Modell natürlich noch nicht aufweisen konnte. Tiefdruck- und Rotationsmaschine werden durch einen gemeinsamen Elektromotor angetrieben, doch kann die Rotationsmaschine auch für sich allein laufen.

Der Erfinder dieses Tiefdrucks, Dr. Eduard Mertens, wurde am 2. Mai 1860 als Sohn eines Großfabrikanten in Berlin geboren, absolvierte das Realgymnasium in Meiningen, studierte an den Universitäten Kiel, Genf und Berlin Chemie und Physik und promovierte in Berlin zum Doctor philosophiae. Seit 1887 widmete sich Mertens photochemischen und drucktechnischen Studien und war fast 20 Jahre als Direktor der graphischen Aktiengesellschaft in Berlin tätig, in welcher die verschiedenen Druck- und Reproduktionsmethoden ausgeübt wurden. Hier hatte er Gelegenheit, alle Zweige der graphischen Technik gründlich kennenzulernen, u. a. die bis vor wenigen Jahren übliche langsame und mühsame Handgravur der Druckwalzen für Textil- und Tapetendruck und den Handkupferdruck. Mit Unterstützung des bekannten Mülhausener Großindustriellen E. A. Schlumberger gelang es ihm nach mehrjährigem Studium, im Elsaß im Jahre 1907 die Walzen-Photogravur für Textildruck erfolgreich auszuarbeiten und in die Groß-Industrie einzuführen. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit der Photogravur für Papierdruck. Schon 1900 nahm er sein erstes Patent auf diesem Gebiet. 1905 konnte er in Berlin seine erste Rotationsmaschine für Papier- und Photogravurdruck namhaften Fachleuten vorführen. Weitere fünf Jahre mühsamer und kostspieliger Arbeit waren erforderlich, bis all' die zahlreichen Schwierigkeiten, die sich dem Schnelldruck und insbesondere dem Zeitungsdruck entgegenstellten, von ihm überwunden wurden, bis er Ostern 1910 in Freiburg im Breisgau, wohin er Wohnsitz und Laboratorium verlegt hat, seine Arbeiten, den sogenannten Mertensdruck, der Öffentlichkeit übergeben konnte.

Das Unternehmen heißt jetzt: Deutsche Mertens-Gesellschaft G. M. B. H., Freiburg i. B., Freianstr. 60-62.

Nachträglich sind mir zur heutigen Sitzung noch folgende Schriften zugegangen.

XXII. Professor Dr. Hermann Größler 2. 4. 1840 bis 4. 2. 1910. Privatdruck des Nachrufs für den überaus erfolgreich gewesenen Vorgeschichtsforscher in Eisleben, über dessen Ausgrabungen, namentlich des jungsteinzeitlichen germanischen Fürstengrabes bei Helmsdorf im Mansfelder Seekreis, ich Ihnen wiederholt berichtet habe.

XXIII. Dr. E. Blanck-Breslau: Ueber die Bedeutung der Bodenkarten für Bodenkunde und Landwirtschaft (Sonderabdruck aus Fühlings Landwirtschaftlicher Zeitung, 60. Jahrg. 1911, S. 121-145.

Zur Belehrung aller derjenigen, welche sich für dergleichen Karten interessieren sehr dienlich. Eine historische Einleitung vom Jahr 1683 ab, wo der englische Arzt Lister der Kgl. Societät zu London Vorschläge für Bodenkarten machte, bis 1835 wo die Lyellsche Drifttheorie mit ihrer allgemeinen Bedeckung des Flachlandes durch das Meer aufkam. Bekanntlich ist durch die seit 1875 sich Bahn brechende Inlandeis-Theorie Otto Torells die jetzt herrschende glaziale Entstehungsweise unserer Bodenschichten, wenigstens soweit als die Gletscher bei uns gereicht haben, allgemein geltend geworden und sie beeinflußt natürlich auch die kartographischen Darstellungen. Diese sind differenziert je nach dem zum Ausdruck gebracht werden soll die mehr wissenschaftliche Kennzeichnung der Oberflächen und Schichtenbildung oder die mehr praktische Veranschaulichung der Bodenzusammensetzung, bis etwa 2 Meter Tiefe, für Landwirtschaft, Ackerbau, Wiese und Weideland, nicht minder auch für die Forstgewächse.

Eine Kombination der verschiedenen Zwecke solcher Bodenkarten ist fast unmöglich, sie wird unübersichtlich und verwirrend. So wurde auf besondern Wunsch landwirtschaftlicher Interessenten die Kartenaufnahme durch Eintragen von Farben für die Hauptbodenarten in das sonst einheitlich weiße Kartenbild zu einer die Verteilung der Böden auf der Oberfläche ebenfalls berücksichtigenden Bodenkarte erweitert. In dieser Form liegt aber nur ein Blatt, Lichtenrade, Kreis Teltow, vor. (S. 137 u. 144). Qui trop embrasse, mal étirent! Gerade wieder landwirtschaftliche Interessenten waren es, die auf Nichtfortsetzung dieser Art von Bodenkarte drangen in Gegensatz zu der im großen und ganzen bewährten geologisch-agronomischen Kartierung.

XXIV. und XXV. Herr Kustos Buchholz legt aus den Neuerwerbungen des Märk. Museums vor:

1. Ein eigentümliches und rätselhaftes Instrument, massive Bronzeplatte, 700 gr schwer, linealförmig, aus 2 zirkelartig aneinanderzulegenden Teilen von je 26,5 cm. Länge, 3 cm Breite und 0,5 cm Dicke bestehend.

Das Instrument interessiert zunächst als das Werk eines Berliner Kuusthandwerkers, der sich darauf durch die eingravierte Inschrift „Peter Rahn fecit Berlin 1697“ verewigt hat.

Dann aber sind beide Flächen mit einer Anzahl progressiv graduirter Linien versehen, deren Deutung durch die dabei stehenden abgekürzten Bezeichnungen mir bisher nur bei einigen gelungen ist. Auch die beigezeichneten Himmelskörper und geometrischen Figuren, erstere vielleicht für Chemikalien gesetzt, tragen zu einer sicheren Erklärung nicht bei. Den Astronomen, Mathematikern und Geometern, die ich befragt habe, war die Sache fremd.

Erst 2 der graduirten Linien, die an einem Ende mit „Ferr“ (Eisen), bzw. „Plum“ (Blei), am andern mit „℥“, also dem Zeichen für Pfund,

Der Ring besteht aus 3 einzelnen, an- und ineinandergepaßten Reifen (Abbildg. 3). Der mittlere ist schlicht und trägt ein volles goldenes Herz, in das der Rubin eingelegt ist; die beiden seitlichen Reifen enden über einige Renaissance-Schnörkel hinweg in je eine Hand, die das Herz umfaßt. In einzelnen Vertiefungen sind noch Spuren von Email zu erkennen. In die inneren Flächen der beiden seitlichen Reifen ist eingraviert:

„Wat Got wil enden 1601“
 „Kan Niemands wenden.“



Abbildung 2.

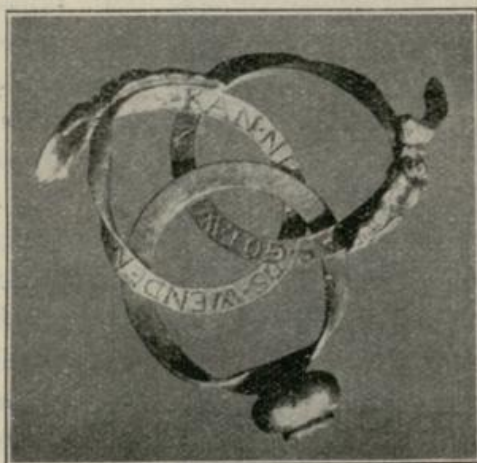


Abbildung 3.

Ähnlich zusammengesetzte Ringe waren in der Renaissance-Zeit als Verlobungsringe vielfach beliebt. U. a. wurde im Jahre 1880 bei den Ausgrabungen auf dem Schloßplatz, die der Kronprinz ermöglicht hatte, außer mehreren recht massiven einfachen Reifen auch ein ähnlicher Doppelring gefunden, bei dem aber die Hände unmittelbar ineinander lagen, mit der Inschrift: „Christus J. (st) M (ein) L (eben) St (erben) M (ein) G (ewinn) „Johannes Forat 1588.“ Im 19. Jahrhundert ist die Mode ähnlicher Doppelringe hin und wieder nachgeahmt worden.

XXVI. Herr Admiralstabssekretär Carl Voigt hielt hierauf den angekündigten Vortrag: Reliquien und Erinnerungen aus der Zeit der kurbrandenburgischen Marine. Vgl. auch Nr. XVIII. Der mit großem Beifall aufgenommene Lichtbildervortrag wird späterhin abgedruckt werden.

XXVII. Ein Seefischessen fand im Anschluß an diesen Vortrag im Ruhmessaale des gegenüberliegenden Marinehauses unter Beteiligung von 120 Personen statt. Der Vorstand des Deutschen Seefischereivereins, vertreten durch Herrn Generalsekretär Professor Dr. Henking und Herrn Oberstleutnant z. D. von Gerhardt, hatte die Fische, so frisch wie möglich, aus Geestemünde besorgt. Absichtlich waren, wie im Vorjahr, auf dem Berliner Markt seltenere und gleichzeitig billige See-

fische gewählt worden. Klops von Seehecht (*Merlucius vulgaris*), Sternrochen (*Raja radiata*), Glattrochen (*Raja batis*) und Nagelrochen (*Raja clavata*) in Stücken mit Kaperntunke und Kartoffeln, sowie Goldbars (*Sebastes norvegicus*) gespickt und gebraten, mit Rot- und Sauerkohl, fanden viel Anklang, insbesondere der Rochen. *) Verteilt wurden der 2. Bericht über die Seefischkochkurse des Deutschen Seefischerei-Vereins, ferner „Seefisch-Gerichte. Kurze Anweisung zur praktischen Verwendung billiger Seefische“ von Marie Scholle, 3. Auflage, und die 2. Auflage von Henkings vortrefflich illustriertem Seefisch-Bilderbuch für Hausfrauen (Nov. 1910).

Der I. Vorsitzende bedankte sich bei dem Vorstand des Deutschen Seefischerei-Vereins für die erneute gütige Unterstützung und trank auf das fernere Wachsen, Blühen und Gedeihen desselben mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der hochverdiente Erste Präsident des Vereins, Herr Geheime Legationsrat Rose, leider am Erscheinen behindert worden sei. Herr Prof. Henking dankte mit einem Hoch auf die Brandenburgia. Beide Redner wandten sich insbesondere an die anwesenden Hausfrauen und die Damen, die solche werden wollen, mit der erneuten dringenden Mahnung, angesichts der hohen Fleischpreise sich mehr auf den Verbrauch von Seefischen zu legen und hierfür in den weitesten Bevölkerungsschichten Propaganda zu machen. Da heißt es z. B. in einem Bericht der D. F. Z.: „Ein großer Übelstand ist, daß bisher meist nur Schellfische, Kabliau und Rotzungen, und diese drei Sorten wieder nur in den gesuchtesten, natürlich dann auch teuersten Größen verlangt werden. Ist aber das Publikum durch sachgemäße Vorträge erst dahin gekommen, daß es sich nicht auf auserwählte Größen beschränkt, sondern auch die weniger bekannten Sorten, wie Köhler (Seelachs), Seeaal, Seehecht, Knurrhahn, Rotbarsch, Seeteufel und wie die billigeren Sorten noch heißen in frischer Ware verlangt, dann wird sich das ergeben, was von sachverständiger Seite schon wiederholt gesagt worden ist, nämlich, daß Seefische eine sehr billige Nahrung, ein Volksnahrungsmittel bilden. Die genannten, billigen Sorten können die Händler bisher gar nicht beziehen denn sie bleiben ihnen liegen und verderben, weil das Publikum sie nicht kennt und von ihnen in den Vorträgen nur selten und wenig oder

*) Von dem etwas grauslichen Äußern sieht man gekocht nichts.

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne.
Der entsetzliche Hay, des Meerés Hyäne.“

Alle diese Meeresungeheuer aus Schillers „Taucher“ schmecken gut zubereitet auch einem verwöhnten Gaumen.

gar nichts zu hören bekommt.“ Herr Friedel bestätigt dies mit dem Bemerkten, daß die Seefischhändler oft genug sagten, wenn nach anderen billigen Fischen, nicht gerade nach Kabliau, Schellfisch und Dorsch, gefragt werde: „Die haben wir nicht!“ — „Warum nicht?“ — „Die Berliner Hausfrauen kennen diese etwas ungewöhnlichere Namen tragenden Seefische nicht und fragen deshalb nicht darnach, folgenreich können wir Händler sie nicht auf Lager halten.“

Das ist sehr traurig und unerwünscht. Gerade der heutige Abend zeigt wieder, in wie mannigfacher Weise die Seefische gekocht und garniert werden können. Die Berliner bilden sich fast alle ein, zu Seefisch könne man nur Kartoffeln nehmen, und deshalb würde man von Seefischgerichten nicht so recht satt. Unsere heutige Abendtafel zeigt aber, daß man bei entsprechender sachverständiger Zubereitung dazu jedes Gemüse, Kohllarten, Erbsen, Linsen, Bohnen u. dergl. mehr in bekömmlicher und wohlschmeckender Weise verzehren kann.

Um so mehr sei es zu begrüßen, daß auch die Nachbargemeinden Berlins etwas für den Seefischverbrauch täten. Spandau, das in seinem Oberbürgermeister, dem auch von der Brandenburgia hochgeschätzten Herrn Költze, einen ebenso umsichtigen wie unternehmenden Verwaltungschef besitzt, hat unlängst eine städtische Seefischhalle ins Leben gerufen. Sie erfreut sich einer ungeahnten Frequenz. Täglich verkehren bisher in ihr 1400 bis 1500 Käufer. Die Kundschaft setzt sich aus allen Bevölkerungsschichten zusammen, so daß man hier von einer volkstümlichen Einrichtung im wahren Sinne des Wortes sprechen kann.

Ähnliches berichtet der B. L.-A. unter dem 2. d. M. aus unserem Nachbarort Deutsch-Wilmersdorf.

„Die erste städtische Seefischhalle Groß-Berlins ist heute früh in Wilmersdorf, Berliner Str. 40, unter starkem Andrang des Publikums eröffnet worden. Wie viele andere Gemeinden hatte sich auch Wilmersdorf an das Landwirtschaftsministerium gewandt mit dem Ersuchen, regierungsseitig etwas gegen die herrschende Fleishteuerung zu tun. Als der ablehnende Bescheid einlief, hofften die städtischen Körperschaften, für die mittlere und kleinere Bevölkerung vielleicht einen Ausweg in dem Versuch zu finden, den Seefisch mehr als bisher als Volksnahrungsmittel in die Erscheinung treten zu lassen, in der Erkenntnis nämlich, daß der Fisch in dieser Beziehung unterschätzt wird. Der erste Schritt zu diesem Zwecke war, daß die Stadtverwaltung durch den Vaterländischen Frauenverein, der in Wilmersdorf eine segensreiche soziale Tätigkeit entfaltet, Seefischkochkurse einrichten ließ. Die Beteiligung an diesen Kursen, die in der mustergültigen Schulküche der Gemeindegemeinschaft 61 abgehalten wurden, war von Anfang an so groß, daß jedes Mal lange vor dem Anmeldungsschluß die mögliche Teilnehmerzahl überschritten war. Unter der Leitung einer auf diesem Gebiet erfahrenen

Dame war jetzt der Bevölkerung Gelegenheit geboten, sich mit der zweckmäßigen Zubereitung des Seefisches bekannt zu machen und zu erfahren, daß auch die richtigen Gemüse dazu verabreicht und genossen werden müssen, anstatt der landläufigen Buttersauce, Mostrich und Kartoffeln. Erst auf diese Weise werden diese Gerichte zu einem nicht nur preiswerten und leicht bekömmlichen, sondern auch nahrhaften Lebensmittel. Dazu kommt, daß das große Publikum unter Seefisch eigentlich nur den Schellfisch versteht, ohne eine Unzahl anderer, gleich guter, teils noch billigerer Seefische zu kennen, wie Merlan, Köhler, Seehecht, Rotbarsch, Makrele u. a. Nachdem so durch diese Kochkurse der Boden vorbereitet war, ging man an die Einrichtung der jetzt eröffneten Fischhalle, die trotz ihrer Ausdehnung allerdings immer nur noch als ein Versuch angesehen werden muß; sie kann übrigens bei eintretendem Bedürfnis jederzeit beliebig vergrößert werden. Hauptsächlich wird Wert darauf gelegt, daß nur blutfrische Ware zum Verkauf gelangt, und zwar zu Preisen, die als volkstümlich wohl anzusehen sind. Dies wird dadurch erreicht, daß auf jedes zum Verkauf kommende Pfund ein nur nach wenigen Pfennigen berechneter Aufschlag auf die an der Küste gezahlten Auktionspreise gezahlt wird. Die am heutigen Eröffnungstage eingetroffene Anfuhr war bereits am Mittag fast geräumt.“

Auch in Charlottenburg und Berlin selbst müßte noch unendlich vielmehr für den Seefischverzehr geschehen.

Nachdem noch Herr Kustos Buchholz die Versammlung gebeten, auf das Wohl des Ausschußmitgliedes Herrn Ingenieur Emil Plack und seiner Gattin, denen wir die hübsche Ausschmückung des stattlichen Saales, die Platzeinteilung und verschiedene andere Vorbereitungen verdanken, zutrinken, verlief die Tafel in angeregter Unterhaltung bis in die späte Nachtstunde.

Es wurde allseitig gewünscht, auch im nächsten Frühjahr wieder in Gemeinschaft mit dem Deutschen Seefischerei-Verein ein aufklärendes und belehrendes gemeinschaftliches Seefischessen zu veranstalten.

Kleine Mitteilungen.

Die neuen Festspielkarten von Pichelswerder sind im Verlage unseres Mitgliedes F. Albert Schwartz, Hofphotograph, Berlin NW. 87, Zinzen-dorfstr. 8, in 22 Blatt erschienen, dieselben geben in höchst interessanten Bildern die einzelnen Hauptscenen des Festspieles wieder und dürften eine willkommene Erinnerung für unsere Mitglieder sein.

Die Sammlung kostet 2 M. Die einzelne Karte 10 Pf.

Unsere Mitglieder erhalten, wenn sie die Sammlung direkt von Herrn F. Albert Schwartz beziehen, diese 22 Karten mit 1,75 M. Der Betrag kann bei Bestellung durch Briefmarken eingesandt werden.

Was bedeutet der Name Weddigen? Anlässlich des historisch nachweisbaren 500jährigen Bestehens der Weddigen in Westfalen und der Mark Brandenburg, dürfte die Beantwortung dieser Frage nicht ohne Interesse sein. — Der Familienname Weddigen (Wedigen, Weddig*), Weddige) ist niederdeutschen Ursprungs. Etymologisch erklärt, bedeutet das Wort „Wäldchen“, denn der Stamm „wid“ geht auf altddeutsches „widu“ (Wald, engl. wood) zurück, wobei das „e“ vorzüglich durch niederdeutschen Einfluß entstanden ist. An die Kose- und Diminutivform hat sich dann der schwache patronymische Genitiv auf „en“ angefügt.

Nach besserer Deutung ist die Silbe „ig“ aus „ing“ entstanden, wie Hennig aus Henning = Sohn des Heinrich, kleiner Heinrich. (Wenn der Name des Berliner Stadtteils Wedding deutsch = Wäldchen ist, dann haben wir die ursprüngliche, volle Form). en ist die Pluralbildung, wie Nibelungen von Nibelung (= Söhne des Nebels); also Weddigen = Söhne des Waldes, wie Widukind = Kind des Waldes.

Der Wortstamm befindet sich in zahlreichen, auf westfälischem Boden bedeutungsvollen Namen, so in Widukind, mons Wedegonis, Wedigenstein (Gut nahe der Porta Westfalica), Wittighof bei Lemgo, Weddinghusen (Abtei bei Arnsberg). Auch unweit Berlin liegt Wedigendorf (leider jetzt in Wegendorf korrumpiert), das seinen Namen dem bekannten westfälisch-berliner Geschlechte der „Wedigen***“ (siehe Rolandsbrunnen) verdankt, und nicht fern von dem Fürstensteine auf demselben Werraufer liegt eine alte Kirche als einziges Überbleibsel eines Dorfes Weddigendorf.

Charlottenburg.

Dr. Otto Weddigen.

*) So schreibt sich die 1735 geadelte Linie.

**) Dr. Johannes Wedigen war Bürgermeister von Colln-Berlin und rettete 1637 Berlin vor den Schweden.

Reliquien und Erinnerungen aus der Zeit der kurbrandenburgischen Marine.

Lichtbildervortrag,*)

gehalten in der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde,
im Märkischen Museum, zu Berlin, am 22. Februar 1911

von C. Voigt, Admiralstabssekretär.

*„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“*

Deutschland erfreut sich heute einer ansehnlichen Wehrmacht zur See. Erst spät hat sich unserem Volke die Überzeugung, wie bitter not uns eine starke Flotte tue, durchgerungen. Andere Seevölker haben uns im Laufe der Jahrhunderte überflügelt. Wie anders stände es um unsere Seemächtigkeit und unsere koloniale Bedeutung, wären alle die früheren Anläufe zur Schaffung deutscher Seegeltung folgerichtig und mit Verständnis weitergeführt worden. Wie anders und um wieviel besser stände es um uns, wäre es den Hohenzollern beschieden gewesen, dem Kielwasser Friedrich Wilhelms des Grossen Kurfürsten zu folgen und damit jene erhebende Epoche auszubauen, als an den Masten brandenburgischer Fregatten stolz der rote Aar flatterte und seewärts seine Schwingen entfaltetete, um auf dem sonnendurchglühten Gestade von Guinea seinen Horst aufzuschlagen.

Nach den glänzenden Tagen der Hansa und den kolonisatorischen Erfolgen der fürstlichen Kaufleute, der Fugger, Welser u. A., denen leider der feste Rückhalt eines starken deutschen Vaterlandes fehlte, ist es Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der mit bewundernswürdiger Energie sein durch die furchtbaren Schläge des dreissigjährigen Krieges verarmtes und verödetes Land wieder emporrichtet und neben einer achtunggebietenden Landmacht eine Seemacht aus dem Nichts schafft, die den Neid, aber auch die Bewunderung der seefahrenden Nationen erregt.

*) Aus der Fülle der vorgeführten Lichtbilder sind vier Bilder als Beilage ausgewählt worden.

Blicken wir heute von der sicheren Warte unserer Seegeltung zurück zu jenem eigenartigen Zeitalter in dem Bewußtsein, daß Deutschlands Seemacht heute einen unvergänglichen Bestandteil unserer vaterländischen Wehrkraft bedeutet, und forschen wir, was uns aus jenen denkwürdigen Tagen an Reliquien und Erinnerungen altbrandenburgischer Seeherrlichkeit überkommen ist!

Wenig ist es allerdings. Aber diesem Wenigen nachzugehen, es zu sammeln und an dieser geweihten Stätte Ihnen vorzutragen, war mir eine liebe und ehrenvolle Aufgabe.

Gilt es doch für mich damit der „Brandenburgia“ gegenüber, der ich gerade für dieses Thema so manche Anregung verdanke, einer Ehrenpflicht zu genügen. Gleichzeitig will ich mit meiner eigentlichen Ausarbeitung, der dieser Vortrag zu Grunde liegt, einen Baustein liefern zu einer See- und Kolonialgeschichte Kurbrandenburgs, die uns heute trotz mancher dankenswerten Anläufe noch immer fehlt.

Zur Einführung gestatten Sie mir, Ihnen einen kurzen historischen Überblick über die kurbrandenburgische Seemacht zu geben.

Der Gedanke, Brandenburg den Eintritt in die Reihe der Seemächte zu ermöglichen und praktische Handels- und Kolonialpolitik zu treiben, bewegte die Seele Friedrich Wilhelms schon seit den in dem seegewaltigen Holland zugebrachten Jugendjahren.

Hier lernte er so recht an der Quelle kennen, was Schiffahrt und Seehandel für das kleine und doch mächtige Seevolk bedeuteten.

Daher sein bekannter Ausspruch: „Seefahrt und Handel sind die fürnehmsten Säulen eines Estats.“

Zur Verwirklichung seiner maritimen Pläne trat der Fürst im Jahre 1675 mit Holland in Beziehungen. Holland war damals das gelobte Land in Bezug auf Seewesen, Kriegskunst, Staatskunde usw. Hier fand der Kurfürst denn auch bald eine für seine Pläne geeignete Persönlichkeit in Benjamin Raule, einem früheren Großreeder und Ratmann von Middelburg, der durch Kaperei schwere Vermögensverluste erlitten hatte; dem Ruin nahe wandte er sich an Friedrich Wilhelm und erbot sich im Jahre 1675, mit zehn Schiffen unter brandenburgischer Flagge gegen die Schweden zu kapern. Der Erfolg blieb nicht aus; in kurzer Zeit wurden 21 schwedische Schiffe aufgebracht. Der Kurfürst schloß nun in der Folgezeit wiederholt Verträge über Scharterung von Schiffen mit Raule ab, und diese Schiffe, die später in den Besitz des Kurfürsten übergingen und so den Grundstock einer eigentlichen brandenburgischen Flotte bildeten, nahmen im Bunde mit den Dänen tätigen Anteil an dem Seekrieg gegen die Schweden 1675—1678.

Leider brachte der Friede von St. Germain den Kurfürsten um all das schwer Errungene. Vorpommern mit seinen guten Häfen mußte er den Schweden herausgeben, dank den Machenschaften der eifersüchtigen

Seemächte. Dennoch liess der Kurfürst in seinen Bestrebungen sich nicht entmutigen.

Natürlich kostete die Marine Geld und abermals Geld — heute ist es in dieser Hinsicht ja auch nicht anders geworden. Als nun Spanien mit den dem Kurfürsten schuldigen Subsidien aus dem französischen Kriege im Rückstand geblieben war und Zahlung verweigerte, schritt der Kurfürst nach damaligem Brauch ohne weiteres zu Repressalien. Ein Geschwader ging 1680 von Pillau in See und kaperte mehrere spanische Schiffe, darunter den „Carolo Secondo“, ein 50-Kanonen-Schiff mit einer kostbaren Ladung Brabanter Spitzen, deren Erlös der Marinekasse den willkommenen Zuschuß von nahezu 100 000 Talern einbrachte.

Im folgenden Jahre versuchte ein anderes aus vier Schiffen bestehendes Geschwader unter Thomas Alders die aus Westindien erwartete Silberflotte abzufangen. Statt ihrer kamen beim Kap St. Vincent zwölf spanische Orlogs in Sicht. Trotz der Übermacht griffen die Brandenburger unerschrocken an. Erst nach tapferem Kampfe, nach Verlust von 10 Toten und 30 Verwundeten, zogen sie sich zurück. Die kurbrandenburgische Marine hatte auf dem Ozean ihre Feuerprobe bestanden!

Wurde der Fürst durch solche Erfolge in seinem Vertrauen zu seiner jungen Seemacht bestärkt, so musste er auf der anderen Seite erfahren, daß die Besetzung von Emden und der Wettbewerb der Brandenburger das Mißfallen der Generalstaaten erweckte.

Namentlich war es die 1682 von Raule gegründete Afrikanisch-Brandenburgische Kompagnie, die in Guinea lebhaften Sklavenhandel und Goldeintausch betrieb und mit ihren Schiffen den Niederländern eine recht lästige Konkurrenz bereitete.

Die Folge waren endlose Reibereien, die ihren Höhepunkt erreichten, als Kurbrandenburg sich mitten im Interessengebiet der Holländer an der Goldküste festsetzte und dort allen Protesten zum Trotz Forts erbaute und Kolonien gründete.

Von den damals mit bewaffneter Macht zur Guineaküste entsandten Expeditionen interessiert uns besonders die vom Kammerjunker Major v. d. Gröben, im Jahre 1682 geleitete.

Ihm verdanken wir die Gründung der Kolonie Groß-Friedrichsburg am 1. Januar 1683.

Leider sollten weder Flotte noch Kolonien dauernden Bestand haben. Mit dem Ableben Friedrich Wilhelms war die Seele der Seeunternehmungen dahin. Seinen Nachfolgern fehlte nicht das Interesse, wohl aber die Initiative, die Idee des großen Fürsten einer Neubelebung der Hansa auf erweiterter Grundlage weiterzupflegen; auch standen ihnen andere Aufgaben auf der Weltbühne bevor, die dringende Erfüllung heischten. Ungeachtet aller Sympathien für die Entwicklung

des preußischen Seehandels und mehrfacher Versuche, neue Stützpunkte über See zu erwerben, wurden die Kolonien sich selbst überlassen; die Afrikanisch-Brandenburgische Kompagnie ging ihrer Auflösung entgegen, und die Schiffe verkamen in den Häfen. König Friedrich Wilhelm verkaufte schließlich den gesamten Kolonialbesitz im Jahre 1717 für 7000 Dukaten an die Holländisch-Westindische Kompagnie.

Das war das Ende der genialen Schöpfung Friedrich Wilhelms!

Was ist nun aus jener denkwürdigen Zeit geblieben?

Einmal als ethisches Moment die Erinnerung an sie und die Tradition, die dank der lebhaften Fürsorge Kaiser Wilhelms II. in unserer Marine gepflegt wird. Dann aber besitzen wir an realen Überbleibseln eine Anzahl Reliquien, Baulichkeiten, Bilder oder sonstige Gegenstände aus dem Seewesen, die uns ein anschauliches Bild von dem Zustande des damaligen Flotten- und Kolonialwesens geben. Ich teile sie wie folgt ein:

1. Raules Berliner Besitzungen.
2. Darstellungen der kurbrandenburgischen Flotte.
3. Die Modellschiffe im Berliner Hohenzollern-Museum.
4. Die kurbrandenburgische Flagge.
5. Alte Geschütze der Schiffe und Forts.
6. Die Forts an der Küste von Westafrika.
7. Schiffsdukaten und Denkmünzen.

1. Raules Berliner Besitzungen.

Ich habe schon vorher Benjamin Raules gedacht, des holländischen Reeders, der dem Fürsten vertragsmäßig bemannte Schiffe zur Verfügung stellte. Er ward die treibende Kraft in den maritimen Plänen seines hohen Gönners und leistete Bedeutendes. Zur Belebung von Handel und Wandel in dem verarmten Brandenburg wurden auf sein Betreiben holländische Kaufleute und Schiffsbaumeister*) Werk- und Seeleute nach Berlin und Königsberg berufen. Für seine hohen Verdienste ward Raule der Titel eines „Generaldirektors der Marine“ mit „Obristenrang“ verliehen. Sein Bruder Jacob erhielt den Rang eines Admirals in der Flotte.

Mit dem Ableben seines hohen Gönners gelang es Raules Feinden, ihn der Unredlichkeit zu verdächtigen und ihm den Prozeß zu machen.

Er hatte allerdings die Genugtuung, von allen Anschuldigungen ausdrücklich freigesprochen zu werden, starb aber zu Hamburg 1707, ein gebrochener Mann. Wahrlich ein trauriges Geschick, wenn wir be-

*) Das Grabmal eines dieser Baumeister, des späteren Hofbaumeisters und Restaurators der Marienkirche, Michael Mathias Smid, befindet sich in der Dorotheen-Kirche, wo es 1909 bei einem Besuch von der „Brandenburgia“ besichtigt wurde. Vgl. Monatsblatt der Gesellschaft, Heft 2, 1910, S. 54 ff., mit Abbildung des Grabmals.

denken, wie Großes Raule für das kleine Brandenburg geleistet, dem zu Liebe er sein großes Heimatland aufgegeben. Jedenfalls ist der Name Benjamin Raule würdig, in der Geschichte der deutschen Marine einen Ehrenplatz einzunehmen.

Mit Berlin ist Raules Name eng verknüpft. Wohl die meisten Berliner kennen den abseits vom Verkehr gelegenen romantischen Winkel der Großstadt, Raules Hof, — die Verbindung von Adler- und Alter Leipziger Straße, vielleicht ohne zu ahnen, daß mit diesem Namen nicht nur ein Stück Berliner, sondern auch Brandenburgischer Geschichte verknüpft ist.

Um das Jahr 1679 wurde das damalige Ballhaus unfern der Jungfernbrücke Raule als Geschenk angewiesen. Es ist dies das heutige Grundstück Raules Hof Nr. 1. Der schlichte, altertümliche Bau hatte einen von zwei Mansardenfenstern flankierten Giebel; eine vorgebaute Freitreppe führte empor, während drei nach der Unterwasserstraße gelegene Speicher die Rückseite einnahmen.

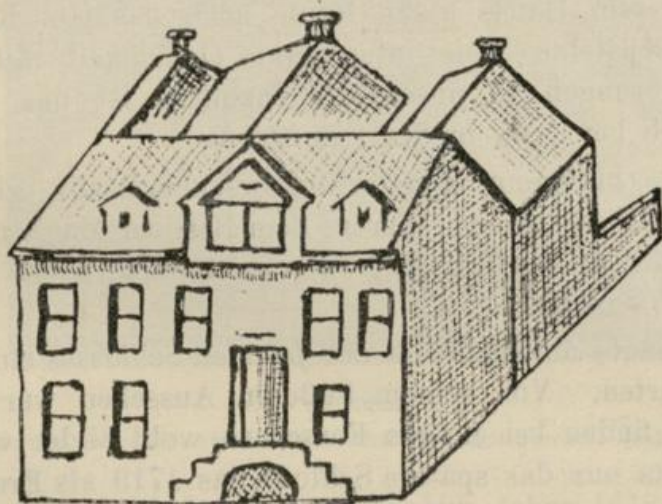


Abbildung 1.

Raules Haus nach dem Schultzchen Plan Berlins von 1688 im Märkischen Museum.

In dem Gebäude befanden sich nicht allein Raules Wohnräume, sondern auch die Geschäftsräume der Marinekasse und der afrikanischen Handelsgesellschaft.

Für die Berliner gab es damals viel zu schauen an jener Stätte. Seltsam Gerät und neuartige Erzeugnisse fremder Weltteile sah man in dem Gebäude. Wettergebräunte Seeleute mit Meerkatzen und Papageien stolzierten selbstbewußt in ihren Pluderhosen daher und wußten den schönen Berlinerinnen manch seltsam Garn zu spinnen von Kaperei und Sklavenhandel, von der fernen Goldküste, wo es pechschwarze Mohren gab und riesenhafte Elefanten. Als nun gar leibhaftige Mohren nach

Berlin kamen und von Raule zum Schloß geleitet wurden, dem großen Fürsten zu huldigen, war des Staunens kein Ende.

Es war der Hauch einer neuen Zeit, der sich in Berlin bemerklich machte. Raules Projekte waren in aller Munde. Die Errichtung einer Schiffswerft erwähne ich später; aber der Gedanke, Berlin zur Seestadt zu machen und unmittelbaren Handel zu treiben ins Weltmeer hinaus, ein Plan, der erst in unseren Tagen seiner Verwirklichung entgegengeht, er war zu kühn und weittragend, um nicht seiner Zeit weit vorauszuweichen.

Raules Hof ist nachmals durch manche Hände gegangen. Von den späteren Besitzern interessieren uns nur der Arzt Kurella, der Erfinder des wohlbekannten Brustpulvers, sowie der um Berlin verdiente Seidenfabrikant I. A. Heese, dessen Erben heute das Haus gehört. Der ehrwürdige Bau verdiente als geschichtliches Denkmal vergangener brandenburgischer Seeherrlichkeit und als erstes Admiralggebäude pietätvolle Pflege und Erhaltung; vielleicht in der Form, daß er von Staats wegen angekauft und für Marinemuseumszwecke verwendet wird.

Außer diesem Hause besaß Raule noch das Gut Rosenfelde, das heutige Friedrichsfelde. Die interessante Örtlichkeit mit ihren reichhaltigen Erinnerungen an unsere Hohenzollern ist uns von dem vorjährigen Besuch her noch in der Erinnerung.

Rosenfelde, bis dahin in v. Grumbkowschem Besitz, erhielt Raule vom Kurfürsten verliehen; einen weiteren, dem Berliner Magistrat gehörenden Anteil mußte dieser ihm für 2200 Taler verkaufen, sodaß Raule schließlich das ganze Dorf besaß.

Raule erbaute an der Stelle des jetzigen Schlosses ein Lusthaus mit prächtigem Garten. Von seinem äußeren Aussehen war bisher nichts bekannt. Wir finden bei einigen Forschern wohl Bilder von Rosenfelde, doch ist es stets nur das spätere Schloß, das 1719 als Ersatz des Rauleschen Lusthauses erbaut wurde.

Es gelang mir, die Pläne von ihm auf Grund eines Hinweises in Nicolais „Berlin und Potsdam“ in der Broebesschen Sammlung im Märkischen Museum zu Berlin aufzufinden. Danach besteht das Lusthaus aus einem Mittelbau in Barock mit zwei seitlichen Altanen.

In dem Lusthaus Raules war der Kurfürst mit seiner hohen Gemahlin manches Mal zu Gaste. Auch Friedrich III. suchte mit seinem Hofstaat den gastfreien Raule gern auf. Da dieser zu den reichsten Leuten des damaligen Berlins gehörte, können wir uns eine Vorstellung machen von dem Glanze der hier veranstalteten Festlichkeiten. So heißt es in einem Scherzgedicht des Freiherrn von Canitz:

„Der Churfürst und was Fürstlich heisst,
Haben jüngst beim Raule gespeist

Mittags zu Rosenfelde.
Allwo man hat, versteh mich recht,
Kostbar gegessen und gezecht,
Gespielet mit dem Gelde.“

Nach Raules Sturz vereinigte Friedrich III. Rosenfelde mit seinen Domänen und gab 1700 dem Ort seinen heutigen Namen. Raule's Landhaus ward 1719 durch ein schloßähnliches Gebäude ersetzt, das später vergrößert wurde und noch heute vorhanden ist.

2. Darstellungen der Kurbrandenburgischen Flotte.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Flottenschöpfung Friedrich Wilhelms zu. Von ihr sind uns drei vorzügliche zeitgenössische Abbildungen überkommen, die die versammelte Flottenmacht des Fürsten

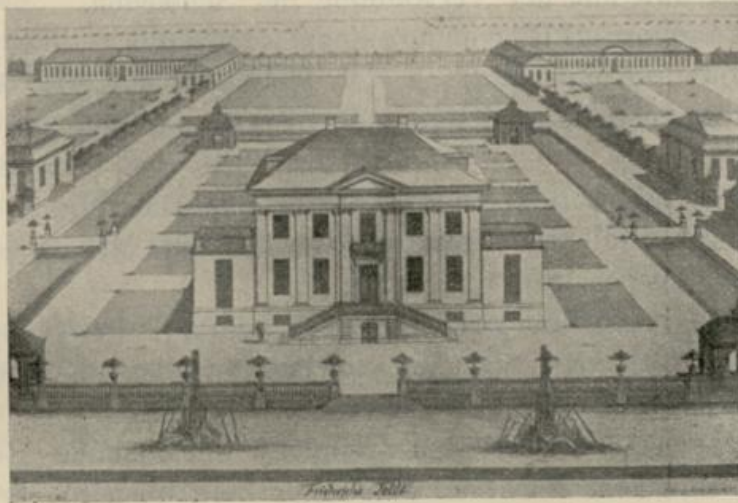


Abbildung 2.

Raules Landhaus Rosenfelde (später Friedrichsfelde) nach Broebes. (Märkisches Museum.)

und die Landung auf der Insel Rügen im Jahre 1678 zum Gegenstand haben.

1. Das Gemälde des Holländers Lieve Verschuur*) im Berliner Schloß. Wir sehen hier die zur Flottenschau versammelten Schiffe im Schmuck ihrer Segel, mit Flaggen und Wimpeln, am Spiegel sind die Abzeichen und Wappenschilder zu erkennen. Im Mittelpunkt des Ganzen die Jacht des Kurfürsten, mit dem hohen Herrn an Bord. Das Bild ist auch rein seemännisch von Interesse; die Schiffe sind in dem bewegten Wasser im Ankermanöver begriffen; sie haben aufgedreht und die Segel aufgegeit. Auf den Rahen sehen wir die Leute beim Festmachen der Segel. Die Boote sind am Heck ausgebracht.

*) Ich schreibe mit Immerzeel den Namen des Künstlers Verschuur anstelle der sonst gebräuchlichen Schreibart Verschuiet.

Näheres über Beschaffenheit und Abmessungen des Bildes konnte ich nicht erfahren, da es in den Privatzimmern Seiner Majestät hängt und einer Besichtigung nicht zugänglich ist.

Von der Landung auf Rügen besitzen wir zwei vortreffliche Darstellungen.

Dieses Unternehmen sollte die Taten Friedrich Wilhelms im Schwedenkriege krönen. Etwa 200 Fahrzeuge waren an der Pommerschen Küste zusammengerafft. Zu ihrer Deckung dienten die Kriegsschiffe. Die Landung der Truppen erfolgte bei Putbus und ging glücklich von statten. Der Eifer unserer Brandenburger, an Land und „ran an den Feind“ zu kommen, war so groß, daß sie beim Ausbooten den Matrosen mit ihren Spaten und Piken rudern halfen und ins Wasser sprangen, ehe noch der Strand erreicht war. Gegen dieses Ungestüm half alle Tapferkeit den Schweden nichts. Die Schlacht endete mit einem vollen Siege der Brandenburger und mit der Vertreibung der Schweden.

2. Die Landung auf Rügen nach einem alten Stich.*) Das interessante Bild zerfällt in drei chronologisch sich folgende Teile, das Heransegeln der Flotte, die Schlachtaufstellung der Brandenburger und die Flucht der Schweden.

3. Nicht weniger lebensvoll ist die gleiche Darstellung auf dem im Berliner Schloß befindlichen Wandteppich von Pierre Mercier mit der Aufschrift „Rugia ascensa 1678“.

Wir sehen rechts die Kriegsschiffe zu Anker, die Truppen werden an Land gesetzt. Der Kurfürst hoch zu Roß ist mit seinem Stabe bereits an Land und leitet die Schlachtaufstellung.

Bemerkenswert ist die den Teppich umrahmende Bordüre mit Gegenständen aus dem Seewesen damaliger Zeit, oben in der Mitte Kurhut und Szepter, auch eine brandenburgische Flagge.

In Friedrich Wilhelm hatte der Jugendaufenthalt in den Niederlanden nicht nur die Liebe zum Seewesen und das Verständnis für die Staatswissenschaften geweckt, sondern auch einen maßgebenden Einfluß auf seinen künstlerischen Geschmack ausgeübt. Bei dem Geschick des Fürsten, fremden Industrien eine Heimstätte in seinen Landen zu gewähren, kam es bald zur Schöpfung einer Wandteppich-Manufaktur in Berlin, zu deren Leiter der obengenannte Refugié Mercier als kurfürstlicher „Tapeten-Würker“ ernannt wurde.

Im Laufe der Jahre entstanden 8 große Wandteppiche mit Darstellungen der Kriegstaten des Großen Kurfürsten. Sie sind nach Prof. Seidel eines der wichtigsten Dokumente der brandenburgischen Geschichte, da sie Taten zum Gegenstand haben, durch die der Grundstein zur Großmachtstellung Brandenburg-Preußens gelegt wurde.

*) Die Abbildungen zu 1—3 siehe Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 7—10.

Was sie uns besonders wertvoll macht, ist die gesunde Realistik und treue Wiedergabe alles Charakteristischen, im Mittelpunkt immer der große Fürst, wie er lebte und lebte.

Von den obigen 8 Teppichen sind heute noch 6 erhalten, die nach ihrer Restaurierung durch Ziesch-Berlin (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) einen unschätzbaren Schmuck unseres Schlosses bilden.

Nachbildungen der Gobelins in Gemäldeform vom Maler Astfalck befinden sich im Hohenzollern-Museum.

3. Die Modellschiffe im Berliner Hohenzollern-Museum.

Haben wir im Vorstehenden Darstellungen des versammelten Flottenmaterials kennen gelernt, so wollen wir uns jetzt mit den Schiffen selber befassen.

Die Seeschiffe, die Friedrich Wilhelm für seine Zwecke benutzte, stammten zunächst aus Holland. Als aber der Kurfürst von dort sich Schiffbaumeister kommen ließ, und Werften in Königsberg und Pillau entstanden, wurden hier gute Seeschiffe erbaut.

Das erste in Preußen gebaute Kriegsschiff unter brandenburgischer Flagge war die Fregatte „Churprintz“; sie lief 1681 in Pillau vom Stapel.

Auch in unserer Mark gab es Werften, in Berlin und Havelberg.

Letzterer Ort zeichnete sich von jeher durch regen Schiffbaubetrieb aus; eine große Anzahl von Schiffen für die junge Seemacht lief auf dem „Bauhof“ vom Stapel. Heute möchte es uns verwunderlich erscheinen, daß im Binnenlande Seeschiffe gebaut werden konnten. Es ist aber zu berücksichtigen, daß die damaligen Schiffe im Verhältnis zu den heutigen Riesenschiffen recht klein waren und nur geringen Tiefgang hatten.

Eine Abbildung der Werft ist uns in dem vorzüglichen Stich des Amsterdamer Kupferstechers Peter Schenk, eines geborenen Elberfelders, erhalten.

Auf dem Bilde, das aus dem Museum zu Havelberg stammt und mir von dem dortigen Sanitätsrat Dr. Hartwich leihweise zur Verfügung gestellt worden war, sehen wir das rege Leben und Treiben der Werft: In der Mitte am Ufer ein fertiges Schiff mit untergeschlagenen Segeln, mehrere Neubauten stehen in Spanten, ihr Gerippe wird mit Planken verkleidet, andere Schiffe werden zur Bodenreparatur gekielholt, wozu Pech gekocht wird. Im Hintergrunde der weithin berühmte Dom, dann

*) Die bezügliche Urkunde, im Besitz des Kaufmanns Backhaus zu Havelberg, konnte ich mit Beihilfe des Herrn Dr. Hartwich dem Kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin, wo ihr Wortlaut nicht bekannt war, zur Abschriftnahme übermitteln.

die Zugbrücke, die zur eigentlichen Stadt auf der Insel führt, rechts als Abschluß die behäbige St. Laurentiuskirche.

Mit dem Ende der brandenburgischen Seemacht war auch das Schicksal der Werft besiegelt; 1702 ward sie von der afrikanischen Kompagnie an das Domkapitel zu Havelberg verkauft.

Auch in Berlin gab es eine von Raule gegründete Schiffswerft, der der Grunewald das Bauholz lieferte. Wie man sieht, wurde damals schon die Nützlichkeit dieses schönen Waldes erkannt.

Schließlich sei noch Emdens gedacht, wo es ebenfalls eine Kurfürstliche Werft gab und ein Gebäude der brandenburgischen Kompagnie.

Von Bau und Aussehen der damaligen Schiffe geben uns die beiden alten Modellschiffe im Hohenzollern-Museum, treffliche Zeugnisse der Schiffbautechnik ihrer Zeit, eine lebhaftere Vorstellung.

Das kleinere zeigt am Heck das königlich preußische Wappen mit dem Namenszug FR.; es ist ein Geschenk der Königin Anna von England an Preussens ersten König, und stammt nach Bauart und Takelage aus späterer Zeit, kommt also für unser Thema nicht in Betracht.

Um so mehr interessiert uns das größere Modellschiff, nach damaligem Begriff ein Mittelding zwischen Fregatte und Linienschiff. Der Rumpf ist 3 m lang und zeigt am Heck das nassau-oranische Wappen.

Über die Vorgeschichte des Modells ist nur bekannt, daß es nach Küster Altes und Neues Berlin*) ein 70-Kanonenschiff darstellt, das seiner Zeit 20000 holländische Gulden gekostet haben soll, und „alles hat, was zu solchem Schiff gehöret“ — das heißt bis in die geringste Einzelheit eine treue Wiedergabe eines damaligen Orlogschiffes darstellt.

Bei der Leitung des Hohenzollern-Museums gilt es als Geschenk der fürstlich oranischen Familie an den Grossen Kurfürsten.

Wir haben in ihm das Abbild eines holländischen Schiffes vor uns von der Art, wie sie Friedrich Wilhelm zunächst von Raule scharterte und später selbst erbaute, also den Typus eines großen brandenburgischen Seeschiffes.

Die Takelung weist eine Fülle von Segeln aller Art auf; bemerkenswert sind die am Bugsprit gefahrenen Segel, die die neuere Segelschiffahrt nicht mehr kennt und das lateinische Besahnsegel am Hintermast, das aus dem Seewesen des Mittelmeeres übernommen ist. Aus den Stückpforten ragen die Geschütze hervor.

Bemerkenswert sind die hohen Aufbauten auf dem Achterschiff, nach oben eingezogen aus Gründen der Stabilität und an Deck schräg abfallend, sodaß gute Seebeine dazu gehört haben müssen, um sich bei bewegter See aufrecht zu halten.

*) 3. Abteilung Berlin 1756, S. 548.

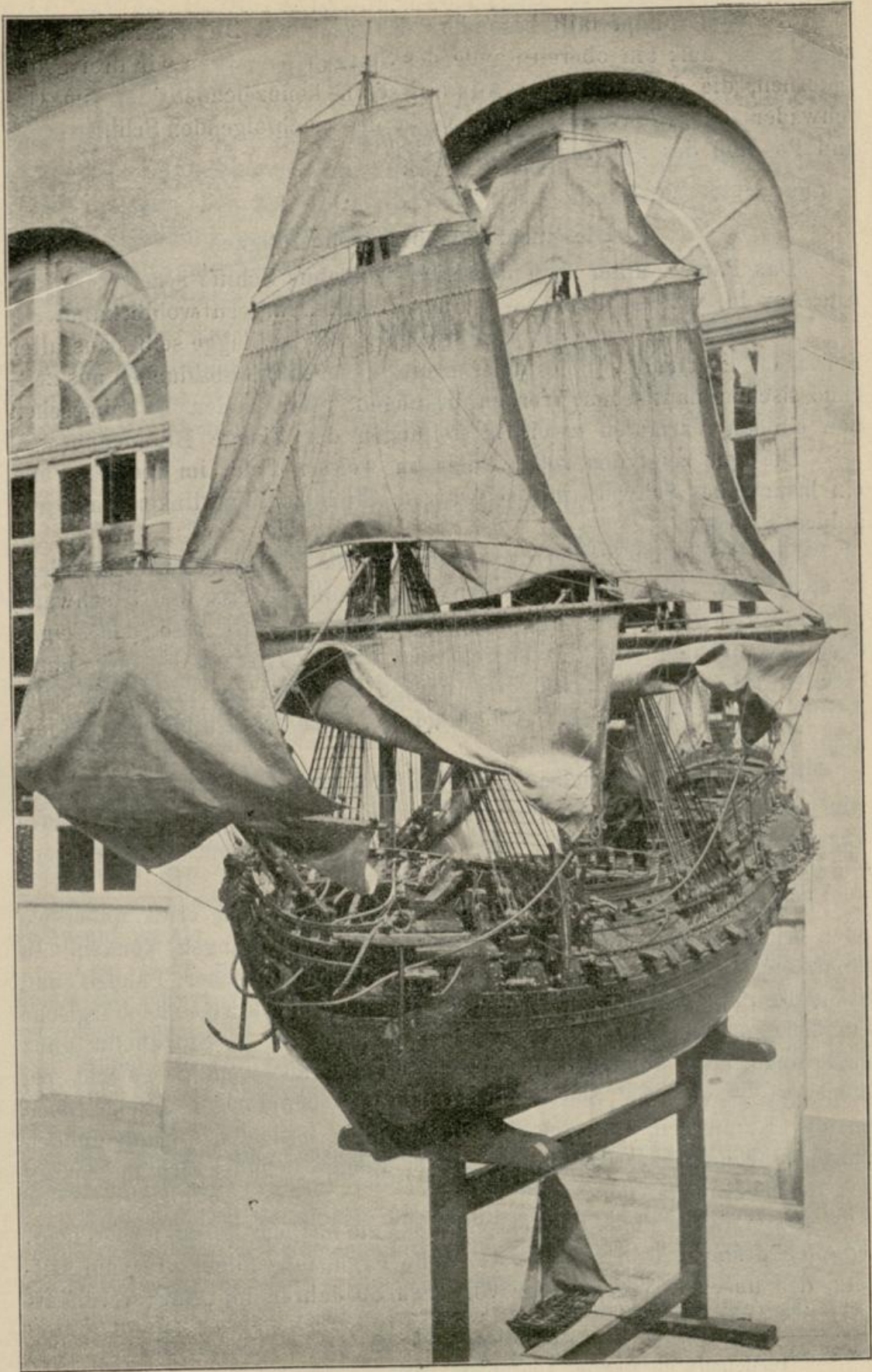


Abbildung 3.
Modellschiff im Hohenzollern-Museum zu Berlin, ein holländisches (brandenburgisches)

An dem Rumpf fällt besonders das reich mit Bildhauerarbeit verzierte Heck auf; am oberen Rande des Spiegels bemerken wir drei große Laternen, die das Schiff als Admiralsschiff kennzeichnen und im Geschwader- oder Convoifahren bei Nacht den nachfolgenden Schiffen Kurs und Position des Führerschiffes angaben.

4. Die kurbrandenburgische Flagge.

Das Panier, unter dem Friedrich Wilhelms Schiffe segelten — der rote Aar im weissen Felde — ist uns Brandenburgern wohlbekannt.

Leider ist uns eine alte kurbrandenburgische Flagge selbst aus alter Zeit nicht überliefert. Wir müssen uns daher mit Abbildungen aus zeitgenössischen nautischen Werken begnügen. Wir finden da abgesehen von einigen Varianten zwei Darstellungen der Flagge Brandburgs. *)

Die eine zeigt den roten Adler im weissen Feld, im rechten Fang ein lasurblaues Schwert mit schwarzem Stichblatt, im linken Fang ein goldenes Szepter.

Das zweite ist insofern von Interesse, als sie das Schwarz Preußens in sich birgt. Sie weist 7 Streifen auf, davon 4 weiss und 3 schwarz, in der Mitte silberner Schild mit rotem Aar. Sie ist also der Flagge der Stadt Königsberg, die anstatt der drei schwarzen — drei blaue Streifen führt, sehr ähnlich. Die Flagge hat wohl nur provinzielle Bedeutung — für Ostpreußen. Auf zeitgenössischen Schiffsbildern ist sie mir nicht vorgekommen.

Neben der eigentlichen kurbrandenburgischen Kriegsflagge sehen wir noch einen Kriegsschiffwimpel in gleichen Farben, so auf Lieve Verschuurs Gemälde und auf einer Skizze des „Churprintz“ in Groebens Guineischer Reisebeschreibung.

Ob brandenburgische Flaggen aus damaliger Zeit etwa anderswo noch erhalten sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. In Stockholm befindet sich eine Anzahl brandenburgischer Fahnen und Standarten aus der Zeit des Großen Kurfürsten; eine kurbrandenburgische Schiffsflagge ist aber nicht darunter; dagegen ist in Stockholm ganz neuerdings eine königlich preußische Flagge aus dem Seegefecht bei Ziegenort — wo die Schweden 1759 im siebenjährigen Kriege nach hartem Kampf ein preußisches Geschwader besiegten — aufgefunden worden. Eine getreue Zeichnung dieser Flagge befindet sich im Archiv des Reichs-Marine-Amtes.

Ich erwähne diese Tatsache, obwohl sie meinem Thema ferner liegt. lediglich deshalb, weil sie eine wertvolle Ergänzung bildet zu einem Aufsatz, den unser I. Vorsitzender vor etwa 30 Jahren im „Bär“ veröffent-

*) Dictionaire de Marine, Amsterdam 1702.

lichte und der die Seekriegsbeute der Schweden im siebenjährigen Kriege behandelt.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß wir heute eine zwar nicht jener Zeit entstammende, aber doch auf Grund der Überlieferungen nachkonstruierte brandenburgische Flagge besitzen. Sie gehörte dem neu erbauten Panzerschiff „Brandenburg“ und war ein Geschenk unserer Provinz. Der Entwurf rührt von Seiner Majestät her und die Zeichnung von Döpler d. J.

Die Zeichnung befindet sich im Reichs-Marine-Amt, die Flagge selber im Museum für Meereskunde.

Der Stoff der Flagge ist von Seide; sie diente als Toppflagge zu besonderen feierlichen Gelegenheiten. Ist diese Flagge auch modernen Ursprungs, so hat sie abgesehen von ihrem künstlerischen Wert doch wohl für jeden Brandenburger als Trägerin erhabener Tradition ihre Bedeutung.

5. Alte Geschütze der Schiffe und Forts.

Von der Geschützarmierung der Schiffe und Forts an der Guineaküste sind noch Zeugen aus alter Zeit vorhanden.

Das Museum für Meereskunde enthält ein aus dem Berliner Zeughaus stammendes Geschützrohr Weseler Ursprungs. Es ist ein kurbrandenburgischer gußeiserner Sechspfünder von 9,3 cm Kaliber. Oben auf dem Bodenstück sind zwei gekreuzte Anker eingegraben, die es als Schiffsgeschütz kenntlich machen.

Einige andere gußeiserne Kanonenrohre befinden sich im Zeughaus, die ebenfalls aus Wesel erworben wurden.

Von größerem Interesse ist ein altes Kanon, ein Achtpfünder, aus den Ruinen von Groß-Friedrichsburg, das im Jahre 1884 von S. M. S. „Sophie“ bei einem Besuch der historischen Stätte von den Negern eingetauscht wurde. Es hat im Zeughaus seinen Platz.

Das Rohr ist vom Zahn der Zeit erheblich benagt; die Oberfläche ist derart vom Rost befressen, daß keinerlei Zeichen mehr zu erkennen sind. Das Kaliber beträgt 10,2 cm.

Außer diesem Kanon wurden im Gestrüpp und im Schutt der Bastionen noch fünf weitere Geschützrohre aufgefunden, aber an Ort und Stelle belassen.

Es besteht die Aussicht, auch diese bedeutungsvollen Reliquien wiederzugewinnen und der Heimat zuzuführen.

Auch Joachim Nettelbeck, uns wohlbekannt als der getreue Eckhart von Kolberg, der als Steuermann auf holländischen Sklavenschiffen an der Goldküste fuhr, sah — wie er in seiner Selbstbiographie schreibt — im Jahre 1772 im Fort Axim noch sechs alte brandenburgische Geschütze.

Damit kommen wir zu den brandenburgischen Kolonien.

6. Die Brandenburgischen Forts an der Westküste Afrikas.

In richtiger Erkenntnis des Wertes kolonialer Besitzungen — deren Bedeutung unser deutsches Volk erst 200 Jahre später zu würdigen wußte — richtete Friedrich Wilhelm sein Augenmerk auf Guinea. Hier betrieben Händler aller seefahrenden Nationen neben dem Handel mit Goldstaub und Elfenbein einen einträglichen Sklavenhandel. So sehen wir auch Brandenburgs Fregatten an diesem Handel sich beteiligen. Als Stützpunkt desselben wurden mehrere Forts, oder nach damaligem Sprachgebrauch Forteressen angelegt, Groß-Friedrichsburg, Accada, Taccrama und Taccarary an der Goldküste und das Kastell Arguin beim Cap Blanco.

a) Groß-Friedrichsburg.

Von besonderem Interesse ist Groß-Friedrichsburg, das erste und größte der dortigen Forts. Von seinem Gründer, dem Major Otto Friedrich von der Gröben, habe ich bereits in der Einleitung gesprochen.

Wie Friedrich Wilhelm für seine Zwecke immer die passenden Leute zu finden wußte, so auch hier. Gröben war weitgereist und hatte sich im Mittelmeer mit Türken und Sarazenen herumgeschlagen; er besaß reiche Kriegserfahrung und umfassende Bildung.

Im Sommer des Jahres 1682 segelte er mit den Fregatten „Churprinz“ und „Mohr“*) aus der Elbmündung, passierte den Pik von Teneriffa, dem er naiverweise eine Höhe von 8 Meilen beimißt, und kam glücklich im Dezember beim Berge Mamfro an der Goldküste an.

„Den folgenden Tag“ — so berichtet Gröben in seiner Guineischen Reisebeschreibung**) — „als den ersten Januarii, Anno 1683, brachte Capitain Voss die große Churfürstl. Brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Paucken und Schallmeyen aufgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen, und an einem hohen Flaggen-Stock aufziehen lassen, dabey mit 5 scharff-geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit 5 geantwortet, und ich wieder mit drey bedancket. Und weil Sr. Churf. Durchl. Nahme in aller Welt Groß ist, also nennete ich auch den Berg: Den Großen Friedrichs-Berg.“

Das auf ihm errichtete Fort erhielt dementsprechend den Namen Groß-Friedrichsburg.

Der mit den Negerhäuptlingen abgeschlossene Kaufvertrag über die Abtretung des Landes wurde durch feierlichen Umtrunk einer Schale Branntwein mit Schießpulver gemischt befestigt. Als besondere Ehrung

*) Der sonst gebräuchliche Name „Mohrian“ ist holländisch und bedeutet „Mohr“.

**) Von Gröbens Guineischer Reisebeschreibung — Marienwerder 1694 — hat der rührige Inselverlag zu Leipzig 1907 eine auf photochemischem Wege hergestellte originaltreue Neuausgabe veranstaltet, mit Geleitwort von Dr. Grotewold.

erhielten Groeben und der Schiffskapitän des „Churprintz“ ohne Federlesen jeder eine pechschwarze Schöne zur Frau, beide Bräute in dem zarten Alter von neun Jahren.

Die Holländer waren begreiflicher Weise mit der unerwünschten neuen Nachbarschaft wenig zufrieden und hetzten die umwohnenden Negerstämme gegen die Brandenburger auf. Eines guten Tages kamen die Neger zu Tausenden angerückt, unsere Brandenburger lagen am Fieber darnieder, aber ein einziger Kanonenschuß genügte zu der Vertreibung der ungebetenen Gäste, weil — wie Gröben schreibt — „die Mohren nichts weniger als das grobe Geschütz vertragen können.“

Leider forderte das Klima bald seine Opfer; auch Gröben litt so unter der „Landseuche“, daß er seines jungen Eheglückes wenig froh wurde und schließlich gezwungen war, sich wieder einzuschiffen.

Er besuchte dann noch unser Kamerun. Die Bewohner, die Kamerones, schildert er als gefährliche Menschenfresser, die nicht allein die Weißen, sondern auch ihre eigenen Toten verspeisen.

Nach allerlei Abenteuern und Fährnissen kehrte er heim nach Berlin, „allwo ich“ — wie Gröben schreibt — „Ihro Churfürstl. Durchl. Relation von meiner Guineischen Gesandtschaft und Schiffahrt abgestattet, so Gott Lob mit meinen Expeditionibus recht contant gewesen und mich nicht allein nach 3 Monat Zeit in Gnaden nacher Preußen dimittiret, sondern auch mit Beschenckung der Hauptmannschafft beyder Aempter, Marienwerder und Riesenburg, allergnädigst regaliret.“

Von hier beteiligte sich Gröben noch an dem Feldzug der Republik Venedig zur Eroberung Moreas und starb 1728 als General. In der Domkirche zu Marienwerder befindet sich seine Grabstätte. Sie ist mit prächtigen Relief-Darstellungen der Kriegstaten Groebens geschmückt. Von seinen Nachkommen wurden bei Restaurierung der Grabkapelle zwei Türen gestiftet mit Bronzereliefs, die von einem dortigen Künstler unter Rauchs Beihilfe stammen.

Ueber das Äußere des Forts waren bis vor Kurzem zuverlässige Angaben nicht vorhanden, bis sich etwa anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Kartenarchiv des Generalstabes zu Berlin die Originalpläne vorfanden, deren älteste von der Hand des Erbauers oder richtiger des Vollenders des Forts, des Hauptmanns und späteren Obersten Karl Konstantin von Schnitter*) herrühren.

Danach ist das Werk in den Linien der damals üblichen holländischen Befestigungsweise gehalten, mit weit ausspringenden Bastionen an den vier Ecken, mit Wall und Graben.

*) Das prächtige Grabmal des „Obristen“ befindet sich in der Nikolaikirche zu Berlin, inmitten der Chorseite — ein Wahrzeichen Brandenburgischen Ruhmes. Die Pläne der Forts sind wiedergegeben in „Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika“, Berlin 1885.

Der Ausbau des Forts dauerte jahrelang, da es stetig vergrößert wurde; schließlich war es weit und breit berühmt ob seiner vorzüglichen Bauart.

Mit dem Verkauf der Kolonien fiel das Fort an die Holländer; doch machte ihnen der vom letzten Gouverneur als Hüter eingesetzte Negerhäuptling Jan Conny den Besitz lange streitig. In seinem Haß gegen die Holländer erkannte er nur den König des fernen Preußens, dessen Flagge zu seinen Häupten wehte, als seinen Herrn an und wies alle Angriffe der Holländer blutig zurück. Mit den Schädeln der erschlagenen Feinde pflasterte er den Weg zu seinem Palast (dem Kommandanten-Wohngebäude im Fort) und den größten Dickschädel, den er in Silber fassen ließ, erkor er zum Trinkbecher. Als er sich schließlich nicht länger halten konnte, verschwand er spurlos in den Urwäldern der Landschaft Fantin.

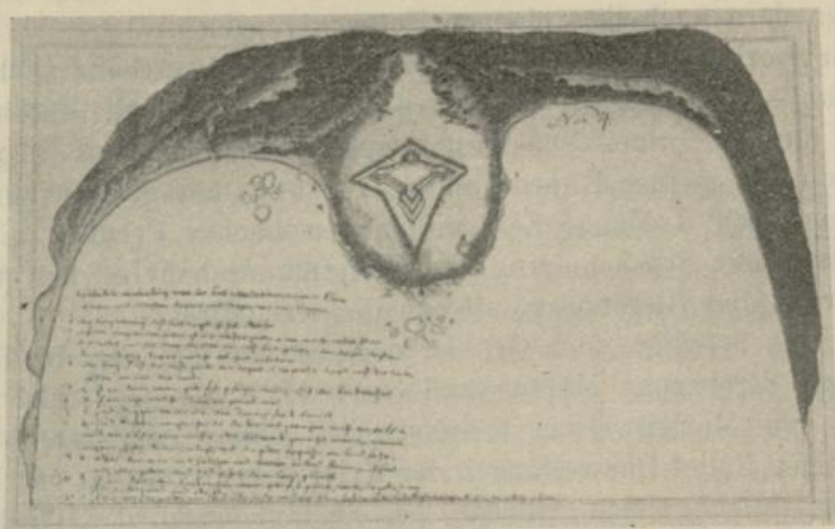


Abbildung 4.

Das Fort Groß-Friedrichsburg, nach einer im Kartenarchiv des Gr. Generalstabes befindlichen Zeichnung mit Erklärung von Hauptmann K. K. von Schnitter. (Dem Verf. vom Chef des Generalstabes zur Verfügung gestellt.)

Gegenwärtig ist das Fort in englischem Besitz unfern unserer Kolonie Togo. Auf der englischen Seekarte lesen wir noch den Namen „Old Fort Brandenburg“. Abseits und vom Urwald überwuchert liegen heute seine Ruinen.

Sie sind wiederholt von Schiffen unserer Kriegsmarine besucht worden, so im Jahre 1884, wo es dem Kommandanten S. M. S. „Sophie“ gelang, das oben erwähnte alte Geschützrohr von den Negern einzutauschen.

Ein Wiedererwerb der Örtlichkeit würde zwecklos sein, da das Fort keinen militärischen Wert mehr besitzt. Einige Schüsse aus modernen Schiffsgeschützen genügen, es unschädlich zu machen.

b) Die Forts Dorotheenschanze, Sophie-Louise und Taccarary.

Weitere Sicherung erhielt der Kolonialbesitz Brandenburgs durch Anlegung der Dorotheenschanze bei Accada (Accoda), heute Akwida. Auch von ihr besitzen wir einen Plan des Hauptmanns v. Schnitter. Wie Groß-Friedrichsburg zunächst provisorisch errichtet, erhielt sie später massive Baulichkeiten. Heute ist von ihr nichts übrig als von Urwaldgestrüpp überwucherte Ruinen.

Als Kuriosum hat sich von ihr noch ein Wappenstein erhalten mit ausgemeisseltem Kurhut und Szepter*).

Seine Erhaltung verdankt der Stein wohl weniger der Pietät seiner heutigen Besitzer, denen Berlin und die Mark Brandenburg sicherlich böhmische Dörfer sind, als abergläubischer Anbetung; er dient ihnen als Fetisch. Möge er den schwarzen Menschenbrüdern Heil und Segen spenden!

Zur besseren Sicherung der Verbindung zwischen Groß-Friedrichsburg und Dorotheenschanze ward auf der mittleren Huk des Kaps der drei Spitzen bei Taccrama ein kleines Fort angelegt, das später den Namen „Sophie-Louise“ erhielt und eine gute Frischwasserstelle besaß.

Am weitesten nach Osten lag noch das Fort Taccarary (jetzt Taccoradi). Von letzteren sind überwucherte Ruinen übrig, dagegen ist Fort Taccrama vom Erdboden verschwunden.

Aus dem Jahre 1686 besitzen wir noch ein genaues Verzeichnis der zur Besatzung der drei größeren Forts gehörenden Militärpersonen und Beamten, mit Namen und Geburtsort jedes Einzelnen. Außer einigen Holländern finden wir da Preußen und Brandenburger, so aus „Tilsit in Litthauen“, aus „Cöpenick in der Mittelmarck“, aus „Lieberose in't Wendische“; auch ein „Ziegelbrenner“ aus „Ratenau“ ist vertreten. Und wie stets, wo etwas los ist, der Berliner nicht fehlen darf, so finden wir last but not least auch vier Spreeathener dabei.

c) Arguin.

Zum Schluß sei noch des Kastells Arguin gedacht. Dieses lag unweit vom weißen Vorgebirge (Cap Blanco) auf der öden Insel Arguin. Wie die übrigen Kolonien wurde es nach harten Kämpfen mit den Franzosen wieder aufgegeben. Heute ist der Küstenstrich französisch. Die englische Küstenbeschreibung (The African Pilot, Teil I, 1907) erwähnt die Ruinen eines alten Forts, unter denen unser altes Kastell zu verstehen ist.

7. Schiffsdukaten und Denkmünzen.

Wie groß das persönliche Interesse Friedrich Wilhelms für seinen Kolonialbesitz war, geht unter anderem daraus hervor, daß er großen

*) Abgebildet im „Überall“, 1901, Band I S. 428.

Wert auf ausländische Raritäten legte. So gibt er seinen Schiffskapitänen in den Segelorders Anweisungen über das Mitbringen „einiger seltener Vögel, Affen und dergl.“

Auch junge wohlgebaute Sklaven für den Hofhalt wurden so verschrieben. Unter den Spielleuten beim Militär finden sich Mohren, die aus den Kolonien stammten.

Greifbaren Ausdruck fanden des Kurfürsten Sympathien für den Kolonialbesitz in der Prägung der Guinea- oder Schiffsdukaten aus dem dort eingetauschten Staubgolde.

Die Königliche Münze und das Königliche Münzkabinett (im Kaiser Friedrich-Museum) bewahren eine Reihe unterschiedlicher Prägungen dieser Dukaten aus den Jahren 1682—1696 auf. Der Münzwert beträgt etwa 9 Mark. Der Herstellungswert muß aber erheblich höher gewesen sein; denn wie Friedrich Wilhelm einmal geäußert haben soll, kostete ihn jeder Dukaten das Doppelte.

Ob diese Bemerkung zutrifft oder nicht, erstaunlich ist auf jeden Fall die große Menge der verschiedenen Prägungen, etwa 20 an der Zahl.

Schon der glückliche Verlauf der ersten Guinea-Expedition von 1681 veranlaßte den Kurfürsten, zwei silberne Medaillen prägen zu lassen.

1. Vs. Brustbild Friedrich Wilhelms. Umschrift: Frid. Wilh. D. G. M. Br. Imp. El.

Rs. Tisch mit Kompaß auf Parkettboden, oben Meer mit Schiffen; hinten Land mit Überschrift Gvinea. Umschrift: „Huc Naves Auro Ferrum ut Magnete“ und als Fortsetzung der Legende im Bilde das Wort „Trahuntur“.

Randschrift: Coepta Navigatio ad Oras Guineae Anno MDCLXXXI. Durchmesser 48 mm.

2. Vs. Eine Fregatte mit vollen Segeln, in den Wolken Engelköpfe windblasend. Umschrift: „DEO DUCE AUSPICYS SERENISSIMI ELECTORIS BRANDENBURGICI.“

Rs. Neger knieend hält Muschel mit Gold und Elfenbein. Im Hintergrund Neger und Elefant, offenes Meer mit Schiffen, links eine Festung. Umschrift: COEPTA NAVIGATIO AD ORAS GUINAE (!) AN MDCLXXXI FELICITER. Durchmesser 70 mm.

Beide Münzen befinden sich im Königlichen Münzkabinett in Berlin. Das Motiv der Darstellung auf der letzteren Denkmünze hat auch industrielle Verwertung erfahren.

Auf dem Gutshof des Vorwerks Damm bei Friesack befand sich noch vor 18 Jahren als Deckel zu einem Küchenausguß eine gußeiserne alte Ofenplatte mit reliefartigen Darstellungen.

Wie mir Herr Goltsche, Städtältester von Friesack, mitteilte, war die Platte etwa 50 cm im Geviert groß; sie war ursprünglich in einen ganz alten Kachelofen eingefügt und stammte aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts. Herr Goltsche entsinnt sich genau der auf der Platte befindlich gewesenen Darstellungen, die, allerdings in vergrößertem Masstab, beide Seiten der Denkmünze wiedergaben.

Als das Becken einmal vergrößert werden mußte, wurde die Platte als nun zu klein bei Seite gestellt. Jedenfalls wird sie bald mit anderem alten Eisen verkauft worden sein.

Unser erster Vorsitzender, Herr Geheimrat Friedel, bemühte sich schon vor Jahren, leider vergeblich, um den Erwerb des seltenen Stückes für das Märkische Museum. Der Besitzer vermochte sich trotz aller Bitten nicht von der Platte zu trennen. Wenn auch anzunehmen ist, daß noch weitere Abgüsse der Platte vorhanden sind, so sind doch bisher solche nicht ans Tageslicht gekommen. Vielleicht fügt es später einmal ein gütiger Zufall.

Wir sind am Schluß.

Sind uns heute auch nichts geblieben von der alten Kolonialherrlichkeit als Trümmer und die Erinnerung, so spricht aus ihren Ruinen dennoch die Tatkraft und der Geist ihres Begründers, dem der Ruhm vorbehalten war, Brandenburgs Handel auf die See zu verlegen und ihn damit frei zu machen von den bisherigen beengenden Fesseln. Zweihundert Jahre sollte es dauern, bis Preußen—Deutschland endlich das Vermächtnis Friedrich Wilhelms, den Erwerb von Kolonien, erfüllte.*)

Von Kaiser Wilhelm dem Großen wird eine charakteristische Äußerung erzählt, die er nach dem Erwerb der ersten Schutzgebiete in Afrika 1885 seiner Umgebung gegenüber getan haben soll:

„Jetzt erst — meinte der greise Kaiser — kann ich wieder dem Standbild des Großen Kurfürsten gerade ins Gesicht sehen.“

Er erkannte damit an, daß er das Lebenswerk seines großen Ahnen fortgeführt und das gutgemacht habe, was bis dahin versäumt gewesen war.

Heute besitzen wir dank dem hohen Interesse,**) das Kaiser Wilhelm der Marine und ihrer Entwicklung zuwendet, in Kiel ein Denkmal seines großen Ahnen. Seinen Sockel schmücken die bedeutsamen Worte, die der Fürst niederschrieb, als er sich entgegen den abratenden

*) Neben Joachim Nettelbeck gehört zu den eifrigsten Pionieren unseres Kolonialwesens Geheimrat E. Friedel, I. Vorsitzender der „Brandenburgia“. Vgl. sein Werk: „Die Gründung preußisch-deutscher Kolonien im Indischen und Großen Ozean pp. Berlin, 1867.“

***) Es sei nur kurz an die Verleihung des altholländischen „Eerenmarsches“ an die Marine im Jahre 1901 erinnert.

Stimmen seiner Räte für die Weiterführung seiner kostspieligen Marinepolitik entschied:

„Daß wir das Werk der Marine sowohl in Consideration unserer Gloire, welche dabei interessiret ist, als auch aus vielen anderen Respecten fortgesetzt wissen wollen.“

Bei der Enthüllung des Denkmals am 20. Juni 1901 hielt Seine Majestät der Kaiser eine denkwürdige Ansprache an die Marine; ihre Veröffentlichung wurde mir von S. M. huldvollst genehmigt.

„Zerstampfte Saaten, niedergebrannte Dörfer, das ganze Land in Not, in Elend, so stand es um die sandige Mark, an deren Spitze sich der noch im ersten Jünglingsalter stehende Kurprinz durch den plötzlichen Tod seines Vaters berufen sah. Fürwahr, keine beneidenswerte Erbschaft, eine Aufgabe, die selbst an eines gereiften Mannes erprobte Kraft außergewöhnliche Anforderungen stellte, für einen Jüngling fast zu schwer erschien. Doch unverzagten Herzens trat er an diese Aufgabe heran, und mit eiserner Energie, durch nichts beirrt, stets nur das eine Ziel vor Augen, das er sich gesteckt, so ging er seinen Weg, so gelang es ihm, sie zu lösen, seine Grenzen vom Feinde zu säubern, sein Land emporzuheben, sein Volk einer neuen verheissungsvollen Zukunft entgegenzuführen. So schuf er sich die Stellung, die ihn bei seinen Lebzeiten schon im Munde seiner Mitwelt und nicht zuletzt bei seinen Gegnern, den „Großen Kurfürst“ werden ließ, ein Beinamen, den sonst erst nach dem Tode eines Herrschers seines Volkes Dankbarkeit für eine ruhm- und segensreiche Regierung entstehen läßt. Und dieser Fürst, der unter harten Kämpfen zum gewaltigen Mann heranreifte, er war der erste, der sein Augenmerk auf die See richtete.

„Gott hat es also gefügt, daß der Große Kurfürst seine Jugend in den Niederlanden verbrachte, wo er die Arbeit, den Fleiß und die Verbindung nach außen zum Nutzen des Handels schätzen lernte. Was er dort in dem häuslichen, einfachen Volk der Seefahrer deutschen Stammes gelernt, das übertrug er auf sein Land. Er schuf die brandenburgische Flotte. Fürwahr, in der damaligen Zeit ein ganz gewaltiger Entschluß, der bei seinen Zeitgenossen zunächst wohl kaum verstanden wurde. Und diese Flotte erblühte unter seinem gewaltigen Schutz und Willen, unter den Händen braver niederländischer Admirale, des Admirals Raule und seines Bruders.

„Allein mit dem Tode des Großen Kurfürsten sank diese seine Schöpfung. Die Nachfolger an der Krone mußten sich erst erneut ihr Recht erkämpfen, in der Welt mitzusprechen und ihr Volk und Land in Frieden ungestört zu regieren. Es galt,

erst in heißem Ringen, Jahrhunderte hindurch, die Mark und Preußen zusammenschweißen. Das hatte zur Folge, daß der Blick von der See abgelenkt wurde. Doch sie alle bauten auf dem Eckstein, den er gelegt, und so entstand auf dieser Grundlage mit Gottes gnädiger Hilfe durch die Arbeit und Erwerbungen der Nachfolger des Großen Kurfürsten die gewaltige Macht, die das Haus Hohenzollern dereinst befähigte, das Deutsche Kaisertum anzutreten. So wurde die Hausmacht geschaffen, die dem Deutschen Kaiser gebührt und deren er bedarf, um seine Stellung und sein Ansehen im Innern und nach außen jederzeit mit Nachdruck vertreten zu können.

„Dem Fürsten aber, der den Grund dazu gelegt und der als erster weiten Blickes die Bedeutung einer Seemacht für solche Stellung erkannte, ein Denkmal unter sich zu errichten, ist eine Ehrenpflicht für die Marine. Aufgerichtet steht es vor der Marineakademie. Die Jugend, die die Früchte unserer Arbeit ernten, die Samenkörner, die wir gelegt, aufziehen und selbst eine Saat legen soll, sie soll ihre Blicke auf dieses Standbild richten, sich an ihm erbauen, in seinem Anblick sich festigen lernen. Gottesfürchtig, streng, unerbittlich streng gegen sich selbst und gegen andere, voll Vertrauen auf Gott, von dem er sich seine Wege weisen ließ, unbekümmert um jeden Rückschlag, den er in seinem christlichen Sinn nur als Prüfung von oben ansah, hat der Große Kurfürst gelebt, und so sollt Ihr es ihm nachtun.

„Domine, fac me scire viam, per quam ambulem.“*) Das war der Wahlspruch, den er sich als Richtschnur für sein Leben genommen, der Grundsatz, nach dem er arbeitete, aus dem er immer wieder Mut und Hoffnung schöpfte. So soll es auch bei dem Offizierkorps und den Mannschaften Meiner Marine heißen. So lange wir danach handeln, stehen wir auf festem Grunde und können jeder schweren Stunde unserer Marine und unseres Vaterlandes unbekümmert entgegensehen und werden sie überwinden. Dies sei der Weg, den Ihr wandern sollt, das sei der Grundstein, auf dem Meine Marine sich aufbaue:

„Im Streite siegen und in Widerwärtigkeiten ausharren, bis die Sonne wieder durch das dunkle Gewölk hindurchbricht.

„So übergebe ich dies Denkmal der Marineakademie. Möge sie es in Ehren halten, es hegen und pflegen, und mögen aus Euch einst Charaktere hervorgehen, die Jenem gleichen!“

Fürwahr, herrliche und bedeutungsvolle Worte!

*) Psalm 143, 8.

Als die Zeit für Preußen und Deutschland gekommen war, das endlich zu Lande gewonnene Übergewicht auf die See auszudehnen, da wurden in der Flotte die alten Erinnerungen an die Tage kurbrandenburgischer Seeherrlichkeit wieder lebendig und fanden ihren Ausdruck in der Benennung stattlicher Panzerschiffe mit den Namen „Großer Kurfürst“, „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und „Brandenburg“.

Eine eigenartige Fügung hat es gewollt, dass diesen Schiffen, die das Gedenken an die Marine Kurbrandenburgs wachhalten, als Heimathafen der Nordseekriegshafen Wilhelmshaven zugewiesen wurde — eine für unsere Marine so bedeutsame Stätte, die Oldenburgs hochherziges Fürstengeschlecht in Voraussicht der kommenden Seegeltung Deutschlands einst an Preußens kleine Marine abtrat.

Auch die Stadt Berlin hat es sich nicht nehmen lassen, dank den Bemühungen E. Friedels, unseres ersten Vorsitzenden, in der Zeit seiner städtischen Amtstätigkeit als Dezernent für die Straßenbenennungen, den Überlieferungen an jene denkwürdigen Tage gerecht zu werden. Heute erinnern Straßenbenennungen wie „Brandenburger Ufer“ und „Guineastraße“ an die damalige Kolonialperiode, während der Gründer von Groß-Friedrichsburg durch das Groeben-Ufer verewigt ist.

Was die Väter ersehnt, Deutschland eine seiner Machtstellung und politischen Bedeutung würdige Flotte zu schaffen, heute ist es herrlich erfüllt.

Der gewaltige Bau der deutschen Flottenmacht, den wir heute unser eigen nennen, zu ihm hat Friedrich Wilhelm den Kiel gestreckt; in ihm erblicken wir darum den eigentlichen Begründer unserer heutigen Seemacht und Seegeltung.

O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Meer und Land ein Held,
 Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
 Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Mut,
 Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut!

Pflegen wir darum in Treue und Dankbarkeit das, was uns aus den Tagen Jung-Brandenburgs zur See an Reliquien und Erinnerungen überkommen ist!

Denn sie sind es, die uns mit jenen stolzen Tagen der Vergangenheit verbinden und begeisternden Nachhall in unseren Herzen wecken, zum Zeichen, daß der Geist frischen Wagemuts und — wo es nottut — kraftvollen Zugreifens noch in uns lebendig ist — ein Geist, der hoffnungsfreudigen Ausdruck findet in dem Ausspruch unseres vaterländischen Dichters:

Wir Preußen setzen Alles durch
 Von Memel bis Groß-Friedrichsburg!

Die Berliner Volkssprache.

Von Agathe Lasch.

Es ist im allgemeinen üblich, das Berlinische schlechthin als „verdorbenes Deutsch“ zu belachen oder abzutun, und selbst der größeren Masse der Gebildeten ist der Gedanke nicht geläufig, daß die Sprache des Berliners etwas historisch Berechtigtes ist, und allein in ihrer geschichtlichen Entwicklung verstanden werden kann. Aber auch diejenigen Kreise, die mit geschichtlichen Voraussetzungen, mit der Kenntnis der Tatsache, daß einst eine niederdeutsche Bevölkerung in Berlin saß, an eine Beurteilung des Berlinischen gehen, stellen wiederum unberechtigt nur zu einseitiger Hervorkehrung einiger Eigentümlichkeiten unser Idiom, das Berlinische der Gegenwart, als eine niederdeutsche Mundart dar. So heißt es z. B. in der vielfach — auch von germanistischer Seite — rühmend erwähnten Darstellung der „Sprache des Berliners“ von Eduard Engel (Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 8. Juni 1903): „Das Berlinische ist, wie allbekannt, eine niederdeutsche Mundart, die ihre besondere Färbung erhielt durch das jahrhundertelange Zusammenwohnen einer großen Bevölkerung auf kleinem Raum und ohne namhafte Vermischung mit fremden Bestandteilen.“

Diese Beurteilung des Berlinischen ist, wie erwähnt, nur möglich, wenn man schon von vornherein mit dem Gedanken, daß einst eine plattdeutsche Bevölkerung hier wohnte, die berlinischen Abweichungen von der Schriftsprache mustert. Freilich sehen „Droppen“ und „Strump“, „Bom“ und „Stene“ ganz niederdeutsch aus. Aber sie erscheinen in einem andern Lichte, sobald man sich die Fragen vorlegt: Warum sind gerade diese niederdeutschen Laute bewahrt? Und warum nur diese? Was ist aus den übrigen geworden? Warum sagt man nicht ebenso gut „tīt“ für „Zeit“, „süeken“ für „suchen“, „punt“ oder „pert“ (Pfund, Pferd)? Warum heißt es in Berlin „lofen“ mit dem anscheinend niederdeutschen o, während doch die plattdeutsche Form „lopen“ lautet? Warum sind hier diese p nicht gerade so gut bewahrt wie die p in „Strump“ und „Droppen“?

Die Reihe dieser Einwände gegen die alte Theorie läßt sich mühelos verlängern. Doch genügen schon die angegebenen Punkte um zu

zeigen, daß ein richtiges Urteil über die Entstehung und damit die Klassifizierung des heutigen Berlinischen allein dann möglich ist, wenn man nicht nur die Laute ins Auge faßt, die mit dem Niederdeutschen identisch scheinen, sondern die Beobachtungen auch auf diejenigen ausdehnt, die nicht mehr niederdeutsche, sondern unverkennbar hochdeutsche Form haben. Und es wird sich, glaube ich, eine durchaus andere Anschauung als die oben gekennzeichnete über Entstehung und Charakter des Berlinischen ergeben müssen*).

Ich beginne mit den oben angeführten Beispielen „bōm“ und „stēn“, die *ō* und *ē* statt des schriftsprachlichen *au* und *ei* (*ai*) zeigen. Dabei ist dem Berlinischen *au* und *ei* (*ai*) nicht etwa fremd. Denn es heißt z. B. „maus“ und „mein“ hier. Wenn man nun schriftsprachliches *au* und *ei* in Berlin teils durch *o*, *e*, teils durch *au*, *ei* wiedergibt, so ist doch diese Verteilung nicht etwa willkürlich, sondern sie spiegelt genau den verschiedenen Ursprung der Laute: *ō* ist aus ursprünglichem *au* hervorgegangen, *au* aus altem *ū*. Einem plattdeutschen *ōk* entspricht im Gotischen (der ältesten Stufe des Germanischen, die uns durch reiche Belege bekannt ist): auk. „maus“ aber heißt mittelhochdeutsch wie im modernen Platt *mūs* mit der alten Vokalisation *u*. Ebenso geht *ē* auf *ai* zurück (gotisch „stains“ der Stein = nd. *stēn*), *ei* aber ist aus *i* entstanden (mittelhochdeutsch wie platt *mīn* = schriftsprachliches modernes „mein“). Unsere Schriftsprache hat zwei Laute verschiedenen Ursprungs in den einen Laut *au*, resp. *ei* (*ai*) zusammenfallen lassen, während alle Dialekte hier scheiden. Man denke z. B. an bairisch-österreichisches „bām“ aber „haus, koa“ aber „mei“ (Baum, Haus, kein, mein) oder an plattdeutsches *bōm* und *mūs*, *kēn* und *mīn*. Das berlinische *bōm*, *kēn*, *stēn*, kann natürlich nicht aus der neuhochdeutschen Schriftsprache stammen mit ihrem „baum, stein, kein“, aber es kann auch kein nd. Überrest sein, wie man gern angenommen hat, da es in diesem Falle unerklärlich wäre, warum wohl plattdeutsches *bōm*, *stēn*, nicht aber *mūs*, *mīn* erhalten ist. Die Lautverteilung jedoch, die Berlin aufweist (*ō*, *ē* für alles germanisches *au*, *ai*, aber *au*, *ei* für altes *ū*, *i*) zeigt unter allen Dialekten das Obersächsische, d. h. die in einem großen Teil des heutigen Königreichs Sachsen und dem anstoßenden Teil der Provinz Sachsen gesprochene Form des Deutschen. Und zu dem Vokalismus

*) Andeutungsweise habe ich schon in meinem Buch „Geschichte der Schriftsprache in Berlin“ S. 172 Anm. 1 und S. 173 Anm. 1 darauf hingewiesen. Diese Andeutungen will ich hier ausführen und erweitern für einen Leserkreis, der durch seine märkischen Interessen, seine ständige Berührung mit dem Berlinischen besonders dafür in Betracht zu kommen scheint, mit dem Wunsche, daß diese Zeilen dazu beitragen könnten, das Verständnis für diese ebenso oft unterschätzte wie überschätzte Sprachform in weitere Kreise zu bringen. — Die Kürzung nd. bedeutet niederdeutsch, hd. = hochdeutsch.

dieses Gebietes stimmen auch die berlinischen Pluralformen. Nd. müse, böme (Mäuse, Bäume) hätte sich — wären die Formen bewahrt — im Berlinischen nur zu „müse bēme“, nicht aber zu den in Berlin tatsächlich üblichen Bildungen „meise, böme“ entwickeln können. Die dem Berliner geläufigen Formen gehen auf „mäuse, böme“ zurück und das ist wieder die obersächsische Verteilung, wie sie dem oben erwähnten Unterschied von au und ō entspricht.

Wie aber kommt das Berlinische gerade unter Aufgabe seiner ursprünglichen niederdeutschen Vokalverteilung zu diesen mit den hochdeutsch obersächsischen übereinstimmenden Vokalverhältnissen?

Als die bisher von Slaven bewohnten ostelbischen Länder mit einer oft bewunderten Schnelligkeit und Gründlichkeit germanisiert wurden, hatten sich in ihrem größeren nördlichen Teil niederdeutsche (niedersächsische und — wohl gerade im südlichen Teil der Mark Brandenburg — auch niederfränkische) Scharen niedergelassen, die nun Herren des Landes wurden, und deren niederdeutsche Sprache die bisher hier gehörte slavische Sprache völlig verdrängte. Seitdem war diese Landschaft niederdeutsches Sprachgebiet, und niederdeutsch war die Umgangssprache, die Sprache der Behörden bei allen Aufzeichnungen, Urkunden, Erlassen. Und sie blieb es, wenn auch die Fürsten des Landes hochdeutsch schrieben, wenn auch seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die hochdeutsche Hohenzollernkanzlei sich sogar in Kölln bei Berlin befand und die hochdeutschen Hofbeamten und Schreiber unter und mit den Berlinern lebten.

Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts aber änderten sich diese Verhältnisse. Eine große Anzahl von Kulturfaktoren traf gerade damals in Berlin zusammen, um die Köpfe für hochdeutsches Wesen, hochdeutsche Bildung und hochdeutsche Sprache empfänglicher zu machen, so daß seit dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts der Berliner Magistrat in Urkunden und Briefen nicht mehr niederdeutsch schrieb, sondern die hochdeutsche Sprache wählte, die die meisten Kanzleien gebrauchten, mit denen Berlin in Verbindung stand, die die Sprache des Fürstenhauses war, und die einem großen Teil der Bürger — aus gleich näher zu bezeichnenden Gründen — geläufig sein mußte.

Die frühesten hochdeutschen Schreiber des Magistrats von Berlin und Kölln hatten aber, wie deutlich aus den Formen ihrer Sprache hervorgeht, ihre Bildung in obersächsischen Landen erhalten. In Leipzig hatten viele von den jungen Berliner Patriziersöhnen ihren Universitätsstudien obgelegen, dort hatte der Handel seinen Mittelpunkt, und die Leipziger Messen wurden — zeitweise als die einzigen außermärkischen — auch von dem Berliner Kaufmann besucht. Sächsische Handelsherren kamen nach Berlin, um die Verbindung mit den Berliner Kunden hier am Orte selbst zu pflegen. Sachsen war das nächstgelegene hochdeutsche Land.

Schon aus diesem Grunde ist es begreiflich, daß der Verkehr mit Sachsen am lebhaftesten, die Gelegenheit, den obersächsischen Dialekt zu hören, häufiger sein mußte als den irgend eines anderen hochdeutschen Gebietes.

Die Spuren dessen aber, daß das Hochdeutsche vom jetzigen Königreich Sachsen her zunächst besonders stark vermittelt wurde, sind in der Sprache des heutigen Berliners noch unverwischt. Wir fanden sie — und wir werden im folgenden noch eine Reihe weiterer Übereinstimmungen hinzufügen können — in der Verteilung von *ō* und *au*, *ē* und *ei* gegenüber schriftsprachlichem *au* und *ei*, niederdeutschem *ō* und *ū*, *ē* und *ī*. Die Herleitung dieser Vokale aus dem Obersächsischen, nicht etwa aus dem Niederdeutschen, ist um so sicherer, als kein einziger Vokal oder Diphthong sonst in *nd.* Form vorhanden ist als — scheinbar — *e* und *o* (*ö*), also nur diejenigen, die das *Nd.* mit dem Obersächsischen gemeinsam hat. Denn alle *uē*, *üe* („*bruēder*, *sūeken*“ *Bruder*, *suchen*), *iē* („*briēf*“), die das Berlinische einst besessen hat*) hat, es zu gunsten der mitteldeutschen Monophthonge *ū* resp. *ü* und *ī* („*bruder*, *jūte*“ *Güte*, „*brif*“) aufgegeben. Man folgte eben der Aussprache „*bruder*, *brif*, *bom*“, die man von den Obersachsen hörte.**)

Wie steht es aber mit den Konsonanten? Das Gebiet, zu dem Berlin sich einst sprachlich stellte***), hatte die Formen „*tein*, *tu*, *tiēn*, *jrot*,

*) S. meine *Gesch. der Schriftsprache in Berlin* S. 252 ff., 259 f.

**) Eine Reihe von Beispielen, die ebenfalls die Deutung des *ē*, *ō* für *ei*, *au* als hochdeutsche Laute ganz sicher stellen, gibt für das Magdeburgische, wo sehr ähnliche Verhältnisse vorliegen, Löwe im *Nd. Jahrbuch* 14. S. 39 f. in einer für die Beurteilung dieser Verhältnisse sehr wichtigen Arbeit.

Der obigen Behauptung, daß alle berlinischen Vokale durchaus hochdeutschen Ursprungs, nicht niederdeutsch sind, steht, soweit ich die Sachlage übersehe, auch das helle berlinische *ā* nicht entgegen, das E. Seelmann (*Nd. Jahrbuch* 34, S. 33 f.) im Gegensatz zu dem dunklen *ā* in *hd.* Mundarten aus niederdeutschen Lautvorgängen erklärt hat. Ich behalte mir vor, da genauere Nachweise hier zu weit führen würden, an anderer Stelle dieses *ā* ausführlich zu besprechen und meine Ansicht zu begründen, daß der von Seelmann herangezogene Lautvorgang das engere Dialektgebiet, dem Berlin angehörte, überhaupt nicht mehr traf, sondern daß hier jedes ursprünglich lange oder gedehnte *a* nur dunkel gesprochen wurde, ohne Rücksicht auf einen folgenden oder unterdrückten Konsonanten. Ich glaube zeigen zu können, daß das helle *a* erst ziemlich spät aus den hochdeutschen Verhältnissen entwickelt ist. Übrigens bemerke ich, daß auf dem Wenkerschen Sprachatlas, den ich durch die Güte der Herren Proff. Seelmann und Meißner in Berlin einsehen konnte, für „*schlafen*“ und „*hast*“ in einem weiten sächsischen Bezirk mit dem Mittelpunkt Leipzig *a*, nicht *o*, als Vokal angegeben ist.

***)) Die ungefähre Abgrenzung dieses Gebiets vgl. *Gesch. d. Schriftspr.* S. 225 (wo natürlich der Druckfehler „*Nordmark*“ in „*Neumark*“ zu verbessern ist) u. S. 237 Anm. Gerade die Behandlung des dunklen *a* vor gewissen Konsonanten von der in der vorigen Anm. die Rede war, ist auch einer der Punkte, in denen die südliche Mark mit Berlin sich vom Norden schied.

woater, loaten.“ Der Berliner sagt heute zehn (d. i. „fsēn*,) zu, ziehen (zin), jrofs, wasser (wassa) lassen.“ Dem platten „moaken, ok, süeken“ steht berlinisch wie obersächsisch „machen, och, suchen“ gegenüber. Niederd. „lopen“ heißt hier wie dort „lofen“. Nicht wie im Platt heißt es „ossen, wassen“, sondern „Ochsen, wachsen“. In allen diesen Fällen geht also das Berlinische mit dem Obersächsischen zusammen, nicht mit dem Niederdeutschen, und Formen wie „och, lofen, uf“ mit hochdeutschen Konsonanten**) beweisen unwiderleglich, daß dies hochdeutsche Wörter, daß also jene o und u keine niederdeutschen Reste sind.

Aber, wird man einwenden, genau wie im Plattdeutschen heißt es im Berlinischen „appel, kopp, strump“, nicht wie in der Schriftsprache „apfel, kopf, strumpf.“ Man sagt hier „jut, jott, jift“, und die Schriftsprache verlangt „gut, gott, gift.“ Man spricht „dun, dach, trinken“, gegen schriftdeutsches „tun, tag, trinken.“ Alle diese Formen aber stützen in der Tat nur die Ansicht, daß das Berlinische auf der Form des Hochdeutschen beruht, die die Vorfahren seit ca. 1500 von Obersachsen her kennen gelernt hatten. Denn alle diese berlinischen Abweichungen von der Schriftsprache entsprechen wieder gerade obersächsischen Eigenheiten. Von allen Konsonanten sind nämlich — eine Beobachtung die genau zu dem stimmt, was auch der Vokalismus lehrte — gerade die auf anscheinend niederdeutscher Stufe geblieben, die auch im Obersächsischen unverschoben sind.***) Dagegen steht so gut wie dort auch im Berlinischen z oder s(s) für nd. t; ch für nd. k. Andererseits sagt auch der Leipziger appel, strump, d. h. pp oder p, wo die Schriftsprache pf kennt, aber in Übereinstimmung mit ihr „lofen, fērt“ [für pferd].†) Es sind also wieder die obersächsischen Verhältnisse. Und selbst wenn alle historischen Quellen schweigen würden, und wir

*) Zur Aussprache des z als fs s. S. 138. Der Deutlichkeit halber gebe ich hier und im folgenden die mit der Schriftsprache ungefähr übereinstimmenden Wörter in schriftsprachlicher Form, die der Berliner Leser beim Lesen leicht umsetzen wird.

**) Nd. wäre „ok, lopen, up.“

***) Unter Verschiebung versteht man den Übergang von ursprünglichem t in z, resp. ss oder s [nd. „tu“ = hd. zu, nd. „wat“ = hd. was, nd. „water“ = hd. wasser], p in pf, resp. ff oder f [nd. „perd“ = hd. pferd, nd. „slapen“ = hd. schlafen, nd. „ape“ = hd. affe], k in ch [nd. „maken“ = hd. machen]. Diese Verschiebung ist das Hauptkriterium für die Scheidung in hochdeutsche und nd. Dialekte. Doch kommen nicht immer alle diese Fälle gleichzeitig in allen hochdeutschen Dialekten zur Erscheinung. In einigen hd. Gebieten ist in bestimmten Stellungen die Verschiebung eines dieser Konsonanten unterblieben, so beispielsweise im Obersächsischen die Verschiebung von pp zu pf: „appel“ oder in andern Dialekten die Verschiebung auch von anlautendem p zu pf (f). In Frankfurt am Main z. B. sagt man so gut wie „eppelwer“ (Äpfelwein) auch „plaster“, „peife“ (Pflaster, pfeifen).

†) Dieselben Verhältnisse in Magdeburg s. Nd. Jb. 14, 37.

nicht so genau über die berlinisch-obersächsischen Verbindungen unterrichtet wären, so müßten wir diese auf Grund der sprachlichen Verhältnisse zwingend erschließen. Um so fester schließt sich der Ring, da die historischen Ergebnisse völlig mit den sprachlichen übereinstimmen.

„Jut“ hört man zwar heute nicht mehr in Leipzig, aber noch Gottsched*) weiß in seiner Sprachkunst zu berichten, daß der Mann aus dem Volke dort „jott, jut, jram“ sage. Wenn also der Berliner den plattdeutschen Laut j bewahrt zu haben scheint, so liegt der Grund auch hier wieder nur darin, daß sein hochdeutsches Vorbild ebenfalls das g als Reibelaut j sprach.

Nicht ganz so durchsichtig sind die Verhältnisse bei d und t, da Berlin dem nd. d und hd. t entsprechend im Anlaut d, im Inlaut aber t hat. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das Niederdeutsche für hochdeutsches d und t nur den einen Laut d besitzt: „dön (dün), du“ = hd. „tun, du“, während dem nd. t ein hd. z oder s(s) gegenübersteht (s. S. 131). Das nd. anlautende t ist ein scharf artikulierter stimmloser aspiriert gesprochener Laut, dessen Aussprache von der des t in den meisten hd. Dialekten stark verschieden ist. Im Obersächsischen war im Anlaut möglicherweise schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts**) ein annähernder Zusammenfall vom d und t eingetreten, wie wir ihn heute dort kennen. Der stimmlose Verschlußlaut, der hier nur mit sanfter, nicht energischer Explosion gesprochen wird, steht dem norddeutschen scharfen t so fern, daß es erklärlich ist, wenn der Berliner ihn nicht mit seinem t identifizierte, sondern diesen Mittellaut zwischen t und d — denn als solcher mußte er dem nd. Ohr klingen***) — für den er keine genaue Entsprechung besaß, der gewohnten Sprechweise folgend auflöste in d, wo er d sprach: „dun, discher, dot, droppen, dausent, deibel“ und „du, dicke, durscht“, dagegen in t, wo er t sprach: „turn“ (älter „turn, torn“), „tonne“ usw., d. h. also in Lehnwörtern und Fremdwörtern, denn nur in diesen konnte hd. t dem nd. t entsprechen, da alle urdeutschen t,

*) Danach fällt das Bedenken, das ich in „Berliner Schriftsprache“ S. 174 Anm. aussprach.

**) v. Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems S. 240. Daß jedenfalls um 1600 d und t zusammengefallen waren, bezeugt Rollenhagen in einer 1603 veröffentlichten Fibel (= Nd. Jahrbücher, 18, 123, Neudruck durch W. Seelmann). „Darnach halten sie (= die „Meischner“ d. h. d. Obersachsen) einen geringen oder keynen vnterscheid vnter b, p, w. Item d vnnnd t, sagen das eyne sey ein hart, das ander ein weich p oder t. Darumb schreiben sie Bader für Pater . . .“ In C. F. Weichmanns „Poesie der Niedersachsen“ 1725 I sagt Brockes S. 6: „Es klinget in unsern Ohren als wenn in Obersachsen b und p, d und t, g und k und g und j nicht sonderlich unterschieden würden . . .“

***) S. S. 131, Anm. 3.

die zwar das Nd. bewahrt hat, hochdeutsch zu z (s, ss) geworden waren; dagegen gehen die hochdeutschen t auf urdeutsches d zurück, das sich im Niederdeutschen also d erhalten hat (tein: zehn; water: wasser; dun: tun). So scheint aus diesem Grunde Berlin hier mit den nd. Verhältnissen übereinzustimmen. Daß wir aber tatsächlich nicht nd., sondern hochdeutsche Wörter vor uns haben, beweist der Vokalismus z. B. in „dausent“ (nd. „dusent“), „deibel“ (nd. müßte diwel oder dibel aus düwel entstanden sein). Natürlich sind heute die alten Verteilungen nicht ausnahmslos mehr gewahrt. Die Macht der verschiedenen Einflüsse*), denen sich Berlin am allerwenigsten entziehen konnte und kann, verwischt die alte Verteilung mehr und mehr zu Gunsten der schriftsprachlichen.

Anders liegen die Verhältnisse im Inlaut, wo d nur gesprochen wird, soweit es auch hochdeutschem d entspricht, während sonst, im Gegensatz zum Nd., t gehört wird (berlinisch: „raten“, nd.: „roaden“). Man muß hier wohl davon ausgehen, daß d und t, wie es scheint, im Inlaut länger geschieden**) waren als im Anlaut, so daß zur Zeit als die Berliner das Obersächsische zuerst stärker aufnahmen, d und t noch in ihrer ursprünglichen Verteilung hörbar gewesen sein dürften. Das inlautende t war aber von dem nd. inlautenden t, das weniger intensiv artikuliert wird als das anlautende, nicht so verschieden, als daß man es nicht als t hätte hören und wiedergeben können. — Doch ist hier noch einer Schwierigkeit zu gedenken. Wenn die Scheidung von d und t („raten, leiden“) danach auch aus den obersächsischen Verhältnissen zu erklären sein wird, so ist doch darauf aufmerksam zu machen, daß im Sächsischen „unten, halten“, d. h. t nach n, l, r, weder gesprochen, noch geschrieben wurde, daß die berlinischen t nach l, n, r weder mit der obersächsischen Aussprache noch der Schreibung jener Zeit in Einklang zu bringen sind. Nicht mit der Schreibung, denn geschrieben wurde d, wie es auch der erste Berliner hd. Schreiber im 16. Jhd. übernimmt: „alde, under, werde“ (nur nach r begegnet wohl auch t öfter: „werte“), also genau, wie es die Berliner im Nd. kannten. Auch mit der obersächsischen Aussprache steht dies t nicht im Zusammenhange: Es ist wohl mit ziemlicher Sicherheit aus den Dialektverhältnissen der Umgebung von Leipzig anzunehmen, daß der Leipziger nicht nd oder nt, sondern nn (hinner) oder viel wahrscheinlicher ng entsprochen hat (hinger)***). Ich begnüge mich an dieser Stelle damit, die Tatsache zu erwähnen und

*) S. S. 135.

**) S. v. Bahder, a. a. O. S. 243 f., S. 240. Um 1600 war nach Rollenhagens Zeugnis (s. S. 132) der Zusammenfall auch im Inlaut vorhanden.

***) Zu beachten ist die bei Albrecht angeführte Tatsache, daß das Dorf Lindenthal in Leipzig „Linkel“ ausgesprochen werde. (Die Leipziger Mundart § 89.)

verweise auf einen Erklärungsversuch in einem anderen Zusammenhange weiter unten*).

Bemerkenswert ist die Erscheinung, daß der Berliner nicht wie der Sachse zwischen Vokalen w, sondern b spricht, nicht „jewe[n]“**, sondern „jeben“, nicht „lewen“ sondern „leben.“ In diesem Falle ist die berlinische Abweichung vielleicht so zu erklären, daß das sächsische mit Hilfe beider Lippen gebildete, bilabiale, w nicht mit dem norddeutschen (m. H. der Unterlippe und der oberen Zahnreihe hervorgebrachten) w identisch war, sondern dem bilabialen Laut näher stand, den auch das Nd. besaß, dem b. Ich habe Gesch. d. Schriftspr. S. 174 Anm. noch eine andere Möglichkeit vorgebracht, die abhängig ist von der Annahme, daß der Berliner die neue Sprache nicht nur mit dem Ohr aufnahm, sondern auch mit dem Auge, durch das Schriftbild, wenn auch in viel geringerem Maße. Denn wenn der Leipziger auch „jewe[n]“ sprach, so so schrieb er doch „geben“, und der Berliner, der nd. „gewe[n]“ geschrieben hatte, hätte nun dies b nicht der Leipziger Aussprache gemäß gelesen, sondern als b, wie er jedes b zu lesen gewöhnt war. Doch scheint mir die erste Erklärung größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, weil wir für die bisher besprochenen Erscheinungen gezwungen sind, mündliche Übertragung, Erlernen der neuen Sprache durch das Ohr***), anzunehmen. Die Aussprache e und o und ihre genau laut-

*) Für g und k ist zu bemerken, daß B. hier keinen Zusammenfall eintreten lassen konnte, da ja zur Zeit der Übernahme nicht g und k, sondern j und k auch im Sächsischen noch gesprochen wurde (s. S. 132). Falls b und p damals im Obersächs. zusammengefallen waren, wäre die berlinische Scheidung dennoch zu begreifen. Man scheidet, wie für d und t, den hochdeutschen Mittellaut nach der gewohnten Einteilung: „ben“ und „pein“ = niederd. „ben“ und „pin“ (Bein, Pein). Einige Wörter mit b statt p, wie sie Graupe, De dial. marchica aufzählt, sind wohl aus anderen Gegenden entlehnt: „puckel, puschel“ (vgl. schlesisch „puckel, „pusch“, bei Luther „püschel“) oder jüngere Übergänge, wie ja in einem großen Teil Norddeutschlands in neuerer Zeit die Neigung besteht, den Stimmtön stimmhafter Laute zu reduzieren, bes. vor r und l (vergl. Graupes Beispiele). Außerdem nennt G. noch Fremdwörter, wie pankrott.

**) Dagegen wird in Magdeburg auch w gesprochen: „lewen“. Ein w hatte auch das Nd. an dieser Stelle; nur war die Aussprache beider w, wie oben gesagt, verschieden. Der nd. Dialekt für die Umgegend Berlins spricht labiodentales w. Jedem Norddeutschen wird stets das bilabia'e w hochdeutscher Mundarten auffallend sein.

***) Teils lernte man sie im direkten Verkehr von den Obersachsen, teils wieder von denen, die sie von ihnen gehört hatten. Für die erste Anknüpfung wird man vorzugsweise an Leipzig zu denken haben. Seit der zweiten Hälfte des 1^{en} Jahrhunderts konnten aber auch Geistliche und Lehrer, die in Wittenberg studiert hatten, auf weitere Kreise wirken (Gesch. d. Schriftspr. in B. S. 146, 222.) Daß daneben der eine oder der andere seine Kenntnis des Hochdeutschen aus Büchern schöpfte, ist wohl möglich, aber schließlich mußte auch dieser seine Aussprache nach der Form richten, die er

gesetzliche Scheidung von ei und au, oder die Aussprache von d und p in ihrer Scheidung von t und f (kēn: mein, bōm: maus, dun: turm, appel: lofen) ist nur so zu begreifen. Denn die Schreibung beachtete im 16. Jahrhundert diese Unterschiede nicht oder kaum mehr.

Für die Weiterentwicklung ist hier noch einiger anderer Tatsachen zu gedenken. Wir haben gesehen, daß die Berliner Verhältnisse sich ungezwungen gar nicht anders erklären lassen, als durch die Übernahme der obersächsischen Form des Hochdeutschen. Denn das Berlinische weicht genau in den Punkten von der allgemeinen Form der Schriftsprache ab, die zur Zeit des Hochdeutschen dem Obersächsischen eigentümlich waren. Alle die anscheinend niederdeutschen Laute haben ihre Entsprechung im Obersächsischen und darüber hinaus war kein „niederdeutscher“ Laut bewahrt. Dies Verhältnis zeigt fraglos, woher jene Laute kommen, da es sonst unbegreiflich wäre, warum das Berlinische nur diese und gerade diese und sonst keine weiteren niederdeutschen Laute erhalten hat.

Nun dürfen wir freilich trotzdem nicht etwa annehmen, daß das heutige Berlinisch vielleicht ein getreues Spiegelbild des Obersächsischen ist, wie es im 16. Jahrhundert gesprochen wurde. Man wird nicht für jede berlinische Form die Entsprechung im Sächsischen finden und umgekehrt. Wir wissen beispielsweise, daß man in Leipzig im 16. Jahrhundert „woyn“ für das heutige berlinische „Wagen“ sagte.*) Man hat eben damit zu rechnen, daß in späterer Zeit noch andere Einflüsse sich geltend gemacht haben, und wenn auch die Grundlagen der Sprachentwicklung dadurch nicht erschüttert wurden, die, wie wir sahen, immer noch die obersächsische Form des Hochdeutschen unzweifelhaft erkennen lassen, so dürfen sie doch nicht als unwesentlich außer Acht gelassen werden. Es ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß im 17. und 18. Jahrhundert die hochdeutsch sprechenden Kreise Norddeutschlands deutlich bestrebt sind, über die groben Eigentümlichkeiten des Obersächsischen hinauszugehen im Anschluß an eine über den Dialekten stehende, d. h. mit keinem Dialekt völlig identische Schriftsprache, wie ja auch die meißnischen Städte selbst die stark mund-

von den Mitbürgern in Berlin, im befreundeten Frankfurt usw. hörte. Das Ausschlaggebende war, wie die heutigen Verhältnisse unzweifelhaft dartun, die mündliche Übertragung.

*) S. etwa Fabian Frangk in seiner *Ortographia Deutsch 1531* (Müller, *Quellenschriften d. Gesch. d. d. Unterrichts*, S. 106): Der Meichsner nimpt auch das oy, der Schlesier das ay für ag oder age. Als wenn der Meichsner spricht, die moyt soyt, der woyn, zoyl vnd noyl etc. Sagt der Schlesier, die mayt sayt, der wayn, zayl vnd nayl etc. für Die magt sagt, der wagen, zagel vnd nagel etc 1603 gibt Rollenhagen an (= Seelmann, *Niederdeutsche Jb.* 18, S. 122) „Für sagen, tragen, hagen, klagen, Magt, sprechen sie (die „Meichsner“), Saien, Traien, Hain, Klain, Maid.

artlich gefärbten und daher von der entstehenden Schriftsprache auffallend abweichenden Formen aufgaben (s. S. 137). Beispiele dafür, daß man die meißnischen grobdialektischen Eigenheiten im 17. und 18. Jahrhundert verwarf, sind in den theoretischen Schriften norddeutscher Autoren in reicher Zahl zu finden.*)

Diesen ausgleichenden Bestrebungen, die wohl von den höheren Kreisen ausgehend allmählich auch in die Volkssprache drangen, ist es jedenfalls mit zuzuschreiben, wenn im Berlinischen nicht alle die Dialekt-eigenheiten zu finden sind, die das Obersächsische im 16. Jahrhundert besaß, daß man also nicht wayn oder woyn, sayt oder soyt, sondern wagen, sagt (sächt) hier kennt. In diesem Zusammenhange werden wir vielleicht noch einmal auf die oben berührten nt in „unter“ neben dem Leipziger geschriebenen „under“, gesprochenen „unger (unner?)“ zurückkommen dürfen (s. S. 133f.) und eine Erklärung der t von diesem Standpunkte aus wenigstens versuchen. Zunächst übernahm natürlich die Orthographie nd, wie die ersten hochdeutschen Berliner Schreiber dies zeigen, die Umgangssprache jedenfalls ng, was beiläufig ganz mit den niederdeutschen Verhältnissen in Berlin übereinstimmte, wo man auch nd geschrieben, ng gesprochen hatte („Kinger“ Kinder). Natürlich machte sich gerade bei so auffallender Abweichung von der allgemeinen üblichen Aussprache des nd mit dentalem Laut in Berlin wie auch in den sächsischen Städten selbst das Bestreben nach Ausgleich besonders stark geltend und führte wohl schließlich zur Ersetzung des ng durch nd, „Kinder“, wie „under“, worauf dann vielleicht beträchtlich später und wohl unter Einfluß der Orthographie „under, unden, halden“ usw. zu „unter, unten, halten“ usw. wurden. Dieser Einfluß ist hier wohl möglich, (obwohl trotz schriftlichem „tun“ doch die Aussprache „dun“ blieb), weil „under“ selbst jung war, erst älteres „unger“ (unner?) verdrängt hatte und somit für diese Formen nicht die in mündlicher Tradition gefestigten

*) Vgl. z. B. im 17. Jhd. D. G. Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. Kiel 1682, S. 480: „Der Meißner Außrede ist die zierlichste, aber sie haben auch einige sonderlichkeiten, die nicht nachzuahmen sein.“ Oder für das 18. Jahrhundert J. D. Michaelis, der in seiner Göttinger Rede sagt (1750): „Haec aliquantulum emendantur, cum veri ad Albim Visurgim Saxones Misnica dialecto in cathedris sacris aut in colloquiis utuntur; ut purior in his terris quam in ipsa Misnia et limpidior fluat Misnica dialectus“. fol. 12. Ähnlich Vorrede fol. 3. Um auch eine hochdeutsche Stimme anzuführen, sei hier das oft zitierte Zeugnis des Pfälzers Scioppius im 17. Jhd. (Germania XI 321) erwähnt: „Misnenses enim optimis et probatissimis vocabulis ac phrasibus utuntur, quamvis in pronunciandis diphthongis et consonantium nonnullis risum caeteris Germanis merito moveant. Verbi gratia cum dicunt Heebt pro Haupt, Zeeberer pro Zauberer, Jott pro Gott, Gar pro Jar. Jott jeb euch ein jutes neues Gar. Vgl. ferner das Zeugnis des Leipzigers Hanmann bei Socin. S. 333.

Eine bessere Erklärung sehe ich nicht, obgleich mir diese auch noch nicht ganz befriedigend scheint.

Verhältnisse wie für die älteren Entlehnungen bestanden. An eine ähnliche Erklärung möchte man auch für die Wörter vom Typus „halten“, d. h. mit t hinter l denken, da die Aussprache in den heutigen Dialekten (hälen) den Schluß nahe legt, daß auch hier zunächst „hälen“ gesprochen worden, „halden“ also eine jüngere Form ist. *)

Diesen Ausgleichsbestrebungen also, die zunächst jedenfalls in den oberen Klassen wirksam waren und von da aus nach und nach zum Teil auch in die niederen Schichten drangen, die, wie oben bemerkt, in den obersächsischen Städten selbst ebenso gut erkennbar sind**) wie in Berlin, werden wir es zuschreiben, wenn das Berlinische heute nicht mehr in allem die obersächsische Lautstufe aufweist. Sie werden wir auch u. a. mit heranziehen müssen, wenn es gilt, die Frage zu beantworten, wie es denn kommt, daß das Berlinische so stark verschieden erscheint von der Form des Hochdeutschen, auf der es doch zweifellos beruht. Es ist klar, daß beide Gebiete sich differenzieren mußten, da die Einflüsse, die auf sie einwirkten, naturgemäß verschieden waren. Man denke z. B. nur an die oben angeführte Tatsache, daß das Norddeutsche bewußt über das „Meißnische“ hinaus strebte, ferner daran, daß der Zuzug der gewaltigen Bevölkerungsscharen, die aus allen Teilen Deutschlands — und zeitweise auch Frankreichs***) — hierher strömten, nicht ohne Einwirkung bleiben konnte.

Aber auch wer den Berliner und den Leipziger des 16. Jahrhunderts hätte hören können, mußte unzweifelhaft schon so große Unterschiede bemerkt haben, daß es ihm kaum zum Bewußtsein gekommen wäre, daß der eine die Sprache vom andern erlernt hatte. Denn wie es z. B. dem Norddeutschen, der französisch lernt, nicht leicht gelingt, den nasalierten Vokal auszusprechen und er statt dessen etwa ein ng nach dem Vokal spricht, (long statt lö lang), so konnte auch der Berliner, dessen Muttersprache das Niederdeutsche war, die obersächsischen Laute, die er erlernte, nicht genau nachahmen, sondern substituierte die zunächst

*) Olle, molle (alte, Mulde) sind nd. Reste s. S. 139.

Der erste Berliner Schreiber, der hochdeutsch schreibt, schreibt durchaus nd, ld, rd, „alde, undir“, nie t. Unter seinen Nachfolgern überwiegt noch d; nur neben nd kommt zuweilen auch nt bei diesen vor. Aber zu Ende des 16. Jahrhunderts herrschen in der Schreibung schon die schriftsprachlichen t.

**) Man sagte z. B. zur Übergangszeit und wie das S. 136 Anm. zitierte Beispiel des Scioppius zeigt auch noch eine geraume Zeit nachher in Leipzig „nau“ (neu), nicht wie der Berliner heute „nei“. Daß aber der Leipziger Stadtdialekt hier zu gunsten der allgemeinen Schriftform ändert, beweist der Leipziger Brief in den „Vernünftigen Tadlerinnen“ 1725, 23. St. S. 177: „aber de mama well Mir keene naie hadriähne machen lassen.“ Daß übrigens der Ausgleich hier wie dort nicht immer in gleicher Weise durchdringen konnte und nicht immer für die gleichen Erscheinungen, ist klar und leicht verständlich.

***) S. S. 140.

gelegenen Laute der eigenen Sprache, eine Annahme, auf die schon oben bei Besprechung der Verteilung von d und t hingewiesen war. Dadurch aber mußte beinahe jeder einzelne Laut bei ihm anders klingen als in hochdeutschem Munde, wie die Sprache des Ausländers sich stets von der des Eingeborenen unterscheidet. Als deutliches Beispiel führe ich noch einmal das oben erwähnte „fsēn“ für „zehn“ an. Ein z (= ts) im Anlaut besaß das Niederdeutsche nicht. Man gab daher dieses durch den nächstliegenden Laut fs wieder, und noch heute kann man diesen Laut anstelle eines (ts) z in Berlin wie in allen ursprünglich niederdeutschen Landesteilen oft genug hören, z. B. „fswē“ 2, „Kränse“ statt Kränze.

In der „Beurtheilung einiger Reim-Endungen welche von etlichen Mund-Arten in Teutschland, absonderlich in Ober- und Nieder-Sachsen verschiedentlich gebraucht werden“, die B. H. Brockes 1725 in C. F. Weichmanns Poesie der Niedersachsen I veröffentlichte, hatte er, obwohl er den obersächsischen Zusammenfall von b und p, d und t, g und k, g und j tadelt*), die Anwendung der Quantitäten nach obersächsischem Muster empfohlen, wo man konsequent „das Gräb, des Gräbes“, nicht wie im Norddeutschen „Gräb, Gräbes“ (mit kurzem ä in den einsilbigen, langem ā in den mehrsilbigen Formen) sagte. Nun, auch in diesem Punkte hat das Berlinische in der Mehrzahl der Fälle noch die alten niederdeutschen Verhältnisse. Wir sagen auch heute noch „gräb, (gräp) gräbes**), lōb (löp) lōbes, gräs gräses“ usw. mit Bewahrung der niederdeutschen Quantitäten. Das „Niederhochdeutsche“, wie man im 18. Jahrhundert das Hochdeutsch nannte, das die ehemals niederdeutsche Bevölkerung sprach, hat hier die ältere Stufe bewahrt. Es kann fraglich erscheinen, ob vielleicht diese Verteilung im 16. Jahrhundert im Mitteldeutschen bestand***) oder ob man nicht einfach das fremde Wort herübernahm unter Nichtbeachtung der Quantität, die man durch die gewohnte ersetzte†).

*) S. oben S. 132. Übrigens rät er auf S. 32: „In allen Fällen aber, wo wir keine hauptsächlichen und sonnenklaren Gründe gegen sie anzuführen haben, wünschte ich, daß unsere niedersächsischen „Tichter“ sich je länger je mehr an die obersächsische Mundart gewöhnen möchten.“

**) Freilich nicht mehr „Stäb Stäbes“, ein Beispiel, das Brockes auch anführt, dafür aber sogar jār Jahr, hār Haar, die ursprünglich langes ā hatten. Die Kürze ist hier bei den Berlinern, die überhaupt r sprechen, deutlich. In den unteren Klassen, wo ein vokalischer Laut das r ersetzt, fällt dieser allerdings mit ā zusammen und bildet ā: „jā“ Jahr.

***) Später zum Hd. übergehende Orte könnten dann durch die benachbarten „niederhochdeutschen“ beeinflusst sein.

†) Denn daß der Berliner für die Quantitäten, für Rhythmik und Reim kein sehr ausgeprägtes Gefühl hat, kann man, wie ich glaube, auf Schritt und Tritt beobachten. Eine Sammlung der Verse der Straßenverkäufer dürfte in dieser Beziehung lehrreich sein.

Weit auffälliger aber ist eine andere Eigenheit des Berlinischen gegen das Obersächsische: Reste der alten Sprache im Wortschatz. Sehr häufig gebrauchte Wörtchen, wie: „ik, man (nur), det, wat, olle (alte), mank“*) wurden unverändert mitten in hochdeutscher Rede beibehalten. Einige andere paßten sich dem hochdeutschen Konsonantismus an, wie „allens“, das auf niederdeutschem „allent“ mit Angleichung an die hochdeutsche Entsprechung mit s für t beruht. Hier sind auch die Mischformen „jrofset, klenet“ zu erwähnen, die nd. ursprünglich endungslos waren und im Anschluß an hd. „großes“ usw. eine Endung annahmen, aber dabei für es das heimische et einsetzten nach dem Verhältnis von det: das. Auch andere niederdeutsche Wörter erhielten sich im Rahmen der sonst hochdeutschen Sprache, die meist der familiären Umgangssprache angehörten, z. B. „Jöre, Nese, Kute (Grube), Besinge (Heidelbeeren), Tele (Hund), kieken, doof“ (dumm, lautlich mit hd. taub gleichzusetzen). Sie alle aufzuzählen, würde viel zu weit führen. Ein Hinweis auf die Wörterbücher des Berlinischen, wie den „Richtigen Berliner“ oder das von Brendicke in den Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins 33 veröffentlichte Idiotikon genügt. Übrigens ist, wie für alle berlinischen Spracherscheinungen, so auch für diese zu bemerken, wie sie von Jahr zu Jahr im Zurückweichen sind. Wie viele von den Ausdrücken, die z. B. Glaßbrenner anwendet, sind heute schon geschwunden!

Schließlich ist noch ein Punkt zu erwähnen, der im Verein mit den schon genannten dazu beiträgt, der Sprache ihr besonderes Gepräge zu verleihen, noch ein Überrest, der daran mahnt, daß das Hochdeutsche unserer Stadt nicht ursprünglich zukommt, sondern erst später erlernt ist. Wie der Deutsche, der eine fremde Sprache spricht, leicht geneigt ist, eine deutsche Satzkonstruktion auch in der fremden Sprache anzuwenden, so hat der Berliner in seiner Syntax noch Spuren des alten Sprachgebrauchs bewahrt. Die bekannteste und häufigst besprochene Erscheinung ist die Anwendung von Dativ und Akkusativ zwar in hochdeutscher Lautform aber niederdeutsch in ihrem Gebrauch. Im Plattdeutschen standen den Bewohnern unseres Gebietes nur die ursprünglichen Dative „mi“ und „di“ für Dativ und Akkusativ in gleicher Weise zur Verfügung. Als nun die hochdeutsche Sprache hier durchdrang, da übernahm man das dem „mi, di“ entsprechende „mir, dir“**), während „mich, dich“, die man nicht anzuwenden wußte, da „mir, dir“ ja nach dem gewohnten

*) Daß diese früher weit stärker noch die Sprache aller Stände durchzogen als heute, wo sie auf bestimmte Klassen beschränkt sind, zeigt die Tatsache, daß auch Friedrich der Große noch 1778 in einem Armeebefehl mank brauchen kann: „Sollten sich mank den Unteroffizieren welche so hervortun, daß sie sich sehr distinguiieren . . .“ Forschungen zur brandenb. u. preuß. Geschichte 11, 555.

**) Wie entsprechend die Orte, die niederdeutsch nur mik und dik kannten, hochdeutsch mich und dich für Dativ und Akkusativ brauchen.

Gebrauch dem Bedürfnis völlig genügen*) von der Umgangssprache nicht aufgenommen wurden. — Von Haus aus kennt also das Berlinische nur „mir.“ Wenn man trotzdem heute auch zuweilen „mich“ hört, so liegt das natürlich daran, daß der Zuzug von Bevölkerungsmassen, denen „mich“ geläufig war, sowie die Schule nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Bei den Wörtern dagegen, bei denen der Dativ auf m, der Akkusativ auf n ausgeht, „dem“ und „den“, „seinem“ und „seinen“ usw., ist scheinbar allein der Akkusativ erhalten. Hier ist aber zu beachten, daß wie in vielen Dialekten, so auch im berlinischen Niederdeutsch und auch im Obersächsischen**) schon früh auslautendes m zu n wurde, so daß Dativ und Akkusativ zusammenfielen. Die Reduktion der Kasus auf zwei, Nominativ und Akkusativ, „der“ und „den“, die für das Maskulinum lautgesetzlich war, (denn der Genitiv wurde wie in fast allen Dialekten so auch bei uns aufgegeben und durch Umschreibungen ersetzt, [den Mann sein Hut, oder der Hut von den Mann]) wurde nach diesem Beispiel dann auch im Neutrum und Femininum durchgeführt, wo ja kein lautlicher Zusammenfall hätte eintreten können (mit den Mann = mit die Frau = mit det Kind).

Daß sich in Aussprache und Wortschatz nd. Spuren finden, ist leicht begreiflich, da doch die Berliner noch lange Zeit nach der Übernahme noch zweisprachig gewesen sein müssen, d. h. je nach Bedarf nd. oder hd. sprachen, ganz abgesehen davon, daß gewisse Massen fraglos noch lange am Nd. festgehalten hatten, selbst nachdem die oberen Schichten es längst aufgegeben hatten.

Kurz angedeutet sei dann hier noch, daß die Fremden, die sich in Berlin niederließen, den Wortschatz nicht völlig unberührt ließen. Auf die französische Bevölkerung z. B., die zeitweise einen nicht unbedeutenden Prozentsatz der Einwohnerschaft ausmachte, gehen neben dem weit verbreiteten „Buddel“ auch Wörter wie „Budike, botten“***) zurück, auf die jüdischen Mitbürger „meschugge, pleite“ und anderes.

*) Nach Albrecht, die Leipziger Mundart wird „mir“ und „mich“ in Leipzig meist richtig geschieden, während „Sie“ und „Ihnen“ getauscht werden. Wenn in Berlin „Ihn“ (für „Ihnen“) in beiden Fällen gebräuchlich ist, so ist der Grund der, daß durch den frühen Zusammenfall von Dativ und Akkusativ im Nd. (mi, di, en, uns, ju“ hieß es altberlinisch im Dativ wie im Akkusativ) das Unterscheidungsgefühl für Dativ und Akkusativ sehr gering sein konnte. (S. auch die folgende Anmerkung.)

**) Für das Obersächsische s. Albrecht a. a. O. S. 63. Für Berlin vgl. auch noch Gesch. der Schriftsprache S. 322 ff., wo diese Verhältnisse näher besprochen und genauer und ausführlicher begründet sind.

***) Man wird jedenfalls „botten“ (gehen) als neue französische Ableitung ansehen und es nicht etwa an älteres „botschuh“ (s. deutsches Wörterbuch II, unter diesem Wort sowie unter „bosz“, Schiller-Lübben, Mnd. Wörterbuch unter „bosse“). Denn weder das Substantiv noch das Verb sind mir je im berliner Nd. begegnet. Auch kommen beide, so weit ich unterrichtet bin, in modernen märkischen Dialekten nicht

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, so zeigt sich, daß Berlin das Hochdeutsche aus obersächsischem Gebiete empfangt. Darauf weisen noch eine Anzahl lautlicher Erscheinungen, wie das Nebeneinander von *ö* und *au*, *ē* und *ei*, *p* und *f* (*lofen*, *appel*) die als niederdeutsche Überreste nicht erklärt werden können, da alsdann ihre lautgesetzlich genaue Verteilung ganz unerklärlich wäre, die sich dagegen bei Ableitung aus dem Obersächsischen mit Notwendigkeit ergibt. Eine völlige Gleichheit dieses hochdeutschen Dialektes mit dem Berlinischen war dabei ausgeschlossen; denn im Munde einer Bevölkerung, deren Muttersprache nd. war, mußte die neuerlernte Sprache naturgemäß anders klingen und die Weiterentwicklung einen andern Weg nehmen als auf hochdeutschem Boden. Die in Obersachsen und in Berlin wohl nicht immer in gleicher Richtung angebahnten und auch verschieden wirkenden Angleichungsbestrebungen an eine von groben Dialekterscheinungen freiere Gemeinsprache erweiterte diese Kluft. Eigenheiten in Wortschatz und Syntax, wo noch manch altes Gut bewahrt blieb*), Einflüsse der aus der Fremde zugezogenen Bevölkerungsschichten auf den Wortschatz gaben dem Berlinischen sein besonderes Gepräge.

„Ein natürlich erwachsener Dialekt“, wie Hans Meyer noch in der 7. Auflage des „Richtigen Berliners“ (S. III**) das Berlinische nennt, ist es, wie die obige Darstellung zeigt, nicht, und es ist nicht mit hochdeutschen oder niederdeutschen Mundarten zu vergleichen. Diese entwickeln sich, alte Sprachzustände fortsetzend, geschlossen in sich. Von solcher Geschlossenheit ist beim Berlinischen keine Rede und kann keine Rede sein seiner ganzen Entwicklung nach: Ein hochdeutscher Dialekt ist von einer nd. Bevölkerung aufgenommen worden und mannigfachen Einflüssen, zumal denen einer über den Dialekten stehenden Gemeinsprache von Anfang an offen gewesen und die so entstandene Sprachform, die nicht wie die Mundarten von einer im wesentlichen einheitlichen Bevölkerungsgruppe, sondern von einer durch starken Zuzug immer wieder veränderten Einwohnerschaft gesprochen wurde, ist natürlich

vor. — Für weitere Entlehnungen aus den fremden Idiomen s. u. a. Der Richtige Berliner S. X. Nur wird man die Ansicht nicht teilen, daß alle französischen Endungen und Scherzformen auf die französische Kolonie und Einquartierung zurückgehen. Zweifellos sind sie in einigen Fällen zu beurteilen wie die lateinischen und griechischen Endungen in „Schwulität, burschikos“ usw., d. h. aus scherzhaftem Gebrauch in der Sprache der Gebildeten übergegangen in die des Volkes.

*) Es sei daran erinnert, daß das Nd., das heute in einem Umkreis von ca. 30 km von Berlin stark im Zurückweichen ist, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch bis dicht vor die Tore Berlins reichte.

**) Wenn Meyer das Berlinische als Sprache der 3 Millionen Einwohner Groß-Berlins bezeichnet, so ist das doch wohl etwas sehr hoch gegriffen. Der Sammler des Berliner Idiotikons sollte ja eigentlich am besten wissen, welcher Bruchteil der Berliner Bevölkerung „berlinisch“ spricht.

auch heute den Einwirkungen der Schriftsprache in ganz anderm Maße zugänglich, als irgend eine geschlossene Mundart.

Daß übrigens die Vorgänge in der Sprachentwicklung in anderen ursprünglich nd. Städten im wesentlichen die gleichen waren, zeigt ein Vergleich mit den Magdeburger Verhältnissen, die Löwe (Nd. Jb. 14, 35 ff.) geschildert hat. Nur werden auf die später zum Hochdeutschen übergegangenen norddeutschen Städte kaum immer die ferneren hochdeutschen sondern wohl mehr die ursprünglich niederdeutschen, jetzt hochdeutschen Städte (wie eben Berlin) eingewirkt haben, zugleich auch später bei immer mehr zunehmender Verbreitung von Druckschriften auch das geschriebene Wort stärker als wir dies wegen der Ausspracheverhältnisse in Berlin für diese Stadt annehmen konnten.*)

Wenn nun, obwohl die Bedingungen in einer Anzahl norddeutscher Städte ähnliche waren, gerade das Berlinische seinen besonderen Ruf hat, so liegt das zum Teil an der Vorzugsstellung Berlins, dann aber ist zu bemerken, erstens daß die Bewahrung und Fortentwicklung dieser Form des Hochdeutschen überhaupt gehemmt war in Städten, in denen die unteren Klassen niederdeutsch, die oberen Schriftsprache sprechen, wo also jene ursprünglich „niederhochdeutsche Sprache“ höchstens in einem sehr kleinen Kreise, der zwischen den genannten Klassen steht, gesprochen wird, und zweitens, daß nicht zum wenigsten wohl der Mutterwitz des Berliners auch dem Gewand, in das er gekleidet war, und das so gut für ihn geeignet schien, die Aufmerksamkeit zugewendet hat. Man hat es bald überschätzt als einen eigenen Dialekt, bald unterschätzt als verdorbenes Deutsch, es ist keines von beiden, sondern es ist die obersächsische Form des Hochdeutschen 16. Jahrhundert, wie sie vom niederdeutschen Ohr aufgenommen, vom niederdeutschen Munde wiedergegeben werden konnte mit lexikalischen und syntaktischen Resten aus der Muttersprache, mit fremden Entlehnungen vermischt, teilweise gereinigt unter Angleichung an die Schriftsprache, ein Idiom, das mit dem immer stärker werdenden Zuzug fremder Bevölkerung, dem Seltnerwerden des „waschechten“ Berliners, der immer trefflicheren Schulbildung mehr und mehr zurückgedrängt wird.

*) Wenn beispielsweise in Hamburg der Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen mit dem stärkeren Vordringen der religiösen Druckschriften in Verbindung gebracht wird, so wird hier natürlich die Wirkung der Schriftsprache stärker sein als die der gesprochenen Sprache. Doch führt auch Brockes z. B. a. a. O. den Reim „ab: napp“ an.

Brandenburgische und andere Kiefern.

Von Elisabeth Lemke.

(Vortrag in der Sitzung vom 23. November 1910.)

Geehrte Anwesende, schon damals, als ich etwa fünf oder sechs Jahre zählte, — es ist schon lange her — verwunderte ich mich nicht wenig darüber, daß man die Kiefern (oder vielmehr die „Fichten“, wie man in Preußen und in Kurland und zum Teil auch im Brandenburgischen Pinus silvestris L. nennt) mit Geringschätzung beurteilte, sobald sie Beziehung zu einem Garten hatten. Sie waren, während man heute unsere gemeine Kiefer als Parkbaum empfiehlt, unmodern geworden, und das ist eine Frage von großer Tragweite. Ich sah mit Staunen und Betrübniß, daß die hohen Bäume, die auf der obersten Terrasse unseres Gartens standen, gefällt wurden. Sie stimmten gewiss zu dem Gesamtcharakter der Landschaft und waren den benachbarten alten Linden durchaus nicht im Wege gewesen. Doch nun wollte man sie los sein. Dann würde man sich doch nicht mehr über Krähenester so nahe am Wohnhause zu ärgern haben. Möglicherweise gehörten sie auch nicht zu den schönsten Kiefern. So fiel ein Baum nach dem andern. Stumm schaute ich vom Fenster unserer Kinderstube aus zu, und nie konnte ich den Anblick vergessen. Liebgewordene Zeugen meiner ersten Lebensjahre hatten das Recht an unsere gemeinsame Heimat verloren.

Das war Ostpreußen; da aber auf unserer Tagesordnung „Brandenburgische und andere Kiefern“ stehen, will ich zunächst der Mark gedenken, die viel mehr prächtige Kiefern hat, als mancher glauben möchte, dem nur die Eisenbahnfahrt Gelegenheit gab, diese Bäume hier zu schauen, was für ihn ein unvergeßlich ermüdendes Bild bedeutete.

Mehr oder minder dicht neben einander stehendes Stangenholz kann man nicht als etwas Poesievolles, Augen und Gemüt Erquickendes bezeichnen. Es mehren sich zwar in Kunstaussstellungen usw. die Bilder mit Bäumen, von denen nur die untere Stammhälfte vorgeführt wird, und solche Darstellung kann angenehm auf unsere Einbildungskraft wirken, — das lebendige Stangenholz aber, wie es auch so viele märkische Kiefernwälder aufweisen, läßt uns sehnsüchtig nach Laubkronen oder Buschwerk verlangen.

Alles Stangenholz war einst eine freundliche, erfrischend wirkende „Schonung“. Die jungen Kiefern boten an sich und in der Gesamtheit einen reizvollen Anblick, bei gemeinsamem Charakter doch wieder Besonderheiten aufweisend. Farbe und Duft der Nadeln entzückten den Vorüberwandernden. Nach einer angemessenen Reihe von Jahren starben die unteren Zweige und Aeste naturgemäß ab. Immer kahler sah es fortan um den einzelnen eingeeengten Baum aus. Der aber strebte unaufhaltsam weiter, nach oben, nach dem Licht. Das führte zu einem geraden Wuchs. Forst- und Zimmerleute hatten ihre Freude daran. Mochten doch die Kronen verkümmern! — wenn nur das Holz tadellos sich auswachsen konnte.

Ein bekannter, begeisterter Schilderer der Natur, Hermann Masius, schreibt (in seinem Buche „Naturstudien“, 6. Aufl.) ordentlich wütend über die Kiefern, die er mit dem süddeutschen Namen „Föhren“ bezeichnet. „Sie herrschen [sagt er] in den unfruchtbaren Alluvien. Auf diesem Umstande mag größtenteils die traurige Stimmung beruhen, welche die Föhrenwälder hervorrufen, wengleich ein solcher Wald auch an sich immer einförmig und melancholisch bleibt. Hier singt kein Vogel, keine Quelle springt, selbst die Luft steht still und schwül, und jede Vegetation muß in dem mit Nadeln übersäeten Sande ersterben. Nur das Haidekraut strickt unermüdlich sein dürres Bùßergewand über das kraftlose Erdreich. Es ist gleichsam ein einziger großer „Waldfriedhof“, zwischen dessen kahl aufragenden Säulen das Auge umsonst nach Leben sucht, bis es zuletzt müde auf der heißen Sandlinie des Pfades haftet, in dem schwarze Ameisenkarawanen hin und her ziehen und Zikaden schwirrend sich sonnen. Der Eindruck der Sterilität und der Verlassenheit überfällt in seiner ganzen Schwere den Sinn. — Ganz anders erscheint dagegen die Föhre am Rande frischgrüner Wiesen oder im Gemisch mit lichtem Laubholz. Da entsteht sogleich der wohlthuende Kontrast, welcher auch die unansehnlichste Erscheinung zu heben vermag.“

Ob mit Laubholz durchmischt oder ohne diese wünschenswerte Beigabe, — die von Berlin bequem zu erreichenden Kiefernwälder bedeuten eine unschätzbare Wohltat für alle, die aus dem Dunst der Stadt hinausflüchten und sich im Walde ergehen möchten.

In der Brandenburgia-Sitzung am 30. März d. J. belehrte uns Herr Hermann Kötschke in einem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Vortrag über „Die Waldfrage in Groß-Berlin“. — Acht Tage später erließ ein aus etwa 500 Personen bestehendes Komitee einen Aufruf „Schutz unsern Wäldern“*): „Der wertvollste Teil des deutschen Nationalvermögens, die Kraft des Volkes zu Arbeit und Wehr, ist durch die

*) Vossische Zeitung 163, 8. April 1910.

Zerstörung der Wälder und Naturschönheiten in der Nähe der Städte auf das schwerste bedroht. — Trotz aller Klagen und Proteste schreitet die Verwüstung der Berliner Wälder unaufhaltsam fort. — Eine furchtbare Verantwortung laden diejenigen auf sich, die diese Zerstörung bewirken oder ihr wenigstens nicht wehren.“ An diese Worte schlossen sich Vorschläge für den Forstfiskus und die Groß-Berliner Gemeinden und Kreise, sowie für Stellungnahme in bezug auf Privatbesitz. — Später wurde Herrn Kötschke's Schrift „Die Berliner Waldverwüstung und verwandte Fragen“ in der Presse lebhaft besprochen. Der Abschnitt „Was muss in Zukunft geschehen?“ ward besonders hervorgehoben: die entscheidenden Reformwege (hieß es in der Kritik) seien in wohlthuender Klarheit, mit großer Sachkenntnis und unter Zugrundelegung eines gut gesichteten Tatsachenmaterials vorgezeichnet worden.*)

Zwischen einem märkischen und einem ostpreußischen Kiefernwalde mag es in Einzelfällen namhafte Unterschiede geben; im allgemeinen wird aber wohl Übereinstimmung vorliegen. Begleiten wir den Naturfreund auf einer Wanderung im Kreise Mohrungen.

Es ist Frühling geworden, nicht nur im Kalender, sondern auch in Wirklichkeit. Zwischen den hohen Kiefern leuchten von den Torfbrüchen her die hellgrünen Blättchen der Birken und Quitschen (Ebereschen), der frische, duftende Moosboden ist mit weißen Anemonen übersät, über die hellgelbe und gelbrote Schmetterlinge hinwegflattern. Auf dem Boden und den unzähligen, in allen erdenklichen Formen gewachsenen Kaddikgebüschchen (Wachholder) tanzt das Sonnenlicht, je nachdem die Kiefernkronen es freigeben. So scheinbar unbewegt die Luft hier unten ist, da oben fährt sie durch die Zweige, und ein leises Rauschen und Raunen ertönt, wie wenn Geisterhände eine Riesenharfe streifen. Nun schickt sich auch die Kiefer an, neues Leben zu entfalten; die ungefähr drei Jahre dauernden Nadeln ersetzen sich allmählich. Im Mai oder spätestens Anfangs Juni sind die größeren, gelblichen, strauß- oder büschelförmigen und die kleineren, rötlichen Blüten zu erwarten, welche letztere sich dicht an das Ende der jungen Triebe schmiegen, während jene am Ende der vorjährigen Triebe stehen. — Wir haben den Weg verlassen und wandern kreuz und quer über den Moosteppich; ein hübscher Frühlingsstrauß wird gepflückt, denn unter „unsern“ Kiefern ist keine arme Welt, wohl aber nunmehr eine rechte Auferstehungsfeier, ein allgemeines Wiederaufnehmen alljährlicher Freuden. Das sagen uns auch die vielen kleinen Vögel in ihren schmetternden und süßen Weisen. Von den Lichtungen her ruft die Goldammer ihr „s ist noch zu früh“; doch die Himmelskönigin selber, die Sonne, widerspricht dem, denn überall, wo ihr Strahlensegen ungehindert wirken

*) Berliner Tageblatt 396, 7. August 1910.

kann, duften schon die Kiefernadeln stärker. Es ist, als ob man neue Lebenskraft einatme; so anregend und heilsam. Und das ist keine Einbildung. Längst ist die Menschheit hinter die heilkräftige Wirkung der Nadelbäder gekommen. — Wir haben zwar noch eine ganze Woche lang April, und der Herr Doktor hat die Nadelbäder erst für den Mai verordnet; aber das ist nicht buchstäblich zu nehmen; das Abnadeln kann beginnen. So denkt wenigstens das alte Weibchen, das wir gerade dabei erwischen, ihren Raubzug in die neuen Schonungen auszudehnen. Den jungen Stämmchen dürfte das Abnadeln nicht angenehm sein und die kleinsten Kiefernkinder möchten unter den Klotzkorken (Holzschuhe mit Vorderteil von Leder) ihres Lebens nicht sicher bleiben. Einer von uns ruft: „Lass' Sie sich nicht einfallen, in die neuen Schonungen zu gehen! Hört Sie?“ — „Jau, jau, ech heer'; (ja, ja, ich höre) — ech we nech hengeie; (ich werde nicht hingehen) — neiche, nei, nei, nei“. — — Der Frühling wuchs sich aus; und nun liegt auch schon der Johannisabend mit seinen Scherzen und Heimlichkeiten — den letzten Resten einer einst heilig gehaltenen Sonnwendfeier — hinter uns. Die wilden Rosen am Waldrande blühen, als hätten sie's gar eilig. Wir halten uns nur flüchtig bei ihnen auf, wir streben dem Schatten des Waldes zu. Aus der Ferne sah auch der Wald sonnendurchglüht und unbewegt aus; aber das täuscht nur den Unkundigen. Die älteren Schonungen, wo alles so eng bei einander steht und durch graue Flechten auf abgestorbenen Aesten ein ermüdendes Einerlei vorstellt, lassen wir beiseite; wir wissen, wo uns unter freistehenden, hohen Kiefern auf kleinen Waldwiesen und feuchten Gründen erquickende Frische geboten wird. Und auch heute — da wir doch meinten, die Luft rühre sich nicht — wogt es in den Kronen, gleichsam wie Wellen, die weit, weit weg ihren Ausgang nahmen und nun leise verrinnen dürfen. Dann wieder Schweigen, — traumverloren, — Erinnern und Ahnen, für das es keine Worte gibt. — Wie schnell verging doch die Zeit! Die neuen Kieferntriebe sind schon erheblich nachgedunkelt; bald wird der kegelförmige Zapfen (der sich stets mit seiner Spitze dem Stamme zuwendet, als bezeuge er damit eine Zusammengehörigkeit) ein reizendes Gebilde sein: die leuchtend grünen Schuppenschilder dachen sich nach allen vier Seiten ab. So mußte sich der Frühling in den Sommer wandeln; den Blüten folgen die Früchte. Das wissen auch die Dorfkinder; längst hat das Sammeln der Erdbeeren begonnen, und nun kommen noch die Blaubeeren hinzu. Ein Kind nach dem andern trägt sein gefülltes Schüsselchen oder Kännchen, seelensvergnügt mit dem erhaltenen Dittchen (10 Pfennig) davoneilend. In unserm Walde waren immer so viele und so schöne Erdbeeren; Masius würde sich recht daran erfreut haben. Und den Beeren folgen die Pilze. Wir haben, als Kinder, auch fleißig mousserons gesucht, die kleinen, schwarzstieligen, stark duftenden Pilze,

die das Nadelholz lieben. Beim Sammeln knieten wir auf den glatten Kiefernadeln und manchmal auch auf Ameisen, die wir bei unserm Eifer ganz übersehen hatten. Die Kiefern über uns rauschten von Zeit zu Zeit auf; das klang, wie wenn jemand uns etwas zuflüstere. Ich höre es noch. — — Doch nun sind wir schon wieder bei den langen, weißen Fäden angekommen, die in der Luft herumfliegen und von denen das Volk in Spinnerinnen- und Mondsagen immer noch erzählen mag. Das Volk glaubt auch noch immer an „verrufene Stellen“; und in unserem Walde gab es eine solche Stelle, an der der Bauer J. aus dem Dorfe S. von rätselhaften Wesen Unheil erfuhr. Immer wenn er in der Stadt gewesen war, soll ihn sein Geschick ereilt haben, immer am großen Kratzelbeeren-Gehusch (Brombeerengebüsch). Die Wagenräder sollen dann nach oben gerichtet gewesen sein; schauerhaft! — Doch, aufrichtig gestanden, ich habe immer erwartet, daß auch ich dies Erlebnis haben würde; nie bin ich — wenn wir zur Nachtzeit durch den Wald heimkehrten — ohne Bangen an jener Stelle vorbeigekommen, denn auf der einen Seite des Weges war das Erdreich, in dem die Kiefern standen, so hoch über diesem Wege, daß die mächtigen Wurzeln heraustreten, was für die Wenktiner (Wanderer, Bettler) sehr nette Ruhesitze abgab. — Die Kiefernwurzeln werden arg gemißhandelt; man reißt sie unter der Moosdecke hervor, zieht sie nach Möglichkeit aus der Erde und hackt sie dann ab; mit Hilfe von festen, biegsamen Stäben werden aus den so gewonnenen Wurzeln Kartoffelkörbe geflochten. — Auch die Kartoffelernte geht vorbei. Das Laubholz (Bäume und Gesträuche, die wochenlang wie gelbe und rote Flammen in der Landschaft leuchteten, gibt seinen Blätterschmuck mehr und mehr dahin. Die Kiefer kann diesen Vorgang ruhig mitansehen; ihr Nadelkleid wird ihr nicht genommen. Doppelt reizvoll erscheint sie jetzt in ihrer ungestört bleibenden Art neben jenen, die mit herrlichen Farben zum langen, todesähnlichen Winterschlaf geschmückt wurden, täglich mehr von diesem Schmucke einbüßen und zuletzt kahl und farblos dastehen. — Mit verträumten Gedanken gehen wir dahin. Schon geht die Sonne unter. Da flammt es auch bei den Kiefern auf: Die Stämme leuchten in hehrer Schönheit. — — Immer kürzer wurden die Tage. Aber dann kam die Wintersonnenwende mit unserm lieben Weihnachtsfest; und dann begann der Siegeslauf des Lichts auf's Neue. Draußen türmte sich der Schnee. Die festgetretenen Pfade sind schon wieder durch neuen Schneefall unsern Blicken entzogen; aber wir wandern tapfer vorwärts. Die Holzfäller haben große, nicht gerade einwandfrei aussehende, aber doch willkommene Fußspuren hinterlassen. Für empfindlich unter Kälte Leidende ist solche winterliche Wanderung zum Walde zuerst eine harte Prüfung, ganz gleich, ob strenger Frost herrscht oder weiche Schneemassen das Schuhwerk durchfeuchten oder Glätte die Aufmerksamkeit

beständig herausfordert. Erst im Walde wird es besser, falls wir diesmal auf ein hin und her verzichten und uns lieber an einigermaßen gangbare Wege halten. Dann kommt auch jenes wunderbare Behagen über uns, das die reine Winterluft mit sich bringt, das uns hier — im geschützten Walde — mit beglückender Frische und Spannkraft erfüllt. Wenn aber Rauhref die Umgebung verändert hat, gehen wir wie in einem Märchenland einher. Manchmal ist unser Weg durch aufgewehten Schnee versperrt, manchmal aber auch durch Bäume, die ein wilder Sturm niederriß, entwurzelte oder abbrach. Wie gestürzte Kämpfer liegen die Stämme da. — Ja, der Sturm! „Wie mit Pferdegetrappel und Peitschenknallen war er gekommen“. Die wilde Jagd. — Wir wandern wohl zu den aufräumenden Arbeitern oder suchen die Holzfäller auf, die das Klafferholz und die Prisseln (abgehackte Zweige) und die Stubben zu ordnen haben; wir reden über Nutzholz und Brennholz und natürlich auch über den großen Schaden, den der Sturm anrichtete. Aber einer und der Andere von uns (wenn ihm die Volkskunde ein Stück Leben bedeutet) bringt das Gespräch auch auf die wilde Jagd und kann außerdem bei dieser Gelegenheit erfahren, daß sich gewiß wieder jemand aufgehängt habe; denn so etwas wird von altersher durch Sturm bekannt gemacht. Herr Rektor Monke wird sicherlich die Freundlichkeit haben, als kleinen Nachtrag für unsere Vereinskchrift, die brandenburgischen Kiefern zu beschreiben, die er mir gegenüber erwähnte, — in Zusammenhang mit Erhängten und Totgeschlagenen und andern Schrecknissen. — Doch auf den ärgsten Sturm folgt Ruhe; und wenn nur erst Lichtmeß (2. Februar) vorüber sein wird, rückt man wieder der Frühlingsauferstehung näher. Dann wird die Sonne auch wieder das Kiefernharz heraustreiben, so daß sein Duft ein belebendes Element mehr für uns ist, die wir dem vielgeschmähten und doch zumeist so schönen Kiefernwalde zustreben.

Von den Freuden, die uns ein jeder Wald gewähren kann, habe ich nur wenige herangezogen; Sie selber, geehrte Anwesende, werden sich das Bild vervollständigen und gleich mir von Herzen wünschen, daß die vorhin erwähnten Bestrebungen, die Wälder um Berlin herum (und wären es auch nur Kiefernwälder) zu erhalten, von Erfolg gekrönt werden.

Die Zeitschrift „Haus, Hof und Garten“*) brachte einmal eine hübsche, nach der Natur photographierte Abbildung „Die Kiefer als Parkbaum“ und bemerkte dazu: „Gerade in der Mark Brandenburg, und ganz besonders um Berlin, wo die meisten Waldflächen nur mit Kiefern bestanden sind, findet der Käufer einer Baustelle oft eine Anzahl Kiefern auf diesem Grundstück. Diese großen Bäume sind bei der Anlage eines größeren

*) Haus, Hof und Garten, 21. April 1906.

Gartens sehr wertvoll und sollten, wo es nur irgend möglich ist, geschont werden. Gerade hier in der Mark, wo die Kiefer der Landschaft den Stempel aufdrückt, wirkt dieselbe auch im Park anheimelnd“.

Wie mächtig dieser Baum werden kann, bezeugt u. a. die sog. Riesenföhre bei Reichenau in Böhmen. Der Stamm hat, 1 m über dem Erdboden gemessen, einen Umfang von 3 m, und die Höhe des Baumes beträgt etwa 20 m. Doch Herr Rektor Monke entdeckte auf der sog. Oberheide bei Bötzwow (Havelland) in Jagen 226, eine Kiefer, die in $1\frac{3}{4}$ m Höhe 3,60 m als Umfang aufweist.

Stattliche und zugleich malerische Kiefern sah ich in diesem Sommer in der Umgegend von Danzig. Sollten die Malkünstler unter Ihnen nach Oliva gelangen, so wandern Sie den Weg nach Ludolfine, welcher Ort auf der einen Seite Häuser, auf der andern hohe, meist schön geformte Kiefern hat. Außer diesen, die jetzige Straße begleitenden Kiefern, hat man noch an einem schräg abzweigenden Wege (der einst durch einen Wald geführt haben soll) Prachtexemplare von Kiefern in großer Anzahl, so daß es mich freudig aufregte. Ein Paar schöne Kiefern sah ich auch vor Conradshammer, dagegen erbarmungslos und malerisch zerzauste, zu schiefer Haltung gezwungene bei Hela, wo es indessen auch tadellos gewachsene Kiefern gibt.

Interessant und viel besprochen ist *Pinus montana* Mill., die Berg- oder Krummholzkiefer, zu der *P. montana uncinata*, die Hakenkiefer, und *P. Pumilio*, die Zwergkiefer oder Legföhre oder Krumm- oder Knieholz, und *P. Mughus*, die in den italienischen Alpen heimische Mugokiefer, gehören.*)

Masius schreibt über das Knieholz (das er *P. Mughus* nennt), es habe zwar im Riesengebirge, im höchsten Erzgebirge, in den Vogesen, im Schwarzwald, in Oberschwaben, in den bayrischen Alpen und Vor-alpen seine Heimat, durfte aber durch Anpflanzen noch andere Gegenden gewinnen. „Die Nadelhölzer [sagt er] bilden nach Oken's Bezeichnung das „Dach der Berge“. Aus den Ebenen und Sandsteppen ziehen sie aufwärts, unter sich die Laubbäume zurücklassend. Wo der Granit seine Türme in die Wolken baut und die Wasser donnernd aus dem Geklüfte springen, da steigt das schwarze Heer hinan und pflanzt die Lanzen auf. Zu den höchsten Gipfeln klimmen sie; und ist alles andere Gewächs erstorben, dann kriecht zu Boden geworfen das Knieholz weiter. In seinem Haar, in seinem zottigen Moosbart wühlt der Sturm; er zerzt an den lang ausgreifenden, dicht gegen die Erde gedrückten Armen; aber der Gnom schlingt seine Zweige nur um so fester ineinander und klammert sich mit eiserner Kraft an die Steine des Hochmoors, in das er hundert Wurzeln gegraben. Ja, auf den steilsten, nacktesten Abhängen haftet sein Fuß.

*) L. Beissner, Handbuch der Nadelholzkunde. (Berlin, 1891; P. Parey.) S. 233 f.

Die schwarzen Massen des Strauchs ziehen da oft über weite Strecken, einem unterirdischen Walde gleich, dessen Kuppen nur aus der Tiefe tauchen. Neben und unter ihnen aber schickt die Alpenrose ihre Flut hinab.“

Märkischen Gartenbesitzern (ich hoffe, es sind solche Glücklichen unter Ihnen) seien — soweit sie nicht schon ausländische Kiefern im Garten haben — einige derselben zur Anpflanzung empfohlen. Die aus dem östlichen Nordamerika stammende Wymouthskiefer, *Pinus Strobus* L., wurde i. J. 1705 in Europa eingeführt. Nach unserm verstorbenen Mitglied, dem verehrten Dr. Bolle, war sie aber schon einmal Mitte des 16. Jahrh. nach Paris gebracht worden. Sie wird 40–50 m hoch. In England war es Lord Wymouth, der sie anbaute; daher der Name*). — Ebenso dankbare und willkommene Abwechslung in das Gartenbild bringend ist *Pinus Laricio* Poir, die in Süd- und Ost-Europa und in West-Asien große Wälder bildende Schwarzkiefer. Da sei besonders *P. L. austriaca* Endl. empfohlen, die österreichische Schwarzkiefer oder Schwarzföhre. — (Gern spräche ich eingehend über *P. L. calabria* Delam, die mächtige calabrische oder südeuropäische Schwarzkiefer,**) auch korsische Kiefer genannt***); aber ich habe noch mancherlei Anderes zu sagen.) — Von einigen andern in unsern Provinzen vortrefflich fortkommenden Kiefern machte mir (auf meine gelegentliche Anfrage) Herr Wocke, Inspektor des herrlichen kgl. Gartens in Oliva, gefällige Mitteilung. Er nannte u. A. *Pinus Laricio austriaca* und *P. L. monegasensis*; dann die schöne, aus Mittel-Europa stammende Zirbel- oder Zübelkiefer, auch Zirne oder Arve genannt, *Pinus Cembra* L.; ferner die Krummholzkiefer *Pinus montana* Mill. („unicata = Pumilio); *Pinus ponderosa* Dougl., die schwerholzige Kiefer oder Gelbkiefer, die außer andern Gebieten Kalifornien bevorzugt, bis 90 m hoch wird und 1826 in Europa eingeführt wurde†); und *Pinus rigida* Mill., die Pechkiefer, Pitch Pine der Amerikaner und Engländer, 1750 in Europa eingeführt; nach Dr. Bolle stehen diese Bäume auf der Insel Scharfenberg jährlich 5 Monate im Wasser, ohne darunter zu leiden††).

Nun hätte ich die größte Lust, Ihnen von *Pinus Pinea* L., der schönen italienischen Steinkiefer (Stone Pine der Engländer) zu erzählen. Aber ich will mich hier nicht zu sehr vom Brandenburgischen entfernen. Nur mit wenigen Worten kann ich die künftigen Italiensfahrer unter Ihnen darauf aufmerksam machen, daß unvergeßliche Bilder sich ihnen bieten

*) Beissner, a. a. O., S. 288 f.

**) Beissner, a. a. O., S. 238 f.

***) Voss. Ztg. 7; 6. Januar 1908.

†) Beissner, a. a. O., S. 260 f.

††) Beissner, a. a. O., S. 266 f.

werden. Abgesehen von dem großen Pinienwald bei Ravenna seien die Pinien Rom's erwähnt: in der Villa Borghese (Umberto), in der Villa Doria Pamfili, in der Via Nomentana, auf dem Palatin, an der Via Appia usw.; die Pinien in der Campagna, bei Ostia und anderwärts. Und dann im tieferen Süden, wie z. B. in Monreale bei Palermo. Die Pinie wurde mir ein ebenso eindringliches Wahrzeichen für Italien, wie es unsere gemeine Kiefer für die Heimat ist.

Somit wäre ich wieder bei ihr angelangt, die wir fälschlich „Fichte“ nannten und die außer gemeine Kiefer und Föhre (oder „Fohre, Forche, Forle“*) auch noch Kiene und Kienbaum heißt. Die kleineren buschigen Bäume werden „Kussel“ und „Kujar“ genannt. Je nach Alter und Stand haben unsere Kiefern eine längliche oder eine schirmförmige Krone. Sie stellen ein ausgezeichnetes Nutz- und Brennholz vor, werden überall forstlich angebaut und sind an Nutzwert nur von wenigen Kiefern übertroffen. Sie liefern Teer, Pech, Kienruß, Terpentin, Terpentinöl und Kolophonium, und aus den Nadeln stellt man Waldwolle her.**). Die Waldwolle kennen wir als wollähnliche Fasern, die durch Kochen der Kiefern- (und Fichten-) Nadeln mit Dampf und Zerteilen auf einer Maschine gewonnen werden. Man verwertet sie beim Polstern von Matratzen, Kissen usw., bei Herstellung von Teppichen und (gemischt mit wirklicher Wolle) als Spinnstoff zur Verfertigung einer Art Gesundheitsflanell.

Kienspähne spielten von jeher eine große Rolle im Haushalt. Auch heute noch weiß man sie zu schätzen. Ein Ofenfeuer, in dem Kien knattert und spritzt, hat etwas unsagbar Gemütliches. — (In meiner Heimat hörte ich das Wörtchen „Berlin, Berlin! das ist der reine Kien.“) — Herr Rektor Monke teilte mir mit, daß s. Z. in Lietzow bei Nauen der Lehrer am Aschermittwoch „fetten Kien“ von den Kindern geschenkt bekam. Dieser Zeitpunkt ist recht sinnig gewählt. Gerade an dem Tage, der einige Zerknirschung mit sich brachte, kam das lebensvolle, Feuerkraft in sich schließende Kienholz zu besonderer Ehre. — Übrigens tat nach (Masius) Humboldt den Ausspruch, „daß das innere Leben der Pflanzen gleich dem promethischen Feuer auf unserm Planeten nie erlischt.“

Wenngleich der zu den „Spinnern“ gehörende Nachtschmetterling oder Nonnenfalter (*Ocneria monacha* oder *Bombyx monacha*), kurzweg „Die Nonne“ genannt, den Kiefern nicht annähernd solchen großen Schaden bringt wie den Fichten (Rottannen), so sei doch ein Wörtchen über dieses unheimliche kleine Wesen hier miteingeflochten. Seine behaarten, braunen, mit blauen und rötlichen Flecken versehenen Raupen

*) Beissner, a. a. O., S. 225 f.

***) Beissner, a. a. O., S. 225 f.

fressen (was besonders in Preußen und Bayern in sehr großem Umfang der Fall war) die Nadeln glatt weg von den Bäumen. Die glänzend braunen Puppen finden sich gewöhnlich in Ritzen der Rinde vor, eingeschlossen in einem zarten Gespinst („wie in einer Zelle“, — daher der Name). Im Verlauf von fünf Tagen hatte in einem Posenschen Bezirk die Forstverwaltung, mit Hilfe von Schulkindern, 132 000 Nonnenschmetterlinge, meist Weibchen, und etwa 2000 Kiefernspinner gesammelt und verbrannt.*) — Das graue Nonnen-Männchen ist kleiner als das Weibchen, dessen auf weißem Grund gezeichnete, schwarze Zickzacklinien gewiß sehr kleidsam sind. Jedes Weibchen legt in die Ritzen der Rinde 100—200 Eier, immer in Päckchen zu 30—50 Stück geordnet. Die Eier überwintern, und im April kriechen die Raupen aus. (Beim Kiefernspinner dagegen überwintern die Raupen, indem sie im Herbst am Stamm hinabkriechen und sich am Boden im Moose verstecken.) Jemand hat ausgerechnet, daß ein einziges Weibchen es in drei Jahren auf 2 Millionen Raupen bringen kann, vorausgesetzt, daß kein Räupchen umkommt. Die jungen Raupen leben anfänglich in Gesellschaft, sog. „Spiegeln“, beisammen. Doch bald trennen sie sich, um am Stamm in die Höhe zu kriechen und ihr Vernichtungswerk zu beginnen. Im Juni verpuppen sich die Raupen, und im Juli schlüpfen die Schmetterlinge aus**). — Wie viele Kriegsmittel wurden schon aufgeboten! Leimringe um die Stämme, Totquetschen oder Versengen des „Spiegels“, nächtliche Feuerstellen (zu denen die Falter eilen), Abklopfen auf ausgebreitete Tücher, ja, auch (z. B. in Zittau) Benutzung von Scheinwerfern, die die Schädlinge herbeilockten, während die daneben aufgestellten Saugapparate die Falter in gewaltige Trichter hineinzogen***) usw. Zum Glück helfen viele Vögel (darunter auch die vielbefeindete Krähe†) sowie Raubkäfer, Baumwanzen, Ameisen usw. mit.

Bevor Fichten und Tannen als Weihnachtsbaum benutzt wurden, begnügte man sich in vielen Gegenden mit Kiefern. E. M. Kronfeld sagt in seinem Buch „Der Weihnachtsbaum“: „In der preußischen Mark lieferte vor dem Ausbau der Eisenbahnen, statt der herzerquickenden Tanne, die zausige Sandkiefer, die der Märker unbeirrt „Dannenboom“ nennt, das Weihnachtsgrün. — Fichte und Tanne sind nachweislich zuerst im Jahre 1851 aus dem Thüringer Wald und dem Harz in Menge auf dem Berliner Markt erschienen und wurden erst von da ab Eigentum der großen Volksmasse. Als später einmal eine Dame nach einer märkischen Kiene in der „feineren“ Gegend des Gendarmenmarktes

*) Der Gesellige; 30. Aug. 1906.

**) Heimat und Welt; 4. Sept. 1907. (Danz. Ztg.).

***) Der Gesellige; 4. Aug. 1908.

†) Heimat und Welt; 4. Sept. 1907. (Danz. Ztg.).

fragte, erhielt sie von der Hökerin die bezeichnende Antwort: „Kienen, die gibt es hier nicht, die kauft in dem Viertel keiner; ich hab' bloß Tannen.“*) Herr Rektor Monke hat 1866 Kienbäume aus der Heide (Westhavelland) geholt, um sie als Weihnachtsbäume zu verwenden. — Nur ganz flüchtig sei bemerkt, daß in Italien (samt Sicilien), wo unsere Weihnachtsfeier einige Nachahmung erfährt, u. a. die Pinie dafür herangezogen wird. Alexander Rumpelt sah vor mehreren Jahren im Findelhause zu Messina einen großen Weihnachtsbaum, d. h.: „an einem 6 m hohen Pfahl waren seitlich die verschiedensten Zweige von Edelakazien, Pinien und anderen Bäumen und auf diesen wieder kronenartig Lichter befestigt.“**)

Wenn der stattliche Pinienzapfen schon seit den Zeiten der Assyrer ein künstlerisches Motiv abgab und bei den Griechen als Abschluß des, mit Epheu und Weinlaub umwundenen, bei den Bacchosfesten geführten Thyrsos-Stabes verwandt wurde, und übrigens das Wappen von Augsburg einen Pinienzapfen zeigt, so beschränkt sich unser Kiefernzapfen (Kienappel und Schäfken in der Mark, Schuch und Schuchchen in Ostpreußen, Tschischk***) in Hela) auf Wohlgefallen bei Kindern und auf Verwertung beim Räuchern der Fische und beim gewöhnlichen Heizen. Doch nein, als unser Kaiser im August d. J. in Danzig war, sah ich in den grünen Gewinden, mit denen das Langgasser Tor geschmückt war, zahlreiche „vergoldete“ Kiefernzapfen, welcher Gebrauch von Berlin her stammen soll. — Im Kreise Pr. Holland (Ostpr.) gibt es auch menschliche Kienäpfel, nämlich den Familiennamen Kiehnäpfel.

Aus der Rinde oder Borke der Kiefer schnitzen Fischer sog. Netzschwimmer, und Kinder fertigen sich daraus kleine Schiffchen.

Ein altes Wahrzeichen war (oder ist noch) die Kiefer auf dem Peitzer Turm; und von den alten Kiefern auf dem Brauhausberge bei Potsdam sagen die Leute: so lange mindestens 13 Bäume gesund sind, werde kein Unglück die Stadt treffen.†) Sie wird dann, um ein märkisches Wort zu gebrauchen, immer „auf dem Kien“ sein. Und mit dem Wunsche, daß auch Sie, meine geduldigen Zuhörer, recht „auf dem Kien“ verbleiben mögen, schließe ich meine Mitteilungen.

*) E. M. Kronfeld, Der Weihnachtsbaum. (Oldenburg u. Leipzig; Schulze, 1906.) S. 67 f.

***) Alexander Rumpelt, Sicilien und die Sicilianer. (Berlin, Allg. V. f. Litt.) II. Aufl. 1902, S. 165 f.

†) In der Mehrheit „Tschischkes.“

†) E. M. Kronfeld, a. a. O., S. 70.

24. (16. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 23. Februar 1911. Besichtigung der St. Nicolai-Kirche unter gütiger Führung und Erklärung des Herrn Pastors Göhrke, Diakonus an der Kirche.

In dem stillen Winkel umbraust von dem Getriebe der Stadt steht das älteste Gotteshaus Berlins. Die Teilnehmer betraten es durch den nördlichen Eingang neben der Sakristei. Nachdem die Versammlung vor der Kanzel Platz genommen hatte, spielte Herr Musikdirektor Wiedermann als Einleitung längere Zeit die Orgel, und die feierlichen Töne durchbrausten das mächtige Kirchenschiff.

Danach bestieg Herr Pastor Göhrke die Kanzel und gab einen kurzen Überblick über die Geschichte des Gotteshauses. St. Nicolaus ist der Patron der Handelsleute, die sich gegenüber von Kölln auf dem nördlichen Ufer der Spree niedergelassen hatten, als mit der Kolonisation der Verkehr über die Spree ein lebhafterer wurde. Im Jahre 1245 wird der Probst Simon genannt, weshalb die Erbauung der Kirche wohl weiter zurückliegen muß. Sie unterstand dem Bischof von Brandenburg. Der ursprüngliche Bau war natürlich viel kleiner, es war eine schlichte Basilika, deren Turm mit einem Satteldach abschloß. Die Erweiterung schritt von West nach Ost fort, bis sie im Jahre 1379 fertig war. Im Jahre 1460 erfolgte eine abermalige Erneuerung und Erweiterung, indem die drei Kapellen angebaut wurden. Nach der Einführung der Reformation wurden die Altäre beseitigt und die Kapellen zur Erbbegräbnissen eingerichtet. Weil nun an die Stelle des Altardienstes die Predigt getreten war, wurden auf der Nord- und Südseite Emporen errichtet. Im Jahre 1878 fand die letzte Renovierung von Stüler und Blankenstein statt; der Turm erhielt seine Doppelspitze, die Chöre wurden entfernt, die Erbbegräbnisse geschlossen und die Bilder umgehängt. Später kamen noch Heizanlage und elektrisches Licht hinzu. Die Fenster laufen um die ganze Kirche herum und stellen Bilder aus der biblischen Geschichte dar. Sie sind z. Teil Geschenke des Magistrats, während die Fenster des Chorraumes von Kaiser Wilhelm I. geschenkt wurden. Die Kanzel ist eine Stiftung aus dem 17. Jahrhundert. Während des Vortrages zeigte der Kirchendiener, Herr Becker, den großen Abendmahlskelch herum, der ein Geschenk des Großen Kurfürsten ist und aus dem 13. Jahrhundert stammt. Ursprünglich war er aber ein Geschenk der Markgrafen Otto und Johann an ein märkisches Kloster, wahrscheinlich an das in Strausberg. Er besteht aus Silber, das ver-

goldet ist. An der Kirche haben namhafte Theologen gewirkt, wie Paul Gerhardt, Spalding und Spener, und die beiden letzten haben auch ihre Ruhestätte hier und zwar außerhalb der Kirche neben der Sakristei gefunden.

Nach diesem geschichtlichen Überblick begann der Rundgang und zwar von dem Eingang zur Sakristei aus. Hier hängt dicht neben dem Portal das lebensgroße Bild des Generalsuperintendenten Brückner und weiter ab mehrere andere Porträts, wie das Paul Gerhardts, Speners und des Probstes Spalding. Der Altarraum ist sehr groß, weil er noch hinter die Säulen herumgeht und weil er ursprünglich eine selbständige Kirche war. Er besitzt noch hoch oben unter den Fenstern den Mönchsgang. Rings in die Kirchenwand eingelassen finden sich nun zahlreiche Erbbegräbnisse, Epitaphien mit Bildern nebst Kunstwerken aller Art.

Von den Erbbegräbnissen seien erwähnt das des Obristen von Schnitter 1721, des Erbauers der Feste Groß-Friedrichsburg in Westafrika, das des Kanzlers Distelmeier, das Schindlersche und das des Barons von Pufendorf. Die Mehrzahl sind solche von Berliner Patrizierfamilien, z. B. das des Kaufmanns Beyer. Den Altar schmücken drei Gemälde des Malers Bernhard Rode: in der Mitte Christi Verklärung, rechts das Gespräch über den Zinsgroschen und links der Gang durch die via dolorosa. Vor dem Altar steht ein mächtiger Taufstein aus Zinn.

Zum Schluß der Führung berichtete Herr Pastor Göhrke, daß er monatliche Führungen durch die Kirche veranstalte. Auch an dieser Stelle wollen wir Herrn Pastor Göhrke für die sorgfältige Führung und Herrn Musikdirektor Wiedermann für sein ergreifendes Orgelspiel den Dank der Gesellschaft aussprechen.

25. (17. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Feier des 19. Stiftungsfestes

in den Festräumen der Ressource zur Unterhaltung,

Oranienburgerstr. 18.

Gegen 150 Mitglieder und Gäste versammelten sich in den freundlich geschmückten Räumen und an der festlichen Abendtafel. Während derselben brachte der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat E. Friedel, das Kaiserhoch mit ungefähr folgender Ansprache aus.

Namens des Vorstandes heiße ich unsere Mitglieder und die zahlreichen werten Gäste herzlichst willkommen.

Mit der Gutzkow-Feier Ende d. M. werden wir ein reichbewegtes Vereinsjahr abschliessen: 26 Versammlungen, 9 ordentliche und nicht weniger denn 17 außerordentliche. Dabei Wanderfahrten nach Werder, Potsdam-Templin, Havelberg, Müncheberg, Blumberg, Rathenow, Lindow, Freienwalde a. O., Friedrichsfelde, Döberitzer Heerstraße und Pichelswerder, zu der schönen Havelinsel, auf der wir, hoffentlich vom Wetter begünstigt, am Sonnabend vor Pfingsten unser heimatliches Festspiel „Albrecht der Bär“ beginnen werden.

Unser heutiges XIX. Stiftungsfest fällt auf einen erfreulichen Erinnerungstag.

Wer heute die Denkmäler Friedrich Wilhelms III. und seiner Gemahlin im Tiergarten besucht hat, der wird sich an dem herrlichen Blumenschmuck daselbst erfreut haben. Gilt diese Huldigung heute doch ganz besonders dem Geburtstag der unvergeßlichen Königin Luise. Im vorigen Jahre am 13. Juli hatten wir eine traurige 100jährige Gedächtnisfeier. Wir durchflogen im Geist die fast 101 Jahre seit dem Tode der Königin und freuen uns der steten und glücklichen Entwicklung, die unser Vaterland unter dem ruhmreichen Szepter der Hohenzollern in dieser Zeit erlebt hat. Nicht zum wenigsten unter unserm jetzigen Kaiser und König, der es, wie wenige, versteht, Volkskraft und Wehrkraft in ihrer höchsten Ausbildung zu erhalten, gleichwohl aber auch alle Zierden des Friedens, die Künste und Wissenschaften, unausgesetzt zu pflegen und zu fördern.

Sie wissen, daß ich bei unserm Kaisertoast gern ein Hohenzollernwort zitiere. Als unser Kronprinz im August vorigen Jahres bei der Jubelfeier der Universität Königsberg zum immerwährenden Rektor proklamiert worden war, gebrauchte er in seiner Dankeserwiderung eine Redewendung, die uns Heimatkundler ganz besonders angeht.

Weisen Sie, sagte er zu den Hochschullehrern, uns die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zukommt.

Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zur Verdrossenheit und unfruchtbaren Kritik, vielmehr sehnen wir uns nach Betonung unseres deutsch-nationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart*) zu verwischen drohen.

*) Ist das Wort „völkisch“ eine unberechtigte Bildung? Das Wort „völkisch“, das neuerdings als Ersatzwort für „national“ bei uns Verbreitung zu finden beginnt, und das durch die Königsberger Rede des Kronprinzen auch der höchsten amtlichen Anerkennung gewürdigt wurde, ist bei diesem Anlaß von einem Teile der Presse, ins-

M. D. u. H.! Das ist ein wahres und beherzigenswertes Wort, besonders für uns Berliner und Märker. Vergessen wir nicht, dass auch unser Landesteil zum ostelbischen Kolonisationsgebiet gehört und noch lange, lange seine völkische Eigenart gegen den bedrohlichen Ansturm von Osten her zu verteidigen haben wird.

Dazu wird die Brandenburgia durch Heimatliebe und Heimatpflege das Ihrige zu tun sich fortgesetzt bestreben und darin unser Herrscherhaus allezeit nach Kräften unterstützen.

So wollen wir uns gerade in diesem besonderen Sinne jetzt zu dem dreifachen Ruf vereinigen: S. M. der Kaiser und König, unser brandenburgischer Markgraf: hoch, hoch, immerdar hoch!

Die Versammlung stimmte begeistert ein und sang stehend den ersten Vers von „Heil dir im Siegerkranz“.

Während der Tafel trugen Fräulein Gesa Friedel, Tochter des 1. Vorsitzenden, und Frau Klossegk-Müller Volkslieder vor, die mit großem Beifall begrüßt wurden. Es waren die folgenden Lieder: Die Soldatenbraut von Schumann, Damon von Staage, Menuet Era dell'Aqua,

besondere der „Frankfurter Zeitung“, als eine unberechtigte sprachliche Bildung erklärt worden, die sowohl schlecht klinge, wie der Form nach fehlerhaft sei und daher aus unserm Sprachschatz so rasch wie möglich wieder ausgemerzt werden sollte. Vor allem hat das genannte Blatt gegen das Wort eingewandt, daß die Ableitungssilbe „isch“ nur in zwei Fällen am Platze sei, die beide bei dem Worte „völkisch“ nicht zuträfen, nämlich bei Ländern und Städten (preußisch, kölnisch usw.) sowie ferner zur Bezeichnung einer unrühmlichen, vielfach auch unnatürlichen Eigenschaft, wie sie etwa die Wörter weibisch (im Gegensatz zu weiblich), kindisch (im Gegensatz zu kindlich), hämisch, läppisch usw. zum Ausdruck bringen. Indessen trifft, wie in der „Dtsch. Tageszeitung“ eingewendet wird, diese auf den ersten Blick bestechende Beweisführung gegen das Wort „völkisch“ keineswegs zu. Wenn wir von einem Gedicht sagen, dass es „wahrhaft goethisch“, oder von einer Musik, daß sie geradezu „himmlisch“ ist, so wollen wir damit keinen Tadel, sondern im Gegenteil das höchste Lob aussprechen; jene herabsetzende Kraft, die der Silbe „isch“ angeblich innewohnt, kommt ihr eben in Wahrheit nur in jenen Fällen zu, in denen wie bei „weibisch“ und „kindisch“ ein sachlicher Gegensatz seinen sprachlichen Ausdruck findet, und dass ferner, im Gegensatz zu der weiteren Ansicht des genannten Blattes, auch andere Wörter als Länder und Städte ihr Eigenschaftswort sehr wohl durch „isch“ bilden können, dafür gibt es keinen besseren Beweis als das Wort „deutsch“ selbst (althochdeutsch: diutise), das von dem Worte „diot“ = Volk mit der Ableitungssilbe „ise“ gebildet ist, daher gleichfalls von Hause aus gar nichts anderes als „völkisch“ bedeutet und zuerst wohl (nach Weigands neuem Wörterbuch) von der volkstümlichen, d. i. „deutschen“ Sprache im Gegensatz zur lateinischen Kirchensprache, gebraucht worden ist. Wie das Wort „völkisch“, so ist übrigens auch das neuerdings in ähnlicher Weise erörterte Wort „Volkheit“ keineswegs eine sprachwidrige Willkürschöpfung der jüngsten Zeit, sondern es ist bereits von keinem Geringeren als Goethe zum Ersatz für „Nationalität“ vorgeschlagen worden, ist der Form nach völlig einwandfrei und dürfte daher wie „völkisch“ recht wohl geeignet sein, in dem genannten Sinne dauernd unserem Sprachschatz einverleibt zu werden. Vgl. „Die Post“ vom 10. Sept 1910.

Duett aus Hoffmanns Erzählungen und Zigeunerlieder von Brahms-Viardot. Außer dem in Archäologenkreisen wohlbekannten Hallstadt-Liede des † Dr. med. Kade-Sorau wurde ein von Fräulein Adelheid Sachs für den heutigen Abend gedichtetes, von launigen Anspielungen auf die Tätigkeit der Brandenburgia strotzendes Tischlied nach der Melodie „Strömt herbei, ihr Völkerscharen,“ gesungen.

Herr Dr. jur. E. Assmann toastete auf die Damen, Herr 1. Schriftwart Prof. Dr. Zache auf das Gedeihen der Brandenburgia und der stellvertr. Ausschussobmann Herr Kustos Buchholz auf diejenigen, welche sich um das Fest verdient gemacht hatten: die singenden Damen, die Dichterin und das Ehepaar Plack, welches die großen Mühen des wohlgelungenen, von Geschick und Geschmack zeugenden Arrangements unternommen hatte. Zur Belustigung trug ein Karussell, eine Schießbude, eine Verkaufsstelle für nachgeahmte lausitzer Buckelurnen mit Farnkräutern darin u. dgl. m. bei, vor allem das gutbesetzte Orchester, nach dessen Melodien sich die Tanzenden bis zu der Zeit bewegten, wo die Frühzüge auf den Vorortbahnen ihren Dienst begannen.

Im einzelnen wie im ganzen ein höchst wohlgelungenes Stiftungsfest.

26. (9. ordentliche) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. März 1911, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Vortragssaal des Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIV, XVII bis XX und XXII bis XXVIII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende berichtet über den Stand der Aufführung des Volksschauspiels von Eberhard König „Albrecht der Bär“ auf der vom Herrn landwirtschaftlichen Minister Freiherrn von Schorlemer gütigst bewilligten Freilichtbühne des Pichelswerder. An der Spitze des Ehren-Festspielausschusses ist zu nennen der Herr Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, der als guter Brandenburger bereits 1911 dem wohlgelungenen Festspiel des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde, der Dichtung „Chorin“ von Axel Delma, sein Interesse zugewendet hatte.

Der Plan des Festspielplatzes liegt aus.

Herr Konrad Schroeder, Wirt des Schildhorn-Restaurants überreicht eine von ihm verfaßte Bearbeitung der Schildhornsage, die ja bekanntlich einen Bestandteil des Königschen Festspiels bietet.

II. Exzellenz Dr. Thiel hat 2 Nummern 1. und 15. d. M. „Das Land“, Organ des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege übersendet, worin über die auch von unseren Mitgliedern besuchte Hauptversammlung vom 20. u. 21. v. M. berichtet wird.

III. U. M. Dr. Max Runze hat am 15. im Abgeordnetenhaus eine längere Rede zum Schutz der Denkmäler gehalten. Ein Sonderabzug wird herungereicht.

IV. U. a. M. Herr Rektor Monke fragt wegen des Verschwindens des alten Postmeilensteins in Tegel am Eingang des Humboldtschen Parks an. U. M. Frau Superintendent Suttkus wird die Recherche übernehmen.

V. Der uns befreundete Verein für Heimatkunde in Eberswalde übersendet ein Programm betreffend die Aufführung von Karl Schönherr's „Glaube und Heimat, die Tragödie eines Volks“ in Eberswalde. Die Aufführung erfolgt daselbst unter dem Protektorat des Evangelischen Bundes vom 22. April ab. Die Regie hat Herr Anatole Romeau in Eberswalde, die Gesamtleitung unser Mitglied Herr Redakteur Schmidt daselbst, der auf den Erfolg der Choriner Festspiele mit Befriedigung zurückblicken darf, übernommen.

Alles Nähere ersehen Sie aus dem an der Wand angebrachten Programm. Wir wünschen den Eberswaldern auch hier einen vollen Erfolg und laden die Brandenburgia-Mitglieder zum Besuch ein.

Ein u. M. Herrn Oberregisseur Heinrich Frey gehöriges Exemplar von „Glaube und Heimat“ wird herungereicht und auf den lebhaften Beifall hingewiesen, den dies ungewöhnlich wohlgelungene, ergreifende Volksschauspiel jüngst in Kiel aus dem Munde unserer Kaiserlichen Herrschaften erfahren hat.

B. Persönliches.

VI. Wir betrauern herzlich den Verlust, den unsere Gesellschaft durch das Ableben unsers Mitgliedes des K. Kommerzienrats Robert Frickert erfahren hat. Der am 19. nach langen Leiden Verstorbene gehörte der Brandenburgia seit Mai 1892 an und war, als Inhaber der Firma Stankiewicz, unser Verleger und Drucker. Seine verehrte Gattin und die talentvollen Fräulein Töchter haben uns öfters auf den Stiftungsfesten durch Gesang und Mimik erfreut.

VII. Märkisches Provinzial-Museum. Zum 1. k. M. scheidet u. A. M. Herr Kustos Rudolf Buchholz leider aus dem Städtischen Dienst. Auf ihn bezieht sich die Nr. 1 unserer heutigen Tagesordnung.

Herr Buchholz gehört zu den Gründern der Brandenburgia, deren Interesse er unablässig, nicht zum Wenigsten in seiner amtlichen Eigenschaft, bestens wahrgenommen hat. Wir schlagen ihn deshalb zur Ehrenmitgliedschaft vor. (Allgemeine Zustimmung.)

An seine Stelle tritt als Kustos Herr Professor Dr. Otto Pniower und an dessen Stelle Herr Dr. Kiekebusch, beides hochangesehene Mitglieder der Brandenburgia, denen wir zur neuen Stellung herzlich Glück wünschen.

VIII. Unser Ehrenmitglied Herr Landesdirektor Freiherr von Manteuffel scheidet aus seiner Stellung ebenfalls aus und wird ersetzt durch den bisherigen Oberpräsidialrat Herrn von Winterfeld-Menkin, ebenfalls unser Ehrenmitglied, dem wir zu seiner hohen und wichtigen Stellung alles Gute wünschen.

Der neue Landesdirektor Joachim v. Winterfeld steht im 46. Lebensjahr; er ist der älteste Sohn des 1908 verstorbenen Geheimen Regierungsrats und Landrats a. D. Ulrich v. Winterfeld-Menkin, der lange Jahre hindurch Alterspräsident des Deutschen Reichstags war. Am 1. Dezember 1888 trat er als Kammergerichtsreferendar in den Staatsdienst ein. 1891 ging er zur Verwaltung über und wurde Regierungsreferendar in Frankfurt a. O. Am 4. Juli 1894 zum Regierungsassessor ernannt, war er zunächst bei der Regierung in Potsdam tätig und wurde dann zur Hilfeleistung dem Landratsamt in Prenzlau überwiesen, dessen Landrat damals sein Vater Ulrich v. Winterfeld war. Alsdann dieser 1896 in den Ruhestand trat, wurde ihm zunächst die Verwaltung des Landratamtes übertragen. Im Mai 1897 erfolgte seine endgültige Ernennung zum Landrat des Kreises Prenzlau. Am 31. Dezember 1903 wurde er zum Oberpräsidialrat ernannt und für den zum Regierungspräsidenten in Potsdam berufenen Oberpräsidialrat von der Schulenburg dem Oberpräsidium der Provinz Brandenburg zugeteilt. Nach dem Tode seines Vaters wurde er im 4. Potsdamer Wahlkreis zum Reichstagsabgeordneten gewählt; dort gehörte er der konservativen Fraktion an.

IX. Unser Ehrenmitglied Herr Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ist in seiner militärischen Stellung vom Major zum Generalmajor befördert worden.

X. Uhles-Feier. Unserem Zweiten Vorsitzenden hatten wir nach Meran telegraphisch unsere Glückwünsche zum 70. Geburtstag am 11. ausgerichtet, wofür ein herzliches Dankschreiben einging. An Festschriften liegen vier vor: die von u. M. Herrn F. W. Körner eingesendete Meraner Kurzeitung vom 8., worin Herr Uhles, seit vielen Jahren ein Besucher dieses stolzen Kurortes, gefeiert wird. Dann die Allgemeine Fischerei-Zeitung vom 15. mit schönem Porträt und Lebensbeschreibung unsers Uhles. Ferner eine besondere Festschrift „Aus Deutscher Fischerei“ und endlich die März-Nummer 1911 der Mitteilungen des Fischerei-Ver-

eins für die Mark Brandenburg, worin unser Uhles als der eigentliche Begründer und das Herz dieses uns so befreundeten, wichtigen heimatischen Vereins gebührend gepriesen wird.

C. Naturgeschichte und Technik.

XI. In der zuletzt genannten März-Nummer ist noch enthalten ein hübscher Artikel u. E. M. Willibald von Schulenburg: Fischereiliche Stadtwappen, S. 313 flg. Es sind Cöpenick, Kottbus, Cüstrin, Lübbenau, Mohrin, Nauen, Oranienburg, Pritzerbe, Teupitz, Zechlin und das Dorf Stralau, letzteres wahrscheinlich einen Brassen (Brachsen) oder Blei, nicht wie Otto Hupp meint einen Karpfen führend. Der Hauptfisch des bekannten Stralauer Fischzuges am Bartholomaeustage, ist eben der Brassen; man spricht an der Oberspree, Dahme, Müggelsee usw. seit alters von „Brassenzügen.“

XII. Abwehr der Mückenplage. Der Charlottenburger Magistrat erläßt eine Mahnung an alle Grundbesitzer betreffs der Mückenplage. Die wirksame Bekämpfung der Plage ist nur denkbar, wenn man die befruchteten Mückenweibchen, die in von Menschen unbewohnten, kühlen Räumen überwintern, nach Möglichkeit vernichtet. Die Überwinterung von eiertragenden Weibchen erfolgt meist in kühlen, besonders in nach Norden gerichteten Kellern, Souterrains, Treppenhäusern, Dachböden, Schuppen, Ställen usw. Vereinzelt oder in geringer Zahl vorhandene Mücken müssen mittels einer Lötlampe abgebrannt werden. In Räumen, in denen die Insekten in großer Anzahl, manchmal wie eine graue Schicht, Decken und Wände bedecken, muß ein Räuchermittel abgebrannt werden. Am besten verwendet man hierzu ein wie folgt zusammengestelltes Pulver: Pulv. Fruct. Capsic. 400.0; Pulv. Flor. Chrysanth. cinerariae fol. oclus. Dalmat. 200.0; Pulv. Rad. Val. off. 200.0; Pulv. Kal. nitric. 200.0; M. exactissime. Von diesem Pulver werden in flachen etwas erhöht aufgestellten Schalen ca. 3 Eßlöffel auf je 50 cbm Luftraum abgebrannt. Öffnet man nach zwei bis drei Stunden die Räume, so findet man die Mücken fast sämtlich tot am Boden.

XIII. Was ist Knackthow? fragt Herr Lehrer Arthur Paech in Treskow bei Neu-Ruppin an, indem er bemerkt, daß im Amts-Register der Herrschaft Ruppin von 1590 dies Gerät zum Fischen verboten sei. Ich ersuchte die Redaktion der Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg diesbezüglich eine Rundfrage abzdrukken. Vgl. Bd. II, Heft 18. In Heft 19/20 S. 322 antwortet der wohlverfahrene Fischereipächter Herr E. Mahnkopf in Spandau, vermutlich sei der Aalquast gemeint, ein Bündel Zweige, das ins Wasser versenkt wird, und in das dann gern Aale hineinkriechen. Wird der Aalquast gehoben, so suchen die Aale daraus zu ent schlüpfen und werden dabei mittels eines untergehaltenen Keschers gefangen. Dann wäre also etwa „Knackthow“

geknacktes Holz, d. h. Reisig, und „How“ hänge mit Heben oder Hub zusammen. Oder weiß jemand eine bessere Erklärung?

XIV. Prof. Dr. Karl Eckstein—Eberswalde: Die Fischer zu Driesen, ein Beitrag zur Geschichte der Fischerei in der Provinz Brandenburg. Unter diesem Titel ist in der zu X erwähnten Festschrift „Aus deutscher Fischerei“ ein sehr lehrreicher Aufsatz über das neumärkische Städtchen enthalten, das nicht weit unterhalb der Stelle, wo die salmonidenreiche Drage in die Netze fällt, aber oberhalb des Netzebruchs belegen ist.

XV. Immergrüne Gewächse in den öffentlichen Anlagen Aus den Kreisen der Bürgerschaft werden sehr häufig Wünsche nach Anpflanzung immergrüner Gewächse in den städtischen Anlagen als Winterschmuck geäußert. Der Parkdeputation ist dieser Wunsch sehr wohl verständlich, sie ist auch bemüht, die Anlagen mit solchen Pflanzen nach Möglichkeit zu durchsetzen. Doch muß bei diesem Bestreben sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, denn leider sind die meisten immergrünen Gewächse sehr empfindlich gegen Raumniederschläge und gedeihen innerhalb der Stadt sehr schlecht. Auch sind diese Pflanzen sehr empfindlich gegen das Benässen durch Hunde. Ein öfteres Benässen führt ihren Tod herbei. Ferner sind diese Pflanzen immer wieder Beschädigungen durch die Kinder ausgesetzt, sodaß z. B. in einem Falle auf einem Platz Berlins von Neupflanzung immergrüner Gewächse Abstand genommen werden mußte.

Trotzdem ist die Verwaltung bestrebt, soweit wie irgendmöglich, immergrüne Pflanzen in die städtischen Anlagen zu bringen, zumal diese den hier überwinterten und beim Publikum sehr beliebten Schwarzdrosseln Schutz und Unterschlupf gewähren. Diese Vögel fühlen sich besonders im Kleinen Tiergarten, in dem bereits in größerer Anzahl immergrüne Gehölze und Koniferen angepflanzt sind, augenscheinlich sehr wohl. In früheren Jahren fanden sich neben den zahlreichen schwarzen männlichen und braunen weiblichen Drosseln auch einige weiß- und braungefleckte vor, in diesem Jahre haben sich auch noch zwei vollständig weiße Drosseln eingefunden. Die Drosseln sind zwar weniger nützlich als schädlich, zumal sie andere Singvögel bekriegen und deren Gelege und Brut zerstören, werden aber doch soviel wie möglich gepflegt. Im Winter wird alle zwei bis drei Tage, bei größerer Kälte noch öfter, in den zahlreichen Futterstellen das Futter ausgestreut und auch Trinkwasser bereit gehalten.

Da die Drosseln im allgemeinen sehr niedrig nisten, so bilden die Katzen eine ständige Gefahr für die im Neste ausgeschlüpften jungen Vögel, weshalb man auf die Katzen besonders zu achten hat.

Bei dieser Gelegenheit soll noch erwähnt werden, daß sich auf den Bäumen des Leipziger Platzes ein Eichhörnchen befindet, welches Tier

im allgemeinen, als ärgster Feind neben der Katze für die Vogelwelt zu betrachten ist. Man hat aber bisher dies Tier verschont, da das Publikum sich bei einem kürzlich vorgenommenen Fangversuch lebhaft darüber entrüstet hat, zumal viele Leute ständig Freude an diesem Tier haben und ihm bei ihrem täglichen Gange über den Platz Nüsse und andere Leckerbissen zuwerfen.

XVI. Fräulein Ida Hahn, Mitglied des Vereins für Volkskunde, teilt uns über die Verwendung der Brennessel als Gemüse Folgendes mit:

Die Nessel zu Gründonnerstag. Wer in Schweden nicht nur einmal zur Sommerszeit eine schöne Reise machte, sondern wer dort ein wenig Bescheid mit den Volkssitten weiß, dem ist es um die Osterzeit wohl aufgefallen, daß dort nicht wie bei uns Kohl oder Spinat zum Gründonnerstag gegessen wird, sondern daß man nach Gewohnheit an diesem Festtage die grüne Nessel sammelt, zubereitet und ißt. Daß dieser Tag der stillen Woche doch wohl auch vor der Einführung des Christentums eine besondere Stellung einnahm, scheint die besondere Sitte, unbedingt etwas Grünes zu essen, anzudeuten, ja, bei uns Norddeutschen heißt der Tag ja sogar nach dieser Sitte der grüne Donnerstag.

Daß aber auch bei uns in Deutschland das jetzt so verachtete Unkraut, die Nessel, eine größere Rolle spielte und einst nicht nur das Gänsefutter bildete, davon haben wir noch Spuren genug in unserem Vaterlande. Wir selbst haben einmal im eigenen Heim die Erfahrung gemacht, daß auch in Deutschland dieses Gründonnerstagesessen noch bekannt ist. Ein Mädchen aus der Weichselniederung weigerte sich, die von uns nach schwedischer Sitte gesammelten Nesseln zu kochen, weil im Grunewald wohl die Donnernessel zu finden, nicht aber auch die Kirchhofsnessel aufzutreiben sei und beide Pflanzen zusammen erst wären im Weichselwerder der richtige „Gründonnerstagskohl“. Und wie wir mitten aus der Praxis heraus Kunde erhielten, daß dies Gericht noch heute wenigstens dem Namen nach so weit gen Osten in seinem Recht bekannt ist, so weiß auch Karl Bartsch aus Mecklenburg (Sagen aus Mecklenburg II S. 257, Wien 1880 8^o) davon zu erzählen. Nur nennt er die Kirchhofsnessel Hiddenettel und was er 1880 noch kannte, weiß D. Franck (Altes und Neues Mecklenburg, Güstrow 1753, 40 I S. 59) um 1753 auch aus dem Lande der Obotriten zu berichten.

Aber die Nessel ist auch in Westfalen in der „Negenstärke“ vertreten, ein aus neunerlei Kräutern zusammengesetztes Gemüse, das, zum Gründonnerstag genossen, neunmal die Kraft des Menschen für die nun beginnende Ackerarbeit erhöhen soll. Dagegen ist sie verschwunden aus einer anderen heiligen, Kraft gebenden Suppe, die aber auch jetzt in der Mitte des Jahres, zu Johannis, gegessen wird. Wohl wenige der Hamburger und noch wenigere der anderen Deutschen, die sich freilich immer mit geheimem Schauer von der Aalsuppe erzählen lassen, wissen noch,

daß dies so verwunderlich aus so verschiedengearteten Dingen, wie Schinken und saurem Aal, Klößen und süßen Birnen, und was sonst noch hineingehört, zusammengekochte Gericht mit den 27 Kräutern (d. h. 3 mal 9) eine heilige Suppe ist. Die jetzt noch sie umwehnde Feierlichkeit — der echte Hamburger rüstet sich nicht nur durch das Rockausziehen zu dieser großen Tat — wird meist nur auf die erheblichen Umstände der Hausfrau gesetzt und darauf, daß es doch ordentlich Mühe macht, dies gute Essen mitten in der Sommerzeit in der üblichen Menge und mit dem nötigen Genuß zu essen.

Also aus dieser Suppe, die durch die Zahl neun und die sonstige Zusammenstellung der 3×9 Kräuter ihren ehemals geweihten Charakter verrät, ist die Nessel verschwunden, dagegen finden wir sie neben Schweden, wo sie früher sogar kultiviert wurde (Langenthal, Handbuch d. landw. Pflanzenkunde, 5te Aufl. Berlin 1874, 8° III S. 94), auch in England sowohl als Fastengericht bei Sam. Pepys (Diary. ed. Wheatley, Lond. 1897 8° I S. 352) um 1600, wie auch um 1400 in den Gärten und auf dem Markte zum Verkauf ausgebaut (Rogers, Statistical Soc. Journal 1864, S. 75 als kultiviert bei Leunis § 602,1 S. 977).

Ebenso scheint man um 1750 in Schottland vielfach die Nessel gegessen zu haben, denn sie erscheint vor den Karotten, Zwiebeln und Wurzeln, die erst später im Jahre gegessen werden (Rogers Social life in Scotland, Edinburgh 1884 8° I S. 235).

Der Weichselwerder ist aber nicht das östlichste Gebiet des Nesselgerichtes, denn noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aßen die Deutschen in St. Petersburg Nesseln zu Gründonnerstag (Gretsch, Nikolai, Ausflug eines Russen nach Deutschland. Lpzg. 1831 8° S. 131). Ebenso machten es ganz im Westen die alten Elsässer, wo um 1600 die Nessel mit Veilchen gemischt das Frühlingsgemüse bildete (Gérard, ancienne Alsace à la table. Paris 1877 8° S. 11) Doch auch Goethe, der Mitteldeutsche, mußte etwas davon wissen, denn in der Neubearbeitung des Faust's (Erich Schmidt, Weimar 1887 8° S. 13 v. 312) rät Mephistopheles (für Leipzig?) den jungen Studenten an:

Statt Hopfenkeim und jung' Gemüs'
Genießen mit Dank Brennessel süß

wobei wohl freilich gleich hervortritt, daß Goethe wohl selbst niemals Nesseln probierte, denn gar so schlimm, wie dieser Hohn sie stempeln will, ist sie doch nicht. Wer es einmal probieren mag, wird sie allein oder mit Spinat vermischt als ein ganz gutes Gericht, wenigstens so lange sie jung ist, kennen, vielleicht gar schätzen lernen.

Hatte die Nessel in den bisher genannten Gegenden einen bestimmten Tag, zu dem sie auf dem Tisch erschien, so spielt sie gelegentlich noch eine andere Rolle, nämlich die als Notnahrung bei einer der ja häufig

vorkommenden Hungersnöte. Schon Aristophanes (Ritter v. 422) weiß davon zu berichten und unsere Voreltern kannten sie in Oesterreich und in Bayern, wo aus Kleie und Nessel Knödel für solche Notzeiten z. B. 1761/62 gebacken wurden (Pezzl, Reise in den bayrischen Kreis Salzburg 1764) und im badischen Lande, wo uns ein Klosterpater 1636 erzählt: „Als Nessel und Gras hervorgekommen, haben sie ein wenig Erquickung davon erlangt“ (Pater Burster bei Jos. Bader. Das badische Land und Volk I Freibg. 1853 8^o S. 64). Das ist auch ein Bild zu den Schrecknissen des 30jährigen Krieges. Ist hier wohl eigentlich das Gras als die traurigere Nahrung gedacht und unsere Nessel wohl auch in ihren späteren, nicht so schmackhaften Sommerstadien, so fügt unser norddeutsches Märchen dem Nesselgemüse noch einen Zug hinzu, der es geschmacklos und so märchenhaft genug gestalten soll. Sowohl die Königstochter wie auch die Jungfer Maleen, die 7 Jahre im Turm eingesperrt sind, nähren sich beide während dieser Zeit von rohen Nessel (W. Wisser, Wat Grotmoder vertellt, N. F. Ostholsteinische Volksmärchen. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, Kiel 1845, S. 393. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Bibliotheksausgabe, Berlin 1888 8^o II S. 198. S. 332/333).

Ist nun diese letzte Nahrung wohl etwas, von dem uns nur die schönen Geschichten erzählen dürfen, die beginnen „Es war einmal“, so ist es etwas anderes mit der Nessel, unserem richtigen Frühlingsgericht. Manch einem wird es wohl Freude bereiten, mit festen Lederhandschuhen bewehrt, hinauszuziehen, um sich selbst zum Gründonnerstag das altehrwürdige Gericht von den Feldern oder aus dem Walde zu holen. Für die nächste Umgebung Berlins kann ich dann gleich darauf aufmerksam machen, daß die Nessel im Grunewald stets in Gemeinschaft mit der stolzen Eiche auftritt. Wo immer dieser dem Donar geheiligte Baum wächst, da auch die Nessel, und wo wir einmal mitten im Walde ein kleines Dickicht der Nessel antreffen, da finden wir auch die Spuren, daß ehemals der stolze König des Waldes sie schirmte und schützte und ihr den, wie es scheint, nötigen Tropfenfall verschaffte.

Auf die Rolle unserer Nessel als Gespinstpflanze im Märchen, und in alter und neuer und neuester Zeit einzugehen, hat hier keinen Zweck, da dieser Gebrauch als Nutzpflanze nicht mit dem Gründonnerstag zusammengehört.

Essen wir nun heute auch nicht mehr die Nessel zum Gedenken des rotbärtigen Donnergottes, der dafür alsdann unser Haus das ganze Jahr mit seinem Blitz verschont hätte, so kann ich doch ein recht originelles und manchem Geschmack auch zusagendes Gemüse versprechen.

Vor dem Zubereiten empfiehlt es sich, die Nessel recht gründlich einzuwässern. Einmal ist das gut, da sie sich oft von ihrem Standort viel Staub und Sand mitbringt. Dann aber verliert sie im Wasser die Kraft des Nesselns und wenn es auch von den alten Ärzten als recht

gesund empfohlen wird, so ist es doch nicht immer angenehm, sich beim Abstreifen der kleinen und kleinsten Blättchen allzuviel Blasen zu holen. Wie weit nun das Abstreifen der Blätter geschieht, ob man nur die zartesten nimmt, ob man auch größere Blätter und die kleinen Stengel mitkocht, liegt im Belieben des Einzelnen. Manch Einer mag ja gern etwas Härteres und hält den Spinat für allzu weichlich; da wird denn das Gericht nachher um so größer, wenn mehr von den Stengeln und härteren Blättern in den Kochtopf wandert. Nach dem Abkochen und Zerwiegen wird die Zubereitung ganz wie beim Spinat vorgenommen. Auch sogenannte Krautküchlein, wie man sie in Süddeutschland backt, sind davon herzustellen. Ebenfalls auch aus Süddeutschland berichtet ein altes Kochbüchlein und Kalender aus Tegernsee (Anton Birlinger, Germania, 1864, Bd. IX S. 201) davon, daß man von der Nessel Salat machte, und ebenso weiß Marx Rumpoldt in seinem New Kochbuch für Kaiser und Könige, Fürsten, Edlen und Herrn um 1581 (S. 158b) von einer solchen Verwendung zu erzählen, während Hyronimus Bock in seinem Kräuterbuch aus derselben Zeit (Straßburg 1860) nur mehr von der heilenden Wirkung der Nessel, innerlich und äußerlich, eine Eigenschaft, von der uns Lady Wilde (Ancient legends . . . II S. 98, Lond. 1887) auch aus Irland berichtet.

In Schweden fügt man das feingewiegte Grün der Nessel der Festtagsbrühe zu, die so für den Gründonnerstag eine besondere Farbe, aber auch einen guten Geschmack erhält.

Jedenfalls aber kann ich all den Mutigen, die den alten Gebrauch aufnehmen wollen, Nesselgemüse als ein durchaus eßbares Gericht empfehlen, und eine Fülle von Heimatkunde und alten Geschichten, Sagen und Sitten kommen in diesem verachteten Stiefkind unserer Gärten mit auf den Tisch. —

Der Vorsitzende bemerkt dazu, wir haben bei Berlin zwei Nesselarten: die eigentliche Brennessel, *Urtica urens* L., eine Schutt- und Wegepflanze und die Heidenessel, *Urtica dioica* L., die mehr im Walde und im Gebüsch wächst, z. B. im Grunewald unter den eingesprengten alten isoliert stehenden Eichen. Die erstere heißt auch die kleine Brennessel und die zweite, mitunter mannshohe Gebüsche bildend, die große Brennessel, welche auch zum Peitschen gelähmter Glieder gebraucht wird. Die Stengelfasern kann man auch zu Nesselgarn und Nesseltuch verarbeiten. Junge Gänse und Puten werden mit dem zerhackten Grün dieser Art gefüttert und auch einzelne Menschen genießen sie, wie geschildert, gekocht. Immerhin ist zum Gründonnerstag der Grünkohl das bei uns übliche Gemüse, was auch Herr Rektor Monke bestätigt, dem für das Havelland das Nesselessen unbekannt ist. Wenn neben dem Grünkohl oder statt desselben bei uns nicht selten der Spinat am Gründonnerstag gekocht wird, so geschieht das hauptsächlich, weil

manche Menschen, im Gegensatz zu dem überaus leicht verdaulichen Spinat, den Kohl nicht recht vertragen können.

XVII. Unser hochgeschätztes korr. M. A. Rutot in Brüssel hat die Güte gehabt uns folgende 4 von ihm verfaßte belehrende Broschüren zuzusenden:

a) eine Mitteilung über quaternäre menschliche Reste aus den Chelléens-Schichten in Grenelle und Clichy dicht bei Paris. Noch jetzt geht hier viel verloren infolge der schwerbegreiflichen Gleichgültigkeit, mit der anscheinend diese allerdings z. T. unter dem Pflaster liegenden Funde behandelt werden. — Daran schließt sich eine Angabe über die neuen quaternären Menschenrestfunde im Perigond. R. stimmt mit Klaatsch darin überein, daß die wildanmutende Neandertalrasse (*Homo primigenius*) damals schon mit einer viel zivilisierter anmutenden Menschenrasse des *Homo sapiens* zusammenlebten. Beide Rassen hatten mit einander Verkehr, die Neanderthaloiden wahrscheinlich als die Sklaven der Palaeolithiker vom Typus *Homo sapiens*. Ja, die Neanderthaloiden konnten ihm im Notfall zur Nahrung dienen. Charakteristisch für den wissenschaftlichen „Schwachsinn“ und die Neigung das Neue als falsch, oder wohl gar erfunden zu erklären, ist folgender Umstand. Herr Em. Rivière hat im Moustier bereits 1896 ein palaeolithisches Skelett festgestellt, der *Homo sapiens*-Rasse, wie sie Klaatsch bei dem von ihm beschriebenen Skelett geschildert hat, vollkommen entsprechend. Da aber damals das Dogma galt, der Neanderthalmensch sei der eigentliche älteste Mensch, darum durfte das Skelett Rivières nicht gleichaltrig sein und Herr R. wurde durch „wissenschaftliche“ (im Grunde mehr auf Eifersucht beruhende) Gründe derartig eingeschüchtert, daß er sein Skelett, weil es einen „aspect néolithique“ hatte, preisgab. Man muß unwillkürlich an die Zeiten des großen Cuvier zurückdenken, der da sagte, ich kenne keinen fossilen Menschen und deshalb gibt es keinen, und der mit diesem apodiktischen Urteil, die Erforschung des palaeolithischen Menschen leider so lange aufgehalten hat. (Bull. de la Soc. Belge de Géologie. Brüssel 1910, S. 358—377).

b) Aus den Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris 1910, S. 360 bis 363, Begrüßungsansprache beim Jubilé du Cinquantenaire. — Ferner ebend. S. 447—473: „un homme de science peut-il, raisonnablement, admettre l'existence des industries primitives, dites éolithiques?“ — Daß unser Freund R. diese Frage mit zureichendsten Gründen bejaht, ist selbstverständlich.

c) Essai sur les origines et sur le développement de l'humanité primitive. (Extrakt aus der Revue der Universität Brüssel, Jan. 1911.) Eine geistvolle Zusammenstellung unsers bezüglichen Wissens in gedrängter Form.

D. Kulturgeschichtliches.

XVIII. Die Beschießung von Cüstrin und die Schlacht von Zorndorf 1758. Mit 1 Karte. Anschauliche Darstellung nach dem Großen Generalstabswerk. (Der siebenjährige Krieg Bd. 8.) Die Gegend ist der Brandenburgia gelegentlich unsers Ausflugs nach Cüstrin am 14. Mai 1905 durch die liebenswürdige Führung des Verfassers, unsers hochgeschätzten Mitglieds Herrn Major z. D. Louis Noël bekannt geworden.

XIX. Das Monatsblatt des Touristen-Klub für die Mark Brandenburg vom 1. März d. J. enthält den sehr beachtenswerten Schluß von Kolbes Märkischen Altarstudien. Er gedenkt darin u. a. der neuen katholischen Herz Jesu-Kirche zu Tempelhof, in welcher Schnitzaltäre von außerhalb untergebracht sind, die aus dem Mittelalter stammen; nur einer darunter scheint von Märkischer Herkunft zu sein.

XX. Die Plassenburg von Robert Mielke (Zeitung für Wehrbau und Städtebau: Der Burgwart, Organ der Vereinigung zur Erhaltung Deutscher Burgen, XII. Jahrg. Nr. 1). Unser verehrtes Ausschußmitglied schildert die Geschichte und den jetzigen Zustand in anschaulicher Weise. Er sagt: „Seit 1909 ist die Plassenburg von diesem Schicksal [— als Zuchthaus zu dienen —] erlöst; jetzt aber erhebt sich die Sorge um ihre Verwendung oder, was wichtiger ist, um ihre dauernde Unterhaltung. Die Gefahr, daß die Burg eines Tages an Private veräußert wird, ist nicht abzuweisen. Hoffentlich läßt sich dieses Schicksal noch abwenden und das alte Hohenzollernschloß wieder einem würdigen Zwecke zuführen. Wenn je eine deutsche Burganlage es verdient hat, erhalten, gepflegt und als wertvoller Nationalbesitz der Nachwelt überliefert zu werden, so ist es die Plassenburg bei Kulmbach, der Sitz der Herzöge von Meran, der Grafen von Orlamünde, der Ausgangspunkt hohenzollernscher Größe.“

Die Brandenburgia schließt diesem Wunsche sich durchaus an.

XXI. Unser Mitglied Herr Stadtverordneter Wilhelm Gericke hatte mich gefragt, wie alt in Berlin die Einrichtung der Bezirksvereine sei. Ich antwortete, daß mir erinnerlich sei, wie mein am 7. April 1851 verstorbener Vater, Dr. Carl Gotthold Friedel, nach den März-Tagen 1848 Mitglied des Dorotheenstädtischen Bezirksvereins damals wurde. Ich vermute, daß diese Vereine nicht viel älter seien. U. M. Herr Stadtarchivar Dr. Clauswitz werde vielleicht aus Magistratsakten etwas Genaueres feststellen können. Herr Dr. Clauswitz hat Herrn Gericke nunmehr unterm gestrigen Tage Folgendes mitgeteilt:

Die Bezirksvereine Berlins.

Obwohl die Stadtbezirke nach Erlaß der Städteordnung 1808 speziell für die Wahl der Stadtverordneten geschaffen waren, kam es doch nicht

zu Vereinen in den Bezirken, die sich der Vorbereitungen zu den Wahlen oder sonstigen Bezirks-Angelegenheiten gewidmet hätten. Vor dem Jahre 1848 findet sich keine Spur der Bildung eines solchen Vereins. Zur Besprechung politischer und öffentlicher Fragen fand man sich in gewissen Konditoreien zusammen, oder man behandelte sie gelegentlich in literarischen und anderen Vereinigungen.

Wie der nachmalige Stadtrat Streckfuß, der die Berliner Ereignisse des Jahres 1848 miterlebt hatte, in einer kleinen Schrift „Die Organisation der Volkspartei, Berlin 1849“ erzählt, bildete sich nach den Märztagen eine Reihe von Vereinigungen, meist unter der Bezeichnung Klub, zur Besprechung politischer und sozialer Fragen, der demokratische, der konstitutionelle Klub usw. Alle wollten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen und hatten zahlreichen Zulauf, auch aus den unteren Schichten der Bevölkerung. Auch der Handwerkerverein nahm eine politische Richtung ein. Sämtliche Vereinigungen gerieten schnell auf eine immer radikalere Bahn, je extremer die Äußerungen eines Redners waren, desto mehr erntete er Beifall.

Dies widerstrebte denn doch dem ruhigeren Bürgerstand, der einen ordnungsmäßigen Fortschritt in der Gesetzgebung wünschte. Und so kamen denn im Laufe des Frühjahrs und des Sommers nach und nach in den Stadtbezirken Vereine zu Stande, die zunächst keiner bestimmten politischen Partei angehören wollten, wenn sie auch den Charakter politischer Vereine nach dem Inhalt ihrer Verhandlungen hatten. Ihre mehr konservative oder liberale Richtung hing von dem Stadtteile ab, dem der Bezirk angehörte. Diese Bezirksvereine beschäftigten sich dann auch mit sozialen und städtischen Fragen, gründeten Vorschubkassen und dergleichen.

Mit dieser Art der Entstehung der Bezirksvereine stimmt überein, was Robert Springer darüber berichtet (Berlins Straßen, Kneipen und Klubs, Berlin 1850). Ihre spätere Entwicklung wird Ihnen vielleicht besser bekannt sein, als mir. In den Adreßbüchern findet man sie erst Ende der 60er Jahre verzeichnet.

Auf Herrn W. Gerickes weitere Frage, wer der erste und älteste dieser Berliner Bezirksvereine gewesen, erteilt Herr Clauswitz keine Antwort. Ich vermute, daß Altkölln der älteste Bezirksverein war und zwar unter dem Einfluß der damals in bürgerlichen Kreisen sehr angesehenen und sehr wirksamen Vossischen Zeitung. Dann dürfte Alt-Berlin, die Rathausgegend gefolgt sein. Wer sich der Mühe unterzieht, die damaligen Zeitungen darauf hin zu studieren, findet vielleicht den Anfang dieser Vereinigungen.

XXII. Dr. Albrecht Haupt: Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Lage. Von dieser verdienstlichen, aus bau-

geschichtlichen und ökonomischen Gründen wider den Putzbau Front machenden Schrift lege ich Ihnen heut die 2. Auflage vor.

XXIII. Prignitzer Volksbücher. Hefte zur Heimatkunde der Prignitz. Von diesem anspruchslosen, gleichwohl höchst verdienstvollen, populären Unternehmen lege ich zwei von u. korr. M. Pfarrer E. Handtmann verfaßte Hefte vor. Nr. 27: Wie Land Lenzen christlich wurde, und Nr. 28: Das heilige Land der Prignitz. Für das Land und die kleineren Städte eignen sich diese Schriftchen vortrefflich.

XXIV. Elf Patente und Edikte von 1737—1749, Originalabdruck aus der K. Preuß. Hofbuchdruckerei von Gräbert, stammend aus dem Schloßarchiv von Trampe bei Eberswalde, ausgezeichnet auch durch Druck und haltbares Papier, lege ich als Geschenke u. M. Herrn Redakteur Rudolf Schmidt vor. Sie betreffen allerhand ökonomische Sachen und zeugen von der landesväterlichen Fürsorge in friederizianischer Zeit. 1. Vorspann-Pässe betreffend, 1737; 2. daß die Woll-Arbeiter die Wolle auf dem Lande nicht aufkaufen sollen, 1738; 3. gegen Bettler und Vagabonds, 1738; 4. Vorsicht beim Kohlen-Brennen, 1738; 5. Verbot der Einfuhr fremder Weine, 1739; 6. Verschärftes Hausier-Edikt, 1747; 7. Gegen das Aufkaufen von Getreide, Wolle u. dgl., 1747; 8. Gegen Einbringung und Gebrauchung der fremden Kattune und Zitze, 1747; 9. Desgl. gegen fremde Tuche pp., 1747; 10. Daß die Schiffer nicht heimlich von dem transportierten Getreide verkaufen, 1749; 11. „Edikt wegen Abschaffung der schädlichen Gewohnheit des jährlichen Mayensetzens gegen den 1. May und gegen Pfingsten sowohl vor den Thüren, als in den Kirchen und Häusern. De Dato Berlin den 21. Julii 1747.“ — Die Züwiederhandelnden sollen wie Holzdiebe bestraft werden: daß dies Edikt Nichts geholfen hat, beweist wohl am Besten unsere heutige Pfingst-Sitte, wonach der Verbrauch von jungen Birken und von Birkenreisig stärker denn jemals ist. Die Sitte ist eben oftmals stärker als die Polizei.

E. Bildliches und Verwandtes.

XXV. Neue Proben des S. 412 flg. von mir bereits besprochenen Rotationstiefdruckverfahrens, das u. M. Dr. Mertens, jetzt zu Freiburg i. B., in genialer Weise erfunden und das jetzt wegen seiner enormen Vorzüge im Illustrationsverfahren immer weiter sich einbürgert, lege ich in drei neuen Exemplaren vor: Die Frankfurter Zeitung vom 26. v. M. und 2 Nummern der in Frankfurt a. M. ebenfalls erscheinenden „Kleinen Presse“ von diesem Monat. In der einen Nr. finden Sie z. B. eine treffliche Abbildung der Athena des Myron aus der Städtischen Skulptursammlung in Frankfurt a. M. und in der andern den Oberbürgermeister Adickes nach dem neuesten Werk Max Liebermanns sowie 5 hübsche Abbildungen der mittelalterlichen Ronneburg unweit des

Mainemporiums. Möchte das neue Druckverfahren bald auch bei uns Eingang finden.

XXVI. Die Anfänge einer Bildergalerie des Märkischen Museums z. B. mehrere märkische Landschaften des unlängst verstorbenen Leistikow sehen Sie heut in Ihrer Nähe. Im übrigen ist im Märkischen Museum der Saal, der für die Aufnahme neuer Erwerbungen und für wechselnde Ausstellungen bestimmt ist, soeben neu gefüllt worden.

Unter den hier zur Schau gestellten, vor kurzem in die Sammlung gelangten Gegenständen fesselt zunächst ein treffliches Porträt Franz Krügers die Aufmerksamkeit. Es stellt eine einst bekannte Berliner Persönlichkeit Louis Wahlländer dar, der der Hofzahnarzt zweier Könige: Friedrich Wilhelms III und Friedrich Wilhelms IV gewesen war. Das Gemälde ist ein Geschenk des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrats und Präsidenten Herrmann Becher.

Neben diesem Bild sind neuhinzugekommene Porträts hervorragender Berliner kleineren Formats, sowie wertvolle Radierungen und Lithographien, Blätter von J. G. Schadow, Pastelle von Dorothea Hauer, die malerische Stätten des heutigen Berlins wiedergeben, und andere ausgestellt. Ferner ein großes Bild Moses Mendelssohns (gemalt von Anton Graff) und eines Wilhelm Tauberts, des einstigen Kapellmeisters am Berliner Opernhaus und bekannten Komponisten von Kinderliedern. Das Gemälde hat die Tochter des Musikers dem Museum zum Geschenk gemacht.

Eine besonders schöne und wertvolle Bereicherung seines Bestandes verdankt das Museum dem bei der Eröffnung des neuen Hauses gegründeten Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, in das Sammlungsgebiet des Museums fallende größere Kunstgegenstände zu erwerben und ihm zur Verfügung zu stellen. Die diesjährigen Gaben sind vier Bilder aus dem Nachlaß des kürzlich verstorbenen Malers Franz Skarbina. Darunter das große Ölbild, das uns die in der Mauerstraße gelegene Böhmische Kirche an einem Weihnachtsabend vor Augen führt, sowie ein hübsches lokalgeschichtlich bezeichnendes Aquarell von 1885, auf dem die Gegend des fast noch unbebauten Nollendorfplatzes dargestellt ist. Aus dem Nachlaß Skarbinas stammt auch die von der Stadt angekaufte höchst lebendige Studie zu seinem bekannten großen Gemälde „Die Kundgebung vor Kaiser Wilhelm vor dem Schlosse in Berlin in der Nacht des 6. Februar 1907.“

Aus dem Nachlaß noch eines zweiten jüngst verstorbenen Berliner Malers Walter Leistikows hat das Museum Werke von einem Kreise von Kunstfreunden geschenkt erhalten. Es sind fünf Gemälde, die teils im Vortragssaal aufgestellt sind, teils die Wände des anstoßenden Raumes schmücken.

Außer diesen neuen Erwerbungen bietet der Saal eine Ausstellung alter berlinischer Fest- und Tischkarten, Diplome etc. von 1820 bis zur Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Neben dem Altmeister Schadow ragen drei Künstler hervor, deren geistvollen, witzigen und zum Teil höchst graziösen Blättern, je zwei Vitrinen eingeräumt sind: Theodor Hosemann, Ludwig Burger und Adolf Menzel.

Aber auch die Festkarten unbekannter Künstler, wie etwa die Illustratoren der beiden Witzblätter „Kladderadatsch“ und „Ulke“ Wilhelm Scholz und Hermann Scherenberg zeigen neben guter Laune und erfrischendem Humor überwiegend eine feine, sorgfältige Technik.

Zu diesen Festkarten und Diplomen ist noch eine größere Anzahl Porträts Berliner Künstler gefügt. Sie gehörten den Vereinigungen an, für deren gesellige Zusammenkünfte die ausgelegten Blätter bestimmt waren.

Endlich findet man in dem Saal historisch bemerkenswerte Drucksachen, die über die Künstlervereinigungen und ihre Feste berichten, sowie eine kleine anheimelnde Sammlung altberliner Visiten- und Neujahrskarten.

Die Ausstellung ist von u. M. Prof. Pniower mit großer Umsicht hergestellt worden.

Das Podewilssche Palais, Klosterstraße 68, wird späterhin, wie ich schon in der Brandenburgia mitgeteilt habe, die dem Märkischen Museum gehörige und von seiner Direktion verwaltete Gemäldegalerie aufnehmen. Johann de Bodt baute 1701 bis 1704 das Rademachersche, hernach das gräflich Podewilssche Palais, unter Friedrich dem Großen das Hüotsche Haus genannt. Bodt ward 1670 in Paris von reformierten Eltern gezeugt. Er verließ Frankreich in jungen Jahren und ging in holländische und englische Kriegsdienste. 1700 erhielt er die Stelle eines brandenburgischen Hauptmanns und Hofbaumeisters. Er vollendete das von Nering begonnene Zeughaus, ebenso den Schloßbau in Potsdam 1701, sowie die Stirnfront der Stechbahn 1702. Friedrich Wilhelm I machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Wesel. Später fühlte er sich zurückgesetzt und ging 1728 als Generalleutnant in sächsische Dienste. Er starb 1745 zu Dresden als Generalfeldzeugmeister und Kommandeur des Kadettenkorps. Vgl. Nicolai, Anhang zur Beschreibung Berlins pp. 1786, S. 73.

In einer Kapelle bei der Kirche zu Fredersdorf an der Ostbahn finden sich die irdischen Reste berühmter Podewils z. T. in durch die Trockenheit der Luft bewirkter Mumifizierung, so der Minister Friedrichs des Großen Graf Heinrich v. P. und seine Gemahlin. Die Podewils sind hinterpommerscher Uradel. Ihr Stammhaus gleichen Namens liegt im Kreise Belgard. Der erste urkundliche Träger des Namens ist Venzele

Pudwiltz, der als Zeuge am 11. Januar 1347 urkundlich genannt wird. Das Geschlecht zählte später in Pommern zu den Schloßgesessenen.

Vor wenigen Wochen übrigens hat der greise Prinz-Regent von Bayern anlässlich seines am 12. März stattgehabten 90. Geburtstags den Vorsitzenden im Bayerischen Ministerrat, Staatsminister, Minister des königlichen Hauses und des Äußern Freiherrn Klemens von Podewils — Dürnitz (von der katholischen Linie) in den Grafenstand erhoben.

Nach dieser Abschweifung über die Familie Podewils will ich noch auf die neueste Erwerbung des Märkischen Museums aufmerksam machen, das ausgestellte Ölgemälde von Frl. Anna Mehls, Alt-Berlin in Winterstimmung (das rechte Spreeufer bei der Waisenbrücke), welches für 600 M. angekauft ist.

XXVII. Fontane-Plakette. Der Touristenklub für die Mark Rrandenburg beabsichtigt besonders verdienten Mitgliedern und Förderern eine Plakette aus Bronze zu widmen. Den Entwurf hierzu zeigt Ihnen die umlaufende Ansichtspostkarte aus dem phot. Atelier von Rich. Berteau — Freienwalde a. O. Sie sehen Theodor Fontane von großer Bildähnlichkeit auf einem Stein unter einem mächtigen Eichstamm links sitzend, rechts bilden niedrige Kiefern den Abschluß. Fontane läßt den Blick über den See vor Schloß Rheinsberg schweifen, das sich im Hintergrunde erhebt. Oben verläuft der Vers aus des Dichters Douglas-Ballade.

„Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat so liebt wie du.“ Unten steht: „Touristenklub für die Mark Brandenburg.“ Links davon „Coethen — Mark“ und rechts „Paul Matzdorf.“ Dieser vortreffliche, echt märkische Künstler ist Ihnen ja allen als Erfinder und Modelleur von Kunstwerken, die zumeist im Kreise Oberbarnim wurzeln, bekannt. Herr P. Matzdorf ist von Beruf Lehrer und diese ehrenvolle Beschäftigung gestattet ihm leider nicht seine volle Tätigkeit in den Dienst der plastischen Künste ausschließlich zu stellen. Bei Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums nach Coethen hatten wir Gelegenheit, uns an mancher schönen Schöpfung von Paul Matzdorf zu erfreuen.

XXVIII. Zur Gutzkow-Feier. Angesichts der großen Verdienste, welche Karl Gutzkow sich durch Schilderungen unserer Umgebung in alten Zeiten um die Kunde der engeren Heimat erworben, hatte der Vorstand beschlossen, dessen eingedenk zu sein, daß der bedeutende Denker und Dichter seinen 100. Geburtstag am 17. d. M. gefeiert haben würde und u. M. Herrn Prediger Dr. Max Runze, Mitglied des Abgeordnetenhauses, als alten gewiegten Gutzkow-Forscher gebeten, über die Beziehungen Gutzkows zu Berlin zu sprechen. Karl Gutzkow, sagt H. v. Dickinson in einer Huldigung zum 17. März, ist in Berlin geboren, als Sohn eines kleineren Hofbeamten und das eigentümlich Verstandesfrische der Berliner Luft, das sich damals gegen die

Romantik zu kehren schien, fand in ihm einen temperamentvollen Vertreter. Mit achtzehn Jahren hat er schon eine Zeitschrift gegründet. Mit fröhlicher Selbstverständlichkeit ging er allen möglichen Größen und Mächten kritisch zu Leibe, schrieb seine „Ästhetischen Feldzüge“ und machte sich durch Romane bekannt. Sein erster Roman — er schrieb ihn mit 22 Jahren — ist heute wieder stofflich „aktuell“ geworden. Denn „Maha Guru“ spielt im damals verschlossenen Lande Tibet, das neuerdings so viel von sich reden gemacht hat. Und es ist kein bloßer „Kostümroman“, obwohl Gutzkow seine politischen Anschauungen unter orientalischer Maske zu verkünden, keinen Anstand nahm. Vielmehr zeugt es von gar nicht unbedeutenden Quellenstudien, und die Jugendlichkeit des Autors schenkt ihm etwas Dichterisches. Manchmal trifft er unversehens den putzigen Zeremonialton von „Tausendundeine Nacht“.

„Wally, die Zweiflerin“, Gutzkows zweiter Roman, war als Zeitbild gedacht, als ein modernes Sittengemälde. Auch wirkliche Dichter hatten zuweilen an Zeitereignisse angeknüpft, es wäre darum ungerecht, wollte man es Gutzkow zum Vorwurf machen, daß er den Selbstmord der Charlotte Stieglitz mit eigenen Eindrücken und Erlebnissen verwebte. Das Buch wurde als unsittlich gebrandmarkt und trug dem Verfasser drei Monate Gefängnis ein. Aber er verfügte über die ersten Verleger, und sein Ruhm wuchs mit verblüffender Schnelle. Eine Fülle von Erzählungen, Satiren, Essays, trug seinen Namen in alle Kreise. Der Telegraph, den er in Hamburg herausgab, sicherte ihm einen weitreichenden Einfluß.

Es folgte die Reihe der Dramen, er wurde Dramaturg am Dresdner Hoftheater, schrieb endlich nach vielen Kämpfen und Leiden in Frankfurt a. M. seine beiden mächtigen Hauptromane: „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“. Ein ungewöhnlicher Kopf hat hier sein Weltbild gestaltet, und nur die ungeheure Ausdehnung des Werkes entrückt es dem Interesse der ungeduldigen Gegenwart.

Je kritischer ein Schaffender ist, desto empfindlicher pflegt er gegen die Kritik anderer zu sein. Das konnte man an Gutzkow erleben. Eine schier fabelhafte Arbeitslast hatte die Reizbarkeit seiner Psyche gesteigert, und allerhand Sorgen und Aergernisse bedrängten ihn. Noch schuf er historische Romane, wie „Hohenschwangau“, und führte in den „Söhnen Pestalozzis“ das Kaspar-Hauser-Problem in die Literatur ein. Fiebernde Unruhe jagte den Vielangefehdeten, dem Aussprachen, Sichmitteilen, Vernommenwerdenmüssen innerster Lebensimpuls waren, von Ort zu Ort. Eine Brandkatastrophe zerstörte über Nacht das irdische Gehäuse eines Geistes, der selbst Flamme war.

Was Herr v. Dickinson hier in aller Kürze schildert, das hat in dem vorliegenden ersten Quartalsheft d. J. der Deutschen Rundschau, Karl Frenzel in einem Aufsatz „Karl Gutzkow. Zum hundertsten Geburtstag“

feinsinnig und tiefgründig ausgeführt. Wie des deutschen Schauspiels ist G. auch der Erneuerer des deutschen Romans geworden. Warum ist ihm dennoch die unbedingte Anerkennung seiner Mitwelt und niemals die Liebe seines Volks zu teil geworden? Weil er im Goetheschen Sinne eine problematische Natur war, was K. Fr. eingehend begründet.

Der Berliner Magistrat versuchte schon vor Jahren eine äußerliche Ehrung Karl Gutzkows. Auf meine Anregung wurde für ihn im Jahre 1881 an dem K. Marstallgebäude in der Universitätsstraße 6 seitens der Stadt Berlin eine bronzene Erinnerungstafel angebracht. Der Oberstallmeister Wirkl. Geh. Rat Graf v. Pückler hat damals sich mit der Anbringung der Tafel in entgegenkommendster Weise einverstanden erklärt. Auf dem Terrain des Marstallgebäudes ist jetzt der Neubau der Königlichen Bibliothek entstanden. Beim Abriß des Marstallgebäudes mußte auch die Gedenktafel für Gutzkow entfernt werden. Am 3. September 1903 wurde von einem Schutzmann im Rathaus angezeigt, daß die Tafel dem Bureau des 2. Polizeireviers Oberwallstraße 20a übergeben sei, und ersucht, die Tafel abzuholen. Die Tafel ist darauf abgeholt und im Märkischen Museum aufbewahrt worden. Die Bauleitung des Bibliothekgebäudes ist dann unter dem 12. September 1903 vom Magistrat gebeten worden, die Tafel an dem Neubau und tunlichst an der alten Stelle wieder anzubringen. Eine Antwort ist fünf Jahre lang nicht erfolgt, und seitens der Stadt ist die Bitte am 2. Dezember 1908 erneut worden. Unter dem 22. Dezember ist geantwortet worden, daß die Fassade des Monumentalbaues durch eine derartige Tafel verunziert würde, und daß die Bauleitung der Ansicht sei, daß eine zwingende Veranlassung, die Tafel an der Stelle, wo Gutzkow gewohnt hat, zu belassen, nicht bestehe. Weitere wiederholte Vermittlungsversuche eines Magistratsmitglieds haben keinerlei Erfolg gehabt. Das ist die Sachlage der Zeit des hundertjährigen Geburtstages Gutzkows. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Magistrat nunmehr der Gedenktafel für Gutzkow einen andern Platz anweisen wird. Nötigenfalls könnte sie, gleich der ebenfalls (wegen Verschwindens des Gebäudes) deplazierten Gedächtnistafel des Philosophen Fichte im Märkischen Museum untergebracht werden.

Das letztere hat übrigens für den heutigen Abend drei lithographische Porträts Karl Gutzkows aus 3 verschiedenen Lebensaltern ausgestellt.

Der Vortragende Dr. Runze hatte alte seltene Drucke des Gefeierten ausgestellt. Außerdem wurde hingewiesen auf die soeben erschienenen „Gutzkow Werke, Auswahl in zwölf Teilen. Herausgegeben, mit Lebensbild, Einleitungen und Anmerkungen, von Reinhold Gensel“, 12 Teile in 4 Bänden. Berlin, 1911, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Insbesondere legte der Vorsitzende vor, und empfahl die neueste Arbeit des heute Vortragenden: „Karl Gutzkow ein deutscher Geistesheld.

1811—1911 von Dr. Maximilian Runze. Zweite verb. und bedeutend vermehrte Auflage. Mit einem Porträt des Dichters und einem Faksimile seiner Handschrift.“ Berlin, 1911, Konrad W. Mecklenburg vormals Richterscher Verlag. (Preis 1 M.)

Im Anschluß an den mit lautem Beifall aufgenommenen Vortrag unseres Mitgliedes Runze entwickelte sich über einzelne Punkte lokaler Art eine Besprechung z. B. über das „Türmchen“ der ehemaligen Anatomie nahe dem Koppeschen Waisen- und Armenhaus. Gutzkow meint die Turmstraße in Moabit habe ihren Namen davon, daß man das Türmchen von Moabit aus gesehen. Herr Geh. Rat Dr. Paul Ascherson, der das Türmchen noch aus eigener Anschauung gekannt hat, erklärte dies für unmöglich, weil dasselbe viel zu niedrig gewesen.

Der Vorsitzende Friedel bestätigt dies mit dem Bemerkens, daß er gelegentlich der 200 Jahrfeier des Stadtteils Moabit den rühmlichst bekannten Historio- und Topographen Moabits Herrn Wilhelm Oehlert nach dem Ursprunge der Bezeichnung Turmstraße gefragt, über welche Hermann Vogt in seinen „Straßennamen Berlins“ sich ausschweige (Berlin 1885 S. 95).

Herr Oehlert erwiderte, er habe von seinem ebenfalls in Moabit ansässig gewesenem Vater gehört, der Name Turmstraße schreibe sich daher, daß man an einer Stelle derselben nahe der Rathenower oder Lehrterstraße sowohl den Turm der Nikolaikirche zu Spandau als auch den der Sophienkirche zu Berlin gesehen habe. Von einem Zusammenhange mit dem Türmchen am Koppenplatz sei keine Rede, da dies viel zu niedrig war, um von der Moabiter Turmstraße aus sichtbar zu sein.

XXIX. An die Sitzung schloß sich eine Zusammenkunft im Saale des Marinehauses.

Kleine Mitteilungen.

Die schwarze Frau im Charlottenburger Schlosse. Wie an den Tod so vieler anderer fürstlichen Persönlichkeiten knüpft sich auch an das Dahinscheiden der Königin Luise im Juli 1810 ein geheimnisvoller Vorfall, der von der abergläubischen Hofgesellschaft als ein gespenstisches, übernatürliches Vorzeichen des nahen Todes der Königin gedeutet wurde. Am 14. Juli, also fünf Tage vor Luisens Ableben, war der Hof in Abwesenheit des Königs dabei, den Tee im Gartensalon des Charlottenburger Parkes einzunehmen, als eine in tiefster Trauerkleidung gehüllte Frau plötzlich, ohne daß ein Lakai sie hätte kommen sehen, vor der Glastür des Salons stand und sich zum Eintreten anschickte. Dem General von Köckeritz, der auf-

stand, um sie nach ihrem Verlangen zu fragen, erwiderte sie, daß sie dem König eine überaus wichtige Mitteilung zu machen habe. Von Kückeritz, der sich erbietet, ihr Anliegen dem König vorzutragen, um ihre Wünsche befragt, besteht sie darauf, den Monarchen persönlich zu sprechen. Was sie mitzuteilen habe, sei in drei Worten gesagt. Man deutet auf den Kronprinzen und sagt, er sei der König, worauf sie erwidert, sie wisse sehr gut, daß dies nicht wahr sei. Während darüber noch hin- und hergeredet wird, greift der Kronprinz in der von ihm beliebten scherzenden Art in das Gespräch ein, erhält aber schroffe Vorwürfe von ihr, daß er sie unschicklich behandle. Gleich darauf ruft sie: „Nun kommt der König“, und richtig tritt auch einige Augenblicke später Friedrich Wilhelm, dessen Nahen niemand gehört, in den Saal. Als man ihm meldet, daß die fremde Frau behaupte, ihm mit wenigen Worten eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, aber auch nur ihm allein sagen zu wollen, wird der König ärgerlich. „Sie solle gehen, dummes Zeug wolle er nicht hören. Sei es etwas Vernünftiges, so solle sie es frei sagen, sei es eine Bettelei, so werde sie Geld erhalten.“ Die Frau besteht nochmals darauf, nur ihm eine Sache von höchster Wichtigkeit mitteilen zu wollen, Geld brauche sie nicht. Fortgewiesen, bricht sie in die Worte aus: „Nun! ich werde gehen, weil der König mich nicht hören will. Aber er wird es bereuen; denn sehr nahes großes Unglück bedroht ihn, und durch meine Warnung hätte es abgewendet werden können.“ Als sie beim Passieren des Vorzimmers sich noch immer unwillig über die Abweisung und das schnöde Anbieten von Geld äußert und die Lakaien ihr Vorwürfe darüber machen, daß sie es nicht genommen habe, greift sie in die Rocktasche und wirft den Lakaien Geld hin. Ebenso schnell und geheimnisvoll, wie sie gekommen, verschwindet sie dann auf Nimmermehrstag.

Dem Vorgang mag als Tatsächliches der Umstand zu Grunde liegen, daß sich eine Bittstellerin in Trauer eingefunden hatte. Nach dem die Umgebung der Königin, auch die Dienerschaft und deren Angehörige oder Bekannte aufregenden und erschütternden unvermuteten Tode der geliebten Herrscherin sind gewiß alsbald allerhand abenteuerliche Geschichten durch die mythenbildende Kraft des Volksgeistes erfunden und in Umlauf gebracht. Befremdend ist die schwarze Kleidung der Frau, da doch die alte Hof- und Haustrauer weiß ist und insbesondere das unheilverkündende Hausgespenst der Hohenzollern allemal sonst und bis in die Gegenwart als die weiße Frau erscheint.

Das Totenlaken vertrat früher im Havellande das schwarze Bahrtuch, auf das jetzt der Sarg gestellt wird. Jede Familie besaß ehemals ein solches Laken von weißer Farbe, das erheblich größer war als ein gewöhnliches Bettuch. Die städtische Mode hat auch hier den ländlichen Brauch verdrängt und die schwarze Trauerfarbe an die Stelle der weißen gesetzt, die früher wohl allgemein verbreitet war. Vermutlich erklärt sich so auch die Entstehung der Wörter Wittfrau (gleich weiße Frau), Witwe und Witwer. Darum erschien auch die „Weiße Frau“ im Königlichen Schlosse zu Berlin

in weißem Gewande, wenn der Tod eines Mitgliedes der königlichen bzw. kurfürstlichen Familie bevorstand. Bekanntlich soll sich die Weiße Frau auch in vielen anderen Schlössern gezeigt haben. Auch in Pommern trugen die Frauen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Trauertracht weiße Hüte mit schwarzen Bändern. Die Kirche hat die Einführung der schwarzen Trauerfarbe begünstigt. Bei Trauerfeierlichkeiten wurde über die farbige Altardecke nur ein schwarzes wollenes Tuch gelegt, heute dagegen besitzen die meisten Dorfkirchen neben der farbigen noch eine schwarze Altardecke. O. M.

Das Spandauer Fort oder die Spandauer Pforte ist ein Arbeiterhaus (früher Forsthaus) zwischen Hermsdorf und Glienicke (Niederbarnim). Angeblich soll Pforte und Fort von Forst abzuleiten sein. Das amtliche Ortschaftsverzeichnis von 1817 sagt Spandowsche Pforte. Bratring nennt eine „Spanische Pforte“ in der Stolpischen Heide an der Havel und meint wahrscheinlich die Spandauer bei Glienicke. Nach Campe ist der Ausdruck Pforte auch für Paß, Durchgang gebräuchlich. Die Spandauer Pforte liegt nun an einer tiefen Bodensenke; vielleicht hieß ursprünglich der Straßenübergang hier „Pforte“ (Vorde). Bei Rüdersdorf gab es auch (nach Berg-haus) ein Storkowfort (Storkowische Pforte bei Bratring) und in der Altmark eine Magdeburger Pforte. B. 18. 4. 1911. O. Monke.

Der Rekord der stärksten Eichen in der Provinz Brandenburg
Eine Eiche unweit Zossen bei Spremberg hat 14 m am Boden Umfang und 10,5 m in Manneshöhe. Eichen von 7 bis 8 m Umfang in Manneshöhe weist die dortige Gegend mehrfach auf. Bisher galten nach der Hangelsberger Kaisereiche auf dem Büttner bei Straupitz (Florentineneiche 9 m Umfang) als die stärksten Bäume in der Provinz.

Unsere Mitglieder bitten wir um ähnliche Angaben aus anderen Teilen unserer Provinz. Auch wird ersucht, wenn möglich, die Spezies anzugeben, also gerade wie bei der Linde, ob Sommer- oder Winterlinde, so: ob Winter- oder Sommereiche. Bei Jessen scheint es sich um die Wintereiche zu handeln. Vielleicht bestimmt einer unserer Leser daselbst die Spezies genau.

Alte Walfischknochen in der Mark. Vor etwa 60 Jahren (schreibt Klöden in seinen Versteinerungen der Mark Brandenburg 1834 S. 86) ist in Brandenburg in der Stadt selbst, nicht weit von der Havel ein ungeheuer großer Knochen gefunden worden, welcher an einem Hause, das an einem öffentlichen Platze stand, aufgehangen wurde, und der lange Zeit unter dem Namen der Walfischrippe, wofür man ihn hielt, bekannt gewesen ist. Jetzt ist der Knochen zerstört, und nur einige Splitter davon übrig, was vermuten läßt, daß er lange Zeit in der Erde gelegen haben muß, weil diese Knochen

sonst länger widerstehen. Ich verdanke diese Nachricht dem Herrn Julius Curtius.

Hier sei mir nur noch die Bemerkung erlaubt, daß das Schulterblatt und die Rippe eines Wallfisches, welche in Berlin auf dem Molkenmarkt an der Vorderfront des Hauses Nr. 13 hängen, nicht fossil, sondern von einer Wallfischjagd mitgebracht sind.

Über die beiden Wallfischrippen, welche als Prellföhle vor dem öffentlichen Durchgange in der Burgstraße Nr. 15, unweit der langen Brücke, eingegraben sind, fehlen mir Nachrichten die ihren Ursprung betreffen.

In der Sakristei der Kirche zu Wilsnack in der Priegnitz, welche Stadt im Mittelalter wegen des sogenannten heiligen Bluts eine große Berühmtheit erlangt hatte, und ein überaus besuchter Wallfahrtsort war, befinden sich drei Bruchstücke gewaltig großer Knochenrassen, die hinsichtlich ihrer Größe und Dicke keine Vergleichung mit den des Elefanten zulassen, und jedenfalls einem sehr viel größeren Tiere angehört haben müssen.

Der Maurer im Volksmunde. „Allerlei Volk. Ethnol. Reiseplaudereien von Karl Braun-Wiesbaden.“ In „Über Land und Meer“ 1880, S. 994, sagt der witzige Parlamentarier von den deutschen Mauern in Vergleich mit den jetzt bis nach Norddeutschland vordringenden italienischen Mauern:

Eine Stunde mauern sie,
Eine Stunde lauern sie,
Eine Stunde feiern sie,
Eine Stunde leiern sie,
Eine Stunde priesen sie,
Eine Stunde niesen sie,
Eine Stunde wird verraucht,
Und dann ist der Tag verbraucht.

Brauns Großvater, dem ein neuer Bauernhof viel Geld kostete, setzte über die Haus-Thür:

„Das Bauen ist eine große Lust,
Daß es so viel kost't, hab' ich nit gewußt.
Bewahr' uns Herr! in Ewigkeit
Vor Maurer und vor Zimmerleut!“

An einem Bauernhaus in Kurhessen fand er folgende Variante:

Das Bauen ist a Lust,
Dass's so vill kust't,
Hab' ich nicht gewusst,
Denn hätt' ich's gewusst,
Dann hätt' ich's gelust“ (gelassen).

Von einem berühmten Berliner Schauspieler, Stammgast bei Lutter und Wegener am Gendarmenmarkt, wird erzählt, er habe gewettet, eher mit einer Flasche Champagner fertig zu werden, als ein Maurer auf dem Neubau gegenüber mit einer Prise Schnupftabak vom Herausnehmen der Dose bis zum Versorgen der Prise. Und er habe die Wette gewonnen.

Aus der Geschichte Lichtenbergs. Interessante Einblicke in die Entwicklung eines märkischen Dorfes zur Stadt und zum Vororte von Groß-Berlin gewährt die kürzlich erschienene „Geschichte Lichtenbergs“ vom Bürgermeister Dr. E. Unger*). Der Verfasser hat mit großem Fleiß das urkundliche Material zur Geschichte des Ortes gesammelt und eine populäre Darstellung der Vergangenheit Lichtenbergs geliefert, die nicht nur den Bewohnern des Ortes, sondern auch den märkischen Geschichtsfreunden willkommen sein wird.

Aus der Vorzeit Lichtenbergs ist außer einigen Grabfunden wenig erhalten, und was Unger über diese Zeit und die Vorgeschichte des Barnims sagt, ist im allgemeinen nur das, was man in der Einleitung zu märkischen Lokalchroniken immer findet, wobei auch manche veraltete Anschauungen, z. B. daß die Germanen keine Dörfer gehabt haben, mit aufgenommen sind. Über die Gründung Lichtenbergs hat der Verfasser nichts näheres feststellen können, doch nimmt er an, daß das Dorf nicht aus einer slavischen Siedlung erweitert ist, sondern eine neue deutsche Anlage sei, worauf auch der Name „to dem Lichtenberg“ hindeute. Urkundlich erwähnt wird Lichtenberg zuerst in einer Grenzberichtigung zwischen der Stadt Berlin und dem Dorfe Rosenfelde (Friedrichsfelde) vom 24. Mai 1288, in der von der „distinctio agrorum villae Lichtenberge quae communiter ein markscheidte appellatur“ die Rede ist. Besitzer des Dorfes war zu jener Zeit der Ritter Ruthenick, dessen Nachkommen bis 1390 in Lichtenberg begütert waren, und nach dem Tode des Zabel Ruthenick verpfändete Jost von Mähren das erledigte Lehen an die Edelleute Otto Pflug und Heinrich Horst, von denen es 1391 in den Pfandbesitz der Städte Berlin und Kölln überging. Unger schildert bei Erwähnung dieses Besitzwechsels die damaligen Land- und Besitzverhältnisse in Lichtenberg und führt dann aus dem Berliner Stadtbuch verschiedene Fälle an, die ein eigentümliches Licht auf die Bewohner des Kämmereidorfes werfen.

Eine besondere Rolle hat Lichtenberg weder in der märkischen noch in der berlinischen Geschichte gespielt, und die urkundlichen Nachrichten beziehen sich ausschließlich auf die dörflichen und kirchlichen Verhältnisse des Ortes. Erst im 30jährigen Kriege wird Lichtenberg wegen seiner Lage an einer wichtigen Heerstraße von den politischen Ereignissen berührt und von den Durchzügen der kaiserlichen und schwedischen Truppen, von Hungersnot und Pest so sehr mitgenommen, daß nach einem Bericht des Landreiters Ulrich Gärtner aus dem Jahre 1652 im Dorfe nur 9 Bauern und 9 Kossäthen ansässig waren, eine Einwohnerzahl, die sich 1696 auf 12 Bauern und 10 Kossäthen erhöht hatte. Im 18. Jahrhundert bilden verschiedene Streitigkeiten der Lichtenberger Bauern mit dem Berliner Magistrat wegen der Hof- und Spanndienste und wegen kirchlicher Verhältnisse den Hauptinhalt der Geschichte des Ortes, und es ist interessant zu lesen, wie Friedrich Wilhelm I. kurz und energisch die Lichtenberger Bauern zum Gehorsam zwang. Im siebenjährigen Kriege mußte das Dorf 1760 einen Einfall der Russen unter

*) E. Unger, Geschichte Lichtenbergs bis zur Erlangung der Stadtrechte. Mit Abb. und 1 Plan. 8°, IV, 172 S. Berlin, W. Weber, 1910. Brosch. 3,60 M., gebd. 4,40 M.

Tschernitschew erdulden, aber die Friedenszeit unter Friedrich dem Großen brachte dem Ort namhafte Vorteile in wirtschaftlicher Beziehung. Der Verfasser bringt bei der Schilderung dieser Zeit verschiedene interessante Beiträge über den Stand der Land- und Viehwirtschaft, den Besitz und die rechtliche Stellung der Bauern und ihre Abgaben an den Berliner Magistrat und über die Kirchen- und Schulverhältnisse im Dorfe.

Wie es in Lichtenberg am Anfang des 19. Jahrhunderts aussah, mag folgende Schilderung bei Unger (S. 93 f.) zeigen:

„Das eigentliche Lichtenberg zählte im Jahre 1801 27 Wohnhäuser mit 326 Einwohnern, nämlich 14 Bauern, 10 Kossäthen, 5 Büdnern und 17 Einliegern; dazu kam noch der Schmied, Krüger und Mühlenmeister. Die Kolonie Friedrichsberg hatte 21 und der Kietz (jetzt zu Rummelsburg gehörig) 45 Einwohner. Ihr Leben war ein einfaches und kümmerliches. Mühsam mußten sie mit Frondiensten und grundherrlichen Abgaben aller Art noch sehr beschwert, dem kargen Sandboden seine mageren Erträge abringen, welche sie meist nach Berlin auf den Markt brachten. Die Häuser waren klein und niedrig, fast durchweg aus Lehm gebaut und mit dichten Strohdächern gedeckt. Im Orte befanden sich zwei öffentliche Brunnen, welche 1778 bzw. 1795 angelegt worden waren. Die Kosten (11 Taler 20 Silbergroschen und 343 Taler 5 Silbergroschen) wurden zu je einem Drittel von der Kirche, dem Gut und der Gemeinde getragen. Im Jahre 1796 beantragte der Kriegsrat von Lamprecht die Errichtung eines dritten öffentlichen Brunnens in der Nähe des Landhauses des Generals Möllendorf. Ein solcher sei „dringend notwendig, da einesteils ein entstandenes Feuer nicht gelöscht werden könne, andernteils, wenn wieder Einquartierung kommen sollte, es eine Unmöglichkeit sein würde, so viel Wasser zu beschaffen, als zum Tränken der Pferde erforderlich ist. Die Feuergefahr in Lichtenberg wird auch besonders jetzt, da alle Scheunen voll sind, dadurch sehr vermehrt, daß des Sonntags und Montags eine Menge Handwerksburschen mit brennenden Tabakspfeifen in der Dorfstraße umherlaufen, und würde es daher höchst notwendig sein, gegen diese so gefährliche Übertretung der landesherrlichen Polizeigesetze die ernsthaftesten Maßregeln zu ergreifen.“ Die Gemeinde und ebenso die Kirche und der Kommissionsrat Schwahn als Besitzer des Gutes sprachen sich, da außer Lamprecht und einem Bauern Thiele sämtliche Eigentümer auf ihren Gehöften Brunnen hatten, gegen die Anlegung eines dritten öffentlichen Brunnens aus und verlangten vom Magistrat zu Berlin, daß Lamprecht angehalten werde, auf seine Kosten auf seinem Gute einen Brunnen anzulegen.“

Interessant ist auch eine Schilderung, die Gutzkow (Aus der Jugendzeit S. 294 f.) über den Weg von Berlin bis zum Dorfe gibt. Er schreibt: „Flach, flach, kahl ist der Weg nach Lichtenberg. Und doch lebt er im Jugendgedächtnis nur als eitel sonnenbeglänzt Kornfeld, als Schmetterlingstummelplatz, als blauer Zyanen- und roter Mohnblumengarten. Dies Durchschreiten durch hohe Ähren, die sich in der Sonne wiegen und schwadenweise bald auf diese, bald auf jene Seite sich im Winde senken — wie wonnevoll dem Knaben, der noch so klein, daß er in ihrem Schatten wandelt, nur blauen Himmel über sich sieht und neben sich die Kornblumen mit ihrem blauen Johanniterkreuz auf der grünen Basthülle der Knospe, die roten

Flatterrosen, die Mohnblumen, die er gepflückt und dabei über die Hügel der Maulwürfe stolpert! Rings die wogende, gelbe Saat. Die Männer ziehen die Röcke aus und tragen sie auf Stöcken; die Frauen drängen zur Eile, um bei einem Bauern noch einen guten Gartentisch oder einen Sitz dicht unter seinem strohbedeckten Giebeldache zu erobern.“

Trotz der engen und jahrhundertelangen Beziehungen zur Residenzstadt hatten die Lichtenberger doch ihre allgemeine bäuerliche Art bewahrt und zeigten eine „spröde Opposition des märkischen Bauern gegen Berlin und Berlinertum, so daß man sich, wie Gutzkow sagt, auf eine halbe Meile von Berlin schon mitten in die Altmark oder in die Prignitz versetzt glaubt. Kleine niedrige Lehmhäuser mit Strohdächern, eine düsterschattende Linde vor dem Tore, Räder, Deichseln und Latten, den Eingang hemmend. Die Tracht ganz ländlich, kurze Jacken, lederne Hosen, bunte Nachtmützen, die Sprache plattdeutsch.“

Die Franzosenzeit (1806—1812) brachte auch für Lichtenberg manche Drangsale mit sich, namentlich die Einquartierungen und Truppendurchzüge im Jahre 1812 waren sehr drückend. Dann kamen bessere Zeiten. Durch den Zuzug wohlhabender Berliner, die sich hier von Gärten umgebene Landhäuser erbauten, wurde in Lichtenberg eine kleine Villenkolonie geschaffen, die ihre Vorteile für das Dorf hatte. Seit dem Ausgange des 18. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts haben in Lichtenberg u. a. die Kriegsräte Scharnweber, v. Lamprecht und Amelang, der Geh. Finanzrath v. Ernsthäusen, der Hauptmann v. Heidenreich, der Präsident Büsching, der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg und der Prinz Friedrich von Preußen gewohnt. Berühmt war das schloßartige Landhaus des Generalfeldmarschalls v. Möllendorf, in dem ein großer Saal und verschiedene Zimmer mit Gemälden des Malers Verona geschmückt waren. Hinter dem großen Wohnhause lag außer den Wirtschaftsgebäuden ein herrlicher, ausgedehnter, in englischem Geschmack gehaltener Garten voll hoher Laub- und Nadelbäume, mit schönen Anlagen, reizenden Partien und Treibhäusern. In den lieblichen Laubgängen des Parks, unter den dunklen Kiefern suchte der greise Paladin Friedrichs des Großen in ungestörtem Naturgenuß Ruhe und Erholung. Hier hatte er auch dem von ihm bewunderten Könige noch bei dessen Lebzeiten ein Denkmal aus Sandstein in Gestalt eines Obelisken errichtet, auf dessen Vorderseite das Reliefbild Friedrichs mit der Inschrift „Dem Einzigen“ prangte.

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung schildert Unger die Bewirtung des Rittergutes Lichtenberg durch die Erben des Staatskanzlers v. Hardenberg, die Entwicklung des Dorfes zum Vorort von Berlin und den Einfluß der Stadt- und Ringbahn auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und setzt dann ausführlich auseinander, wie die Gemeinde gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, Stadtrechte zu erwerben, und wie die Verhandlungen schließlich zu dem gewünschten Ergebnis, zur Erhebung Lichtenbergs zur Stadt führten.

Das Werk Ungers kann als Muster einer populären Ortsgeschichte bezeichnet werden.

Dr. G. Albrecht.

Fragekasten.

O. M. Was bedeutet das „Schweriner Hoch?“ Herr Herrman Gura, ehemals Oberregisseur am Großherzoglichen Hoftheater zu Schwerin, hat die Freundlichkeit darauf zu antworten, daß ein tschechischer Musiker dieses Hoch nach Schwerin verpflanzt haben soll, es ist in Schwerin allgemein angenommen und verdient weiter verbreitet zu werden:

Hoch soll er leben,
 Er lebe, lebe hoch in Gloria,
 In Gloria — Viktoria
 Er lebe hoch! Er lebe hoch!
 Er lebe dreimal hoch!
 Das sind wir ihm schuldig
 Eins — zwei — drei (nun der Name)

So tönt's in flottem schnellen Rhythmus, und mit dem Namen des Begrüßten klingt das „Schweriner Hoch“ volltönig aus. M. R.

Notizen aus Rosenthal, Kreis N.-Barnim. Von Otto Monke.

a) Der Kirchturm hat unter dem Stern eine vergoldete Krone, die sich schon auf dem früheren hölzernen Turme befand; sie wurde als letzterer beseitigt und durch den jetzigen aus Kalkstein ersetzt, neu vergoldet und wieder angebracht. S. Berghaus, Landbuch II. S. 468 über das Jagdschloß in Rosenthal (bis 1740). Eine Sage ist nicht bekannt.

b) Die Außenwände der Kirche waren früher beworfen; jetzt ist der Putz entfernt, so daß der alte Granitquaderunterbau wieder zu Tage tritt.

c) Die Innenwände und das Tonnengewölbe der Decke sind bemalt; die Wände waren bereits früher bemalt wie jetzt. Die Decke ist neu bemalt worden.

d) An der Kirche in mehreren Ecken und Winkeln Hollunderbüsche (von Vögeln ausgesät?).

e) Manche Grabkreuze und Grabsteine haben scheinbar selbstgemachte Verse als Inschriften.

f) Nördlich der Kirche ein Bismarck-Denkmal. Stein mit Medaillon. Gestiftet von den Bürgern Rosenthals 30. 7. 1908.

g) Das Dorf hat viele moderne Betonhäuser, aber keine Mietskaserne. Südlich von Rosenthal ist die Grenze der Berliner Vorstadtenschaft. Rosenthal ist ein gutes Beispiel dafür, daß man modern und einheitlich bauen kann, ohne geschmacklos zu werden und ohne alles über einen Kamm zu scheren. Das fällt besonders und zwar angenehm auf, wenn man von Reinickendorf oder Niederschönhausen kommt.

Germanen in slavischer Zeit. Th. Fontane äußert sich über die alte Streitfrage, ob sich germanische Reste im Wendenland bis zur Verdeutschung des letztern erhalten haben, meines Wissens nur indirekt. In „Vor dem Sturme“, Ges. Werke VI, läßt er, Pastor Seidentopf, einen archäologischen Enthusiasten und Tendenzsammler S. 315 sagen:

„Als erstes und letztes Resultat aller seiner Forschungen stand für ihn unwandelbar fest, daß die Mark Brandenburg nicht nur von Uranfang an ein deutsches Land gewesen, sondern auch durch alle Jahrhunderte hin, geblieben sei. Die wendische Invasion habe nur den Charakter einer Sturzwelle gehabt, durch die oberflächlich das eine oder andere geändert, dieser oder jene Name slavisiert worden sei. Aber nichts weiter. In der Bevölkerung, wie durch die Sagen von Fricke und Wotan bewiesen werde, habe deutsche Sitte und Sage fortgelebt, am wenigsten seien die Wenden, wie so oft behauptet werde, in die Tiefen der Erde eingedrungen. Ihre sog. Wendenkirchhöfe, ihre Totentöpfe niedrigen Grades, wolle er ihnen zugestehen, alles andere aber, was sich mit instinktiver Vermeidung des Oberflächlichen, eingebohrt und eingegraben habe, sei so gewiß germanisch, wie Teut selber ein Deutscher gewesen.

Seine Ultima ratio Semnonum waren 10—12 Hauptfundstücke, ein bronzenes Wildschweinsstück (Insigne superstitionis formas aprorum gestant), eine Münze: Imp. Coes. Trojano Optimo gef. zu Reitwein im Lande Lebus in einem Totenkopf etc.

Sein Gegner war der sarkastische Justizrat Turgany aus Frankfurt a. O., der ob ernstlich oder nur aus Oppositionslust mehr panslavistische Vorstellungen verfocht.“

[Beiläufig meinte Fontane hier wohl den allerdings sehr sarkastischen Geheimen Justiz- und Kammergerichtsrat Torgani, unter dem ich noch als Assessor auf dem Kammergericht gearbeitet und dessen Familie ein noch jetzt vorhandenes altes Erbbegräbnis auf einer Insel im Rittergutspark von Fredersdorf an der Ostbahn besaß. Das Gut gehört zur Zeit der Frau Generalleutnant Julie Bothe, gebornen Verdrieß].

Neuerdings wurde die obige Frage bejaht von Rudolf Virchow, von Wilhelm Schwartz, von Dr. Kiekebusch, von mir und anderen Altertumsforschern.

Übrigens irrt der gute P. Seidentopf gerade in dem was er den Wenden großmütig konzediert. Denn die sog. Wendenkirchhöfe mit ihren Totentöpfen und Leichenbrand darin rühren nicht von den Wenden her, sondern sind germanisch und zumeist aus vorchristlicher Zeit. Der berühmte mecklenburgische Archäologe Lisch war wohl der letzte Altertumsforscher von Fach, der die „Wendenkirchhöfe“ den Slaven vindizierte. Die Wenden haben, wenigstens zumeist bei uns ihre Toten unverbrannt beerdigt. — Th. Fontane hat von dergl. archäologischen Fragen so gut wie nichts verstanden.

E. Friedel.

Berichtigung:

Die Anmerkung auf Seite 113 gehört zu Seite 114 hinter „verkauft“ (5. Zeile von oben).

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

1. (1. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 23. April 1911.

Wanderfahrt nach Teltow.

Die Mitglieder versammelten sich um 2 Uhr nachmittags auf dem Petsdamer Vorortbahnhof und fuhren mit der Eisenbahn zunächst nach Groß-Lichterfelde-Ost, dann mit der elektrischen Bahn zur Dahlemer Brücke vor Teltow, wo Herr Buchdruckereibesitzer Zittrich die Teilnehmer der Wanderfahrt erwartete und die Führung übernahm.

Zuerst begab man sich auf die Dahlemer Brücke, von wo Herr Zittrich den Besuchern das Gelände des jetzt trocken gelegten Teltower und des Schönower Sees zeigte und Mitteilungen über diese ehemaligen Gewässer und den Bau des Teltow-Kanals im Gebiete der Stadt machte. Infolge des Kanalbaues hat sich bereits eine bescheidene Industrie in der Umgebung der Stadt Teltow entwickelt und auch die Bodenpreise sind hier erheblich gestiegen. In den letzten Jahren wurden in und bei Teltow eine Porzellanfabrik (mit 200 Angestellten), eine Zementsteinfabrik (mit 70 Angestellten), eine Seifenfabrik und die Elberfelder Papierfabrik neu erbaut, ferner wurde der neuangelegte städtische Hafen am Kanal mit dem Bahnhof Teltow der Anhalter Bahn durch eine Industriebahn verbunden, und schließlich haben die Teltower Kanalterrain-Aktiengesellschaft und die Teltower Boden-Aktiengesellschaft große Ländereien für Industrie- und Wohnzwecke anbaufähig gemacht.

Auch das Äußere des kleinen Landstädtchens Teltow, dem die Mitglieder der „Brandenburgia“ sich darauf näherten, hat in den letzten Jahren teilweise einen anderen Charakter angenommen. Die innere Stadt allerdings weist immer noch ein ländliches Gepräge auf, wie die Kreisstadt Teltow es seit Jahrzehnten zeigte, aber in den neueren Teilen, am Kanal, nach dem Bahnhof und nach Stahnsdorf zu, sind bereits moderne Wohnhäuser erbaut und auch um den Markt herum werden verschiedentlich Anstrengungen gemacht, Teltow einen mehr städtischen Charakter zu geben. Noch einige Jahre, dann werden auf dem Sandboden, wo der Teltower Ackerbürger seine Rüben und seinen Kohl baute, moderne Straßenzüge entstanden sein, die denen der benachbarten Gemeinden Groß-Lichterfelde und Zehlendorf-West nicht nachstehen werden.

Auch die dem St. Andreas geweihte Stadtkirche, die von den Teilnehmern der Wanderfahrt dann besucht wurde, hat vor kurzem ein neues Gewand angelegt und ist außen und innen erneuert worden. Die Bauarbeiten wurden, wie Konsistorialrat Schaper in einem kurzen Vortrage in der Kirche ausführte, vom Baurat Kern in Steglitz geleitet, die Malereien wurden von Prof. Oettken ausgeführt und die Schnitzarbeiten an Kanzel und Orgel, an Gestühl und Emporen von dem Teltower Meister Mattausch, einem geborenen Badenser, angefertigt. Die Kosten der Erneuerung der Kirche, die am 26. Februar 1911 eingeweiht wurde, betragen 70 000 Mk. Das Äußere des im 13. Jahrh. erbauten Gotteshauses ist vom Putz befreit und als Granitquaderbau wieder hergestellt worden, das Innere ist farbig ausgemalt worden und hat statt der geraden Balkendecke ein hölzernes Tonnengewölbe mit Arabeskenmalerei erhalten. Außer der von Mattausch geschnitzten Kanzel und Altarwand enthält die Kirche einen hölzernen lebensgroßen Kruzifixus an der Chorwand über dem Altar, ein Altarkreuz und 4 Altarleuchter aus Messing, mehrere schmiedeeiserne Hängeleuchter und schöne farbige Glasfenster. Der nach einem Brande (1801) im Jahre 1812 erbaute Kirchturm trägt als besonderen Schmuck eine eiserne vergoldete Krone, die früher von Gold gewesen sein soll, aber 1670 nach dem Einsturz des Turms durch eine kupferne und 1812 durch eine eiserne ersetzt wurde. Über den Ursprung dieses eigenartigen Turmschmucks, nach dem die Stadt jahrelang „Kron-Teltow“ genannt wurde, hat sich nichts ermitteln lassen, und die Sagen, daß Karl der Große bei Teltow sein Kronzelt aufgeschlagen, oder daß Kaiser Karl IV. die Krone der Stadt zur Erinnerung an die dort erfolgte Niederkunft seiner Gemahlin Elisabeth verliehen habe, sind als bescheidene Erklärungsversuche anzusehen*). Auch die Erklärung, die Pfarrer Muhs in einer Schrift „Aus der kirchlichen Vergangenheit der Stadt Teltow“ (Berlin 1910) auf S. 4 gibt, daß Markgraf Hermann, um die Stadt Teltow auch äußerlich als landesherrlichen Besitz zu bezeichnen, dieser um 1300 die Krone als Kirchturmschmuck verliehen habe, dürfte nicht zutreffen, da eine solche Verleihung nicht urkundlich bezeugt, auch sonst nicht üblich gewesen ist.

Die mannigfachen Schicksale der Teltower Kirche und ihrer Turmkrone hat u. M. Landesbauinspektor W. Wulff in Lankwitz in einem Gedicht besungen, das bei der Eröffnung des Teltow-Kanals am 2. Juni 1906 vorgetragen wurde und dessen erste Hälfte folgendermaßen lautet:

Kronen-Teltow 1806—1906.

Goldig blinkte lange Jahre,
Trotzend Wettersturm und Blitze,
Einst zu Teltow eine Krone
An des Kirchturms höchster Spitze.

*) Vgl. dazu Fidicin, Territorien I, S. 23.

„Kronen-Teltow“ hieß das Städtchen
 Drum im Brandenburger Lande,
 Hart am tiefen See von Schönnow
 Und am stillen Bäkerande.

Einstmals — auf dem Weg von Potsdam
 Nach Berlin — wann ist's gewesen? —
 War in Teltow die Prinzessin
 Eines Prinzenkinds genesen.

Drum zum ewigen Angedenken
 An dies freudige Ereignis
 Brachte man die gold'ne Krone
 Hoch am Kirchturm an, als Zeugnis!

Lange Jahre sah das Zeichen
 Auf die stille Stadt hernieder.
 Spiegelte im Schönnowteiche
 Und im Bäkelauf sich wieder.

Hörte Freuden-, Klage-Laute
 Ob der Glocken hohem Sitze,
 Manches Leichen-, Braut-Gefolge
 Sah's von jener Kirchturmspitze.

Feuerschein in bangen Nächten
 Schien in seinem Golde wieder,
 Unter ihm — am Sonntag — schallten
 Alte, fromme Kirchenlieder.

* * *

Doch — zum Beben kam die Krone,
 Nach dem Jammer, nach den Klagen
 Um des Vaterlands Verbluten —
 In den vielen trüben Tagen. —

Als die Glocken lauter schallten,
 Alle Mann zum Sturme riefen
 Und die Freiheitkämpfer weckten,
 Die so fest, so lange schliefen!

Da — zum Wanken kam die Krone,
 Als man diesen Lauten lauschte,
 Daß man sie herniederholte
 Und für Eisen sie eintauschte!

Eisern war die Zeit, zur Schmelze
 Ging sie hin, die stolze Krone,
 Umgeprägt, für Kriegssoldaten
 Diente sie zum Sold, zum Lohne!

Nichts mehr sah sie, diese Krone
 Von den neuen Siegen, Ehren —
 Nicht mehr sollte sie erleben
 Jenen Sonntag von Groß-Beeren!

* * *

Ihrer Eisenschwester tagten
 Alle jene großen Zeiten,
 Die sie half mit ihrem Golde,
 Ihrem Scherflein vorbereiten:

Frei des Vaterlandes Gaue —
 Friedenszeit — ein halb Jahrhundert —
 Dann von Freiheit auf zur Einheit,
 Deutschland, von der Welt bewundert!

* * *

Über die Geschichte der Andreas-Kirche sei aus der genannten Schrift des Pfarrers Muhs kurz angeführt, daß die Kirche aller Wahrscheinlichkeit nach als Granitquaderbau im 13. Jahrh. erbaut worden ist, daß sie 1515 und 1573 durch Brand beschädigt und 1637 von den Kaiserlichen geplündert wurde, ferner daß 1670 die goldene Krone beim Einsturz des Turmes herunterfiel und bald darauf auf Veranlassung des Großen Kurfürsten durch eine kupferne Krone, die auf einem Globus aus gleichem Metall ruhte, ersetzt wurde, und schließlich daß 1711 die Kirche völlig ausbrannte und 1712 mit Unterstützung des Königs und der umliegenden Gemeinden neu erbaut und würdig ausgestattet wurde. Im Jahre 1801 beschädigte abermals eine Feuersbrunst die Stadtkirche, die erst 1811 und 1812 wieder ausgebaut wurde; die jüngste Erneuerung mit vollständigem Um- und Ausbau erfolgte im Jahre 1910 und die Einweihung, bei der General-Superintendent D. Faber die Weiherede hielt, wie erwähnt, am 26. Februar 1911.

Nach der Besichtigung der Kirche unternahmen die Teilnehmer einen kurzen Rundgang durch die Stadt, wobei einige alte Häuser besucht wurden. An der Vortreppe eines Hauses sind die Abzeichen der Landwirtschaft als eine Art Hausmarke angebracht, auf den Torpfeilern eines anderen und auf dem Dache eines dritten Gebäudes ist Hauslauch (Donnerhart, *Sempervivum tectorum*) zum Schutze gegen Blitz und Feuergefahr gepflanzt. An einem Hause des Hohen Steinwegs ist eine Tafel zur Erinnerung an den großen Brand im Jahre 1801, der die halbe Stadt in Asche legte, angebracht. Auf dem Marktplatz besichtigten die Mitglieder dann den von Gartenanlagen umgebenen Stubenrauch-Brunnen, der von Prof. Lepke aus Muschelkalk erbaut und mit der Bronzestütze des Landrats von Stubenrauch, sowie einem Bronzerelief, die Vereinigung

der Spree mit der Havel darstellend, geschmückt ist. Der am 25. Oktober 1908 enthüllte Brunnenbau trägt die Inschrift: „Dem Schöpfer des Teltow-Kanals, Landrat v. Stubenrauch, 1908.“

Nun begaben die Mitglieder der „Brandenburgia“ sich in den altbekannten Gasthof „Zum Schwarzen Adler“, wo während der Kaffeetafel Herr Zittrich einen Vortrag über die Geschichte der Stadt Teltow hielt. Der Ort ist vermutlich wendischen Ursprungs, dafür spricht sein Name (Teltow=Inselland) und seine Lage am Teltower See, der früher weiter nach Süden bis zum Lindberge (s. unt.) gereicht haben soll (das sogenannte „Holland“). An den nicht durch den See geschützten Seiten war der Ort durch Wall und Graben befestigt und hatte anfangs nur einen Ausgang, später 2 Tore, das Potsdamer und das Berliner Tor. Der Sage nach soll Karl der Große auf einem Zuge nach der Oder bei Teltow, das damals den Namen „Dragewit“ führte, gerastet und der Ort davon den Namen „Zeltau“ erhalten haben. Die erste Urkunde in der Teltow als Stadt erwähnt wird, stammt aus dem Jahre 1265. In dieser begabt Markgraf Otto „seine Stadt Teltow“ und deren Einwohner mit den Rechten, welche die Städte Brandenburg, Berlin und Spandow besaßen (Fidicin, Territorien I, 24). In einer anderen Urkunde vom Jahre 1289, in der es sich um eine Getreideabgabe der Middelmolne bei Teltow an das St. Spiritus-Hospital in Spandau handelt, wird Teltow als „feste Stadt“ bezeichnet. Die Selbständigkeit als landesherrliche Stadt, die Teltow damals besaß, verlor sie 1299, als Markgraf Hermann sie am 11. April nebst 7 Dörfern gegen ein Darlehn von 300 Mark Silber an den Bischof von Brandenburg verpfändete. Da die Pfandsumme zur festgesetzten Zeit nicht zurückgezahlt wurde, blieb der Bischof im Besitze der Stadt und der 7 Dörfer. Im Jahre 1311 bestätigte Bischof Friedrich der Stadt Teltow ihre Privilegien und 1314 übertrug er die Advocatur von Teltow der Familie von Berne (Beeren), die damit 150 Jahre hindurch belehnt blieb, später waren die Familien von Schwanebeck und von Wilmersdorf im Besitze des Erblehnsrichteramtes. Bis zur Säkularisation gehörte Teltow zu den Tafelgütern des Bistums, und erst als dieses dem Kurprinzen Johann Georg zugefallen waren, wurden 1571 die bischöflichen Tafelgüter mit den kurfürstlichen Domänen vereinigt. Die Stadt Teltow wurde zuerst dem Amte Ziesar, dann dem Amte Potsdam und schließlich dem Amte Müblenhof zur Verwaltung überwiesen.

Im 15. Jahrhundert stand der Kaland in Teltow in hohem Ansehen, der sich wöchentlich in der Andreas-Kirche versammelte und vor dem von ihm gestifteten Marien-Altar eine Messe lesen ließ. Dieser Altar wurde aus den Einkünften des vom Kaland gestifteten Lehns Sanctae Crucis unterhalten, das in einem Haus nebst Garten und 2 Hufen Ackerland bestand. Bei der Reformation wurde dieses Lehn zugleich mit dem Kaland aufgehoben und dem Matthias von Schwanebeck

zu Lehen gegeben, der es später seinem Rittergute einverleibte. Dieser Edelmann, der das Lehnsrichteramt in Teltow verwaltete, ist der Verfasser des „Schwanebeckschen Hausbuches“, in dem das Protokoll der „Teltower Einigung“, einer Versammlung von Edelleuten des Kreises wegen Einführung der Reformation, und eine wichtige Nachricht über den Übertritt des Kurfürsten Joachim II. zur evangelischen Lehre enthalten ist*).

Im dreißigjährigen Kriege hatte Teltow durch die Pest, die schon 1516 und 1548 hier gewütet hatte, und durch feindliche Überfälle und Plünderungen, so 1631, 1634, 1637 und 1640, viel zu leiden. Im siebenjährigen Kriege hausten die Kosaken in der Stadt (1760) und von 1807—1809 lagen die Franzosen fortgesetzt hier im Quartier. Vor der Schlacht bei Groß-Beeren weilte Bernadotte mit russischen Truppen in Teltow — er wohnte im „Schwarzen Adler“ — und nach der Schlacht, die südlich von Teltow bei der Ruhlsdorfer Mühle ihren Anfang nahm, wurden viele Verwundete nach der Stadt gebracht, so daß es bald an Lebensmitteln fehlte.

Aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts besitzen wir eine kurze Mitteilung über Teltow in dem Werke von Friedr. Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam pp., wo man im 2. Bände (3. Aufl., 1786) auf S. 1043 folgendes findet:

„Teltow“ oder Kronteltow**), eine Mediatstadt zwey Meilen von Berlin an der Telte. Die kleinen Teltowschen Rüben sind ihres Geschmacks wegen sehr berühmt. (Doch werden auswärts sehr viele in der Gegend, besonders bei dem Dorfe Motzen, wachsende Rüben verkauft; welche etwas größer sind, aber den eigentlichen Teltowschen an Güte nicht gleichkommen). Ausserdem wird in dem Städtchen viel Flachs gesponnen und Leinwand gebleicht. 1784 bestand es aus 116 Häusern, unb hatte 782 Einwohner, worunter 29 Leinweber waren.“

Als im Jahre 1837 die Anhalter Bahn gebaut wurde, sollte sie an Teltow vorüber geführt werden, aber die Bürgerschaft lehnte es ab, zum Bau Land abzugeben, da man fürchtete, daß der Fuhrverkehr geschädigt und abgelenkt werden könnte. So blieb Teltow abseits vom Verkehr liegen und konnte sich nicht besonders entwickeln. Erst durch die Anlage des Teltow-Kanals und der Industriebahn zum neuen Bahnhof der Anhalter Bahn ist der Stadt die Möglichkeit zu weiterer Entfaltung gegeben.

Unser 1. Vorsitzender, Geh. Reg.-Rat. E. Friedel dankte dem Redner für seinen Vortrag und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Stadt Teltow aus der Anlage des Teltow-Kanals und den anderen neuen Verkehrswegen den gewünschten Nutzen ziehen möge.

*) Vgl. Muhs: Aus der kirchl. Vergangenheit der Stadt Teltow (1910), S. 12 ff.

**) Die Geschichte dieses Städtchens ist zu finden, in des Hrn. Präsidenten von der Hagen Beschreibung der Stadt Teltow, Berlin 1707, 4.

Nach dem Vortrage führen die Mitglieder der „Brandenburgia“ mit der Straßenbahn nach Klein-Machnow und begaben sich von dort zu Fuß nach dem Lindberge im Süden der Stadt, um dort die Abwasserreinigungs- und Kläranlage des Zweckverbandes der Gemeinden Wilmersdorf, Schmargendorf, Zehlendorf und Teltow zu besichtigen. In der Abwasserreinigungsanlage kommt das durch die Druckrohrleitung heraufbeförderte Abwasser in eine Gruppe von 6 hintereinander geschalteten Sedimentärbecken, wo der größte Teil der festen Bestandteile als Schlamm zum Niederschlag gelangt. Aus dem letzten dieser Becken fällt das Abwasser in eine Sammelkammer, aus der es durch eine selbsttätig wirkende Vorrichtung von Zeit zu Zeit in die nach den biologischen Körpern führenden Leitungen abfließt. Die Verteilung des Abwassers über die teils aus Schmelzkoaks, teils aus Ziegelsteinen, teils aus Kies und Zement aufgebauten biologischen Körper erfolgt durch Sprinkler, deren Konstruktion das Prinzip des Segnerschen Wasserrades zu Grunde gelegt ist. Es sind 56 Filter vorhanden, von denen jeder bei 2,5 m mittlerer Höhe einen Durchmesser von 20 m hat. In diesen biologischen Körpern wird das Abwasser gänzlich von seinen mechanisch beigemengten Bestandteilen gereinigt und fließt dann zu weiterer Klärung durch eine Gruppe von 6 kleinen Filterbecken und durch mehrere Sandfilter, worauf es durch unterirdische Röhrenleitung dem Teltow-Kanal zugeführt wird. Die in den Sedimentärbecken lagernden festen Bestandteile werden zum Düngen benutzt*).

Nach der Besichtigung kehrten die Besucher auf dem sandigen Landwege nach Klein-Machnow und von dort nach Groß-Lichterfelde und Berlin zurück.

2. (1. ordentliche) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. April 1911, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im Vortragssaal des Märkischen Museums, am Märkischen Platz.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIX her.

A. Allgemeines.

1. In der heutigen Hauptversammlung berichtete zunächst der II. Schriftführer Herr Professor Dr. Pniower über den Verlauf des XIX. Vereinsjahres, desgl. Herr Schatzmeister Rönnebeck über die Finanzgebahrung.

*) Nähere Angaben über die Kläranlage findet man in dem Verwaltungsbericht der Stadt Deutsch-Wilmersdorf für die Zeit vom 1. April 1906 bis 31. März 1908 (Deutsch-Wilmersdorf 1909), S. 78 ff.

Bericht des Schatzmeisters.

Im vergangenen Gesellschaftsjahr hat sich die Zahl der ordentlichen Mitglieder um 7 vermindert. Sie betrug am Schlusse 343 gegen 350 im April v. J.

Unter den neugewonnenen Mitgliedern nenne ich besonders Herrn Fabrikbesitzer Oskar Pintsch, der als Gönner der Brandenburgia beigetreten ist und unser Vermögen durch die Spende von 500 M aufs neue vermehrt hat, sodaß wir z. Z. über ein Kapital von 13400 M verfügen.

Die Gesamteinnahmen belaufen sich für das Jahr 1910/11 auf 6080,50 M. Die Summe der Ausgaben beträgt 3691,55 M, sodaß unter Hinzurechnung des Barbestandes von 94,93 M aus dem Vorjahr ein ungewöhnlich hoher Barbestand von 2483,88 M in das neue Jahr hinübergenommen wird. Die Abweichungen gegen den Etat sind bei den außergewöhnlichen Einnahmen Minus 21 M, während dem Reservefonds der erwähnte Beitrag des Herrn Pintsch von 500 M zugeflossen ist. Die Ausgaben waren zu niedrig veranschlagt für die Kosten des Versammlungslokals im Ständehause um 7,50 M, für Porti um 35,25 M, für Wanderversammlungen und Projektionen um 9,50 M. Nicht ausgegeben, aber nicht etwa erspart, sind 1682 M bei Druckkosten, denn der versprochene Archivband ist noch nicht erschienen, ebenso fehlen die Nummern 11 u. 12 der Monatshefte. Die Bibliothek hat von den ihr zugewiesenen Beträge von 250 M für Einbände gleichfalls nur 5,25 M beansprucht. Von den besonderen Ausgaben sind 38,10 M weniger nötig gewesen als angenommen wurde.

Daß der Barbestand augenblicklich groß gehalten ist, ist nötig, da wir infolge des Festspielunternehmens in die Lage kommen werden, größere Zahlungen zu leisten, bevor eine Einnahme vorhanden sein kann. Wir würden andernfalls gezwungen sein Wertpapiere zu verkaufen, was bei dem Curse $3\frac{1}{2}\%$ iger Papiere mit Verlust geschehen müßte.

Das Festspielunternehmen konnte bei Aufstellung des Etats für 1911/12 nicht berücksichtigt werden, da die Brandenburgia vorläufig nur die Garantie von 5000 M übernommen hat und nicht damit gerechnet wird, daß überhaupt auf die Garantiezeichner zurückgegriffen zu werden braucht.

In den einzelnen Etatsposten sind daher nur solche Veränderungen vorgenommen worden, die sich aus dem Vorerwähnten ergeben, z. B. für die Druckkosten der Monatshefte 3425 M, für das Archiv die gesamten Kosten von 3000 M zus. 6425 M. Fast unverändert sind die übrigen Ausgaben veranschlagt. Bei dem Titel Reservefonds ist angenommen, daß wir erst im Oktober die uns durch Herrn Pintsch zugekommenen 500 M werden zinstragend anlegen können, sodaß ein Barbestand von 30,38 am 1. April n. J. verbleiben soll. Erfüllen sich die Hoffnungen,

Die Rechnung über das verflossene Etatsjahr ist in gewohnter Weise durch die Herren Mitglieder Buchholz und Maurer ordnungsmäßig geprüft und nichts zu erinnern gefunden. Der stellv. Vorsitzende des Ausschusses, Herr Rudolf Buchholz, beantragt als Rechnungsrevisor die Entlastung der Rechnung und des Schatzmeisters. Diesem Antrage wird ohne Widerspruch Folge gegeben.

Die Einnahmen und Ausgaben betr. das Festspiel Albrecht der Bär von Eberhard König auf der Naturbühne des Pichelswerder sollen nach dem Vorschlag des Herrn Schatzmeisters, soweit angänglich, gesondert gebucht werden. Über die Vorbereitungen und den Inhalt des Festspiels wird in einer außerordentlichen Versammlung am 3. k. M. Bericht erstattet werden.

Außerdem soll zur Unterstützung des Festspiels ein Garantiefonds gebildet werden. Der I. Vorsitzende verliest hierzu den Wortlaut des vom Vorstand und Ausschuß gemeinsam entworfenen Aufrufs an die Mitglieder vom März d. J. und legt diesen die Beteiligung bzw. die Zeichnung auf den ihnen zugehenden Zeichnungsscheinen dringend ans Herz.

II. Außer unserm Heimatspiel gelangen noch zwei andere ähnliche Aufführungen auf Freilichtbühnen zur Aufführung, in Bernau ein größeres Hussitenfestspiel und auf dem Brauhausberg bei Potsdam ein „Heimatspiel aus den Tagen von Kunersdorf 1759, Der eiserne Heiland“ von Axel Delmar. Der Herr Verfasser, bekannt als Dichter des Choriner Festspiels 1910, hat die Güte gehabt mir das kursierende Exemplar seines Textbuches zu verehren. Auch diesen zwei Heimatspielen wünschen wir den besten Erfolg.

Endlich erwähne ich noch das Volksschauspiel „Der Stadtknecht von Prenzlau 1425“, das dort vor kurzem unter Leitung des Herrn Oberregisseur Frey mit wohlverdientem Beifall, gestützt auf den Uckermärkischen historischen Verein in Prenzlau, aufgeführt wurde. Das Stück behandelt die bekannte Verräterei des Bürgermeisters, die Verjagung der Pommern und die Befestigung der brandenburgischen Herrschaft. Verfasser Hans Nikolai-Block. 5 Akte.

III. Das Ortsstatut zum Schutz der Stadt Berlin gegen Verunstaltung, das ich im Wortlaut mitgeteilt und dem die Stadtverordneten-Versammlung beigetreten, ist vom Oberpräsidium am 11. genehmigt und tritt mit morgen in Kraft.

IV. Ein Ortsstatut zum Schutz gegen Verunstaltung von Spandau und dessen weiterer Umgebung ist ebenfalls kürzlich, erfreulicher Weise, ins Leben getreten.

V. Heimatschutz. Ich lege von dieser Zeitschrift vor: a) den 6. Jahrgang 1910 Heft 3 und mache aufmerksam darin auf: Paul Schultze-Naumburg: Das mittelalterliche Schloß. — b) Die Zeitschrift

Heimatschutz in Brandenburg 1911, Nr. 1. Darin wird S. 14 das Versiegen unsers Schlachtensees besprochen. Abbildung 2 und 3 zeigen Waldschutztafeln, die den Besucher zur Ordnung ermahnen. Gegen Nr. 3 müssen wir aber entschieden Verwahrung einlegen. Diese Tafel enthält 16 Zeilen durchweg mit großen lateinischen Buchstaben, die selbst für einen alten Praktikus kaum zu lesen sind, sie ermüden und wirken geradezu abstoßend.

VI. Aufruf an alle Freunde märkischer Heimat und märkischer Dichtung. Unter dieser Überschrift wendet sich der Ehrenausschuß für den Grabstein des Dichters Willibad Alexis auf dem Kirchhof zu Arnstadt an alle Verehrer des Heimatdichters, also auch an unsere Mitglieder mit der Bitte um Spenden. Der Findlingsblock soll mit einem Medaillonbildnis des Dichters geschmückt werden, dessen Ausführung dem wohlbekannten und wohlverdienten Lehrer und Bildhauer Herrn Matzdorff in Cöthen bei Eberswalde übertragen wird. Einweihung hoffentlich im Juni oder Juli.

VII. Verband der Vereine für Volkskunde ladet zum 7./8. Juni nach Einbeck ein. Programm vorliegend. Wir bitten um recht zahlreiche Beteiligung abseits der Brandenburgia.

B. Persönliches.

VIII. Unser allverehrtes Mitglied Herr Rudolf Buchholz hat zu unserm größten Bedauern sein Amt als Kustos des Märkischen Museums niedergelegt, indem er vom 1. d. M. ab den Städtischen Dienst verließ. Otium cum dignitate wünschen wir unserm eifrigen unermüdlichen Mitgliede. Und um zur „Dignitas“ unser bescheiden Teil beizutragen, schlagen Vorstand und Ausschuß vor, Herrn Buchholz in nächster Sitzung zum Ehrenmitgliede zu wählen. (Allgemeine Zustimmung.)

IX. Herr Oberpfarrer Wilhelm Zahn in Tangermünde ist leider am 21. d. M. verstorben. Er war lange Zeit Vorsitzender des uns engverbundenen Altmärkischen Geschichtsvereins, einer der tüchtigsten Erforscher märkischer Vorzeit und ein allzeit liebenswürdiger, gefälliger Gelehrter. Die Brandenburgia hat schriftlich ihr Beileid bekundet.

X. Amtsgerichtsrat Kuchenbuch-Müncheberg. Sein Sohn, Herr Gewerberat Kuchenbuch-Stendal, schreibt zur Richtigstellung des ihm unsererseits gewidmeten Nachrufes am 18. d. M.: „Die Geburtszeit meines Vaters (4. Sept. 1812) fiel nicht in die Beschießung Erfurts durch die Franzosen, vielmehr hat mein Vater stets davon gesprochen, daß er als kleines Kind die Beschießung der Stadt durch die Preußen auf dem Arme seiner Großmutter erlebt habe. Erfurt wurde am 13. Jan. 1814 von den Preußen erobert. So besitze ich noch ein Bombenstück, das am 6. 11. 1813 beinahe meine Urgroßmutter erschlagen hat.“

Im Nachruf steht ferner: „Mit Herrn Apotheker Hermann Arendts zusammen, seinem treuen Freunde und Studiengenossen, Kamer . . .“

Hierin liegt ein Irrtum. Der Apotheker war Theodor Reichert, der ein sehr gebildeter und wissender Mann war. Der nun auch verstorbene Herr Ahrendts war einfacher Glasermeister und erhielt erst eine Förderung seines Wissensdranges durch meinen Vater und Reichert, sodaß diese Drei — in der Prähistorik alle Autodidakten — die Väter des Museums und des Heimatsvereines in Müncheberg waren.“

Herr Kuchenbuch ladet gleichzeitig die Brandenburgia nach Stendal ein. Diese Wanderversammlung wird am 18. Juni stattfinden.

XI. Familienstambücher. Die im Jahre 1897 eingeführten Familienstambücher erfreuen sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit; seit ihrer Einführung sind bis zum Schluß des Jahres 1910 rund 185 000 Stück abgegeben worden, der gegenwärtige jährliche Bedarf beträgt rund 15 000 Stück.

Da in Berlin aber jährlich etwa 22 000 Ehen geschlossen werden, finden die Stambücher bei einem Teil der Neuvermählten doch noch nicht die verdiente Beachtung.

Wenn den Familienstambüchern, die dazu dienen, die auf den Familienstand, insbesondere auf die standesamtliche Eheschließung, die kirchliche Einsegnung der Ehe, die Geburten, Taufen und Sterbefälle bezüglichen Eintragungen aufzunehmen, hinsichtlich der Bescheinigungen auch die im Personenstandsgesetz festgesetzte formelle Beweiskraft für manche Fälle des öffentlichen Rechtes fehlt, so sind sie doch im täglichen Leben sowohl in privaten Verhältnissen als auch im Verkehr mit Behörden meist genügende Beweismittel für die Richtigkeit der Tatsachen, deren Eintragung in die Standesregister sie bescheinigen. Sie sind deshalb in Legitimations- und Erbschaftsangelegenheiten von großem Nutzen, zugleich dienen sie aber auch durch die für die beteiligten Familien interessanten Mitteilungen zur Pflege des Familiensinnes.

Es wäre deshalb außerordentlich wünschenswert, wenn die Familienstambücher, die von den Standesämtern zu dem geringen Preise von 50 Pf. abgegeben werden und deren Beschaffung warm empfohlen werden kann, rege Abnahme bei den Neuvermählten und somit bald Eingang in alle Familien, insbesondere bei unseren Brandenburgia-Mitgliedern fänden.

XII. Aus Rom sind seitens Frau Marie Puttkamer und Fräulein Margarete Reuscher freundliche Grüße an die Brandenburgia und ihre Mitglieder eingegangen.

C. Naturgeschichte und Technik.

XIII. Naturschutzgelände. Der Verein „Naturschutzpark“ hat in der Lüneburger Heide den 169 m hohen Wilseder Berg mit

dem durch seine landschaftliche Schönheit berühmten „Totengrunde“ käuflich erworben und sich durch notarielle Verträge den Erwerb einer weiteren Reihe von Bauernhöfen gesichert, um einen drei Geviertmeilen umfassenden Naturschutzbezirk herzustellen, in dem nur einzelne inmitten ihrer Eichenkämme gelegene Heidjer-Höfe mit ihrer lombardischen Bevölkerung, ihren Heidschnucken und ihrem Imkerbetriebe erhalten bleiben sollen. Die Hamburger Bürgerschaft hat zu dem Unternehmen einen Beitrag von 10 000 M gegeben, der dauernd werden soll, wenn der Gesamtplan durchgeführt wird, und Bremen und Lübeck werden voraussichtlich diesem Beispiele folgen. Im preußischen Abgeordnetenhaus kam dieser Tage ein Antrag zur Verhandlung und wurde an die Agrarkommission verwiesen, der dem Verein eine Beihilfe sichern soll.

Das ist um so mehr mit Freude zu begrüßen, als Wilsede bereits von der Spekulation stark bedroht war, die in Arnstedt bereits eine Villenkolonie geschaffen hat. Der Strom der Heidefahrer ist an einem schönen Herbsttage schon auf 6000 Besucher geschätzt worden. Es würde nicht ausbleiben können, daß dies zur Anlage von Wirtschaften und schließlich auch zur Vertilgung der reizvollen Pflanzenwelt der hohen Heide führen müßte. Nur die von dem Vereine verbürgte Aufsicht kann diesen Verkehr in geziemende Bahnen lenken und den Wirtschaftsbetrieb an die Grenzen des Schutzgebietes verweisen, dies um so mehr, als der Verein sich in der einzusetzenden Verwaltung der Aufsicht der Staatsbehörde unterstellen und die ganze Aufgabe im Einverständnis mit dieser angreifen wird. Vgl. auch Richard Sternfeld: Eine seltene Varietät der Glattnätter (*Coronella austriaca*), Sitz.-Ber. der Ges. Naturfreunde 1911, S. 269. Kommt auf dem 170 m hohen Wildseder Berg häufig vor.

XIV. Der Bund zur Erhaltung der Naturdenkmäler aus dem Tier- und Pflanzenreiche hat beschlossen, auch für 1911 eine Reihe Prämien (bis zu 50 Mark) an jedermann zu vergeben für verdienstvolle Leistungen auf dem Gebiete des Naturschutzes, und zwar für die Schonung von seltenen Vögeln und ihrem Nachwuchs beim Horste und an den Nestern. Als Naturdenkmäler werden im Sinne des Bundes erklärt: Steinadler, See- und Fischadler, Schreiadler, Lämmergeier, Weißkopf- und Kuttengeier, Uhu, Wanderfalke, Zwergfalke, Baumfalke, Zwerghabicht, Gabelweihe, Raufußbussard, Wespenbussard, Kolkrabe, Eisvogel, Bachamsel, Kranich, schwarzer Storch, Kormoran, Silber-, Edel-, Löffel- und Graureiher, Rohrdommel, Mandelkrähe, Wiedehopf und großer Würger. Ansuchen sind bis Mitte August zu richten an Lothar Freiherrn von Fürstenberg auf Eggeringhausen bei Anröchte in Westfalen, der auch Art und Anzahl der Prämien bereitwilligst bekanntgibt. Beitrittserklärungen sind an Walter Benecke, Gneisenastr. 102, zu richten.

XV. Die 83. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte findet am 24.—30. September statt. Ich lege das sehr reiche Programm vor und bitte um rege Beteiligung.

XVI. „Die Menschheit in Beratung.“ Unter diesem pompösen Titel werden wir, laut vorliegendem Programm, zum Ersten Welt-Rassenkongreß seitens der Universität London auf den 26. bis 29. Juli eingeladen. Ob dabei viel herauskommt, ist eine andere Frage; ich muß dabei an den Welt-Religionskongreß denken, der vor ein paar Jahren in England abgehalten wurde. Viel Geschrei und wenig Wolle. Besser lautet freilich der Dichterspruch „Magna voluisse, sat est.“ Möge er von der friedlichen Aussprache der Rassen in London gelten.

XVII. Die Insel im See von Oegeln bei Beeskow, welche plötzlich entstand, ist von mir ausführlich, mit Unterstützung von Herrn Rektor Monke besprochen worden. Es handelt sich um eine Auftreibung des Mooruntergrundes durch Sumpfgase, die, wenn sie entweichen, allerdings die Beständigkeit des Eilandes bedrohen könnten. Unser genanntes Mitglied teilt nun eine Notiz aus dem Osthavelländischen Kreisblatt vom 19. d. M. mit, wonach die Katastrophe bereits eingetreten und die Insel verschwunden sei. Von anderer Seite wird dies bestritten und nur eine Verminderung des Umfanges zugegeben, entstanden durch Strömung der Spree, die den See durchfließt. Ich benutze die Gelegenheit um die November-Nummer 1910 der Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforsch. Freunde vorzulegen, worin eine erstklassige Autorität, Herr Prof. Dr. Henri Potonié, S. 391—397 die Entstehung und das Aussehen der Insel mit Abbildungen schildert.

XVIII. Demselben Gelehrten verdanken wir die ausliegende „Demonstration von Lichtbildern zur Entstehung der Steinkohle und der Kaustobiolithe überhaupt“ sowie eine Liste der Diapositive zu dem Thema „Die Entstehung der Steinkohle und der Kaustobiolithe, wie Faulschlamm, Torf, Braunkohle etc. und ihre Lagerstätten.“ Die dazugehörigen Lichtbilder sind käuflich, viele beziehen sich auf unsere Nachbarschaft, den Grunewald, Teltowkanal, Stößensee, Schöneberg u. s. f.

XIX. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke, diese sorgfältigst redigierte mit vielen schönen Bildern ausgestattete populär technische Zeitschrift, Jahrgang 1910, reiche ich zur Kenntnisnahme ihres belehrenden Inhalts mit bestem Dank herum.

XX. Dr. H. v. Buttel-Reepen zu Oldenburg i. Gr. hat in der Naturwiss. Wochenschrift 1911, Nr. 12 flg. eine referierende, z. T. auch kritische Übersicht unter dem Titel „Der Urmensch während der Eiszeit in Europa“, geschrieben, aus der Sie den neuesten Stand der anthropologischen Fragen ersehen können. Leider ist von einer Einigung auf der ganzen Linie vorläufig keine Rede, sowohl bei den Osteologen und Anatomen als auch — und noch weniger — bei den Geologen, speziell

den Stratigraphen, die sich über das Alter der Schichten und darüber noch mehr zu streiten pflegen, ob die Einschlüsse derselben (Gebeine pp.) mit der Schicht gleichalterig oder erst später in dieselbe gelangt sind. Ein solcher wenig erbaulicher Streit bewegt sich z. B. um den Unterkiefer von Mauer, den wahrscheinlich ältesten, bis jetzt erkannten menschlichen Überrest, den *Homo heidelbergensis* Schötensack.

Außerdem wollen Sie hiezu von dem interessanten französischen Referat unsers korr. M. Rutot in Verh. der Deutschen Anthrop. Gesellschaft in Lüttich und Brüssel 1910, Korr. Blatt der D. Ges. f. Anthrop. 1911, Nr. 1–3 Kenntnis nehmen.

XXI. Jahrbuch der Naturkunde. Ich lege Jahrg. IX, 1911, dieser von u. M. Herrn Herm. Berdrow mit Fleiß und Mühe redigierten Übersicht vor, die recht eigentlich zur Belehrung wißbegieriger Laien geschaffen ist und in deren Kreisen die weiteste Verbreitung verdient.

D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Benjamin Raule aus Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde.) Von u. M. Herrn Admiralstabssekretär C. Voigt geht uns folgende Zuschrift, die wir mit Dank veröffentlichen, unterm 19. d. M. zu:

„Der Bericht über die 13. Versammlung der „Brandenburgia“ im Januarheft der Mitteilungen Seite 371 ff. enthält m. E. einige Irrtümer:

1. Nach S. 372 soll ein Bild des Rauleschen Lustschlusses — richtiger wäre Lusthaus — im Schloß Friedrichsfelde vorhanden sein. Das damit gemeinte Bild weist aber gegenüber dem in meinem Vortrag gebrachten Bild von Bröbes so erhebliche Abweichungen auf, das meiner Überzeugung nach mit ihm nur das spätere Schloß gemeint sein kann.

2. S. 373 ist der Kaufpreis für den dem Berliner Magistrat gehörenden Anteil am Gut Rosenfelde mit 2200 M angegeben. Es liegt hier wohl nur ein Schreibfehler vor. Nach Küster Altes und Neues Berlin 4. Abt. S. 81 betrug der Preis 2200 Taler.“

XXIII. Praehistorische Zeitschrift II. Band 1910. 4. Heft. Die sehr reichhaltige Publikation enthält u. a. schätzbare Mitteilungen von Troitzsch: Bronzezeitliche Friedhöfe bei Cosilenzien im Kreise Liebenwerda und bei Göllnitz im Kreise Luckau. — H. Busse: Ein Tonrad vom großen Reiherwerder im Tegeler See und über eine Urne mit vierzehn Buckeln aus Gosen, Kreis Beeskow-Storkow. — A. Kiekebusch über das in der Brandenburgia wiederholt erörterte bronzezeitliche Dorf bei Buch, sowie B. Stimming: Gräberfeld der Völkerwanderungszeit von Mosesberg bei Butzow, Kreis Westhavelland.

XXIV. Ulrich Muhs: Aus der kirchlichen Vergangenheit der Stadt Teltow. Berlin 1910. Wir nehmen diese interessante, bei Wasmuth erschienene Schrift (23. S. 4^o) um so lieber für unsere Bücherei

mit herzlichem Danke an, als der Herr Verfasser, Pfarrer in Groß-Lichterfelde, sich eingehend mit der Einführung der Reformation beschäftigt u. a. mit der „TeltowerEinigung vom 18. April 1539“, wo sich 9 vom erbgesessenen Adel zur neuen Lehre bekennen.

Am 1. November 1539 erfolgte dann der Übertritt Joachims II. und des Teltowschen Adels in Spandau. Auch hierüber haben wir den authentischen Bericht eines Augenzeugen, nämlich Matthias von Schwanebeck in dem Hausbuch seiner Familie. Er schreibt: Alle diese Junckern und Landsassen sind am 31. October des benannten Jahres nach Spandau gereist, wohin mein Vater sel. mich hat mitgenommen und haben Tags darauf nach dem Vorgang des Durchl. und Hochgeborenen Kurfürsten Herrn Joachim des Jüngeren Löbl. Gedächtnis in der dasigen Pfarrkirchen das reine Evangelium öffentlich bekannt und das heilige Sakrament mit beiderlei Gestalt von gedachtem Herrn Bischof Matthias empfangen.

Dieser Bericht spricht sich zweifellos für Spandau (also nicht für Berlin) als Übertritt aus. Die Worte „nach dem Vorgang des Kurfürsten“ können gar nicht anders verstanden werden, als daß der Kurfürst im Beisein der Teltowschen Edelleute, diesen vorangehend, das neue Bekenntnis abgelegt und nach evangelischer Art das heilige Abendmahl gefeiert habe.

Bekanntlich hat sich bei der Versammlung der Brandenburgia zu Spandau in derselben Nikolaikirche der dortige Oberpfarrer, unser hochgeschätztes Mitglied Herr Recke in gleichem Sinne ausgesprochen. Vgl. Monatsblatt XVIII. S. 292.

Diese Mitteilung wurde als Ergänzung des mehr weltlichen Angelegenheiten Teltows betreffenden Vortrags des Herrn Buchdruckereibesitzers Zittrich vom 23. d. M. mit großem Interesse entgegengenommen.

XXV. Eberswalde. Führer durch die Stadt und ihre Umgebung mit drei Karten und zahlreichen Ansichten. Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde. Bearbeitet von Prof. Dr. Eckstein, Lehrer G. Schulz, Baurat Zillich. Die Bearbeiter und der Verein haben hier etwas Vorzügliches geleistet. Der Preis von 30 Pf. ist spottwohl feil und beweist, was Umsicht und Eifer für ein Billiges zu liefern im Stande sind.

XXVI. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Nr. 306. Der Windmüller von Sansouci von Geh. Justizrat Rademacher. Läßt erkennen, daß der Müller Grävenitz ein schlauer und habsüchtiger Patron war, eigentlich wenig würdig in der Legende gefeiert zu werden. — Speziell lokalen Interesses sind Nr. 307 und 308: Musik und Musiker in Potsdam während der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts von M. Heinze und 308: Vom weißen Roß (Gasthof) und der Familie Puhlmann, desgl. von M. Heinze. — In Nr. 309 behandelt der besonders ortskundige Herr Amtsgerichtsrat Haeckel das Kommandanten-

haus, Ordonnanzhaus, Villa Hempel, Templin, Villa Ingenheim, Villa Alexandra und in Nr. 310 Herr Regierungsbauführer Kurt Kuhlow Bürings Vorwerk, woraus Charlottenhof hervorgegangen ist. Alles willkommene Mitteilungen.

XXVII. Der alte Birnbaum bei der Kirche zu Ribbeck, Kreis West-Havelland, den Th. Fontane so rührsam besungen, ist leider am 20. Februar d. J., wie u. M. Herr Rektor Monke mitteilt, vom Winde abgebrochen. Die Trauer wird etwas gemildert durch die Hoffnung, welche sich an zwei Wurzelsprößlinge knüpft, die aus der alten Wurzel heimlich hinter dem alten Baum in die Höhe sprossen. Möge ihnen der Genius Loci gnädig sein. — Wohlgemerkt, es gibt noch ein Ribbeck im Kreis Templin!

XXVIIa. Herr Eberhard König hat in der Reihe der Mainzer Volks- und Jugendbücher, herausg. von u. M. Wilhelm Kotzde, das vorliegende Buch „Der Dombaumeister von Prag“ veröffentlicht und den Deutschen im Böhmerwald gewidmet. Spannend geschrieben, schildert die von Ernst Liebermann illustrierte Schrift die Schicksale des Schwaben Peter Parler von Gmünd, Erbauers des herrlichen Domes zu Prag. Schon damals trat der bis heute fortwühlende Widerstreit zwischen Deutschen und Tschechen auf und verbittert dem Meister seine Arbeit. Ich wünsche dem trefflichen Bande der Jugendschriften eine weiteste Verbreitung und übergebe mit vielem Dank das Exemplar unserer Büchersammlung.

E. Bildliches.

XXVIII. Herr Maler Johannes Zuckert, der uns wiederholt mit seinen altberlinischen Ansichten erfreut hat, legt heute seine neueste Arbeit, Photographien nach seinen Zeichnungen „Serie III. Alt-Berlin“ vor. Die sehr sorgfältigen und treuen Kunstblätter wurden mit Interesse betrachtet und mit Dank der Bildersammlung der Brandenburgia, unterstellt der Aufsicht und Pflege des Herrn Rechnungsrat Kerkow, einverleibt.

XXIX. Der Verlag von Georg Siemens überreicht uns ein dort erschienenenes schönes Illustrationswerk: „Mit dem Skizzenbuch durch Dorf und Stadt der Mark Brandenburg“ von Dipl.-Ing. Rudolf Siemens. Uckermark und Oderwarthewinkel (Berlin 1911.) Es sind 24 mit Sorgfalt ausgewählte und mit großer Liebe zur Heimat ausgeführte Bilder, von deren Vortrefflichkeit Sie sich leicht überführen werden. Unsere Mitglieder erhalten das schöne Illustrationswerk, dessen Anschaffung recht sehr empfohlen wird, zu ermäßigtem Preise.

XXX. Herr Professor Dr. Eduard Zache hält hierauf einen durch Lichtbilder unterstützten, höchst beifällig aufgenommenen Vortrag

über den Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin, der später abgedruckt wird.

XXXI. Die gesellige Nachsitzung wurde im Marinehause abgehalten.

3. (2. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 3. Mai 1911, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr im Märkischen Museum.

Der Abend ist lediglich den Vorbereitungen für das Freilichtbühnenfestspiel *Albrecht der Bär* von Eberhard König gewidmet.

Der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel wiederholt die geschichtlichen Daten und die Sagen, welche dem Autor als Anhalt gedient und die er dichterisch ausgestaltet hat. Herr König hat auf vielfaches Begehren folgende Einführung in die Handlung seines Volksschauspiels niedergeschrieben:

Erster Aufzug.

Pribislaw-Heinrich ist tot. Seit dreien Tagen verhehlt Petrisa, seine Witwe, unfromm aus Frömmigkeit, das Geschehene, bis der Markgraf Albrecht komme, des Gestorbenen Herrschaft zu erben. Von Angst und Unruhe gequält, reitet sie dem sehnlichst Erwarteten, der ihr die schwere Last der drei Tage von der Seele nehmen soll, entgegen. Ihr Zusammenstoß mit dem abergläubisch und ahnungsvoll erregten wendischen Volke mehrt ihre Pein, Bischof Wigger von Brandenburg vermag sie, die in ihrer tiefen Erschütterung alle weiblich-weichen Seiten ihres an Gegensätzen reichen Wesens hervorkehrt, nicht zu beschwichtigen.

Jaczo hat am Hofe der Polenherzöge vom Erbvertrag zwischen Pribislaw und Albrecht vernommen: Es gilt sein Erbe, und Pribislaw ist alt und schwach. Unruhig ist er zur Brandenburg geeilt. Dort hat er nirgend Zutritt erhalten, Petrisa nicht vorgefunden. In angstvoller Ungewißheit jagt er ihr nach, überrascht sie in ihren eigenen Ängsten. Sie sind Jugendfreunde, stirbt Heinrich, so hofft Jaczo auf Erfüllung alter Herzenswünsche, auf die Hand der Witwe als willkommene Zugabe zur Herrschaft. Die erregte Unterredung zwischen Beiden, die unüberbrückbar die Kluft des Glaubens trennt, gipfelt in der Frage: Ist es wahr? Besteht solcher Erbvertrag? Da ertönt das Horn, das den wahren Erben, Albrecht, ankündigt, der gequälten Frau Erlösung verspricht.

Mit einem Friedenswort tritt Albrecht sein Erbe an. In die erhebende Feierlichkeit seines Einzuges klingt der haßerfüllte Einspruch des betrogenen Jaczo. Abrechnung. Albrecht ernst, ehrlich, überlegen, weil einer Sendung bewußt. Ausblick auf drohende Konflikte.

Zweiter Aufzug.

Sechs Jahre später. Albrecht ist fern beim Kaiser. Jaczo hat, seiner Stunde harrend, im Volke gewühlt und geworben. Da gärt es bedenklich. Aber auch die Spuren, daß das Christentum an Boden gewann, fehlen nicht. Schlimme Abenteuer erleben auf einem Ritte drei Mannen des Markgrafen: Sie sind auf polnische Reiter gestoßen und von einem Wenden, der sie führen wollte, verraten worden. Ein Kahn, den zwei wendische Frauen rudern, da kein Mann den Markgräflichen dienen will, bringt die Erschöpften ans Ufer. Hier wird Petrisa, die in Ausübung christlichen Liebeswerks an einem Sterbelager anwesend ist, Zeugin des ersten tumultuarischen Vorfalles: Es wird offenbar, Jaczo ist im Land mit polnischen Truppen, die Wenden waffnen sich, ein Ritter, von Brandenburg zur Veste Spandow jagend, bringt die Kunde, daß Jaczo Herr der Burg geworden; Konrad von Plötzkau mit den Seinen sieht sich nun inmitten aufständischer Feinde, will sich durchschlagen, fällt mit einem Begleiter und einem Mönche. Der Unwille der aufgeregten Menge kehrt sich wider die Christin Petrisa, da erscheint zu allgemeinem Jubel Jaczo. Tiefbewegte Szene zwischen ihm, dem immer noch Hoffenden, und der Fürstin. Er gewährt ihr freien Abzug zur Veste Spandow, ihr und etlichen Bekehrten. Verkündet den Wenden den Ernst des Verzweiflungskampfes, der ihnen jetzt bevorsteht.

Dritter Aufzug.

Brandenburg ist zurückgewonnen. Das Dorf ist von Wenden gesäubert, sächsische Krieger hausen darin. Wir hören durch den Erzbischof von Magdeburg vom Heldentode Werners von Veltheim beim Sturm auf die Veste und vom letzten Verzweiflungskampfe der Wenden, der seinem Ende nahe sein muß. Der Erzbischof Wigger von Brandenburg und etliche Ritter werden Zeugen der Verzweiflungstat Jaczos und sehen ihn mit den Fluten ringen. Wigger ermißt tiefbewegt die ganze Bedeutung dieses Vorgangs und eilt dem Geretteten auf einem Boote nach. Albrecht mit Sophia, seiner Gattin, und Petrisa zieht ein, verkündet tiefbewegt die Werke des Friedens, die nun dem schwer heimgesuchten Lande zugute kommen sollen. Seine Seele, in den blutigen Kämpfen der Notwendigkeit müde geworden, sehnt sich nach Entsühnung, er nimmt aus den Händen Wichmanns mit Sophia zusammen das Pilgerkreuz. Da führt Wigger ihm den äußerlich wie innerlich überwundenen Jaczo zu, der Christus bekennt, dem Markgrafen huldigt.

Ihn belobt der Friedenskuß und die endliche Vereinigung mit der Frühgeliebten.

Ein ansehnlicher Festspiel-Ehrenausschuß ist gebildet, aus folgenden Herren bestehend: von Bethmann-Hollweg, Reichskanzler. — Dr. Béringnier, Amtsgerichtsrat, Verein für die Geschichte Berlins. — Bender, Königlicher Baurat, Spandau. — Blankenstein, Bürgermeister, Schöneberg. — von Bülow, kommand. General des III. Armeekorps. — von Conrad, Oberpräsident der Provinz Brandenburg. — Dr. Conwentz, Geheimer Regierungsrat, Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. — Dominicus, 1. Bürgermeister, Schöneberg. — Dreifert, Oberbürgermeister, Brandenburg a. H. — Dr. Eckstein, Professor, Verein für Heimatkunde, Eberswalde. — Habermann, 1. Bürgermeister, Wilmersdorf. — Hillenkamp, Königlicher Oberförster, Oberförsterei Grunewald. — Arthur Hobrecht, Staatsminister, Groß-Lichterfelde. — von Jagow, Polizei-Präsident, Berlin. — Dr. Kirschner, Oberbürgermeister, Berlin. — Költze, Oberbürgermeister, Spandau. — Franz Körner, Grubenbesitzer. — Freiherr von Manteuffel, Wirklicher Geheimrat, Präsident des Herrenhauses. — Matting, Bürgermeister, Charlottenburg. — Dr. Minden, Direktor des städt. Pfandbriefamts. — Noël, Major z. D., Verein für die Geschichte Berlins. — Hermann Lucke, Vors. des Touristenklubs für die Mark Brandenburg. — Hammer, Geh. Reg.-Rat, Brandenburg a. H. — Ludwig Pietsch, Professor. — Oskar Pintsch, Fabrikbesitzer. — Dr. Richard Pintsch, Geh. Kommerzienrat. — Peters, Bürgermeister, Wilmersdorf. — Dr. Reicke, Bürgermeister, Berlin. — Recke, Oberpfarrer, Spandau. — Bürgermeister Reinsch, Amtsvorsteher, Nikolassee. — Prof. Dr. Roediger, Geh. Reg.-Rat, Verein für Volkskunde. — Professor Dr. Julius Rodenberg. — v. Rohr, Oberstleutnant a. D., Amtsvorsteher, Spandau-Land. — Heinrich Prinz zu Schönauich-Carolath. — Dr. Schuchhardt, Direktor des Völkerkundemuseums. — v. d. Schulenburg, Regierungspräsident, Potsdam. — Schustehrus, Oberbürgermeister, Charlottenburg. — Rudolf Schmidt, Verein für Heimatkunde, Eberswalde. — Uhles, Geh. Justizrat, Vors. des brandenburg. Fischereivereins. — Vosberg, Oberbürgermeister, Potsdam. — Direktor Wieck, Amtsvorsteher, Grunewald. — Wolf Bürgermeister, Spandau.

Herr Oberregisseur Heinrich Frey gab eine Übersicht über die Einrichtung der Bühne und die szenischen Vorführungen. Die Sprechrollen werden in der Hauptsache von Berufsschauspielern gegeben, doch wirken auch einzelne Mitglieder und Freunde der Brandenburgia mit. Von den stummen Rollen liegen eine Menge ebenfalls in Händen unserer Mitglieder und Freunde. Andere Statisten kommen aus Spandau, die sehr notwendigen Pferde werden vom dortigen Trainbataillon beschafft.

Der Dichter trug hierauf einen bedeutenden Teil seines Dramas mit großem Ausdruck und Feuer vor. Ihm lohnte der ungeteilte Beifall der Anwesenden sowohl wegen des ergreifenden Inhalts als wegen der formvollendeten Rezitation.

U. M. Herr Hofphotograph Rudolf Schwartz hatte die Güte gehabt, eine Menge Photographien auszustellen, die sich teils auf die Bühne und den Pichelswerder bezogen, teils auf die Umgebung. Pichelsberg und vor allem das uralte Pichelsdorf. Einige der sehr beifällig aufgenommenen Bilder rühren noch von dem verstorbenen Vater, Herrn Hofphotograph Albert Schwartz, her. Nachdem der Vorsitzende den Herren König, Frey und Schwartz herzlich gedankt, fanden sich die Teilnehmer zum freien Meinungs-austausch im Marinehause zusammen.

4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Mai 1911 von 2 bis $\frac{1}{2}$ 4 Uhr Besichtigung des Städtischen Schulumuseums, Stallschreiberstr. 54, unter Führung des Vorstehers Herrn Rektors Engel.

Es finden sich hier an Büchern etwa 20 000 Bände und daneben eine reiche Lehrmittelsammlung. Besonders wichtig ist in neuester Zeit die Erziehung der schwachbegabten Kinder geworden. Diese Kinder werden zu eigenen Arbeiten angehalten, z. B. Perlen, Falt- und Flechtarbeiten, an die sich bei reiferem Alter umständlichere Aufgaben anschließen. Dieser Betrieb wird nun auch auf die Kinder mit normaler geistiger Verfassung übertragen, so daß auch vielfach in den höheren Schulen Handfertigkeitübungen in der Naturgeschichte, Geographie, Physik usw. betrieben werden. Mit Dank für die eingehende Führung schied die Gesellschaft.

5. (2. ordentliche) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 31. Mai 1911, abends 7¹/₂ Uhr im Märkischen Museums.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XIX her.

A. Allgemeines.

I. Festspiel-Pichelswerder: Albrecht der Bär von Eberhard König. Die erste Aufführung findet am Pfingstsonnabend den 3. Juni statt. Das gedruckte Schauspiel liegt vor und ist für 50 Pf. käuflich. Prospekte werden an alle Anwesenden verteilt, sie sind auch später gratis von der Geschäftsstelle zu haben. Leiter der Festspiel-Geschäftsstelle ist unser Ausschußmitglied Herr Ingenieur Emil Plack, Große Hamburger Straße Nr. 3, an den alle Anträge wegen Einlaßkarten, namentlich soweit es sich um größere Mengen handelt, zu richten sind. Die Rechnungsführung haben für Pichelswerder die Herren Schatzmeister Rönnebeck und Professor Buchholz, für Spandau unser Mitglied Herr Cuno Becker übernommen, das Preß- und Reklamewesen Herr Prof. Dr. Pniower und u. M. Herr Prasser. Sonst sind noch besonders tätig u. M. Herr Dermitzel und für Spandau u. M. Herr Alexis Schwers. Die Behörden, insbesondere der Amtsvorsteher Spandau-Land, Herr Oberstleutnant a. D. von Rohr unterstützen uns entgegenkommend freundlichst.

Unsere Mitglieder werden dringendst gebeten, durch zahlreichen Besuch und Agitation in weiteren Kreisen das vaterländische gemeinnützige Unternehmen zu unterstützen. Für den 21. Juni ist ein Gesamtbesuch der Brandenburgia zu ermäßigten Preisen in Aussicht genommen.

Als Abzeichen erhalten die Ordner die Heftel oder Spange mit dem roten brandenburgischen Adler wie er den Berliner schwarzen Bären in den Fängen trägt, Nachbildung des Berliner Stadtwappens von 1448. Unser verstorbener Ausschußmitglied, Herr Hofjuwelier Telge, hatte dies Wappen in Heftel- oder Spangenform vor Jahren beim Stiftungsfest dediziert, jetzt ist die erforderlich werdende Anzahl bei Frau Lina Telge in Bestellung gegeben.

Eine neue Serie von Ansichtspostkarten des Festspiels aus der Kunstwerkstatt u. M. Herrn Hofphotograph Rudolf Schwartz liegt aus. Es wird zur Förderung des Unternehmens, da die Brandenburgia am Reingewinn Anteil hat, ersucht, recht fleißig dergleichen Kärtchen zu kaufen und zu verschicken.

Außerdem lege ich im Format 12×20 cent. 10 größere Photographien von Herrn Schwartz vor, welche den Pichelswerder und Umgebung, namentlich die Stelle, wo jetzt die Tribünen sich erheben, sehr wirkungsvoll darstellen. Auch diese Aufnahmen sind bei Herrn Schwartz zu kaufen.

II. Das neue Zietenmuseum des Ruppiner Kreises ist am 24. zu Neu-Ruppin feierlich eingeweiht worden. Wir hatten einen herzlichen Glückwunsch entsendet, den wir für alle Zukunft wiederholen, auch u. M. Herrn Direktor Wetekamp um unsere Vertretung gebeten.

III. Die 27. Haupt-Versammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde fand leider am selben 24. zu Sorau mit einem reichen, interessanten Programm statt. Unser Ausschußmitglied, Herr Robert Mielke, hat uns hier vertreten, ebenso

IV. in Brandenburg a. H. am 27. und 28. d. M. zur 4. Jahresversammlung der Landesgruppe Brandenburg des Bundes Heimatschutz, der wir ebenfalls wie der Niederl. Gesellschaft freundlichste Dankschreiben zugefertigt haben.

V. Zur Einweihungsfeier der Dennewitz-Gedenkhalle nahe Nieder-Görsdorf unweit Jüterbog liegt für den 18. Juni 1911 eine Einladung des Dennewitz-Museums, E. V., Jüterbog vor. Leider stößt diese patriotische Feier, an der wir gern teilgenommen, mit unserer Wanderversammlung in Stendal zusammen. Hiernach ist unserm korr. M. Herrn Pastor emer. Zimmermann als dem Vereins-Vorsitzenden bedauernd geschrieben und er mit Ausrichtung unsers herzlichsten Glückwunsches gleichzeitig beauftragt worden.

B. Persönliches.

VI. Unser Ausschuß-Mitglied, Herr Kustos a. D. Rudolf Buchholz, hat zu unserer großen Freude bei seinem Dienstabchied den Charakter als Königlicher Professor erhalten. Gleichzeitig mache ich hierdurch, unter Bezugnahme auf die Mitteilung im Protokoll vom 26. April Nr. VIII bekannt, daß Herr Professor Buchholz zum Ehrenmitglied der Brandenburgia einstimmig gewählt worden ist. Im Zusammenhange mit unsern verbindlichsten Glückwünschen bitten wir Herrn Buchholz als einem der Mitbegründer der Brandenburgia, derselben auch fernerhin treu, hold und gewärtig sein zu wollen. Daß er dem entsprechen wird, werden Sie nachher — vgl. Nr. XX — aus einer Vorlegung altertümlicher Gefäße ersehen. (Herr Professor Buchholz dankt mit bewegten Worten.)

VII. Unserm Mitglied Herrn Stadtrat a. D. Dr. Max Weigert gratulieren wir bestens zur Ernennung als Stadtältester.

VIII. U. M. Frl. Anna Berger sendet einen freundlichen Kartengruß vom Schlachtfeld Solferino-San Martino.

C. Naturgeschichte und Technik.

IX. „Die Geographie auf der Naturforscher-Versammlung“ zu Königsberg i. Pr. am 19. Sept. 1911. Herr Geheimrat Dr. F. Hahn daselbst übersendet uns einen bezüglichen Sonderabdruck seiner Rede aus der Geogr. Zeitschrift, 17. Jahrg. 1911, S. 185. Als Heimatkundler nehmen wir an der Erdkunde selbstverständlich teil und danken für den gedankenreichen Vortrag verbindlichst.

X. Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Herausg. von H. Conwentz. Bd II, Heft 1, 1911 enthält, wie Sie sehen, einen interessanten, sehr sorgfältig hergestellten Bericht von R. Hermann, Die erratischen Blöcke im Regierungsbezirk Danzig. Besondere Berücksichtigung findet durch Prof. Dr. Lindau die Pflanzendecke, Flechten, Moose etc. — Dagegen Sage und Geschichte, sowie die Skelett- und Altertumsfunde werden leider auf nur 1½ Druckseiten erledigt, was viel zu kärglich bemessen ist.

XI. Die Wünschelrute, hauptsächlich als Wasserfinderin, ist einmal wieder an der Tagesordnung und wird noch immer an mancher amtlichen Stelle, ebenso von Korporationen und Vereinen empfohlen. U. verehrtes M. Herr Sökeland hat, natürlich in negativem Sinne, darüber in der Aprilsitzung des Vereins für Volkskunde berichtet und ich lege Ihnen im Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg 65. Jahrg. I. Abt. Güstrow 1911, eine Mitteilung unsers hochgeschätzten korr. M. Herrn Prof. Dr. Eugen Geinitz S. 34 flg. vor, betitelt „Die Gehlsheimer Brunnen und die Wünschelrute.“ Der Rutengänger B. begleitete Herrn G. auf dem betr. Gelände nördlich Rostock. Zu seiner Information ließ er dann dasselbe Gelände noch von einem anderen Rutengänger S. begehen. Ergebnis für die Wünschelrute sehr ungünstig, teils widersprachen die Rutengänger sich, teils stimmten sie an den Fundstellen nicht überein, teils wurde, wo sie anslugten, nichts gefunden.

[Späterer Zusatz. Otto Schneider faßt in der Naturw. Wochenschrift vom 23. Juli 1911 S. 480 das Für und Wider der Wünschelrute in kurzer, aber sehr klarer Weise zusammen. Er verwirft das Unwissenschaftliche der Methode, wenn man von einer solchen hier reden will, überhaupt, weist aber darauf hin, daß der Widerspruch, zu dem die Rutengänger beständig herausfordern, recht wünschenswert ist, und schließt deshalb mit dem doppelsinnigen Kompliment: „Die Wissenschaft hat allen Grund der Wünschelrute dankbar zu sein.“]

XII. Die Frage nach der Einheit der Eiszeit reizt zu neuen Kämpfen beständig an. Es seien heut wieder einmal zwei ganz entgegengesetzte Äußerungen in der Angelegenheit, die unsere engere Heimat ja auch ganz besonders angehen, gekennzeichnet. In der erwähnten

Mecklenb. Zeitschrift S. 1—33 gibt Herr E. Geinitz „Bemerkungen über das Eiszeitproblem.“ Er berichtet zunächst über den hochinteressanten Vortrag des Oberbergrats Prof. Dr. Richard Lepsius-Darmstadt auf dem 11. internat. Geologenkongreß in Schweden über die Einheit und die Ursachen der diluvialen Eiszeit in den Alpen. Die Eiszeit wird lediglich daraus erklärt, daß ganz Europa sich zur Haupteiszeit in einem absolut höheren Niveau über dem Ozean befand und deshalb ein etwas kälteres Klima hatte. Lepsius unterscheidet drei Perioden:

- I. Boreale Periode. Vorrücken der nordischen Gletscher von den 4—5000 m hohen skandinavischen Hochgebirgen auf den nordeuropäischen Kontinent, der 5—600 m höher über den Ozean stand als jetzt. Landbrücke der Atlantis zwischen Kanada und Europa.
- II. Atlantische Periode. Absenkung der Atlantis durch Schollenbrüche. Einbruch der Nordsee, Abtrennung von England durch den Kanal, der in Periode I. ein Flußtal war.
Erstes Auftreten des Menschen in Europa: palaeolithische Zeit.
- III. Skandinavische Periode. Einsetzen des Golfstroms. Weiteres Absinken. Einbruch des Ostseegebietes. Umdrehung des Unterlaufs der Oder- und Weichselflüsse mit Einmündung in die neue Ostsee. Zunehmende Erwärmung.
Neolithische Menschen in Europa.

Besondere Bedeutung mißt auch Geinitz den tektonischen Bewegungen während der Eiszeit zu.

Den genau umgekehrten Standpunkt vertritt Max Hildebrandt „Zur Frage nach der Einheit der Eiszeit“ in Naturw. Wochenschrift 1911 S. 265. Er kommt zu folgender Gliederung:

1. Eiszeit (ältester Geschiebemergel von Rüdersdorf, Günseiszeit bei Penck).
 1. Interglazialzeit. (Paludinenbänke bei Berlin).
 2. Eiszeit. (Unterer Geschiebemergel, Mindeleiszeit bei Penck).
 2. Interglazialzeit. (Rixdorfer Fauna, *Corbicula fluminalis*).
Mammut in Sibirien. Merkwürdig ist es, daß die im Nil und Orontes noch jetzt lebende *Corbicula* (*Cyrena*) *fluminalis*, auf die Sir Charles Lyell in seinem „Alter des Menschengeschlechts“ vor fast 50 Jahren, als in England und Frankreich mit palaeolithischen Resten vorkommend, hinwies, und welche Muschel in Europa längst ausgestorben ist, bei Uichteritz und Körbisdorf, unweit Jena, mit *Elephas antiquus* zusammen gefunden ist (S. 266). Ebenso bei Halle.
 3. Eiszeit. (Untergang des Mammut in Sibirien. Oberer Geschiebemergel, Endmoräne. Riss- und Würmeiszeit bei Penck).

4. Postglazialzeit. (Postglaziale Bildungen, Alluvium).

Eine Entstehungsursache der Eiszeit gibt Hildebrandt hier nicht an.

XIII. Mein verehrter Freund Otto Hermann in Budapest, übersendet mir, den vorgelegten Vortrag: Über das Ungarische Höhlen-Palaeolithicum, in Mitteilungen aus der Höhlenforschungskommission der Ungar. Geolog. Gesellschaft. Budapest 1911.

Gleich dem Propheten, der im eigenen Vaterlande nichts gilt, ist es auch diesem weitblickenden und sorgfältigen Forscher ergangen. Zwanzig Jahre hat er kämpfen und warten müssen, bis die von ihm aufgedeckten Spuren des altsteinzeitlichen Menschen in Ungarn, widerstrebend, anerkannt worden sind.

XIV. W. Seelmann: Mittelniederdeutsche Fischereiausdrücke in der Zeitschr. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1911, S. 120—128.

Unser hochgeschätztes Mitglied Prof. S. gibt hier die Erklärung von vielen fischereilichen Volks- und Kunstaussdrücken, die auch in unsere Provinz hineingreifen, in dankeswerter Weise.

D. Kulturgeschichtliches.

XV. Herr Provinzial-Konservator Th. Goerke teilt den „Geschäftsbericht der brandenburgischen Provinzialkommission für Denkmalpflege und des Provinzial-Konservators über die Jahre 1908 bis 1910“ mit. Wie Sie ersehen, ein mit 18 vortrefflichen Tafeln ausgestatteter Band von 125 S. 4°, der eine Menge von Ortschaften betrifft und eine Fülle von konservatorischen Arbeiten erkennen läßt, sich zumeist auf Kirchen, aber auch z. T. auf Profanbauten beziehend. U. Ehrenm. Prof. Jentsch-Guben schildert das Gräberfeld in der Dubrau bei Guben.

XVI. Geschichte Lichtenbergs bis zur Erlangung der Stadtrechte von Dr. jur. E. Unger, Berlin 1910. Der jetzige Herr Bürgermeister, dem wir das Buch verdanken, hat darin eine höchst dankenswerte Arbeit über die Entwicklungsgeschichte unseres am 15. Oktober 1907 Stadt gewordenen Vororts geliefert. Selbst die vorgeschichtlichen Altertümer des Orts werden erwähnt, der zuerst in einer lateinischen Urkunde vom 24. Mai 1288 erwähnt wird, betreffend eine Grenzberichtigung zwischen Berlin und Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde).

XVII. Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. Nr. 4 (1911) enthält u. a. einen interessanten Aufsatz unseres M. Karl Wilke: „Der Zahl. Eine verschwundene märkische Maßeinheit.“ — Angeregt wurde Herr W. durch ein Buch von 1703, wo es heißt: „Der Zahl ist im Fischhandel längs der Oder bei einigen Arten Fischen = 120 Stück und einerlei mit Strähne, wofür man gleichfalls der Zahl oder Zaspel sagt. In einigen Gegenden

heißt das Zopfende auch Zahlende oder Schweißzahl.“ — In Nr. 5 zu beachten eine Mitteilung „Vogelstimme“ von A. Arndt-Angermünde.

E. Bildliches.

XVIII. „Länderkunde. Von Franz Goerke, Dir. der Gesellschaft Urania“, Sonderabdruck aus „Angewandter Photographie in Wissenschaft und Technik“, Berlin 1911. Unser hochgeschätztes Mitglied, hervorragende Autorität auf dem Gebiet der Lichtbildnerei, beleuchtet die immer wichtiger werdende Verwendung seiner Kunst im Gebiet der Länderkunde in für Reisende höchst beachtenswerter Weise. Eine Menge Tafeln erläutern die Angelegenheit, die alle Heimatkundler beherzigen müßten.

XIX. Runen oder Steinmetzzeichen. U. M. Herr R. Scharnweber, überreicht unter diesem Titel das Heft 5 vom 1. März 1911 des Bundesblatts für Freimaurer und bringt dabei die Mitteilungen der Brandenburgia über den viel besprochenen sogen. Runenstein von Rogäsen, Kreis Jerichow II zum Abdrck.

Er enthält sich jedes Kommentars zu der betreffenden Arbeit unseres Vorstandsmitgliedes Herrn Rechnungsrat Karl Altrichter und ich füge hinzu, daß im Juni die Berliner Gesellschaft für Anthropologie den dem Grafen v. Wartensleben gehörigen Stein an Ort und Stelle untersuchen wird.

XX. Herr Professor Rudolf Buchholz zeigte eine Neuerwerbung des Märkischen Museums, zwei kürzlich bei Drossen, Kreis West-Sternberg, ausgegrabene mittelalterliche Gefäße, vor und knüpfte daran keramische Bemerkungen.

XXI. Herr Rektor Friedrich Wienecke hielt hierauf den Hauptvortrag des Abends: „Die Begründung der Städtischen Schuldeputation in Berlin“. Der sehr sorgfältig ausgearbeitete Vortrag wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Er ist S. 49 abgedruckt.

XXII. Demnächst zwanglose Vereinigung im Marinehause.

Kleine Mitteilungen.

Der Name der Stadt Potsdam. Von Dr. phil. Boschan in Potsdam. X
Die Bedeutung von Ortsnamen ist von jeher ein Lieblingsgebiet dilettantischer Geschichtsforschung gewesen. Lockend genug ist es. „Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre eigenen Schicksale“ hat Wilhelm von Humboldt

gesagt. Aber er selbst hat bedauernd hinzugesetzt: „Es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt“. Drei Forderungen vornehmlich sind als methodisch grundlegend zu bezeichnen:

1. Die Feststellung aller Formen, unter denen der Name in der Überlieferung erscheint.
2. Die Sammlung ähnlicher Namen aus dem betreffenden Sprachgebiet.
3. Die Kenntnis der Elemente dieser Sprache, d. h. die Beherrschung der historischen Grammatik, vor allem der Nominalkomposition¹⁾. Für das Studium der märkischen Ortsnamen kommt vor allem das Drawenische (Polabische) in Betracht.

Schwerlich wird man diese drei Forderungen übertrieben nennen; wie nötig es aber auch ist, sie aufzustellen und auszusprechen, wird man besonders empfinden, wenn man die Verirrungen kennen lernt, die sich in der Forschung finden.

Wahre Orgien von Torheit feiert die Pseudogelehrsamkeit in der Erklärung des Namens Potsdam. J. Egli gibt in seinen „Nomina geographica“ einen kleinen Überblick, doch ist er durchaus nicht erschöpfend.

Selbst das Griechische ist zur Deutung herangezogen worden. Ein Regierungsbaurat Krüger in Schneidemühl denkt in einem Aufsatz „Die Mark Brandenburg im dritten Jahrhundert²⁾“ an die Zusammensetzung *πότος δάμα* d. h. Trinkhaus oder Wirtshaus. Ähnlich erklärt er Barnim aus *βάρι* und *νίμα*, schwere Weide, Berlin *βάρυλιον* schweres Netz. Vielleicht hat er dabei an Petri Fischzug gedacht.

Nichts ist aber so töricht, daß es nicht Gläubige fände, wie man in einem Aufsatz von Hans E. v. Seltzer-Stahn 1908 sieht³⁾, wo es heißt, daß die „aus Griechenland und vom Schwarzen Meer kommenden sehr gebildeten Goten“ diese Kenntnis mitbrachten. Die Geschichte weiß von einem solchen Zuge nichts.

Fast ebenso große Absurditäten hat die Ableitung aus dem Keltischen gezeitigt.

Der als Germanist verdienstvolle Franz Joseph Mone richtete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch sein völlig verfehltes Werk „Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte“ (1851) und die „Keltischen Forschungen“ (1857) auf einige Jahre die größte Verwirrung an. Man fabelte von einer keltischen Besiedelung des ganzen jetzigen Norddeutschlands in vorgermanischer Zeit. In Wirklichkeit ging aber das Gebiet keltischer Siedelung nur unbedeutend über die Weser nach Osten vor in einer Zeit, wo das Land östlich von der Weser schon von Germanen bewohnt wurde.

¹⁾ Unter den Forderungen, die W. Ohnesorge in seiner sorgfältigen, aber zu einem falschen Ergebnis gelangenden Untersuchung über den Namen Lübeck (Jahresbericht des Katharineums zu Lüb. 1910) aufstellt, kommt die hier als dritte bezeichnete Forderung nicht zu dem ihr gebührenden Recht.

²⁾ Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. Potsdams I.

³⁾ Ebenda N. F. IV. 3, S. 133.

Wie verbreitet aber die Keltomanie war, erkennt man daraus, daß sogar eine so angesehene Zeitschrift wie „Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ einen Aufsatz annahm von G. Liebusch, der die Ortsnamen der Mark Brandenburg aus dem Keltischen erklärte¹⁾. Mit unverfrorener Sicherheit werden hier zunächst eine Reihe völlig unbewiesener Behauptungen aufgestellt. 1. Das Altslawische, bestimmter das Altwendische, ist mit dem Keltischen ein- und dieselbe Sprache; 2. die suevischen Semnonen sind Wenden gewesen; 3. das Keltische zeigt fünf Stufen des Vokalismus: u, o, a, e, i, nach denen die Wörter ihren Stammvokal abwandeln. Nun müssen sich selbst so urdeutsche Namen wie Mittenwalde, Landsberg, Fürstenerwerder die Ableitung aus dem Keltischen gefallen lassen. Potsdam aber wird auf folgende Art erklärt. Die Silbe dam ist das keltische dunum Stadt (nach Dieffenbach und Glück vielmehr Hügel); pots heißt auch Ort und ist eine Zusammenziehung aus po (an, bei) und ota. ota ist aus altem uta (nach dem Vokalgesetz eigener Erfindung) entstanden. Auf dieser Stufe ist Buda (Ofen a. d. Donau) stehen geblieben. pota wurde augmentiert zu potiza (vgl. Budiza Bautzen), daraus wurde potisa und verkürzt pots. Auf diese Weise kann man denn alles, was man will, erklären. Schon der erfahrene Slawist Ignaz Petters hat diesen Nonsens verdienstermaßen abgefertigt. Herrigs Archiv 41, S. 113 ff. Daß nicht alle Keltomanen so töricht waren, zeigt C. A. F. Mahn, Etymol. Untersuchungen über geogr. Namen (Berl. 1856), der Potsdam aus dem Slawischen erklärt, Berlin allerdings aus dem Keltischen.

Sehr bestechend ist die Ableitung des Namens aus dem Germanischen. Es ist bekannt, daß in den Niederlanden Ortsnamen auf dam häufig sind; ebenso begegnen Bildungen auf pot häufig²⁾ Joh. Leonh. Frisch sprach in seinem Teutsch-Lateinischen Wörterbuch³⁾ die naheliegende Vermutung aus, es habe hier früher ein Damm gelegen, nach dem der Name gegeben worden sei, auf ähnliche Weise erklärt er sich Amsterdam u. a. Wenn das auch hin fällig ist, weil holl. dam wohl schwerlich mit Damm in Verbindung zu bringen ist, so denkt man doch unwillkürlich an die holländischen Kolonisten, die im 12. und 13. Jahrhundert in diese Gegend kamen.

Ein entscheidender Grund aber spricht gegen die Herleitung aus dem Germanischen, das ist die Form Potstamb u. a., unter der der Name bis in das 17. Jahrhundert hinein erscheint, und neben der die Form auf dam nur ganz vereinzelt auftritt. Die holländischen Ortsnamen aber treten nie mit einem b am Schlusse auf, ebenso wenig das Wort Damm oder mittelhochdeutsch tam. Es ist auch anzumerken — da es immerhin nicht ganz ausgeschlossen ist, daß das holländische dam mit unserem Damm verwandt ist — daß in der Altmark, einem Gebiete starker holländischer Siedelung, das Wort Damm ganz ungebräuchlich gewesen zu sein scheint; wenigstens führt Danneil es

¹⁾ Bd. 39 (1866) S. 129 ff.

²⁾ Das Potsdam bei Rietveld in Südholland ist spätere Gründung; in der Nähe ein Kopenhagen: Gütige Mitteilung des Herrn Notar Fuhri-Snethlage in Woerden (Südholland).

³⁾ Berl. 1741 Bd. I s. v. Damm.

in seinem Wörterbuch der altmärkischen Mundart nicht auf. Im 16., allgemein im 17. Jahrhundert wird das schwer auszusprechende b in Potstamb fortgelassen und so entsteht allmählich die Form Potsdam¹⁾.

Die Form Potstamb, die nicht germanisch sein kann, ist ein Beweis für die Herkunft aus dem Slawischen. Diese Herleitung ist allgemein und sicherlich richtig. Die Form Potstamb weist zurück auf die Form Poztupimi (der Ton liegt auf dem u), das mit Nasalierung des u gesprochen worden sein muß.

Im Jahre 993 gab (dedit) nämlich Kaiser Otto III. seiner Tante, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg zwei Plätze Poztupimi und Geliti in der Provinz Hevallon und zwar auf der Insel Chotiemvizles²⁾. Und in diesen Orten hat man Potsdam und das Dorf Geltow zu erkennen. Als erster hat kein Geringerer als Leibniz die Vermutung, Poztupimi sei Potsdam, geäußert³⁾. Fast keiner hat diese Deutung bezweifelt⁴⁾; und doch ist der Zweifel nahelegend. Es ist bekannt, wie unsicher 993 die Verhältnisse im Slawenlande waren. Seit dem großen Aufstande nach Ottos II. Tode hatten die Feindseligkeiten an der Grenze nicht aufgehört, und der eilige Demonstrationszug, den der jugendliche, noch ganz unter fremder Leitung stehende Otto 993 unternahm, konnte selbst Optimisten dauernde Erfolge nicht versprechen. Dies hat sich ja auch in kürzester Zeit gezeigt. Man muß sich sehr wundern, daß unter diesen Umständen die kluge, sonst mit den slawischen Verhältnissen vertraute Mathilde Wert darauf gelegt hat, so weit im Osten, noch über Brandenburg hinaus, Besitz zu erwerben. Über den Preis erfahren wir, wie gewöhnlich, nichts, zum mindesten wird die Urkunde Kanzleigeühren gekostet haben.

Die Erwähnung von Geliti würde an sich nichts besagen, da der Name auch sonst, im deutschen Sprachgebiet vorkommt⁵⁾, vielleicht sogar eine Umdeutschung eines slawischen Ortsnamens sein mag. Von Chotemysl, nach dem die Insel genannt wird⁶⁾, hören wir sonst nichts⁷⁾. Die Grenzen des Landes Hevallon kennen wir sonst nicht genau, aber zweifellos hat Curschmann die Erwähnung von Poztupimi mit Recht für die Grenzbestimmung verwertet⁸⁾, da es sich kaum annehmen läßt, daß zwei Orte des Namens Poztupimi bestanden haben sollten und die spätere Form Potstamb deutlich die Erinnerung an die Vergangenheit beweist.

Kehren wir nach dieser notwendigen Abschweifung zu den Versuchen zurück, den Ortsnamen zu deuten, so müssen wir an erster Stelle eines in seiner Art ergötzlichen Streites gedenken.

¹⁾ Daß dabei Nachahmung der holländischen Endungen mitgewirkt hat, wie F. Curschmann die deutschen Ortsnamen im nordöstl. Kolonialgeb., Forschgn. z. Dtsch. Landes- u. Volksk. XIX 2, S. 33 Anm. 10.) sagt, ist nicht ausgeschlossen.

²⁾ Mon. Germ. D. D. II 2. nr. 131 und oft.

³⁾ Annales imperii (ed. G. H. Pertz Hann. 1846) III, S. 589.

⁴⁾ Nur G. Sello, Potsdam und Sans-Souci S. 1 äußert ein leises Bedenken.

⁵⁾ F. Curschmann, a. a. O. S. 31. S. aber auch Förstemann altdeutsches Namensbuch (Nordh. 1872).

⁶⁾ Franz Miklosich, Slaw. Ortsnamen aus Appellativen I (Wien 1872) S. 6.

⁷⁾ Sello a. a. O. denkt wohl mit Unrecht an Gotzomytzli.

⁸⁾ F. Curschmann, die Diözese Brandenburg S. 151 f.

Der Professor der Agrikultur an der Universität Leipzig, Viktor Jacobi, veröffentlichte 1856 ein Buch „Die Bedeutung der böhmischen Ortsnamen für Sprach- und Weltgeschichte“. In diesem Buche versucht Jacobi das Vorhandensein einer uralten Ortsnamensprache der Welt zu beweisen und bezeichnet das Tschechische als diejenige Sprache, die ihr noch am nächsten stehe. Es bedarf hiernach nicht erst der Bemerkung, daß mit Hilfe des Tschechischen nun auch die Ortsnamen in Afrika und Amerika erklärt werden, um zu erkennen, daß das Buch nicht ernst zu nehmen ist. Die wunderliche Art des Verfassers geht schon aus der Widmung des Buches hervor: „Dem, der alles so natürlich gemacht hat und den Manen meiner elterlichen Eltern“ (damit will er seine Eltern als Idealeltern bezeichnen),¹⁾ Er hält es für seinen besonderen Vorzug, nicht Philologe zu sein, auch müßte jedem Gebildeten die „innere Richtigkeit“ einer Sache erwiesen sein, wenn sie von einem Nachkommen Moses Mendelssohns und Friedrich Heinrich Jacobis vertreten wird.

Schon in dem genannten Werke geht Jacobi auf Potsdam ein. Ausführlich aber läßt er sich in einer besonderen Schrift aus: „Ortsnamen um Potsdam. Vom Standpunkte der Terrainplastik und der Ansiedlungspraxis“ (Lpzg. 1859). Der Name ist nach Jacobi auf folgende Art zu erklären, pot = unter, stupeň = Stufe oder als Verbalsubstantiv staupeň (?) = Abstieg; also Poztupimi unter dem Abstieg, Abfall der Höhen. Diese gezierte und wissenschaftlich unhaltbare Deutung wurde von Jacobi mit viel Temperament gegen einen Fachmann verfochten, den Lektor der slawischen Sprachen in Berlin, Cybulski.²⁾ Auffallenderweise aber gehen Slawist und Nichtslawist garnicht weit auseinander.

Es ist falsch, daß die Endung i, wie Cybulski sagt, lateinisch sei, während sie tatsächlich slawisches Bildungssuffix ist. Cybulski geht aus vom Stamm stati = stare, davon abgeleitet stupiti = incedere; dies wird im Dra-wenischen nasalisiert zu stapiti (stompiti). Po-stupiti, postapiti (postompiti) = weiterschreiten, postep = Fortschritt. Zur Auswahl aber bietet Cybulski noch eine andere Deutung: pod-stupit (stapit [stompit]) = untertreten, herantreten; pod-step der Herantritt, Heraufgang oder Übergang von einer niederen Lage zu einer höheren.

Größerer Verbreitung hat sich die Deutung „unter den Eichen“ zu erfreuen (dub). Sie geht aus von dem Pastor Schindler zu Werben (Lausitz) von 1770³⁾. Nun soll nicht geleugnet werden, daß sich im slawischen Sprach-

¹⁾ Höchst erheiternd ist der Streit um die Deutung des Namens Berlin, der sich durch den Jahrgang 1859 der Augsb. Allg. Ztg. hindurchzieht.

²⁾ Slawische Ortsnamen der Insel Potsdam u. d. allernächsten Umgegend. Berl. 1859. (Auch in Fidicins Territorien d. Mark Brdbg.)

³⁾ Mag. Sam. Gerlach; Gesamlete Nachrichten III, S. 3 (1776). G. gibt uns in seinen Ges. Nachr. und in den Collectaneen (gedr. Mitt. d. Vereins f. die Geschichte Potsdams N. F. III) noch eine Fülle anderer Erklärungen, zum Teil den ärgsten Gallimathias (s. auch sein Progr. des Lyceums 1746).

gebiet Ortsnamen finden, die mit Baumbezeichnungen zusammenhängen;¹⁾ aber das ist ein verhältnismäßig sehr geringer Teil.

Zum ersten Male findet sich eine Deutung, welche die richtige sein dürfte, bei Ignaz Petters,²⁾ er bringt nämlich *poztupimi* in Verbindung mit einem slawischen Personennamen *Podstub*. Unabhängig von ihm, wie es scheint, ist zu dem gleichen Resultat gekommen der große Schöpfer der slawischen Sprachwissenschaft, Franz Miklosich;³⁾ leider hat er die Frage mit einem kurzen Hinweis abgetan. Bei allen Deutungsversuchen ist, wie Miklosich mit aller Entschiedenheit betonte und wie sich in der Folge immer mehr bestätigte, davon auszugehen, daß der weit überwiegende Teil slawischer Ortsnamen aus Personennamen entstanden ist. Es mag eine schöne Vorstellung sein, Potsdam bedeute „unter den Eichen“, aber die kühle Forschung kennt poetische Rücksichten nicht.

Märkische Spinnstuben. Zum Beweis, daß es noch bei uns Flachs-
bau und Spinnstuben gibt, legt u. A. M. Herr Rektor Monke folgenden Aus-
schnitt aus dem Osthavelländischen Kreisblatt vom 15. Februar 1911 vor:

„Paaren a. W. Ein Spinnstubenbesuch hat dem Knecht H. aus Paaren eine Anklage wegen Hausfriedensbruch eingetragen. Die männlichen Besucher der fleißigen Spinnerinnen in der Gesindestube des Bauern R. hatten sich wiederholt ungebührlich betragen, so daß ihnen das Wiederbetreten der Spinnstube untersagt war. Die Übertretung dieses Verbotes kostete dem losen Störenfriede 6 Mk. Der Amtsanwalt hatte 20 Mk. beantragt.“

Ich füge hinzu, daß es in der Provinz Brandenburg zwei Ortschaften gibt, beide Kreis Osthavelland, erstens Paaren, Post Falkenrehde, Dorf und Rittergut, zweitens Paaren im Glien, Dorf, Post Börnicke. Gemeint ist vermutlich ersteres.

Wo sind sonst noch in unserer Provinz zurzeit Spinnstuben im Gange?

¹⁾ Vgl. die allerdings ganz unzuverlässigen Zusammenstellungen bei G. Weisker, Progr. des Progymn. in Rathenow 1890 u. Jettmar Progr. d. Gymn. Potsdam 1846. Ferner besonders Franz Miklosich *Slaw. Ortsnamen aus Appellativen* (Wien 1872), der Jettmars Abhandlung kannte, *Poztupimi* aber nicht anführte.

²⁾ Litt. Zentralbl. 1859, Nr. 25.

³⁾ Die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen im Slawischen. Abhandl. d. Wiener Akad. 1865, S. 62. S. o. Anm. 1.

6 (4. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Dienstag, den 13. Juni 1911

Besuch der Römerschanze bei Potsdam.

Die zahlreichen Teilnehmer fahren von Potsdam mit dem Stern-Dampfer bis zum Gasthaus zur Römerschanze und setzen dann von Nedlitz mit dem Motorboot nach dem jenseitigen Ufer des Königswaldes über, um die geheimnisvolle Römerschanze von allen Seiten genau zu würdigen. Es finden in und außen an diesem uralten, zweifellos unter Benutzung günstiger Bodenverhältnisse von Menschenhand angelegten, Bollwerk bekanntlich seit einigen Jahren sorgfältige Ausgrabungen statt, um nach Möglichkeit die ihm ursprünglich gegebene Gestalt festzustellen und den Anteil zu ermitteln, den Germanen und Slawen an seiner Entstehung und Benutzung haben. Wie höchst wahrscheinlich von jeher, liegt das Werk im dichten Walde, gegenwärtig inmitten einer Umgebung der herrlichsten alten, hohen Kiefern, ausgezeichnet durch die diesem Nadelholz im Vergleich zu Tanne und Fichte eigentümliche Mannigfaltigkeit der Formen, phantastische Verästelung und rotbraune Rindenfärbung. Nur mit seiner nach Nordwest gerichteten, steil abfallenden Front tritt der hohe Steilwall der Römerschanze hart an das Wasser heran und gewährt von oben einen Aus- und Rundblick, der auch durch ähnliche märkische Landschaften verwöhnte Augen entzückt.

Der Direktor im Königlichen Museum für Völkerkunde, Professor Dr. Schuchhardt, Leiter der Ausgrabungen, war in liebenswürdigster Weise bereit gewesen, die Gesellschaft zu führen. Er orientierte sie zunächst durch einen kurzen Vortrag, aus dem hervorging, daß die „Römerschanze“ (der Name scheint eine Verdrehung des Wortes Räuber- oder Rōwerschanze) von Germanen vielleicht etwa einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung als eine Feste angelegt, bewohnt und benutzt, nach der Völkerwanderung aber von Wenden bezogen, in wesentlichen Punkten verändert, meist verschlechtert, ersichtlich jedoch noch zu Schutz und Trutz verwertet worden ist. Von der Wiedergewinnung des Landes durch die Deutschen an scheint die Römerschanze verlassen

und unbenutzt gelegen und die Sage Zeit gehabt zu haben, sich um sie zu ranken.*)

Unser veehrtes Mitglied, Herr August Foerster, stellt uns weiter folgenden Bericht zur Verfügung.

Die jüngsten, zur Zeit noch nicht völlig abgeschlossenen Ausgrabungen, zu denen Professor Schuchhardt die Gesellschaft geleitete, bezwecken, nachdem man oben auf der Krone des Walles die Feststellungen im vorgedachten Sinne mit entsprechender Sicherheit und Zuverlässigkeit gemacht hat — die angewandte Methode wird im nachstehenden noch berührt werden, — die genauere Ermittlung, ob ein oder mehrere Gräben um das Werk gezogen waren und wie weit sie sich erstreckten. Die Frage ist, wenige geringere Feststellungen vorbehalten, inzwischen in dem Sinne gelöst worden, daß nicht nur einer, sondern zwei einander parallele, 1 bis $1\frac{1}{2}$ m in der Sohle breite, trockene Gräben von mäßiger Tiefe auf dem Glacis des Werkes angelegt waren, von denen der innere zur Wendenzeit vernachlässigt wurde und in Verfall geriet. Beide Gräben umschlossen ursprünglich das Werk mit alleiniger Ausnahme der nach dem Wasser zu gelegenen Steilseite des Walles. Die Art, wie dies zweifelfrei festgestellt wurde, ist höchst sinnreich: Man sagte sich, daß man bei radial gerichteten Grabungen an den Stellen, wo inzwischen verfallene oder zugeschüttete Gräben vermutet wurden, auf diese stoßen müsse, und diese Voraussicht trog nicht. Es wurden an verschiedenen Stellen, kontrollierbar durch die Besucher, die rechten und linken Böschungen der Grube im gewachsenen Lehm Boden freigelegt, während sich der Zwischenraum durch allerhand Boden und auch Schutt ausgefüllt fand, der sich stellenweise reich an Scherben erwies. Letztere gaben wieder die Beweise an die Hand, daß der innere Graben von den Wenden vernachlässigt oder verschüttet worden war, denn es fanden sich fast ausschließlich wendische Scherben hier, während in dem äußeren Graben, der keine Spuren absichtlicher Verschüttung trägt, weniger Scherben, diese aber ausschließlich vorwendischen Ursprungs, gefunden wurden. Noch am Tage des Besuchs war hier eine wohlerhaltene, bronzene Speerspitze ausgegraben worden, die gezeigt wurde. Von besonderem Interesse war auch der bei den Ausgrabungen unerwartet gemachte Fund einiger wendischen Wohngruben mit besonders zahlreichen keramischen Resten darin, wahrscheinlich Behausungen für ärmere wendische Leute, die im Innern der Feste keinen Platz fanden, doch hier möglicherweise Schutz suchten. An Resten der genannten Art sind die Gesamtausgrabungen auf der Römerschanze von Anbeginn überaus reich gewesen. Die Zahl von etwa 8000 Gefäßresten, wovon $\frac{3}{4}$ germanisch,

*) Vgl. die Mitteilungen im Monatsblatt XVIII, S. 71 und Ethnologische Zeitschrift 1908, S. 830 ff.

$\frac{1}{4}$ slawisch, scheint doch auf eine sehr lange Bewohntheit des Bollwerkes hinzudeuten. Bei der weiteren Wanderung wurde denjenigen Stellen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, an denen die drei Tore der Feste mit Sicherheit bestimmt worden sind. Es spielt für die Annahme, daß einst an gewissen Stellen hölzerne Bauten gestanden, bekanntlich hier wie auch bei dem vorgeschichtlichen Funde in Buch, eine wichtige Rolle, daß man deutlich im Erdreich die runden Stellen wahrnimmt, wo hölzerne Pfosten eingegraben waren. Sie unterscheiden sich schon äußerlich in der Farbe, mehr aber noch durch ihren Inhalt auffällig von dem umringenden gewachsenen Boden, sodaß mit ihrer Hilfe ziemlich genau die Größe und Verhältnisse der verschwundenen Bauten ermittelt werden können. In der Römerschanze gesellten sich zu diesen wertvollen Merkmalen aber noch andere der Chronologie förderliche Hilfsmittel. Es haben nämlich zu einer oder mehreren Zeiten, vielleicht infolge von Belagerungen und Berennungen des Werkes, innerhalb desselben Brände stattgefunden, die bei späterer Einebnung der Brandreste den Boden schwärzten, sodaß die von späteren Bauten herrührenden Pfostenlöcher anders aussehen als die älteren. Diese Beobachtung hat ein wertvolles Unterscheidungsmittel jüngerer und älterer Bauanlagen ergeben und mit Unterstützung anderer, namentlich keramischer Funde zu der Feststellung geführt, daß die am Brandschutt kenntlichen Anlagen wendischen Ursprungs sind. An einem größeren Wohnhausbau in nächster Nähe des an der Landseite der Schanze befindlichen Tores wurde zuvörderst gezeigt, wie mit hinreichender Sicherheit aus den deutlich erkennbaren, kreisrunden Pfostenlöchern die rechtwinklige Gestalt des Baues und seine Abmessungen von 11 bis 12 auf 6 bis 8 m nachweisbar sind. An seiner Bestimmung für Wohnzwecke scheint aus dem noch vorgefundenen, aus drei Reihen übereinandergeschichteter Steine bestehenden Herd kein Zweifel. Daß die Pfostenlöcher etwa 1 m im Durchschnitt hatten, während die Pfosten natürlich sehr viel schwächer gewesen sind, darf nicht wunder nehmen, wenn man überlegt, daß es für die Ausführung der Grabung bequemer war, das Loch in überflüssiger Weite anzulegen, als es gerade auf die Abmessungen des einzusetzenden Pfostens zu beschränken. Die oben dargelegte Unterscheidungsmöglichkeit älterer und jüngerer Bauanlagen tritt besonders an dem zweiten, anscheinend dem wichtigsten, größten und in den stärksten Verteidigungszustand durch die ersten Erbauer gesetzten Tore zutage. Hier ergibt sich, daß dies sehr breit angelegte Tor, das auch noch die Bedrohung des eindringenden Feindes von der Seite erlaubt, von den Wenden erheblich und unter Aufgabe letzterer wichtiger Verteidigungsmöglichkeit verengert worden ist. Es sind an dieser hochinteressanten Stelle die germanischen und die slawischen Pfostenlöcher durch verschieden gefärbte Pflöcke zur Zeit deutlich markiert, sodaß man sich Rechenschaft

von der Verschlechterung geben kann, welche die Toranlage später erlitten hat. Noch wurde auch zum dritten Tor gewandert und auf dem Wege dahin jener oben erwähnte Aussichtspunkt, jetzt durch eine Ruhebänk ausgezeichnet, besucht. In seinen Dankesworten an Professor Schuchhardt, der mit unermüdlicher Beharrlichkeit alle an ihn gerichteten Fragen beantwortet hatte, hob Geheimrat Friedel die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß gegenüber den damals verbreiteten mehr oder weniger phantastischen Deutungsversuchen der Römerschanze schon um das Jahr 1840 der Sagensammler Karl von Reinhardt die Vermutung ausgesprochen habe, das Bollwerk wäre von den Semnonen hergestellt und die Wenden hätten sich später seiner bemächtigt. Der Germanist Adalbert Kuhn habe sich 1843 dieser Auffassung in seinen Märkischen Sagen angeschlossen, ebenso sein Schwager, unser verstorbener Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz. Rudolf Virchow und E. Friedel gruben in und bei der Römerschanze in den achtziger Jahren v. J. germanische und wendische Gefäßreste von Ton aus, die z. T. im Märkischen Museum liegen.

Herr E. Friedel bemerkte noch: Schon auf der bekannten Karte von Suchodoletz von 1683 ist der Name „Königswal“ bei der Römerschanze eingetragen. Bekmann in seiner Beschreibung der Churmark Brandenburg, 1751, I. 449 spricht von der „Königsschanze“. Dies sind keine unverächtlichen Zeugnisse für die Volkssage, daß der letzte Wendenkönig im Königswall gehaust und daß in deren Nähe die letzte Entscheidungsschlacht vorfiel, in der deutscherseits die wendische Herrschaft endgültig überwunden wurde. Die Spuren der Sage lassen sich von der Hevellerfeste Brandenburg mit Pribislaw und Albrecht dem Bären über Nedlitz und die Römerschanze fort bis Pichelsdorf, Pichelswerder und Spandau verfolgen. Es ist ein glücklicher Zufall, daß damit das Gelände berührt wird, auf dem das vaterländische geschichtliche Schauspiel Eberhard Königs „Albrecht der Bär“ wurzelt, das von der Brandenburgia auf dem Pichelswerder gegenüber Schildhorn zur Zeit aufgeführt wird und die letzten Kämpfe zwischen Heiden und Christen, Wenden und Deutschen, angelehnt an die Jaczo-Sage, in ergreifender Weise uns vor die Augen führt. — Die anwesenden Altertumsforscher, darunter Herr Geheimrat Dr. Behla, der Burgwallforscher, und Herr Dr. Kieckbusch, der Erforscher der germanischen Ansiedlung bei Buch, hatten Gelegenheit, ihre Erfahrungen auf diesem hochbedeutsamen Burg- oder Königswall auszutauschen.

Nach herzlichem Dank an Herrn Direktor Dr. Schuchhardt kehrten die Teilnehmer wiederum mit dem Dampfschiff von Nedlitz nach Potsdam zurück.

[Nachträglich fügen wir eine Äußerung des Herrn Direktor Dr. Schuchhardt im B. L.-A. vom 18. Juli 1911 bei: Während in der

ersten Kampagne im Jahre 1908 der Bau des Walles und der Tore und in der zweiten die Besiedlung des Innern des Burgringes studiert wurden, sollten in der diesjährigen Kampagne die Verhältnisse vor dem Walle, die Gräben und die Siedlungen auf der freien Fläche nach dem See hin aufgeklärt werden. Es hat sich ergeben, daß auf der alten germanischen Bärme vor dem Wallbau später ein $1-1\frac{1}{2}$ Meter hoher Sockel aus Erde und Holz gebaut worden ist, der vorn mit eingerammten Pfosten abgestützt wird. Die vordere Pfostenreihe steht anderthalb Meter vom Grabenrande entfernt. Der Sockel hat, wie die Funde beweisen, noch in slawischer Zeit bestanden. Auf der freien Fläche wurden nämlich zahlreiche slawische Scherben gefunden. Der ganze Befund zeigt wiederum, daß die germanische Befestigung bis in die slawische Zeit hinein erhalten war und von den Slawen weiter benutzt worden ist. Die offene Siedlung am Fuße der Burg ist in germanischer Zeit unbedeutend gewesen. Nur an einer Stelle konnte nach der Nedlitzer Furt zu ein großer Komplex von Gebäuden festgestellt werden. Sonst traten nur am Seerande hier und da kleine Häuser auf. Erst in slawischer Zeit war eine volle Besiedlung des Werder erfolgt. In den slawischen Hausgruben wurde sehr viel Keramik gefunden, so daß eine ganze Anzahl von Gefäßen zusammengestellt werden kann. Im allgemeinen wurde das Ergebnis der früheren Grabungen bestätigt und erweitert. Es steht fest, daß die Burg als Sitz germanischer Stämme — wahrscheinlich der Semnonen — einige Jahrhunderte v. Chr. erbaut und bis in die slawische Zeit hinein bestanden hat. Eine bronzene Speerspitze steht in der ersten Reihe der diesjährigen Funde, mehrere eiserne Messer, ein Sporn schließen sich an. Das Programm der Ausgrabungen für das nächste Jahr hat hauptsächlich das große Westtor ins Auge gefaßt.]

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 18. Juni 1911

Wanderfahrt nach Stendal.

Die Teilnehmer trafen mit den Zügen 10.15 und 10.39 in Stendal ein und wurden hier von Herrn Gewerberat Kuchenbuch in Empfang genommen. Es hatte sich diesmal nur die bescheidene Zahl von 19 zusammengefunden, die nun sofort den Rundgang durch die Stadt antraten. Zwischen dem Bahnhof und der alten Stadt hat sich schon ein neuer Stadtteil herausgebildet. An der Grenze beider erkennt man noch einige Reste der alten Werke, z. B. einen dicken epheumspinnenen Turm der Stadtmauer, den Pulverturm.

Hinter ihm ragt dann sofort der Dom mit den beiden schlanken Türmen und dem hohen Dach in die Höhe.

Wir betreten zunächst den Kreuzgang der sich an den Dom anschließt und einen quadratischen Hof begrenzt, der früher als Begräbnisstätte diente. In dem ehemaligen Remter nahm die Gesellschaft Platz, und Herr Professor Dr. Kupka hielt einen Vortrag über die Geschichte Stendals. Nachdem der Vortragende sich über die Urgeschichte und die Bewegungen der Bevölkerung verbreitet hatte, begann er mit der Geschichte der Stadt selbst. Die Stadt ist durch das Zusammenlegen von mehreren Dörfern entstanden. Der älteste Teil wird 1022 als das „alte Dorf“ Steinedal erwähnt, und dazu kam das südlich davorgelegene Schadewachten; beide Namen haben sich als Straßennamen erhalten. Um 1160 erhielten fremde Kaufleute hier Sitz und fünfjährige Steuerfreiheit. Die Wohnhäuser waren die alten Sachsenhäuser, die sich nur noch in Salzwedel erhalten haben. Im Jahre 1287 wurde um alle Dörfer, es waren fünf, eine gemeinsame Mauer gezogen und jedes hatte seine Kirche, es waren dies St. Jakobi, St. Marien, St. Catharina, St. Petri und der Dom, doch sind die Kirchen sämtlich später vielfach umgebaut worden. Jedenfalls aber hat sich der Umfang der Stadt seit jener Zeit nicht mehr geändert. Mit dem Eintreffen der Prämonstratenser im 12. Jahrhundert setzt auch hier der Backsteinbau ein, aber fast bei allen hat sich ein Überrest des ursprünglichen Feldsteinbaus erhalten. Der Dom wurde von dem Domstift erbaut, und die Marienkirche von der Stadt. Hierauf spricht der Redner noch ausführlich über die Kunst der Holzschnitzerei, die in den Flügelaltären und dann noch über die Steinskulptur, die in dem Roland, der 1517 errichtet wurde, zum Ausdruck kommt. Das Vorherrschen des Sandsteins ist ein Zeichen der Renaissance und des Baroks, womit der Backsteinbau sein Ende erreicht. Die Fortsetzung des Sandsteinbaus ist der Putzbau. Der interessante und weitschichtige Vortrag fand den lehaftesten Dank der Hörer.

An den Vortrag schloß sich die Besichtigung des Altmärkischen Museums. Hier hatte Herr Gewerberat Kuchenbuch, der Vorsteher des Museums, die Führung übernommen. Die Holzschnitzereien und kirchlichen Überreste sind im Remter untergebracht, und die Fortsetzung findet sich eine Treppe höher. Auffällig ist die große Zahl der Altäre aus den Dörfern der näheren Umgebung, z. B. Grohleben, Grävenitz, Wahrburg, Bulitz usw. Zu den größeren Stücken gehört eine Kanzel aus dem Dom. Interessant sind ferner Ritter Georg mit dem Drachen und eine Mutter Maria aus Tangermünde in Lebensgröße. Zwei sehr merkwürdige Stickereien fanden Bewunderung: sie waren reliefartig, und das eine stellte die Himmelfahrt und das andere die Kreuzigung vor. Eine Treppe höher sind noch zwei Räume für das Museum eingerichtet und zwar befinden sich in dem vorderen die prähistorischen Funde und

in dem hinteren Sammlungsstücke aus dem modernen Haushalt. Beim Eintritt blickt man in eine Bauernstube mit zwei Frauen in der Landestracht und den Einrichtungsgegenständen. Dahinter folgt nun eine lange Reihe von Funden aus der Erde, auffallend groß ist die Sammlung von Urnen und von Steinwaffen aller Art; hierher gehört auch der Bronzefund von Hindenburg mit den langen Schwertern. Der Raum für die Neuzeit weist namentlich viele Stickereien auf, ferner Bücher und kleinere Haushaltsgegenstände, wie Uhren, Lampen usw. Beachtenswert sind einige geschliffene Karneole und mehrere Amethyste, die aus der Kapelle Karls IV in Tangermünde stammen vom Jahre 1374.

Daran schloß sich die Besichtigung des Domes. Der Eindruck, den die hohen Säulen machen, ist überraschend, es sind nur zwei Reihen vorhanden, aber die Decke verliert sich fast. Die jetzige Gestalt erhielt er 1423–1450 und renoviert wurde er 1823 und 1905. Das hohe Chor ist durch einen niedrigen Lettner vom Hauptschiff getrennt. Im hohen Chor befinden sich eine große Zahl von Fenstern mit Glasmalereien, die aus allen übrigen Fenstern ergänzt sind. Rings herum an drei Seiten stehen schwere geschnitzte Chorstühle; jeder Sitz läßt sich hoch klappen und zeigt auf der Unterseite eine Schnitzerei.

Nach diesen Besichtigungen versammelte sich die Gesellschaft in Haupts Restaurant zur Mittagstafel. Während der Tafel toastete Herr Bürgermeister Dr. Schütze auf die Brandenburgia und der I. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel dankte für die freundliche Aufnahme und die lehrreiche Führung und brachte ein Hoch aus auf die Stadt Stendal. Endlich brachte Herr Gewerberat Kuchenbuch den Toast auf die Damen aus. An der Tafel hatte sich auch eine große Anzahl Damen und Herren aus Stendal beteiligt, unter ihnen auch der Landrat, ein Herr von Bismarck.

Nach Tisch wurde zunächst ein Rundgang durch die Stadt unternommen, wobei die Büste Nachtigals, das Tangermünder und das Ünglinger Tor besichtigt wurden. Letzteres liegt am Eingang des „Alten Dorfes“ und besteht in dem unteren Teil aus Granitfindlingen und darüber aus Backsteinen. Dieser Aufsatz stammt aus dem Jahre 1440. Er besteht aus einem viereckigen Unterbau mit aufgesetztem Rundturm. Die Ecken sind noch weiterhin mit kleinen Türmchen verziert. Ganz ähnlich ist das Tangermünder Tor gebaut, nur ist es weniger ausgeputzt.

Nach dem Rundgang wurde die Besichtigung fortgesetzt und zwar mit der Jakobi-Kirche begonnen. Hier hatte Herr Pfarrer Weckenstedt die Führung übernommen. Es ist die älteste Stendaler Kirche. Freilich ist das kleine ursprüngliche Gotteshaus nicht mehr vorhanden, es sind von ihm aber noch einige Reste zu finden, z. B. die beiden quadratischen Mittelpfeiler aus behauenen Granitsteinen und ein Stück der Westwand. Der hohe Chor ist im 15. Jahrh. erbaut und liegt hinter

einem spätgotischen Lettner. Die Kanzel besteht aus Sandstein und ist mit bemalten Figuren ausgestattet, die erst kürzlich renoviert wurden. Der Hochaltar besitzt ebenfalls ein geschnitztes Gestühl.

Der Weg zur Marien-Kirche führt an dem Denkmal Winckelmanns vorüber, der 1717 geboren wurde. In der Marien-Kirche gab Herr Pfarrer Koch die nötigen Erläuterungen. Sie ist die Stadt- und Rats-Kirche und wurde dem Dom nachgebaut. Sie ist aber nicht ganz so imposant, weil sie nicht so lang ist. Der Hochaltar ist auch hier durch einen Lettner vom Hauptschiff getrennt. Der Hochaltar ist reich mit Schnitzwerk versehen, das z. T. Szenen aus dem Leben der heiligen Katharina darstellt. Der Hochaltar besitzt einen Umgang, so daß man auf der Ringwand sehr schöne Zeichnungen und Holzschnitzerei erkennen kann; auch sind hier einige Grabsteine aufgestellt. Die Kirche wurde 1447 vollendet, und im Jahre 1538 hat hier Justus Jonas die erste protestantische Predigt gehalten. Auch hier findet sich wieder ein massiges Chorgestühl mit Schnitzwerk, und über jedem Sitze ist eine Hausmarke eingeschnitzt. Ringsherum sind Nischen angebracht, in denen sich in der katholischen Zeit Altäre befanden, von denen nur noch Reste von Wandmalerei erhalten sind.

Nach diesen Besichtigungen wurde eine kurze Kaffeepause gemacht, worauf der Besuch des Rathauses vorgenommen wurde. Es besteht aus zwei Flügeln, der eine von ihnen enthält im Erdgeschoß die Gerichtslaube. Im Rathaus selbst befindet sich in einem großen Lokal die Sammlung des Bismarck-Museums. Sie besteht in erster Linie aus zahlreichen Bildern des Fürsten und dann aus einer großen Menge von Karikaturen aus allen illustrierten Witzblättern der zivilisierten Welt. Daneben findet sich eine Bibliothek und mehrere Briefe. Auch eine große Sammlung von Ansichtspostkarten ist vorhanden, mit Abbildungen von Bismarck-Denkmalern und Karten. Gegenüber befindet sich der berühmte Saal der Gewandschneider-Gilde: hier ist die eine Wand mit einem reich geschnitzten Holzgetäfel versehen aus dem Jahre 1462. Dieses war früher bunt, wie noch einige farbige Überreste lehren. Das Rathaus mit seinen Stufengiebeln präsentiert sich sehr anmutig.

An seiner Ecke, etwas herausgerückt, steht der 5 $\frac{1}{2}$ m hohe Roland aus Sandstein. In der Rechten hält er ein langes Schwert, als ob er salutieren wollte und in der Linken den Schild mit dem brandenburgischen Adler. Am Fuße der Figur lehnt ein zweites Wappenschild mit dem halben Adler und vier Weizenkörnern, die Wahrzeichen von Stendal.

Damit war unser Pensum an Sehenswürdigkeiten erledigt und wir wanderten nun durch die neuen städtischen Anlagen langsam zum Restaurant Haupt zurück, wo die Abendtafel schon gedeckt war. Mit dem Zuge 8.01 fuhren dann die Berliner wieder zurück.

Die subglaziale Abrasionsebene zwischen dem Braunkohlengebirge und dem Moränengebirge in der Provinz Brandenburg.

Von Eduard Zache.

In den beiden vorliegenden Arbeiten*) habe ich auf eine Ebene hingewiesen, die in den Profilen als horizontale Linie erscheint und habe ihre stratigraphische Bedeutung festgelegt. In den folgenden Zeilen will ich neue Profile ähnlichen Aufbaus beschreiben und daran einige theoretische Ausblicke anschließen.

Die Erdarbeiten für den erweiterten Güterbahnhof von Frankfurt a. O. haben südlich von der Station Booßen ein sehr schönes Profil geliefert. Der Aufschluß (Abb. 1) beginnt 200 m südlich von der ge-

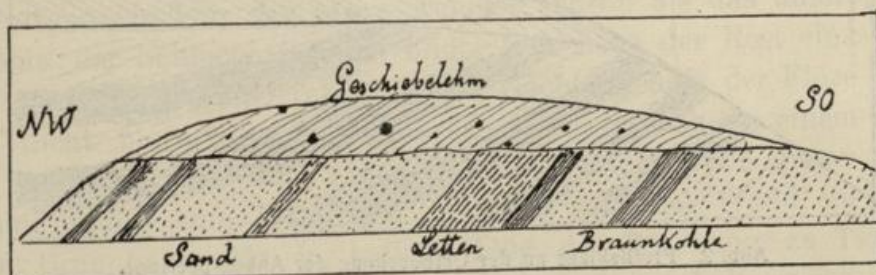


Abb. 1. Profilskizze von Booßen.

nannten Station und hat eine Ausdehnung von ungefähr 100 m. Über dem Planum erhebt sich eine ungestörte Folge von tertiären Schichten und zwar fallen sie unter 45° nach NW. ein, bestehend aus weißen Sanden, Letten und Braunkohlenflözen. Diese Schichtenfolge wird von einer fast horizontalen Linie abgeschnitten, über welcher Geschiebelehm lagert. Dabei ist die Grenze zwischen dem Hangenden und dem Liegenden haarscharf, und es findet auch nicht die geringste Mischung, Mengung oder Durchdringung beider statt, und nur über den Letten

*) 1. Eduard Zache: Die Tonlager von Glindow und Lehnin in der Provinz Brandenburg und ihre Bedeutung für die Diluvial-Geologie. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg. 1909, XVIII. Jahrg., S. 233–243.

2. Eduard Zache: Die Diskordanz im obersten Diluvium der Provinz Brandenburg. Ebenda 1910, XIX. Jahrg., S. 273–287.

und den Braunkohlenflözen ist der Geschiebelehm ein wenig dunkler gefärbt in einem schmalen Streifen von 1—2 cm Dicke. Die Kohle und die Letten haben gleichsam etwas abgefärbt. Der Einschnitt liegt in der sanften Böschung des Nord—Süd gerichteten schmalen Talzuges, der südlich von Booßen beginnt und sich in nördlicher Richtung bis Wulkow verfolgen läßt, wo er scharf nach Osten umbiegt und bei Wüste Kunersdorf vorüber in einem tiefen Einschnitt zum Odertal hinabreicht.

Eine weitere Reihe von Aufschlüssen hat der Eisenbahnbau Zielenzig-Landsberg a. W. geliefert, und man kann wohl zusammenfassend behaupten, daß auf der ganzen Strecke zwischen Zielenzig und dem Nordrande des Sternberger Horstes das Planum ungefähr auf der Grenze zwischen dem Tertiär und dem Diluvium liegt. Es gibt hier zunächst zwei interessante Aufschlüsse, die zusammengehören, weil sie hervorgerufen werden durch die große Nord—Süd gerichtete Rinne,

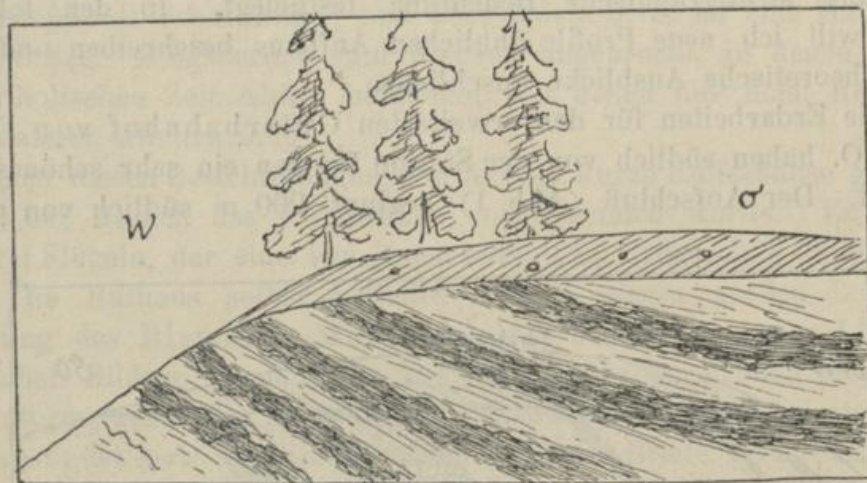


Abb. 2. Profilskizze an der Ostböschung der Anken-Seerinne.

deren wesentlichster Bestandteil der Anken-See ist. Auf ihrer Westseite bei 145 m Meereshöhe findet sich ein 8—10 m tiefer Einschnitt, der ganz aus Geschiebelehm von großer Härte besteht. Dieser Vorsprung bildet gleichsam die Böschung der höchsten Erhebung, denn von hier abwärts folgen nach Westen mehrere Stufen treppenförmig hintereinander bis zur Sohle des Posthum-Baches bei Zielenzig mit einer Meereshöhe von 65 m. In dem Planum erscheinen an dieser Stelle mehrmals die weißen Quarzsande und die schwarzen Braunkohlen bzw. Letten. Auf der östlichen Seite unserer Rinne in der geraden Fortsetzung dieses Aufschlusses befindet sich der andere und zwar durchschneidet er ebenfalls die Böschung, während ein hoher Damm die Rinne, die hier ihren Anfang nimmt und Rotes Fließ heißt, überbrückt. Dieser östliche Einschnitt (Abb. 2) liegt fast ganz im Tertiär, und zwar wird das Alaunerdeflöz hier angeschnitten, wie die Gipskristalle lehren.

Es besteht aus einer Anzahl von Lettenschichten, die durch Sand getrennt sind, in den sie beiderseitig allmählich übergehen. Auch hier tritt die horizontale Linie als Abschluß des Tertiärs auf, und darüber lagert eine Decke aus 1—2 m Geschiebelehm, der nach dem Plateau hin sandig wird. Die tertiären Schichten zeigen eine schwache Störung, indem sie kurz vor der Böschung sich ein wenig aufrichten, während sie nach dem Innern hin eine horizontale Lage haben. Dieser Aufschluß ist aber nur 20—30 m lang, und die Störungszone umfaßt 5—6 m.

Diesem Aufschluß schräg gegenüber, d. h. wieder auf dem westlichen Ufer der Anken-Seerinne, befindet sich noch ein dritter, aber natürlicher. Es führen nämlich zahlreiche tiefe Schluchten vom Plateau zur Sohle hinab. Zu ihnen gehört die sog. Mühlenschlucht, welche dicht neben der Straße Herzogswalde—Gleißen liegt. Beide Wände dieser tiefen Schlucht ragen senkrecht empor und bestehen in ihrer ganzen Höhe aus weißen tertiären Sanden, wie sich leicht feststellen läßt, weil sie zum größten Teil unbewachsen sind. Im oberen Abschnitte der Schlucht sind die Sande rein weiß, während sie nach der Mitte hin eine rostbraune Farbe annehmen. Diese Farbenänderung steht offenbar im Zusammenhang mit dem Auftreten von zwei schwachen Flözen aus Toneisenstein, welche auch erst Auskunft geben über die Lagerungsstörungen. Sie sind nämlich stark aufgerichtet und zwar fallen sie nach Norden hin ein, das obere weniger schroff als das untere, und in der Sohle der Schlucht endlich findet sich noch der Rest eines dritten, der fast senkrecht emporragt. In der Nachbarschaft der Flöze sind die Sande nicht bloß rostbraun gefärbt, sondern auch zu einem ziemlich festen Sandstein verkittet. Einen Kilometer südlich von dieser Schlucht geht eine andere zum Tal hinab, in deren südlicher Wand ein umfangreiches Braunkohlenflöz in halber Höhe der Böschung zu Tage tritt, das sich bis in die Sohle der Rinne verfolgen läßt, d. h. es ist ebenfalls aufgerichtet, freilich in entgegengesetztem Sinne wie die Toneisensteinflöze, denn es fällt nach Süden ein.

Während nun auf dem östlichen Ufer die diluviale Decke stark ausgebildet ist, tritt auf dem westlichen überall der weiße tertiäre Sand zu Tage und vom Quartär ist nur die Steinbestreuung übrig geblieben.

Auf der Strecke zwischen Gleißen und Königswalde endlich tritt auf dem Bahnplanum wieder überall unter 2—3 m Geschiebelehm die Braunkohle zu Tage und zwar ist es die Schmier- oder Puffkohle, wie sich an einigen längeren Aufschlüssen beobachten läßt.

Die eben beschriebenen Aufschlüsse besitzen einige gemeinsame Merkmale in bezug auf die Mächtigkeit und Lagerung des Diluviums. Dieses ist auffallend schwach und besteht nur aus Geschiebelehm. Ich möchte zur Erklärung dieser Tatsache die hohe Lage des Tertiärs im Sternberger Horst heranziehen, während für das Frankfurter Profil die

isolierte Lage zwischen zwei Gräben den Ausschlag gegeben hat. Diese Umstände bewirkten es, daß die subglazialen Gewässer keine Gelegenheit fanden, ihre Sedimente abzusetzen, so daß sich nur die Einschlüsse des letzten Eisrestes auf die Abrasionsebene legen konnten und den Geschiebelehm bildeten.

Endlich gibt es noch eine dritte Stelle, an der die Grenze zwischen Diluvium und Tertiär sehr gut aufgeschlossen ist, nämlich in dem Tagebau der Grube Finkenheerd südlich von Frankfurt a. O. Die Grube liegt in dem Graben zwischen dem Lebuser Plateau im Norden und dem Niederlausitzer Vorland im Süden, d. h. also in dem Spree-Schlaubetal, mit einer Meereshöhe von 44 m.¹⁾ Hier ist das Tertiär durch einen Trockenbagger freigelegt worden und liegt nun mit einer ungefähr horizontalen Ebene am Tage. An der Nordwand der Grube (Abb. 3) zeigt sich folgendes Profil: über dem Tertiär folgt 5 m Geschiebelehm, der wieder von einer horizontalen Ebene abgeschnitten wird, und darüber lagern 10 m geschichtete Massen, die zu unterst aus rostfarbenen Kiesen, die auch große Findlinge einschließen, bestehen, während darüber horizontal geschichtete Sande folgen. An der Westwand ist dasselbe Profil zu beobachten, während die Südwand gänzlich und die Ostwand zum größten Teil verstürzt sind.

Dieser Aufschluß erlaubt aber noch einige weitere Beobachtungen. Es finden sich im Tertiär Verwerfungen und zwar Gräben. Eine Verwerfungskluft läßt sich von der Südwand in nördlicher Richtung durch die halbe Grube verfolgen, und zwar stößt tertiärer weißer Sand an Braunkohle. Dabei sind an der senkrechten Wand der freigelegten Braunkohle echte Harnische zu erkennen, d. h. glatte Flächen von brauner Farbe, die offenbar beim Abrutschen entstanden sind. Vor der Nordwand gibt es noch einen zweiten keilförmigen Einbruch, so daß hier tertiärer Sand mit dem Geschiebelehm grenzt.

Auch dieser Geschiebelehm ist nicht an der Störung beteiligt und muß daher im Anschluß an die oben beschriebenen Aufschlüsse als jüngster angesprochen werden, d. h. er muß gleichaltrig sein mit dem auf den benachbarten Plateaux. Diese Beobachtung steht eigentlich nicht im Einklang mit den obigen, weil das Tertiär mit seiner Decke nicht zu einem Horst, sondern zu einem Graben gehört. Es kann diese Tatsache nur dadurch mit jener in Übereinstimmung gebracht werden, daß man sich vorstellt, unter dem Eise sei ein schneller Schmelzwasserstrom dem Odertal zugeflossen, bis die Einebnung beendet war. Alsdann erst sickerten aus dem Eise die Einschlüsse aus und schlugen sich als Geschiebelehm nieder. Die Decke aus geschichtetem Material endlich

¹⁾ Herrn Bergwerksdirektor Scharf danke ich auch hier nochmals für die freundliche Unterstützung bei dem Besuch der Grube und die Hergabe der Photographie.

stammt von dem benachbarten Lebuser Plateau, dessen lange Böschung nach Süden gerichtet ist, so daß die letzten Schmelzwässer ihre Sedimente in dieser Richtung abtransportieren mußten.

Im Gegensatz zu dieser eben beschriebenen Örtlichkeit gibt es dicht dabei solche mit stark gestörten diluvialen Schichten. Es handelt sich um die Böschung des Niederlausitzer Vorlandes südlich von dieser Stelle zwischen Pohlitz über Schönfließ bis Neu-Zelle. Es tritt an der ganzen Böschung ein Ton auf, der sich auch noch ein

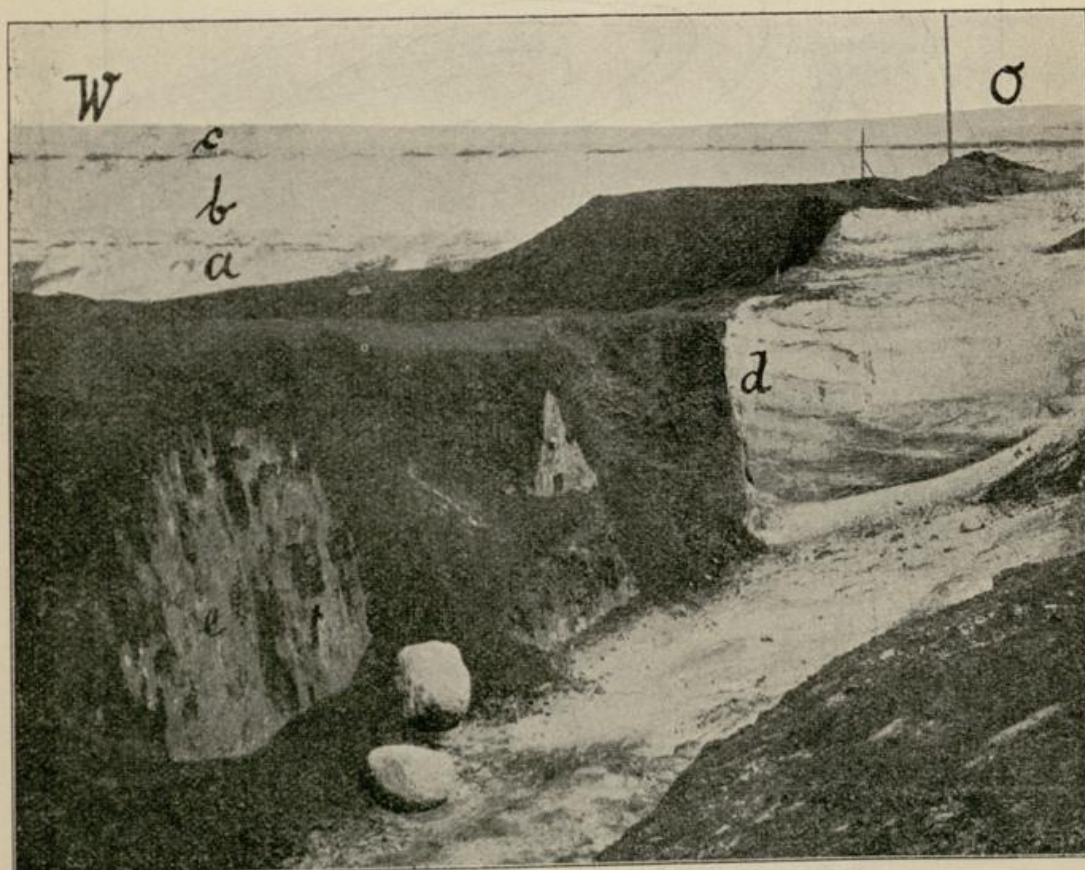


Abb. 3. Der Tagebau der Braunkohlengrube Finkenheerd südl. von Frankfurt a. O.
a) Geschiebeteilm, b) hangende Sande, c) aufgeschütteter Abraum, d) Verwerfungskluft, e) Harnisch.
Phot. L. Haase & Co., Frankfurt a. O.

Stück in das Innere hinein verfolgen läßt. Er besitzt eine hellbraune Farbe, die allein schon seine Zugehörigkeit zum Diluvium bestätigt, während sich außerdem auch gelegentlich nordische Geschiebe finden. Eine Decke aus Geschiebelehm fehlt in dem ganzen Randstreifen, und es ist nur eine Steinbestreuung vorhanden. Die interessanteste Stelle liegt in der Böschung dort, wo die Chaussee Fürstenberg-Diehlo in die Höhe steigt; hier hat die Wasserbauverwaltung einen umfangreichen Aufschluß geschaffen, aus dem sie Ton entnimmt für die Dichtung des Oder-Spreekanals. In der großen Grube (Abb. 4) hat man einen Klotz

ausgespart, weil an dieser Stelle Sandschichten vorherrschen, und an ihm kann man starke Faltungen nebst Überschiebungen beobachten. Ähnliche Faltungen und Störungen finden sich auch in den kleinen Aufschlüssen der näheren Umgebung. Ein großer Sattel ist schon von mir beschrieben worden.¹⁾ Er steht im Zusammenhang mit den Sattel-

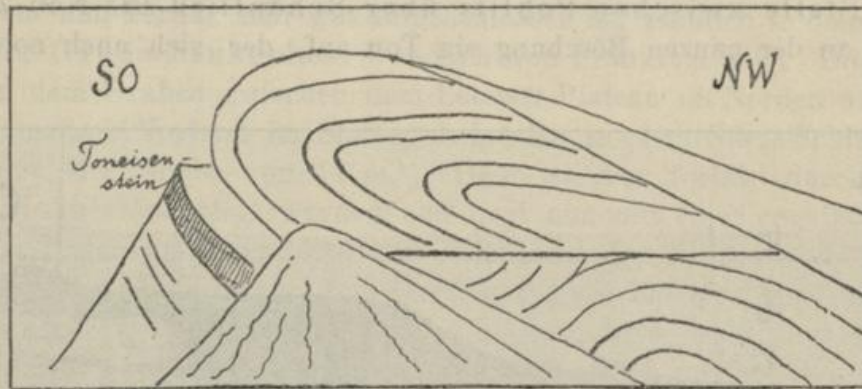


Abb. 4. Profilskizze der Tongrube zwischen Fürstenberg a. O. u. Diehlo

flözen der Braunkohle der Grube Präsident. Die diluviale Decke des Ostflügels des einen Sattels ist neben der Straße, die von der Chaussee Diehlo-Fürstenberg nach Schönfließ abzweigt, sehr gut aufgeschlossen und besteht aus Schichten von Sand und Ton (Abb. 5), die ziemlich steil

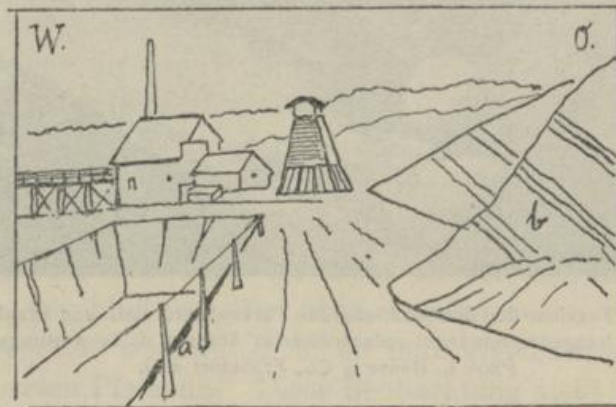


Abb. 5. Grube Präsident.
a) Brauneisensteinflöz. b) Diluvialton.

nach Osten einfallen. Gerade in Höhe der Straße ist das Brauneisensteinflöz angeschnitten, das das Liegende des Tones bildet, weil hier ein Teil des älteren Grubenbaus zu Bruch gegangen ist. Dieses Flöz enthält nordische Geschiebe und bildet die Sohle des Diluviums. Die gestörten Tone sind auch in der Ziegeleigrube vor dem Westausgang des Dorfes

¹⁾ Eduard Zache. Spuren tektonischer Kräfte in dem Niederlausitzer Vorland, Archiv für Heimatkunde der Provinz Brandenburg 1899. V. Band. S. 43-72.

Schönfließ zu beobachten. Ebenso finden sich kleine Aufschlüsse am Nordausgange von Kobbeln und am Ostausgange von Möbiskrüge und überall mit deutlichen Falten oder aufgerichteten Schichten. Einen größeren Aufschluß trifft man erst wieder in der Ziegeleigrube der Pohlitzer Mühle an der Nordostecke der Böschung. Hier ist ein deutlicher schmaler Horst in der Tonwand zu erkennen, der aus dunklem Ton besteht, wogegen links und rechts die abgesunkenen Schollen hellen Ton zeigen, während unter dem dunklen Ton noch eine Kiesschicht erscheint. Hier ist durch Nachgraben festgestellt worden, daß unter dem Ton sich die Braunkohlenformation findet. Dies bestätigt die Annahme, daß es sich um umgelagertes Tertiär handelt. In allen Aufschlüssen fehlt die Abrasionsebene, und die Tone reichen bis an die Oberfläche, so daß also hier der Geschiebelehm nicht zum Absatz gekommen ist.

Im schroffen Gegensatz zu diesem soeben beschriebenen Böschungsabschnitt zwischen Pohlitz und Neu-Zelle steht die nördliche Fortsetzung, d. h. der Lebuser Rand zwischen Brieskow und Seelow, weil hier eine ununterbrochene Steilwand aus Geschiebelehm aus dem Odertal emporragt, und wenn sich in ihm Sandeinlagerungen finden, so bilden sie völlig horizontale Lagen. Dies ist besonders schön in dem großen Einschnitt bei Dolgelin zu erkennen, wo die neue Eisenbahn von dem Plateau zum Oderbruch hinabgeführt wird.

Die Tone und Sande des Uferrandes des Niederlausitzer Vorlandes sind schon unter dem Eise abgesetzt worden und haben die Krustenbewegung mitgemacht, während der Geschiebelehm der Lebuser Oderböschung sich erst nach der Krustenbewegung niederschlug, d. h. ausinterte, und zwar spielten hier längs der Oderböschung fließende Schmelzwässer eine sehr untergeordnete Rolle, weil die breite Böschung des Lebuser Plateaus zur Spree gerichtet ist, so daß die letzten Eiswässer nach Süden abfließen. Aus dieser Situation erklärt sich auch das Vorherrschen des Tonbodens im Oderbruch und des Sandbodens im Spree-Schlaubetal. Das Oderbruch ist von kurzen steilwandigen Böschungen umgeben, die wenig Material zur Auffüllung des Talbodens abgaben, während vom Barnim-Lebuser Plateau zum Spree-Schlaubetal weite Böschungen hinabreichen, die Material in Fülle zum Aufschütten lieferten.

Beiträge zur Topographie von Oderberg i/Mark.

Von Karl Wilke.

Die Bestandteile der Feldmark, der Heide, der Gewässer und ihre Benennungen sind aus alten Urkunden, Lagerbüchern und dem alten Flurbuch von Oderberg i/Mark herausgezogen, um für die Geschichtsschreibung nutzbar gemacht zu werden.

1. Der Klaus. Ein Ackerberg bei den Münchefeldern belegen.
2. Der Quadeberg. Ein kleiner Ackerberg im sogen. Windmühlengelde belegen.

4 Die Mönchsfelder. Auch Menkefelder, von Fronhöferscher oder von Holzendorfscher-Acker genannt, liegen rechts vom Neuendorfer Wege, auf der Höhe des Geisbergplateaus und linker Hand vom Ratsacker, vor dem Bardin, dem Pestenkirchhof. Sie wurden im Jahre 1735 von der Oderberger Ackerschaft von dem Herrn v. Holzendorf auf Stolzenhagen a/Oder erworben, der sie von dem Herrn von Fronhöfer, als Restbestand des ehemaligen Amtes Oderberg, übernahm. Früher war der Acker, über 200 Morgen, im Besitz der Mönche von Chorin, vom Marienkloster in Pälitz her und vorher war er den Prämonstratensermönchen des eingegangenen Gottestadtklosters zu Oderberg i/M. zugehörig; zahlen keine Meßkornabgaben.

4. Die Mönchewiesen. Am westlichen Fuße des Geisberges, an dem sogenannten Mariensteige und der Angermünderstraße belegen. Heute Gartenland, gehörte das sehr fruchtbare Terrain zum Kloster Gottestadt, das an seinem Südrande sich erhob. Die Ruinen desselben wurden 1786 erst gänzlich beseitigt. Zahlt keine Gartensteuer oder kirchliche Abgabe.

5. Die große Hämpstelle. An der Ostseite der Angermünderstraße und westlich der Mönchewiesen, zahlte keine Gartensteuer, gehörte vordem zur Königlichen Garnmeisterei, die neben dem ehemaligen churfürstlichen Amtshause und der Meierei vor dem Angermündertor lag.

6. Der Grunewald. Jetzt eine Ackerfläche, in der die „Pötterkuten“ lagen, aus denen schon zu Klosterzeiten ein sehr guter Ton gegraben ward.

7. Der Kirchenacker oder das Kirchenland. Am Heckenwege, mit großen Steinwällen umgeben, liegt dicht bei den XII Kirchenhufen Oderbergs, die zu Neuendorf kamen und 1267 durch das Kloster Chorin, später durch das Joachimsthalsche Gymnasium der Oderberger Stadtkirche entfremdet wurden

8. Der Ratsacker. Minderwertes Ackerland von 100 Morgen als ein Bestandteil des wüst gewordenen Dorfes Creye unterhalb Oderberg an der Oder und dem sogenannten Kirchenwasser belegen. Es wurde im Jahre 1301 durch die Stadt Oderberg in Gemeinschaft mit dem Dorfe Neuendorf, das zu Oderberg gehörte, von den Choriner Mönchen erworben, die es von dem Gottestadtkloster, wahrscheinlich von dem benachbarten Hospital, übernommen hatten.

9. Die Amtsgärten. Wie der Ratsacker zum ehemaligen Dorfe Creye gehörig, das wohl in die Stadtgemeinde Oderberg aufging. Zahlen Gartenpacht an das Schulamt Neuendorf und trugen diese vordem viel Hopfen.

10. Die Kirchengärten. Sie lagen längs der Oder und des Lieper Weges gen „nova villa“ = Neustadt-Eberswalde zu und wurden bereits im Jahre 1267 erwähnt. Sie zahlten der Kirche Gartensteuer und dienten dem Wein- und teilweise dem Hopfenbau.

11. Der Schmökepfuhl und der Röte Pfuhl. Beide an der Trift belegen, dienten dem Hanf- und Flachsbau zum Rösten der Stengel.

12. Der Börste- oder Barstepfuhl. Ein kleiner Rundsee an dem Brodowiner Weg gelegen.

13. Der Giersberg. Ein Ackerberg im Windmühlenfelde von 4 Scheffel Aussaat mit Meßkornabgabe.

14. Die Gore. Früher als Weinberg genutzt, der 2 Thaler Weinpacht an die Kirche zu entrichten hatte, jetzt als eine Ackerfläche im Windmühlenfeld belegen.

15. Das Ziegeleifeld. Jetzt Gärten, teilweise mit Häusern und Scheunen bebaut, ehemals Standort der Ratsziegelscheune, des Schützenkruges, der hier bis 1708 bestand, dann aber in eine Schmiede umgewandelt ward.

16. Die Buchte, der westlichste Teil Zernikow's Buchte. Bis Mitte der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Überrest eines Waldreviers, dann Ackerland.

17. Die Gehre. Ein Stück Ackerland am hohlen Wege und dem Melkesteige, wegen seiner spitzzulaufenden Gestalt so genannt.

18. Die Schweinebuchte. Im Norden der Bucht am Schweinepfuhl, diente vordem der Schweinezucht.

19. Der Streckefuß. Eine beim Bardin belegene Ackerfläche mit Meßkornabgabe.

20. Der Prostin. An der Unterrähne belegen beim Bardin und Ziegenwerder. Eine Landfläche, die in Urkunden der „Brasadin“ genannt ward, zur Hälfte dem Oderberger Gottesstadtkloster, zur Hälfte der Stadt Oderberg gehörte. Er ist mit dem „Barsdin“ genannten Feldmarkenteil nicht zu verwechseln, obgleich in seiner Nähe belegen.

21. Der Bardin. Unweit vom Ballhofe, oberhalb des Prostin und Ziegenwerders gelegen, war ältester Grundbesitz des ehemaligen Prämonstratenserklosters Gottesstadt und des damit vereinten Hospitals zu Oderberg. Ist jetzt eine Gartenfläche, wurde von den Kietzern beackert, die Gartensteuer hierfür gaben.

22. Der Ziegenwerder. Ehemals eine langgestreckte Insel in der Oder, dann Halbinsel, jetzt Landfläche mit Bardin, Ballhof und Prostin benachbart. In den Urkunden von 1233 wird er „insula caprarum“ genannt, als Bestandteil des Gottesstadtklosters und ist sein ältester Klosterbesitz mit. Diese Landflächen müssen früher strittig gewesen sein zwischen Barnim und Neumark, weil die in viele Arme verästelte

Oder sehr oft ihren Hauptlauf veränderte, mehr auf die Berge zulenkte, um diese, wie noch heute, ab und zu Tal zu tragen. Daher wird es erklärlich, wenn die Diözesen Brandenburg und Kammin sich wegen der schwankenden Grenze in den Jahren 1230—1250 in den Haaren lagen. Dieser Streit um nicht gerade wertvolle Terrains leitete das erste Vordringen der Askanier in die Neumark ein zur Zeit Markgraf Otto I., als dieser mit dem polnischen Herzogshause in Familienbeziehungen trat. Dieser ganze Zwist zwischen den beiden Kirchenfürsten trug aber auch zum Verfall des Oderberger Gottesstadtklosters bei, förderte seine Verlegung an den Parstensee nach Pelitz, wo Cisterziensermönche statt der Prämonstratenser wirkten. Derselbe führte dann zu jener merkwürdigen Grenze der Neumark bei Oderberg, die die Erbauung des Schlosses Oderberg auf dem südlichen Ufer der Oder sicherte. Oderberg durch sein Schloß wurde deswegen im Landbuch von 1375 schon als „transodera“ belegen angesprochen.

23. Der Elenden-, Pesten-, Fremden-, Schiffer- oder Franzosenkirchhof. Alle diese Namen führte die sandige Landfläche, an dem Berghange nördlich von Bardin, Ballhof und Ziegenwerder belegen. Jetzt minderwertiges Ackerland, zum Teil Turnplatz der Oderberger Stadtschule. Ich halte diesen Kirchhof für den Standplatz des ehemaligen Hospitals von 1231, das im Jahre 1372, weil hier zwecklos geworden durch Ablenkung der Landstraßen, nach Kloster Chorin verlegt ward. Nach alten Urkunden hat das Hospital mit dem Gottesstadtkloster auch nicht einmal Nachbarschaft gehabt, sondern hatte einen anderen Standplatz als die Klostergebäude selbst.

24. Der Ball- oder Balleihof. Gehörte ehemals zum Hospital und unweit davon belegen, jetzt gutes Gärtnerland und alter Kulturgrund. Wie sein verstümmelter Name schon besagt, stand hier ein Unterkunftsgebäude für gesunde Reisende, in früheren Zeiten für Kreuzfahrer aus Deutschland oder umgekehrt, die nach Preußen oder Livland wollten und hier in Oderberg an der westlichsten Stelle den Oderstrom überschritten, hierfür häufig geeignetes Wetter oder bessere Zeit abwarten mußten. Eine uralte Oderbarre und Furt ist vorhanden, die alte Heerstraße von der Elbe übersetzte hier die Oder. So lange nun Prämonstratensermönche das Gottesstadtkloster und Hospital besaßen, waren die Kreuzfahrer gern gelitten, aber das änderte sich, als die Cisterzienser hier Macht bekamen. Um den Besitz von Preußen waren damals zwischen Cisterzienser- und Ritterorden Zwistigkeiten ausgebrochen, weil die vorangegangene Cisterzienserkolonisation dort Fiasko gemacht und vom Ritterorden abgelöst ward. Die Cisterzienser verdrängten die Prämonstratenser aus Oderberg und das Hospital geriet in Verfall, weil die Kreuzfahrer nicht mehr hierher kamen, sondern

südlicher bei Küstrin die Oder überschritten, dortselbst sich Ordensniederlassungen schufen.

25. Das Kirchenwasser. Ein Oderarm, welcher laut Urkunde von 1258 „Motheletz“ genannt wurde. Am Ende dieses tief bis an die Berglehne vordringenden Gewässers, oft seenartig erweitert, lag das bereits schon im Jahre 1301 wüste Dorf Creye, dahinter die Amtsgärten, der Ratsacker, der Prostin, wie der Elendenkirchhof.

26. Der Eichstrummel oder Eichbaum. Im Bardin belegen, war eine kleine mit Buschholz bewachsene Weidefläche den Amtsgärten zu. Die Eiche war Grenzzeichen der Hütung.

27. An der Essigkanne. Ein Stück Acker von 6 Morgen Aussaat unweit des Pestenkirchhofs. In der ehemaligen Essigkanne wurde vor 1740 noch aus den Beeren-Abfällen der umliegenden Weinberge und Weingärten Essig gebraut und plattd. „Möstert“ oder Mostrich, wie es heute heißt, bereitet.

28. Die Wassersteege. Unweit von der Essigkanne am Saatenschen Wege bei der jetzigen Gärtnerei von Schönicke belegen.

29. Am Judenkirchhof. Die Oderberger Anlage ist sehr alt, ohne jedes Bauwerk, im Gegensatz zu den christlichen „Kirchhöfen“ des Mittelalters.

30. Der Immenberg. Am Lieper Wege östlich vom Schloßberge belegen, zahlte früher Bergpacht, jetzt Forstfläche, an seinem Fuße. „Richters Grund“.

31. Der Pimpinellenberg. Gehört jetzt größtenteils zur Königlichen Forst. +

32. Die 3 Königlichen Weinberge. An dem Südabhange des Pimpinellenberges bis bis zum Oderberger See hin belegen. Die Weinberge froren im Jahre 1740 aus und wurden nicht mehr angelegt. Verwilderte Reben finden sich noch beim Restaurant „Zum Deutschen Kaiser“ vor.

33. Der Teufelsberg. Südlich vom Pimpinellenberge belegen mit Steilhang zum Oderberger See, ehemals sehr stein- und sagenreich. Ehemals mit vielen vorgeschichtlichen Grab- und Opfersteinen bedeckt, sein Westabhang trug Wein und befinden sich dort jetzt Gärten, auf dem Plateau Ackerfläche, die den dort wuchernden wilden Flachs verdrängte.

34. Der Schlangenberg. Südöstlich vom Pimpinellenberge, trug ehemals Wein, jetzt sterile Sandfläche.

35. Der Sandberg. Südlich von vorgenanntem an der Eberswalder Chaussee, mit Steilhang und Heilquelle.

36. Der Kienastberg. Östlich vom Sandberge an der Eberswalder Chaussee, war ehemals Weinberg und zahlte Weinpacht, jetzt in Gärtnereibetrieb.

37. Der Puntsack. Ein Hochplateau neben dem Schlangen- und Kienastberge. Trotz seiner Höhenlage sehr nasses, anbrüchiges Land, daher sein Name (piunt = Gartenland, eingezäuntes Land). Er gehört zum größten Teil der Oderberger Kirche.

38. Die Windmühlensteige. Der erste und der zweite gehen von dem Lieper Wege, der jetzigen Eberswalder Chaussee, bergauf zur rechten Hand. Die Windmühle oben bildet auf Oderberger Gebiet eine Enklave des Joachimsthalschen Schulamts Neuendorf und steuert dort hin, während die Stadt Oderberg alle Wegelasten davon hat.

39. Der Finkenberg. Liegt am letzten Windmühlensteige und der Eberswalder Chaussee, zahlte Bergpacht, trug demnach in früheren Zeiten Wein, jetzt Ackerfläche.

40. Der Backofenberg. Liegt kurz vor dem Berliner Tor am 1. Windmühlensteige. Hier stand an seiner steilen Lehm-mauer der öffentliche Backofen der Stadt Oderberg, der „Backahn“.

41. Der Amts- oder Schulweinberg. Gleich hinter dem Berliner Tor, neben dem Windmühlensteige, jetzt der neue Kirchhof der Stadt Oderberg. Zahlte Bergpacht an die Kirche und lieferte für die Gymnasiasten nach Joachimsthal und später nach Berlin den erforderlichen Tischwein.

42. An der Weinpresse oder am Turkelhause. Jetzt ein Landfleck oberhalb des Amtsweinberges und neben dem alten Kirchhofe. Wie seine Namen besagen, Turkel vom lat. Weinpresse, stand hier in Klosterzeiten schon eine Weinpresse. Jetzt ist von dem Gebäude keine Spur zu entdecken.

43. Die Kampe oder Stägemanns Kampe. Ein Ackerberg mit Graspflanzen, jetzt Albrechtsberg genannt. Der kleine Garten dient als Turnplatz, zu Gastwirtszwecken, mit vielen vorgeschichtlichen Überresten. Vielleicht benannt vom Steilhang, 40 Meter abfallend, also kampelnd, oder auch weil oben in altersgrauen Zeiten Kämpfe, wie Funde dartun, stattgefunden, deshalb Kampfplatz, Streitberg genannt. Zahlte Meßkornabgabe an die Oderberger Kirche, kann also niemals Standort des ersten Askanierschlosses Oderberg gewesen sein. Über den Berg zerstreut Urnenscherben.

44. An der Malzmüllerei. Gärten in der Stadt bei der Wassermühle am Berliner Tor belegen, zahlte Gartensteuer an die Kirche.

45. Die Königliche Oberförsterei. Das große Gebäude in der Berliner Straße unterhalb der Bastei, gegenwärtig Dr. Schmieder gehörig. Jetzt hat Oderberg, obgleich von gewaltigen Waldungen umgeben, seine Oberförsterei nach Freienwalde, ganz abgelegen vom Revier, abgeben müssen. Dieses Haus trug vordem an seinem Dache 2 Wasserspeier in Form von Drachen, die von dem Kommandanten-hause der Festung Oder-

berg stammten. Mit der Oderberger Festung stand dieses Haus in engen Beziehungen.

46. Das öffentliche Darrhaus. Es war bis 1750 in der Berlinerstraße belegen, heutige Nummer 59, nach 1806 Privatbesitz und umgebaut. Um 1608 stand ein weiteres Darrhaus in der Angermünderstraße. Näheres darüber ist nicht zu ermitteln gewesen.

47. Das Königliche Salzhaus, vorher, also vor 1754, das „alte“ Provianthaus genannt. Bis 1870 etwa stand es an der ersten Steege zur Oder, schrägüber von der Oberförsterei und dem Darrhause.

48. Das Niederlagshaus. Die alte Niederlage, bis zum Jahre 1780 dem Joachimthalschen Schulamte gehörig, lag neben dem Salzhaus auf der andern Seite der Steege.

49. Das Fährhaus oder der alte Zoll. Bis 1756 befand sich hier die Zollstelle für die Oderschiffahrt. Das Haus lag am Fährdamm, der jetzigen Oderbrücke. Nachher wurde dasselbe nach Hohensaathen nach dem sogen. „Neuenzoll“ verlegt.

50. Das Hirten- und das Dienerhaus. Stand vordem neben der Treppe zum Albrechtsberge, jetzt Privatbesitz, wie auch der Ratschafstall.

51. Die kurzen Gassen, von der Berlinerstraße südlich zur Oder führend, haben im Ortsverkehr den bezeichnenden Namen „Steege“, während die Steige auf der Feldmark „Stiege“ genannt werden. Vom Berliner Tor angefangen hießen sie:

- | | |
|--------------------------|-----------------------|
| × a) Maltmöllda-steege, | × f) Päre-steege, |
| b) Graßmann-steege, | g) Stägemanns-steege, |
| × c) Solthus-steege, | h) Hülpert-steege, |
| × d) Möllenhöved-steege, | i) an der Fährstelle. |
| × e) Schmale-steege, | |

Diese Steegen sind die alten Kaufmannsbrücken gewesen, die dem Wasserumschlagsverkehr der Berliner Kaufleute dienten, denn nach dem Berliner Stadtbuch war Oderberg im Mittelalter Berlins Haupthafen. Die andern Gassen der Altstadt und des Kietzes, selbst wenn dieselben zur Oder führten, hatten diesen bezeichnenden Namen Steege nicht, weil auf denselben kein Warenumschlag stattfinden durfte. Nur die Berlinerstraße und der jetzt eingeschnürte Marktplatz hatte diesen Vorzug. Die andern Gassen wurden „Jatze“ genannt.

52. Am St. Marienkirchhof. Hier stand in Oderberg am Oberkietz und am Mariensteige die alte Marienkapelle als Überrest des ehemaligen Gottesstadtklosters. Die Ruinen wurden 1780 abgebrochen vom Kgl. Zolldirektor Schulze, um Platz für eine Durchgangsstraße zur Aufschließung und Bebauung des Geländes zu gewinnen. Ein Teil der anliegenden Gebäude sind auf den Grundmauern des ehemaligen Gottes-

stadtklosters erbaut, der Mönchshof und Kreuzgang lag hierdurch ermittelt nach Süden, die Wirtschaftsgebäude nach Norden zu. Ein Berghang dabei heißt im Volksmunde „der Tumultberg“, es hängt das sicherlich auch mit „tumulus“ = Grabhügel zusammen, weil dort 6–8 Lagen Gräber übereinander sich vorfinden.

53. Die neue Friedrichstraße. Eine Grundbuchbezeichnung etwa 1780 im Gebrauch, jetzt unbekannt geworden, für die Straßenzüge, welche auf dem Gelände des alten Gottesstadtklosters vom Kgl. Zoll-direktor Schulze erschlossen und mit Hilfe königlicher Baubehilfen bebaut wurden. Der Unterkietz und die kurze Gasse zum Marienkirchhof hieß neue Friedrichstraße.

54. Die Rittergasse. Sie führt von der Angermünderstraße zum Zernikowschen Gutsgehöft, jetzt ist der Name nicht mehr gebräuchlich. — Um recht wenig verschiedenartige Namenschilder hierfür neu anschaffen zu müssen, um sich Kosten zu ersparen, schritt der Oderberger Magistrat, vor etwa zehn Jahren, zu einer recht unübersichtlichen Neutaufer der Straßenzüge. Jetzt gibts daher bei Oderberg ganz uniform nur folgende Benennungen:

Die westliche Altstadt heißt Berlinerstraße. Die nördliche Altstadt heißt Angermünderstraße. Die östliche Altstadt, etwa 6 verschiedene Straßen und Gassen, heißt die Kietzerstraße. Die Neustadt wurde Wilhelmstraße benannt, auch drei Abschnitte umfassend. Wer sich nun an Hand dieser neuen, willkürlich, kreuz und quer gewürfelten Bezeichnungen schnell zurechtfinden möchte, kann das nur auf weiten Umwegen mit Zeitversäumnis bewirken. Es gibt z. B. hier von einzelnen Familiennamen Dutzende von Repräsentanten, die als Letztes von einem Scheffel Aussaat angesehen, selbst für Oderberger Begriffe nicht mehr als verwandt gelten. Wenn dann nicht die Necknamen der einzelnen Familien bekannt sind, Vornamen sind meist immer die gleichen in diesen Familien dann ergeht es hierbei dem Sucherschlecht. So gibt es, beigleichen Vornamen, einen Leutnant Gädeke, einen Graßmann-Gädeke, einen Rennen-Gädeke, einen Melitzen-Gädeke, einen Bilsen-Gädeke, einen Mulack-Gädeke usw.

Wie war es früher, in den dreißiger Jahren vorigen Jahrhunderts, besser um die Fremdenorientierung in Oderberg bestellt, da gab es ein gereimtes Adreßbuch und da hieß es in der Angermünderstraße —

Pollex, der balbiert (Barbier),

Osthus, der kuriert (Arzt),

Bindemann is'n Salwenschieter (Apotheker),

Forckel is'n Heringskanditer (Kolonialwaren) usw.

55. Der lange Gang. Ehemals Wehrgang der Oderberger Pallisadenbefestigung vom alten Angermünder Tor westlich, jetzt zum Kriegerdenkmal führend.

56. Die Buckgasse. Sie führte vom Unterkietz zum Oberkietz mit einer schmalen Verlängerung zum Marktplatz. Den Namen führt sie wohl von den städtischen Zuchttieren, die hier ihren Stall hatten. Die Kietzer hatten früher nur Ziegenhaltung (Kosse), weil sie sonst keinen Landbesitz gewinnen konnten, nur Gärten pachtweise von der Kirche oder dem Amt Oderberg hatten.

57. Die Paddenpuperei. Die Altkietzer oder Bardins Portstelle, jetzt Sandbank geheißen und völlig verlandet, daher bebaut. Früher ward hier mit dem Portnetz oder der Povarde gefischt, daher der Name. Die östlichen Abbauten des Kietzes nannte man bis vor 40 Jahren den „Dods Schlag“, weil vordem hier viel Schifferfamilien überwinterten, die ob ihrer Zügellosigkeit gefürchtet waren.

58. Die Meierei. Als Pertinenz des ehem. Amtes Oderberg befand sie sich vor dem Angermünder Tor, an der Trifft zu, wo heute die Straße sich gabelt.

59. Der Kriekelberg. Ein kleiner Berg, an der Trifft belegen, der seinen Namen von den Pflaumenbäumen trug, die ihn umsäumten, Kriekel plattdeutsch die Pflaume.

60. Der Schinderberg und die Schindergrund. Vorm Angermünder Tor und nördlich vom Galgenberge nach dem Neuen-dorfer Steige zu belegen.

61. Der große und der kleine Galgenberg. An der Gabelung des Brodowiner Weges und des Lunower Weges belegen, zu dem von der Südseite der „Armesündersteig“ führt als Zeichen, daß hier vormals eine große Land- und Heerstraße an einem Gerichtsort vorüberführte. Vordem zum Amt Oderberg, jetzt zum Zernikowschen Gute gehörig.

62. An der Lattbreite. Eine Ackerfläche, die Meßkornabgabe zahlte und neben dem Galgenberge lag.

63. Der Queleberg. Liegt an der Trifft und dem hohlen Wege. Hier ist der Punkt, wo die Mecklenburger am 18. August 1349 die Brandenburger unter Markgraf Ludwig dem Römer durch Umgehung vernichtend schlagen konnten, weil der Markgraf die Hohlberge nicht erkunden und besetzen ließ während seines Durchzugs durch diese Defileen.

64. Der Egelpfuhl und der Mulapenteich. Sie liegen in der Nähe des Puntsacks.

65. Die Koppel oder die Schlangenbuchte. Nördlich von der neuen Plantage, sehr minderwertes Land.

66. Das Lindekenfeld. Beim Egelpfuhl belegen, etwa 20 Morgen.

67. Das Hecken oder Fabricius-Hecken. Liegt rechts von der Trifft vor dem Kirchenacker, der Weg war mit großen Steinwällen begrenzt.

68. Der Flintberg. Westlich vom Melkesteige, jetzt teilweise zum neuen Kirchhofe einbezogen.

69. Der Melkesteig. Ein schmaler Weg längs der Trift und der Angermünderstraße, endigt beim jetzigen Kriegerdenkmal und führt in das ehemalige Oderberger Hütungsrevier die Buchte.

70. Das Mühlen- oder Windmühlenfeld. Liegt bei den beiden Windmühlensteigen.

71. Am Schloßwege. Ein Landstück von 11 Morgen, mit dem Schlangenberg wohl gleichbedeutend.

72. Die Schlucht. Die Teufelsberggärten, die jetzt dem Forstfiskus gehören, liegen an der Schlucht.

73. Die Schleigärten. Drei kleine Gärten östlich vom Teufelsberge belegen, wahrscheinlich von der Naturalabgabe dafür so genannt.

74. Der Teichgarten. Am Oderberger See belegen.

75. Am Hochstädtchen oder Hausstädtchen Graben. Gutes Ackerland an der Südseite der Oderberger Festung, führt auch die Bezeichnung „an der Schanze“.

76. Die Freiheit. Ist derjenige Teil des alten Bruchs gegenüber der Stadt gelegen, erstreckt sich vom Hennigsgraben bis zum Schlaggraben und ca. 60 Morgen groß. Gehört der Stadt im Süden vom Alandsgraben begrenzt und ist auf ihr die Wilhelmstraße erbaut.

X 77. Die Freikaveln im alten Bruch. Sie lagen am schnellen Graben, am Belliniken, wo auch der zweite Stromzug in der Oder belegen, den Mönchen von Choringehörte. Diese Fischerei bei Bellinchen a. O., im Bezirk Zehden zu suchen wäre falsch, sie hätte dann für die Mönche keinerlei Zweck besessen.

X 78. Die Siethe oder Sietze. Der östliche Teil dieses Wasserlaufs wurde beim Durchstich der neuen Oder oberhalb Hohensaathen hierfür benutzt. Sie hielt die Gemarkungsgrenze mit Saathen und Wutzen, wie mit Oderberg in der Verlängerung des schnellen Grabens, der mit ihr in Verbindung stand.

79. Das alte Bruch jenseits der heutigen Oder bis zur Melitze, war die Landdotations des Bischofs Konrad von Kammin an das Gottesstadtkloster im Jahre 1231.

Hierdurch entstand Oderbergs merkwürdige Gemarkungsgrenze, die tief in die Neumark einschneidet, weil nicht die Oder die Grenze bildet, sondern kleine Flußläufe wie die Melitze und die Sietze, welche hier die Mittelmark von der Neumark trennen. Es faßten die Askanier schon hierdurch im Jahre 1231 in der Neumark festen Fuß und die Befestigung auf dem Werder gegenüber der Stadt, auf der neumärkischen Seite, konnte gebaut werden.

Zu diesen Bruchfeldmark-Bestandteilen gehörten folgende, die Oderbergs bestes Ackerland, fetteste Weiden und ertragreichste Wiesen noch immer sind.

Die Babe.	Der Hillkolk.	Der <u>Schweetstrauch.</u>
Im Brand.	Der Schmiedekolk.	Der Krausensee.
Am Kruppsee.	Der Steinkolk.	Am Papengraben.
Die Maus.	Am Schützengraben.	Der Quappensee.
Am Rietznick.	Der Schrapsee.	Am Hennigsgraben.
Am Alandsgraben.	Am Rohrsee.	Der Krebssee.
Das Miggengelach.	Der große Modderhügel.	Der Görig.
An der Flut.	An der Flötterfahrt.	An der Schanze.
Am Hochstädt. Graben.	Am Wittenzopp.	Der Güstrose.
Der Belliniken.	Die Scholfer Lake.	An der Melitze.

80. Neuland, westlich der Oder und südlich vom See, der genannt wird der große Herrensee, der Königssee oder der Oderberger See.

Der Flockwerder.	Die Hungerlake.	Der Herzog.
Der Mittelbusch.	Am Lohnzopf.	Der Briesengraben.
Der Krähenberg.	Die weichen Zöpfe.	Im breiten Berge.
An der Bäckerfahrt.	Die Bauernkaveln.	Die Sackstellen.
Die Kranichspiepe.	Der Dobberzien.	Die Rickstellen.
Die Wißlinge.	Das Stangenwupla.	Die große Finow.
Der Glambeck.	Der breite Kolk.	Der Rohrhorst.
Der große Wupla.	Der Hennigswerder.	Der Wolfskolk.
Das Jungfernloch.	Arends Wupla.	Das Höved.
Der Kuhstrick.	Der Mittelhügel.	Der <u>Häbel.</u>

81. Folgende Garnzüge lagen im Oderberger See nach dem Pachtkontrakt aus dem Jahre 1678 angenommen:

Der große Oderberg.	Die lüttke Tiefe.	Die Wißlinge.
Die Hucker.	Der Kesselzug.	Der gülden Zug.
Die große und kleine Lanke.	Der Brockzug.	Der Bleizug.
Der Herzog od. Heerzug.	Die Vortiefe.	Der Peterszug.
Der Wegzug.	Die Wuschierike.	Der <u>Uffzug.</u>
	Die kl. und gr. Kräge.	Der Hürnt.

Sie sind zum Teil verlandet, heute Wiesen geworden. In der Oder selbst waren zwei große Bürgerzüge, ein Stromzug und der Belliniken näher bezeichnet.

82. Alte Aalwehre waren zwei näher bekannt gegeben:

- a) Das Heedewindenwehr, quer durch die Oder beim Hennigsgraben im alten Bruch mit 4 Pforten, war erst Klosterbesitz, kam dann an Amt Oderberg, hierauf an das Schulamt Neuen-dorf. Von diesem erwarb es Zolldirektor Schulze durch Erb-

pacht, der es an Zernikow verkaufte, welche Familie es noch heute besitzen, aber nicht mehr nutzen darf.

b) Das Wehr an der Maltzmüllerei. Es hatte nur zwei Pforten und wurde 1789 zwangsweise entfernt, weil es der Schifffahrt zum Finowkanal hinderlich sein sollte.

83. Bezeichnungen aus der Heide, die ehemals zu Oderberg i/M. gehörte.

X Der Biesenberg.	Am großen Rohrpfuhl.	Die Barkengrund.
Der Mierenberg.	Am Kreuzfenn.	Der Botanische Garten.
Die Wolfsschlucht.	Die Schnepfenberge.	Am Poststeige (nach Pälitz).
An der Balkengrund.	Dorand's Garten.	
X An der Schalmgrund.	Am Distelpfuhl.	Am Paddenpfuhl.
Am schwarzen See.	Die Judenmolle.	Der Bardensteinberg.
An den Rademacher Brüchen.	Das Adamsbette.	An der Hasselbrücke.
	Am großen Totenpfuhl.	An den Hasselbrüchen.
X Am Liebenow Bruch.	Am Paddensteinweg.	Im großen Rosingehege.
Am großen Barenpfuhl und Barenbruch.	An den Lischpfuhlen.	Die Trappenberge.
	Am Diebelpfuhl.	Am langen Fenn.
Die Wildzaungrunde.	Der Wachholderberg.	Am Glockenpfuhl.
Der Melkeplatz.	Der Fallberg.	Die Dachsberge.
Am Landberge.	Der Wolfsberg.	Die Wurzelberge.
Das Schnepfental	Am schwarzen Kolk.	Das Heerfenn.
An der grünen Grund.	Am Gegenpfuhl.	Der Krebssee.
X Am krummen Seeberg.	Das Roddofenn.	Der Ochsenpfuhl.
Am Schützensteige.	Das Breitefenn.	Der andere Heidenkirchhof.
An den Hasenpfühlen.	Schreibers Teich.	
X Die Fuchsberge.	Der Sauwerder.	Der Eikertberg.
Der Plantagenweg.	Ewalds Hügel.	Der Eichelkamp.
X Am Mayenfenn.	Der Hunderttalerberg.	Der Nettelgrund.

Damit soll die topographische Beschreibung schließen, denn es sind die Flur- etc. Namen noch nicht alle aufgeführt, für ein Gebiet, das räumlich nicht zu groß, das geschichtlich aber stark wechselnde Schicksale erfahren hat. Der Ortsname mag oft Schall und Rauch erscheinen, er enthält für die Kulturgeschichte häufig mehr als der erste Blick verrät.

Kleine Mitteilungen.

Neue Kneipsprüche aus deutschen Gauen gesammelt v. R. Jülicher.
Es ist nichts Neues, daß unsere germanische Rasse durch besondere Trinkfestigkeit sich auszeichnet; und wenn diese Tugend sich zuweilen auch über das bekömmliche Maß auswächst, so kann man doch auch nicht leugnen,

daß der Deutsche sein „Kneipen“ doch immerhin mit einer gewissen Poesie betreibt. Wenn ich auch absehen will von den mehr oder minder witzigen Namen der Wirtshaus schilder (die Romanen in Belgien beispielsweise leisten darin auch Erfreuliches), so hat doch keine Nation auch nur annähernd so viele und treffende Bezeichnungen für den aus dem Trauben- oder Gerstensaft ersprießenden mehr oder minder hohen Grad der Seligkeit als unsere Sprache. Weiter aber fand ich bei meinen ziemlich umfangreichen volkskundlichen Studien bei keinem Volke eine so große Zahl vielfach recht heiterer und witziger Kneipsprüche als bei unseren Stammesgenossen. Deshalb mag es mir verziehen sein, wenn ich in diesen Zeilen eine Fortsetzung bieten will zu meinem früheren Artikel: Neue Sprüche, gesammelt in der Mark (Brandenburgia XVII, S. 578 ff.

Wie billig, beginne ich mit unserer Mark. Gelegentlich eines kleinen Ausfluges in diesen wenigen Herbstferientagen fand ich in einer sehr besuchten Eckkneipe Berlins gegenüber dem Stettiner Bahnhof gleich drei recht interessante Sprüche, deren erster eine hübsche Lebensweisheit atmet. Er lautet:

Ein guter Trunk und ein guter Rat
Kommt nimmer zu früh und selten zu spat.

Ihm schließt sich die Umschreibung eines Sprichworts an:

Springt Dir Dein Glas einmal in tausend Stück,
Sei nicht betrübt, denn Scherben bringen Glück.

Daß es im Leben manchmal recht ungerecht zugeht, ersehen wir aus dem dritten Verse:

Der eine trinkt und kommt nicht aus dem Glase,
Der andere flieht den Trunk und hat die rote Nase.

Im goldnen Löwen zu Prenzlau las ich an der Wand das kräftige Sprüchlein:

Gutes Bier und wahres Wort
Selten wird's an jedem Ort.

Auf einem an gewissen Orten weit verbreiteten Reklameschild eines Berliner Gastwirts lesen wir beide etwas leichtlebige Maximimen oder Behauptungen:

- a) Was nützt das Geld, wenn mans behält,
Man lebt nur einmal in der Welt.
- b) Gerstensaft gibt Mut und Kraft,
Stärkt Kranke und Gesunde,
Auch bis zur letzten Stunde.

Machen wir nun gleich einen weiten Sprung nach Westen ins Braunschweiger Land; da fand ich im schön gelegenen Dorfe Dannhausen am Fuße des Solling den Bewillkommungsspruch vom Wirt:

Gott zum Gruß, geehrter Gast,
Laß' in diesen heit'ren Hallen
Dir's so lange wohlgefallen,
Als Du Durst und Späne hast.

Erstrecken wir unsere Forschungen weiter nach Hessen, so lesen wir auf einem Bieruntersatz des bekannten „Leipziger Hof“ zu Fulda:

Diogenes wär' nie ins Faß gekrochen,
Wenn's nicht so schön nach Bier gerochen.

Desgleichen zu Marburg:

Die Liebe, die wärmste, wird kalt,
Der Durst aber wächst mit Gewalt.

In einer Studentenstadt ist begreiflicher Weise an dergleichen Versen kein Mangel; so lesen wir an den Wänden oder auf den Bierfilzen dortselbst noch folgende Verse:

Bier klar und rein
Ist des Zechers Sonnenschein.

Man wird diese Wahrheit nicht bestreiten:
Leeres Faß und leerer Magen
Will dem Zecher nicht behagen.

An einen verwandten Thüringer Spruch erinnert dieser Marburger:

Wenn die Frau zu Hause predigt,
Nimm sie mit, dann ist's erledigt.

Etwas moralphilosophisch klingt dieser Vers:

Soll die Gerste gut gedeih'n,
Muß Sonnenschein und Regen sein;
So braucht der Mensch zu seinem Glück
Auch ab und zu ein Mißgeschick.

Auf dem Gasthof zur Burg bei der Rhönruine Ebersberg las ich (übrigens auch anderwärts häufig in verschiedener Form):

Ein solcher Gast ist ehrenwert,
Der sein Geld mit Lust verzehrt,
Nicht Hader und Spektakel macht
Und auf Zahlen ist bedacht.

Im Weinkneipzimmer der teilweise restaurierten großen Burgruine Gleiberg, die jedem ehemaligen Gießener Musensohn innig vertraut sein wird, hat man die hübsch bemalten Wände mit folgenden sinnigen Sprüchen geschmückt:

Hoch Dir, Gambrinus, Völkerfreund
Und Deinem Gerstensaft,
Der Schnaps und Gicht zum Teufel jagt
Und Frohsinn gibt und Kraft.

Dem Wein gibt man die Lehre:

Für den Rebstock ist ein Wasserlein gut,
Doch wird es zum Gift fürs Rebenblut.

Zwei beherzigenswerte Ratschläge finden wir dort für die Liebhaber des edlen Skats:

Wenn Dich Glück und Karten hassen,
Ist's am besten, Du tust passen.

und

Nach dem Spiel wird jeder wissen
Wie er hätte spielen müssen.

Ist dem nicht so?

Ähnlich dem obigen Spruch aus der Rhön ist dieser aus Dorf Hümme, Wirtshaus zum „Reinhardswald“:

Solche Gäste hab' ich gern,
Die stets friedlich diskurieren,
Essen, trinken, zahlen gern,
Und dann friedlich abmarschieren.
Ihnen wünsch' ich Freud' und Glück,
Kehren Sie zu mir zurück.

Aber auch im Hannoverlande gedeiht Schenkenweisheit. Denn zu Hildesheim im Lichtenhainer konnte ich von schöner Holzbrandt tafel in diesen Hundstagen das erquickliche Wort abschreiben:

Wer sich nicht Fremden freundlich will erweisen,
Der war wohl nie im fremden Land auf Reisen.

Im hessischen Städtlein Kirchhain an der Ohm las ich auf schöner Holzbrandt tafel diese Wahrheit:

Ein guter Trunk
Hält frisch und jung.

und, um freundlich zu schließen, ebenda diesen hübschen Wunsch:

Dem frohen Gast
Zur frohen Rast.

U. korr. M. Herr Pfarrer em. E. Handtmann—Potsdam teilt uns zu „Fragekasten“ Nr. 12. März 1911 S. 447 flg. nachstehendes freundlichst mit:

1. **Hollunderbeeren-Portwein.** Der mir vor Zeiten in Seedorf, Kr. Westprignitz, befreundete alte Breetzer Herr Sommer — wegen seiner Baunscheid-Heilmethode als „Dr. Sommer“ im Volke bekannt — stellte nach einem Rezept seines damals in St. Sebastian (Spanien) wohnenden Bruders vorzüglichen Portwein aus reifen Hollunderbeeren seines und meines Gartens her. Manchmal mischte er den Fliederbeeren auch Brombeeren vom Höhbekberge (Prov. Hannover) bei. Herr Sommer erzählte, es sei offenes Geheimnis, daß unsagbar vieler sog. Portwein, Xeres usw., pyrenäische Südweine teils in Spanien und Portugal, teils direkt in Deutschland von Kundigen aus Fliederbeeren hergestellt würden.

Ich hatte nicht Gelegenheit, weitere Forschungen darüber anzustellen. Dessen indes weiß ich mich ferner aus meiner Amtszeit im Warthebruche (Kriescht) zu erinnern, daß mein Freund Apotheker Storch in seinem Laboratorium Fliedermus einkochte für Leute, welche die Kreise Königsberg, Landsberg, Sternberg durchreisten und Hollunderbeeren angeblich im Auftrage von Weinhandlungen aus Marseille aufkauften. (Jahre 1868—1874.)

2. S. 448. Die resp. Redensart kenne ich in folgendem Wortlaut:

Jo — diss' Welt is to slecht:
Elias will det Tüche ne miehrl!
bez.: „diss Tüch“

Es war das ein Ausdruck äußerst gekränkten Widerwillens, Bezugnahme auf die Bibelstelle 1. Könige 194.

„Tuch“ = Zeug, bezeichnet im neumärkischen Dialekt alles Geringwertige, als verächtlich Betrachtete. Bisweilen „Krupzeug.“

Ich mutmaße, beim Vernehmen jener Redensart ist Ihnen, bez. dem Ihnen dieselbe Mitteilenden, ein Gehörfehler, bez. ein Sprachfehler in den Weg gekommen, vermittels dessen das schnell gesprochene Wort der Plattsprache „Tüche“ in „Ziege“ umgemodelt worden ist.

Ich erinnere an die Parallel-Sprecherscheinungen „Ersatzspiel“ = „Hasardspiel“, „Plummaus“ = „Pflaumenmus“ und ähnliches mehr.

3. S. 449. Dasselgeräusch. Nicht „biesen“ auch nicht „bischen“ sondern „bissen“ mit möglichst scharf gezischem (vulge „geschnurrtem“) ss Doppel = s lautet der Dialekt Ausdruck.

Wir halbwachsenden Knaben verstanden uns trefflich darauf, dieses gefährliche Geräusch nachzuahmen und Nachbarkinder in Verwirrung zu bringen.

Der Ausdruck „Bischen“, mit französischem j gesprochen „bijjen“ bezeichnet im Kreise Königsberg den Wiegen = bez. Armschwenkegesang einer Frau, eines Mädchens, welches bemüht ist, einen schreienden Säugling zur Ruhe zu bringen; womöglich unter endlosem Herleiern des Singsangs über das blauweiß*) gesprenkelte kopfkissengefüllte Wickel-Steckkissen des Kindleins:

„Mit Rosen bedeckt,
Mit Nägeln (Nelken) besteckt,
Krup (krieche) unger**) (unter) de Deck
Bliew (bleibe) stille man weg.
Bijj, bijj, bijj, bijj,
Bijj, bijj, bijj. bijj.“

Verkehrtbäume. Neuer Beitrag zu diesem in der Brandenburgia wiederholt erörterten Thema. Herr von Normann in Calau teilte dem Märkischen Museum am 7. Juni 1897 Folgendes mit: „Auf meinem väterlichen Gut Klein-Mehsow (Kreis Calau) befanden sich vor dem Herrenhause zwei Linden. Diese Linden waren nach Angabe des damaligen Vogtes von dem früheren Besitzer des Gutes, Major von Becherer, verkehrt gepflanzt worden. Der Vogt behauptete, die Bäume seien mit den Zweigen nach unten, den Wurzeln nach oben gepflanzt worden. Die Bäume sind inzwischen entfernt worden.“

F. Fr.

*) Anmerkung. „Blau auf Weiß“ gedruckte Rosen und Nelken war ein auf dem Lande noch 1860 sehr beliebtes altes Färberei-Druckmuster.

**) alias „Schut“ d. h. ü lang! „schieße unter“, nämlich unter die Deckenhülle.

Pankeschimmel heißen im Volksmunde die fleißigen Leute, die hin und wieder hinabsteigen in das Bett der Panke und mit Haken und Spaten die unmöglichsten Dinge heraufbefördern. Steine, Flaschen und Eisengeräte, die dort mutwillig hineingeworfen wurden. Fast scheint es, als sähen manche den Flußlauf als eine Schuttanlegungsstelle an. Die Reinigungsbeamten, die aus dem Schwein wieder einen Schwan machen, stehen bei ihrer schweren und ungesunden Arbeit bis zu den Knien im Wasser, und vielleicht deswegen hat ihnen der Volkswitz unter Anlehnung an das bekannte Kinderlied: „Zieh', Schimmel, zieh'!“ den etwas ungewöhnlichen Namen beigelegt. Der Berliner Volkswitz ist sonst sehr behend, wenn es gilt, für irgendeine Sache einen Spitznamen zu finden. Tausend Beispiele lassen sich dafür anführen; doch gehört das vorliegende nicht gerade zu den besten.

O. Monke.

Über Zwieselbäume, Gabelbäume u. dergl. habe ich in der Brandenburgia wiederholt berichtet. Jetzt stoße ich auf folgende Angabe bei dem klassischen Wanderer Th. Fontane „Vor dem Sturm“. Gesammelte Werke. Bd. VI. S. 197 in Hohenvietz: „Auf dem Höhenzuge, dicht neben der Kirche, stand eine alte Buche, die teilte sich halbmannshoch über der Wurzel und wuchs in zwei Stämmen nach rechts und links. Die Sage ging, daß beide Brüder, als sie noch Kinder waren, diesen Baum gemeinschaftlich gepflanzt hätten. Als aber Anselm von der Hand des Jüngern (im 17. Jahrh.) gefallen sei, da habe sich der Stamm geteilt. Und noch andere wußten, daß Matthias, wenn er unten in der Kapelle gebetet, die große Nußbaumallee bis zur Kirche hinaufsteige und den Buchenstamm, da, wo er sich geteilt, zu umfassen und zusammenzupressen suche. Aber umsonst. Er sitze dann zu Füßen des Baumes und klage laut.“

Diese Zwieselbäume, wo also die 2 Stämme wieder zusammenwachsend, eine rundliche Öffnung bilden, gelten bei uns, ferner in Pommern als heilbringend. Man zieht buckelige Kinder hindurch, damit sie wieder gerade werden. Eine solche Zwiesel (Hainbuche) habe ich im Elisenhain bei Greifswald und eine andere Zwiesel auf der sog. Herthaburg nicht weit vom Herthasee auf Rügen entdeckt und im Botanischen Merkbüchlein für die Provinz Pommern beschrieben.

E. Fr.

Boden-Versackungen. Das B. T. Bl. meldete am 29. März 1910 Folgendes: „Tödlicher Unfall beim Bahnbau. Bei Saarow am Scharmützelsee ist beim Bahnbau Beeskow—Fürstenwalde ein Dammrutsch erfolgt. Der Damm rutschte in eine moorige Wiese, wobei ein Arbeiter Karl Sens verschüttet wurde. Als man den Arbeiter befreite, war er bereits erstickt.“ Dergleichen Versackungen von aufgeschütteten Erdmassen sind bei uns, namentlich gelegentlich von Dammschüttungen, leider gar nicht selten. So verunglückten Lorenzüge mit Arbeitern, als vor Jahren die Ostbahn durch das fast unergründliche Rothe Luch nahe Damsdorf-Müncheberg gelegt wurde. Ebenso vor etwa 3 Jahren bei Aufschüttung der Döberitzer Heestraße zwischen dem Pichelsberger- und Pichelswerderschen Ufer im Stößensee.

E. Fr.

Melonenkirche—Wallonenkirche. Diesen Namen führt die französisch-reformierte Luisenstadtkirche in der Kommandantenstraße, welche am 6. November 1910 nach erfolgtem Umbau durch den Generalsuperintendenten D. Faber wieder eingeweiht ward. Vom Konsistorium der Provinz Brandenburg waren Präsident Steinhausen, vom Konsistorium der französischen Kirche Major Noël, Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier und Bankier Richter erschienen. In seiner Festpredigt wies Prediger Péronne auch auf den Namen „Melonenkirche“ hin, den das Gotteshaus im Volksmunde hat. Der Name rühre daher, daß sich unter den Hugenotten, die sich in dieser Gegend ansiedelten, auch viele französische Gärtner befanden, die die Zucht der bisher in Berlin unbekanntenen Melonen hier zuerst betrieben. Ursprünglich war die Kirche nur eine Scheune, die später zur Kapelle ausgebaut wurde. Das jetzige Gotteshaus ist im Jahre 1728 erbaut worden. Die Feier wurde eingeleitet durch einen Chorgesang der Kinder des Hospice pour les enfants de l'église du refuge. Die Liturgie verlas Konsistorialrat Deygranne.

In meiner Jugend sagte man allgemein „Wallonenkirche“ und hielt die Bezeichnung „Melonenkirche“ als eine Verdrehung von Wallonenkirche.

E. Fr.

AURICH:

Redensarten aus Berlin N. Folgende originelle Redensarten und Verdrehungen hörte ich von alten Berlinern im Norden der Stadt:

Archorier — Agrarier;	Kirbitz — Kürbis;
Asmistrator — Administrator;	Koffert — Koffer;
Dämpfer — Dampfer;	Längde — Länge;
Dollas — Dalles;	Leitnant — Leutnant;
Eile — Eule;	Manaden — Bananen;
einwendig — inwendig;	Mauer — Maurer;
Eklipage — Equipage;	Mull — Maulwurf;
Eksenz — Essenz;	Perjamitten — Pyramiden;
Engelland — England;	Puffert — Kartoffelpuffer;
engelsche — englische;	Schacht — Schach;
enjal — egal;	Schenebeen — Schienbein;
Erdbeigräbnis — Erbbegräbnis;	Schorsteen — Schornstein;
Frau Leitnantsfest · Fronleichnamfest;	Sekretärbahn — Sekundärbahn;
Fullament — Fundament;	Steinmetzker — Steinmetz;
geproft — geschlafen;	Tambauer — Tambour;
gewöhniglich — gewöhnlich;	Tenser — Tender;
Grafs — Grafen;	Wärmde — Wärme;
Hunger Magonese — Hummer Mayonnaise;	Windelation — Ventilation.

„Der stellt sich wie auf $\frac{1}{2}$ “ oder „der ist dumm wie 11 Strümpfe“ sagt man von jemand, der „sich sehr dumm anstellt“ oder „schwer von Begriff“ ist.

Paul Aurich.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, G. m. b. H., Berlin, Bernburger Str. 14.

Chronik der Schule zu Giessmannsdorf,¹⁾ Kreis Luckau.

Von R. Scharnweber.

Die ältesten Nachrichten über die Gießmannsdorfer Schule, die eine Parochialschule ist, reichen bis zum Jahre 1647 zurück. Sie sind entnommen den Visitationsakten, welche unterm 29. Januar 1655 gelegentlich einer Beschwerde des Pfarrers Petrus Müllerus in Gießmannsdorf und einer gleichzeitigen Klageschrift seines Lehrers Paul Müller seitens des Official-Amtes des Markgrafentums Niederlausitz in Lübben angelegt worden sind und deren Benutzung die Königliche Superintendentur²⁾ freundlichst gestattet hat. Die Akten sind, weil nicht in Gießmannsdorf aufbewahrt, dem grossen Brande entgangen, der am 25. April 1839 das Dorf einäscherte und dabei auch die Pfarrakten vernichtete. Die Kirchenbücher wurden gerettet; sie reichen bis 1662 zurück. Der Lehrer Paul Müller ist seines Handwerks nach ein „Dröbpler“, ist der Sohn des verstorbenen früheren Lehrers Michael Müller und durch schriftliche Vokation am 3. August 1647 zum Lehrer berufen worden. Seine Beschwerde und die Bemerkungen der Einwohner der beschuldigten Dörfer geben kein zu freundliches Bild von den Verhältnissen am Ende des 30jährigen Krieges und aus einer Gegend, die gerade in den letzten Kriegsjahren viel von den verschiedensten Völkern zu leiden hatte — liegt doch das Dorf nur eine halbe Stunde nach Norden zu entfernt von der alten Kreis- und Hauptstadt Luckau des Markgrafentums Niederlausitz, die mit Brand und Pest, Belagerung und Erstürmung überreich in jenem schrecklichen Kriege bedacht worden war. In Gießmannsdorf war 1644 das Hauptquartier des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen während der Belagerung der Schweden unter Reichwald in Luckau, 1645 und 1646 brandschatzten es die nach Norden durch Kursachsen abziehenden Truppen aufs schrecklichste.

¹⁾ Das Dorf heisst um 1300 Gismersdorf, 1347 Gisilbrechezdorf, 1377 Ghyzelbrechtsdorf, 1406 Giesebrechsdorff, 1434 Gysebirstorf, 1592 Giesmansdorf, 1647 Gissmannsdorff und soll im 18. Jahrhundert auch den Namen Gesundmannsdorf gehabt haben.

²⁾ z. Z. Superintendent, Oberpfarrer und Kreisschulinspektor Cordes in Luckau.

Da mag wohl dem Schulmeister angst und bange geworden sein, als er seine Stelle angetreten hatte und bei der verwilderten Bevölkerung, auch später kein Verständnis für seines Leibes Nahrung und Notdurft fand, so dass er endlich zu einer Klage in Lübben schreiten mußte. Er beschwert sich, „dass ihm zu Gießmannsdorff 5 Scheffel, zu Kreblitz¹⁾ 3 Scheffel, zu Karche²⁾ 3 Scheffel jährlich ausbleiben; bittet weilen wie Ihm bisher zur Gießmannsdorff und Karche etwas acker zur seen eingeräumt worden, Er auch dabei gelaßen, wegen das übrige aber was Er nicht seet, ein wüster garten zu Gießmannsdorff Ihm eingethan werden möge, damit Er etwas zu kochen gewinnen könne.

Die Zeune muss Er umb die Küsterey alle selbst machen, auch das Reiß und stöcke dazu kaufen, weil sich von der Gemeinde niemand dazu versteht.

Wenn auch sonst etwas an der Schule gebessert werden soll, ist niemand heran zu bringen, die Leute wissen es auf die Kirchväter, Sagen, Sie wollten das ihrige gern dazu geben, wen es nur die Kirchväter anordneten. Die Kirchväter, welche das Hirtenhauß beßer in acht nehmen, sagen, Sie bedürften den Hirten notwendiger, alß den Küster.

Küster beschwert sich, dass da Er Kohlstocks stelle im Dorfe verzeunt, die Gemeinde von Ihm begehren Er auch nebest Ihnen das Fließ³⁾ reumen solle und habe Ihm deswegen 12 gl. an seinem Korn abrechnen und innebehalten wollen.

Der Glockenstuel im Thurm ist sehr bavfellig und fast zu besorgen daß die Glocken möchten herunter fallen, Es sind auch keine Schalhölzer oben auf dem Thurm geleet, da man sicher treten könnte, So sind auch keine gutten Glockenstrengge vorhanden.

Der Thurm hat keine Thüre, sondern steht das ganze jahr offen. Er Begehret auf alle hohen feste 6 ſ zur glockenschmiere, so das ganze jahr 1 gl. 6 ſ austreget. Sein Lohn bekommt Er auch nicht zur rechten Zeit, sondern das da auf Michael gefellig sein soll, erlanget Ers kaum auf Weihenachten, wie Ihm den noch itzo vom vorigen jahr etwas zurück steht, unterdieß Er ein umd andern scheffel korn zu seinem Unterhalt von andern Leutten borgen muß.

Küster bittet auch, daß Er das Futter hinfüro in thurm nicht haben soll, Ihm vergönnt werden möchte ein Scheinlein bei der Schule aufs Stück gesetzt und mit reiß verflochten, aufzurichten und drey Eichen aus dem Obstal⁴⁾ dazu zu geben. — Seine Wohnungk ist schlecht

¹⁾ $\frac{3}{4}$ Stunde nördlich von Gießmannsdorf gelegen.

²⁾ $\frac{1}{2}$ Stunde südöstlich von Gießmannsdorf gelegen.

³⁾ Die Beeke, ein linker Zufluß der Berste.

⁴⁾ Dorfhain.

verwahrt und wegen feuers sehr gefeherlich, auch mit schlechten Thüren versehen, Bittet daß im Hause schalhöltzer forn aufgelegt und mit lehm beschlagen, auch zwo Thüren, eine zur stube die andere zum Hause gemacht werden mögen, weil die alten von den soldaten ganz zerhauen sindt.

Die Kinder oder Knaben, die sonst singen gelernt haben, treten des Sonntags nicht zu Ihm in den stuel, sondern lauffen hinauf auf das Chor.

Beclaget sich, daß die Gemeinde oft beschwer führe wegen seines Vieß, da Er sich doch verpflichtet, daß Er mehr nicht als 2 Kühe und etwa ein Kalb halte und dieselben alwege dem hirten gleich andern verschütten wolle; Müste Er aber wegen seiner ausbleibenden Besoldung annoch etwas Acker erbitten, würde Ihm die Gemeinde auch nicht mißgönnen ein Rind oder 2 drüber zu halten, welche Er aber gleichergestalt über die andern zu verschütten erböttig.

Wenn kein hirte im Dorffe gewesen ist, hat Er müssen die Zechhutt¹⁾ mit verrichten, auch noch itzo die Genße, die Er helt, umzechtig mit hütten. — Er wird auch mit dem ley kauffe²⁾ beschwert, und muß zu Gißmanßdorf 12 gl., zu Pelkwitz³⁾ 7 gl., zu Karche 6 gl. geben; zu Kreblitz fordern sie auch alle jahr 6 gl. weil Er aber auß solchem Dorf sowenig bekomt, hatt Er sichs auch zu geben geweigert.

Das Neujahr, da eine Kaute⁴⁾ Flachs oder etwas Kochwerk⁵⁾ oder auch 6 fl , welche die gärtner entrichten sollen, wird auch von etlichen zu geben geweigert. —

Weil Er in vielen jahren zu Kreblitz von den Wüstungen⁶⁾ nichts erlanget, Bittet er umb anordnung, wie Er das seine daher erlangen könne. —

Der Schulmeister beschwert sich wieder Hr. Hentzscheln, daß, da Er sein Korn von Ihm gefordert, derselbe Ihm einmal mit dem Degen, hernach mit einem Stock überlauffen undt schlagen wolle.“

Auf Grund dieser Klagen kam es nun zu einer „Erörterungk“ und da der damalige Pfarrer Petrus Müllerus, der auf Seiten des Lehrers stand, begründete Beschwerde auch darüber geführt hatte, daß besonders die jungen Burschen während des Gottesdienstes vom Chor mit Steinchen und anderen Sachen nach den unten sitzenden Leuten warfen, so wurde es dem Küster zur Pflicht gemacht, fleißig Aufsicht zu führen. „Der Missethäter sollte dann mit 6 gl. abgestraffet werden zu gunsten der Kirchenkasse.“ —

¹⁾ Umzech d. h. abwechselnd mit andern (hüten).

²⁾ Abgabe bei der Lieferung des Dezemschuttes.

³⁾ $\frac{3}{4}$ Stunde westlich von Gießmannsdorf.

⁴⁾ Sechs Eund.

⁵⁾ Hülsenfrüchte und Gemüse.

⁶⁾ Wohnstätten, die während des langen Krieges verödet waren.

Es geht dann weiter: „Der Schulmeister soll den Garten bei Kohlstocks stelle doch die Beume ausgenommen, welche H. Hentzschel ihm ausbedinget, behalten, undt davon weder das Fließ zu reumen noch wenn er seines außenbleibenden Decemß halber auf die eingereumten äcker etwas seet, davon wenig onus¹⁾ von den andern aber, so Er auf pacht annimbt und nützet, deßelben gleich andern Nachbarn zu tragen schuldig sein. —

Die Zeune sollen dem Schulmeister von dem ganzen Kirchspiel von reiß undt stacken neu verfertigt und hernach von dem Küster solche in acht genommen undt in bavlichen Wesen erhalten werden nach klaren Inhalt der Ch. S. Kirchen Ord.²⁾ Die Kirchväter sollen dem Schulmeister die Schulwohnung volkömblich ausbaven, undt vor Feuersgefahr verwahren, wozu die Eingepfarten sämbtlich das ihrige zu geben schuldigk, undt in Verweigerung dessen gedachte Kirchväter jedes ortes Obrigkeiten umb execution zu ersuchen schuldig, welche auch wohlgedachte Obrigkeit zu vollstrecken nicht unterlassen werde. Es sollen aber die Kirchväter undt andere die unziemblichen reden wieder das Predig- undt Schul Amt zu gebrauchen sich hinfüro enthalten oder anderer verordnung gewertig sein. — Der Glockenstuel ist von der verwilligten Anleye gebessert; Nachdem aber das Geld meistentheils aufgegangen, maßen auch die Kirche davon erbauet³⁾ worden, als sollen die Kirchväter das übrige geldt ehestens einfordern undt die schalhölzer auf dem Thurm legen lassen. —

Das Geld zur glockenschmiere soll Ihm auf jedes hohes fest 6 g aus dem Klingeseckel gegeben werden.

Dem Küster soll sein Lohn auch besser möglichst zu rechter Zeit abgegeben werden, doch aber sich derselbe auch wegen der nothwendigen Saatzeit nach Michaelis gegen einen jedweden sich gebührendt zu bescheiden hat,

Dem Schulmeister soll ein solch Scheinlein auf der Schule grundt und boden zu setzen, auch 3 Eichen auß Hobstall dazu vergönnt sein, hirgegen Er daßselbe an solchen ort, da es weder der Schule noch Kirche schädlich, zu setzen sich in acht nehmen wirdt. — Die Knaben, welche in die Schule gehen, sollen alle mahl nebem dem Küster in der Kirche stehen und mitsingen, die andern, welche nuhmehr auß der Schule genommen, sollen nichts weniger ob sie gleich sich bey dem Küster nicht einfinden, sondern auf dem Chor stehen, wie auch gantze Gemeinde die lieder fleißig mit helfen singen. —

¹⁾ Abgabe.

²⁾ Churfürstlich Sächsische Kirchen Ordnung.

³⁾ Ausgebessert.

Der Küster soll wegen der Küsterei 2 Kühe, wegen der wüsten Aecker aber noch eine darüber zu halten befugt sein. Der Küster soll nach Churfl. Sächsischer Kirchenordnung mit aller Zechhut des Viehß, wie deßselben Nahmen haben mag, gleich dem Pfarr verschont werden, dagegen Sie beiderseits dem Gemeinde Hirten sein schutkorn nach ihrer part, oder wie es bisher abgehandelt undt gebräuchlich gewesen, zu geben schuldig sein. Hingegen der Schulmeister sich also verhalten, daß Er niemandt auf Wiesen oder anderer gräserey schaden durch seine Leute oder Vieh zufüge. Im wiedrigen fall Er, waß darauf erfolget, zu erwarten. —

Den Leykauff ist Er keiner Gemeinde zu geben, Ein jedweder aber Ihm das seine zu entrichten schuldig. Und ob sich gleich die Gemeinden haben verlauten lassen wollen, daß wenn der Küster Ihnen solchen Leykauf nicht geben sollte, derjenige, so anhero künftig vociret werden möchte, sich auch selber herschleppen solte, so ist doch diese gedacht Gemeinde ernstlich zu verweisen, und sie nichts destoweniger den neuen künftigen Küster anzuführen, er aber nach Churf. Sächs. Artikel über 6 gl. ihnen bei dem Anzuge semel pro semper¹⁾ nicht zu geben schuldig. —

Das Neue Jahr ist auf beyde Theile richtig, doch aber das ein jeder entweder eine Kaute flachß oder Schüßel Kochwerk zu geben und der Küster solche anzunehmen schuldig sei, dabey aber ein jeder sich also gegen den Küster mit gedachtem flachß und Kochwerk in quantitate und qualitate verhalten wird, daß der Küster nicht darüber zu klagen ursach haben werde noch weniger ärgerlicher Streit daraus entstehe. —

Nachdem der Küster vom Dorff Kreblitz 6 scheffel, von Zauche²⁾ aber 5 scheffel Korn angiebt, als erklehren sich Hr. Friedrich undt Hanz Otto Gebrüder von Stutterheimb, daß sie, was dem Küster gebietet Ihm nicht derangiret werden solle; Beruhet nur auf richtiger Erkundigung, damit unten bei der Besoldung des Küsters ein gewißes gesetzet werden könne. —

Hentschel saget, der Küster hatte Ihn in seinem Hause zu Luckav³⁾ überlauffen und da wehre Er wider Ihn in etwas entrüstet worden, weil Er Ihm nichts in der Stadt, sondern draußen zu Gießmannsdorff mahnen sollte, gestalt dieses Getreide Ihm auch wegen solches guttes gebührete; Ob nuhn zwar Hentschel sich hiernit zu entschuldigen vermeint, so hatt Er doch nicht recht gethan, daß Er einem Schul- undt Kirchen-diener, wen Er seine Besoldung fordert, mit einem prügel oder Degen begegnen wolle, dahero Hentschel sich deßen hinfüro zu enthalten, der

¹⁾ Ein- für allemal.

²⁾ $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Kreblitz.

³⁾ Luckau.

Küster auch das seine mit bescheidenen Worten zu suchen schuldig, und Henschel wieder Pfarr und Küster sein eigener Richter zu sein nicht befugt ist.“ —

Im folgenden hören wir nun „Der Eingepfarrten Aussage auf die Artikel“ und zwar zuerst, soweit sie sich auf den Küster bezieht.

„Der Katechismus wird weder in matre noch in filialen des Sonntags gelesen. —

Bey dem Katechismus in der Fasten, welches salve genannt wird, erinnert erstens Gießmannsdorf, daß hiebei vorn gebräuchlich gewesen, von Invocavit an alle Wochen als Dienstag und Freitag den Catechismus von dem Küster zu lesen und darauf die Jugend zu examinieren, dabey sich auch der Pfarrer befunden; geschieht itzo die Fastenzeit über nur etlich mal und erscheint der Pfarrer dazu niemahlen. — Die im filial Pelkwitz und Kreblitz sagen auch, daß der Schulmeister alle Wochen in der Fasten einen Tag aldar den Katechismus gelesen, aber itzo nur den 4. Sonntag vor Ostern anfangt undt auch nur etliche mahl den Katechismus zu lesen dahin komme. — Zauch über den Katechismus zu vernehmen; Sie begehren sehr, daß ihnen Salve in ihrer Capel gehalten werden möge, wollen sich aber zu keiner recompens¹⁾ gegen den Küster erklehren. An den orten oder Dörfern, wo keine Kirche ist, copulirt der Pfarrer die Leute in den Scheinen auch bißweilen so spät in matre und filialen, daß sie ganz bey finstern aus der Kirche kommen. —

Wegen der Viehhut beschwert sich die Gemeinde zu Gießmannsdorf nicht, außer daß sie des Pfarrers genße mit hüten muß, undt auf Michaelis wie gebräuchlich, dieselben erst abgeschafft werden.“

Dann wenden sich die Beklagten mit ihren Aussagen gegen Paul Müller in seiner Eigenschaft als Lehrer.

„Der Schulmeister helt keine Schule, hat unlenkst Gregers Kinder zu Gießmannsdorf, als dieselben in die Schule geschickt worden, wieder heim gehen lassen und gesagt, Er hette itzo zu dreschen, sie solten sonst etwa wiederkommen, und solches geschieht darumb, weil der Schulmeister Acker annimbt, undt solchen beschickt, auch sonst das ganze Jahr damit zu thun hat. Es hat zwar gedachter Schulmeister, als er angenommen worden, versprochen, einen tüchtigen jungen zu halten, der bey seiner Abwesenheit, wozu Er oft durch Hochzeiten, Kindtaufen und dergl. verursacht wird, die Jungens informirt, Ist aber niemahls geschehen, So kann auch überdieß Sie²⁾ nicht lesen und die Kinder überhören. —

Des Sonnabends gehet der Schulmeister fast alle Wochen in die Stadt undt zechet darin, und weil es auch sein Vater in bösem gebrauch

¹⁾ Entschädigung.

²⁾ Die Frau des Lehrers.

gehabt, welches billig schon damahlß hätte abgeschafft werden sollen, als begehret der Pfarr und Gemeinde, daß Er dieses einstellen möge. —

Auch ist der Schulmeister unachtsamb im Singen, daß Er öft etliche Vers außlaßet, und der Pfarr allwege aushelfen muß. —

Das Mittags- und Abendleiten wird oftmahlß, wenn der Schulmeister beyen taufen oder hochzeiten ist, verseumet, da er schuldig wesen, durch andere solches bei seiner abwesenheit verrichten zu lassen. Schulmeister wendet hiebei ein, daß bei seiner abwesenheit sein Weib das leiten verrichten solle, wenn nur der thurm oben mit schalhölzern verleget wehre. —

Die Filiale Pelkwitz und Kreblitz beschweren sich auch über den Schulmeister, daß derselbe gar oft die Sonntage, die Er daselbst abzulesen schuldig, sich nicht einstelle, sondern andere Geschäfte vorwende und den Gottesdienst unterlasse.“ —

Die Aussagen der Eingepfarrten veranlaßte nunmehr die Behörde, die Amtshandlungen des Küsters (und Lehrers) festzulegen.

„Es sollen der Pfarr nebenst dem Schulmeister in die filiale Kreblitz und Pelkwitz, weilen in beyden allzeit früh predigt gehalten wirdt, sich zu rechter Zeit einfinden, undt das dreymalige leiten nicht allzu geschwinde auf einander verrichten, sondern undt zumalen mit dem dritten ein wenig inne halten, damit die Zuhörer von Obrigkeit von Unterthanen auch Kindern sich zum Kirchgehen bereiten können; undt soll der Pfarr seine sachen allenthalben also anstellen, daß Er aus dem filial kegen 9 Uhr dahier sey undt vomb solcher stunde zum 3. mahl zur Predigt eingeleitet werden möge. Wenn aber das Ambt in der matre oder filial gehalten werden soll, welches an beyden orten langeren Verzug erfordert, soll es 8 Tage zuvor abgekündigt werden, damit an einem orte der geschwindere am andern der langsamere Anfang des Gottesdienstes niemand befremdlich vorkommen möge. —

Der Catechismus soll alle Sonntage vor der Predigt in matre und filialen vor Ablesung des Evangelii von dem Küster, der deßwegen nahe an den Altar kegen das Volk zu treten, deutlich, doch ohne Auslegung sambt dem Morgen undt Abendsegen, auch den gebeten vor und nach Evangl. abzulesen und darauf allzeit der Glaube gesungen werden. —

Schulmeister soll die Salve von invocavit an 2 Tage alß Dienstag undt freytag zu Gießmannsdorf und eben von dieser Woche an in den filialen Kreblitz u. Pelkwitz einen tag den Catechismus nebest einem Stück aus der Passionshistorie lesen, dabey singen undt die Jungen aus dem Katechismus examiniren, wozu auch die Alten sich einzustellen schuldig sein sollen. Daß aber der vorige Pfarr auch schuldig dabey gewesen wehre, hat die Gemeinde zu Gießmannsdorf nicht bescheinigen wollen. Nachdem aber es schon nützlich sein wird, wenn bisweilen der

Pfarr aus gutem Willen über solches Werk nöthige Inspektion zu halten sich dazu in der Kirche zu Gißmannsdorf findete, so wird Er auch von Ihm selbst hierin nichts ermangeln lassen. Was sonst zu diesem Punkt mehr gehört, ist unten bei den Amtsverrichtungen des Küsters zu finden. —

Die Copulationes sollen hinfüro von allen Dörfern wo keine Kirche ist, in der matre alhier gehalten, oder die Dispensation bey dem Consisterio gesucht werden und der Pfarr ohne vorgezeigte Dispensation solches zu thun nicht befugt sein. —

Nun folgt eine Aufzählung der zum Gießmannsdorfer Sprengel gehörigen Ortschaften.

Zu dieser Pfarr gehen 9 Dörfer, und ist das erste Gißmannsdorff, darinnen H. Christoph Hentzschel Rathverwandter und Gastwirt zu Luckau, nachdem er dieses gut von denen von Stutterheimb zu Kreblitz gekauft, die Gerichte hatt;¹⁾ das Jus patronatus über Pfarr u. Schulmeister steht dem Officialis dieses M. N.²⁾ zu. Und in diesem Dorffe ist die mater, in dieselbe gehen nachfolgende Dörfer: Karche, Schollen³⁾, Wierichsdorff⁴⁾, welche 3 E. E. Rath⁵⁾ zustehen, Ründsdorff⁶⁾, so unter das Churfl. Sächs. Amt Schlieben geheret und Kaul⁷⁾, welches dem unmündigen Michael Exßens, verstorbenen Johann Exs zu Dahme, Sohn zustehet, itzo aber Rittmeister Mattheß Lembcken als des unmündigen Stieffvater aldar wohnt.

Pelkwitz ist eine filial, und gehört solches Dorff dem Official-Amt mit Ober- und Untergerichte zur, darin sonst kein Dorf mehr eingepfarrt ist.

Kreblitz ist das andere filial, und gehört den Gebrüdern von Stutterheimb, welche auch theilß aldar wohnen, und die Juris diction haben.

Zauch ist das dritte filial, und nur ein Capelchen drinnen, gehöret halb nach Kreblitz, halb nach Casel⁸⁾ Hr. Cristoph Doblern Landesbestallten, undt haben sie beyderseits jurisdictionem concurrentem.“ —

Aber auch des Pfarrers Amtsverrichtungen in den genannten Kirchen werden aufgezählt, hier nur die, die zugleich auch für den Schulmeister bestimmt waren.

„In matre wird alle Sonntage gepredigt, — (der Schulmeister hatte dabei zu singen, da keine Orgel vorhanden) undt zwar allezeit spätt.

¹⁾ H. war nach dem 30 jährigen Kriege der erste Luckauer Schützenherr; er ist geboren 1618, gestorben 1681.

²⁾ Markgrafentum Niederlausitz.

³⁾ Einige Minuten nördlich von Karche.

⁴⁾ $\frac{1}{4}$ Stunde südlich von Gießmannsdorf.

⁵⁾ Einem Ehrbaren Rat (Magistrat zu Luckau).

⁶⁾ Jetzt Rüdingsdorf, $\frac{1}{2}$ Stunde nord-nord-westlich von Gießmannsdorf.

⁷⁾ $\frac{1}{2}$ Stunde nordwestlich von Rüdingsdorf.

⁸⁾ Eine Viertelstunde nordwärts von Zauche.

In den filialen Pelkwitz und Kreblitz auch alle Sonntage wechselweise allewege frühe; wen nuhn an einem Sonntage in solcher filiale die Predigt nicht gefallet, ist der Schulmeister schuldigk, doch nach gehaltenem Gottesdienst in der matre, undt zu Hause genommener Mahlzeit dahin zu gehen, aldar zu singen und auß der Postil eine Predigt zu lesen. — In den 3 hohen Festen predigt der Pfarr in dreien Kirchen, alß Gißmannsdorff, Pelkwitz und Kreblitz, und zwar also, daß in der matre wie sonst allzeit, die rechte, in einem filial aber die frühe undt im andern die Vesperpredigt gethan wirdt. Den andern Tag predigt Er wie sonst des Sonntags in dem einen filial frühe, wie es fallet, und in der matre die rechte Predigt, und muß alsdann der Schulmeister nach Mittage das andere filial besuchen undt darinn singen undt lesen. Weiln an einem hohen feste bisweilen ein filial nur eine, das andere 2 predigten bekommt, als wird es auf das folgende fest also angestellt, daß wen es gleich nach der gewöhnlichen Sontagen nicht eintrifft, dennoch das andere filial auch 2 Predigten haben müsse. Des 3. Tages wird in Weihnachten und Ostern in den 2 filialen gar nicht, in der matre aber frühe und darnach in dem Capelchen zu Zauch zur rechten Zeit gepredigt, Beichte gehört undt Communion gehalten. In dem Pfingstfest aber wird des 3. Tages nur in der matre die rechte Predigt gehalten. —

In der matre wird des ersten Tages in den 3 hohen festen das Ambt allzeit gehalten, auch in dem filial, wo die frühe predigt felst; des andern tages in dem andern filial, da auch die frühe predigt gehalten wirdt. — In dem Capelchen zu Zauch wirdt nurt alle quartal als Weihnachten, undt Ostern des dritten Tages, wie schon gedacht, auch Johannis undt Michaelis gepredigt, undt allzeit Communion gehalten, aldar die Leute nebest dem Opferpfennig dem Pfarr jede Person noch 1 Pfennig giebt, davor Er den Wein zur Communion zu schaffen schuldigk. —

Die Aposteltage werden dahir nicht gefeiert. —

Des grünen Donnerstags u. stillen freytags geschieht in der matre u. einem filial wechselsweise eine Predigt in der Ordnung, wie die andern Sonntage, undt wird des Donnerstags von dem Abendmahl gehandelt, des freytags, nachdem die ganze Passionshistorie aus den 4 Evangelisten zusammengezogen von der Kanzel abgelesen wird, geschieht darauf eine kurze Erklehrung. Das Amt aber wird in diesen beyden Tagen nirgends gehalten, und in welchem filial die Predigt in solchen 2 tagen nicht gefallet, in denselben wirdt auch vom Küster nichts gelesen. Kirchmeßpredigt thut Er alle Jahr zu Pelkwitz. —

Nach Kreblitz undt Pelkwitz muß der Pfarrer nebest dem Schulmeister die todten daselbst zu begraben gehen, die von Zauch bringen ihre Leichen nach Gißmannsdorf und werden alda begraben. — Es sind auch diese Leute zu Zauch den Pfarr nebest den Schulmeister, so offt Er die 4 mahl im Jahr aldar predigt, durch ihre eigne fuhren abholen undt

wieder zurück zu fahren, auch nach der Predigt eine Mahlzeit zu geben schuldig. — Vor die Kirchmeßpredigt zu Pelkwitz bekommt Er mit Fray und Kindern, auch Knechte, nebest dem Schulmeister undt seinem Weib und Kindern zwei Tage und jeden Tag 2 mahl Mahlzeiten, undt freye Zeche, wozu Er sonderlich invitiret wirdt.“

Sehen wir nun im folgenden, was über „Schulmeisters Amtsverrichtung“ gesagt wird.

„Ist in der Kirche zu singen, auch in dem filial Pelkwitz u. Kreblitz alle 14 Tage laßen, Schule halten, Morgenß, Mittags undt Abends leiten. Und muß das Mittagsleiten nebest dem Bethglockschlagen stricke das gantze Jahr durch Winter und Sommer vermöge des Synodal Decrets verrichtet werden. —

In den Fasten bald von Invocavit an soll Er in der matre, dahin sich auch Rünßdorff undt Wirichsdorff zu gestellen schuldig, wochentlich 2 tage als Dienstag und Freytag, in beiden filialen Pelkwitz und Kreblitz 1 Tagk, da Er auch zugleich Schollen undt Karche mitnimbt, undt auf solchen beyden Dörfern absonderlich den Katechismus lieset, Salve halten; Bitt auch zur Hochzeit undt Gevatterschafft, beydes schriftlich undt mündtlich. Auch ist er schuldig wen eine Wöchnerin zu Zauch ihren Kirchgang hält, dahin zu gehen dabey aber der Pfarr nicht ist. —

Auch ist er schuldig, des Sonnabends vor Pfingsten den Kirchvätern in der Kirche die Mayen aufzustecken, hingegen Er die Mayen in seinen Nutzen zu wenden, welche Er aber bald nach geendigtem fest auß der Kirche nehmen soll.“ —

Haben wir bisher (im ersten Teile des Schriftstückes) die Beschwerde mit ihren ganzen Erörterungen und endlichen Schlußbestimmungen kennen gelernt, so finden wir nun (im zweiten Teile) auch gleich die „Besoldung des Schulmeisters“ festgelegt. Er erhält

1. Auß Gießmannsdorff:

1. Herr Hentzschel	von 2 Gütern	2 Scheffel	Korn	} Summa 13Scheff. 1 Virt. Korn
2. Martin Greger	1 Scheffel	Korn		
3. Wassermüller	1	„	„	
4. Kohlstock	1	„	„	
5. Caspar Reitz	1	„	„	
6. Henkel	1	„	„	
7. Paul Martin	1	„	„	
8. Girkes	1	„	„	
9. Hans Niewitz	1	„	„	
10. Krüger	1	„	„	
11. Zacko	1	„	„	
12. Lehmann	1	„	„	
13. Tobias Ziegler	ein Koßet	1 Viertel		

2. Auß Pelekwitz:

Werden ingesamt 10 Scheffel Korn aufgebracht, beydes von Bovern und Coßeten, undt folgender gestalt geschüttet.

1. Der Richter 2 Viertel 2 Metz Korn.
2. Lehmann 1 Scheffel 2 Metz Korn, davon bekomt Er 2 Böden wieder. Was aber ein Boden ist, wird unten gemeldet.
3. Krüger ein Coßet 2 Metzen.
4. Müllers ein Coßet 2 Metzen 2 Böden Korn.
5. Hans Mehlan, sonst der Wendische genannt, 2 Viertel 2 Metz.
6. Brise 1 Scheffel.
7. Schneiders 1 Scheffel.
8. Wentzel 2 Viertel 2 Metzen.
9. Fröde 2 Viertel 2 Metzen.
10. Barth 2 Metzen
11. Kupsch 1 Scheffel 2 Metzen.
12. Frantz 2 Viertel 2 Metzen.
13. Mey ein Coßet 2 Metzen.
14. Zack Coßet 2 Metzen.
15. Saro 2 Viertel 2 Metzen.
16. Niewitz 2 Viertel 2 Metzen.
17. Rublack 2 Viertel 2 Metzen.
18. Schmidts Garten Coßet 2 Metzen.

Ein Boden ist, wenn man die Metze umbkehret und das Korn auf den Boden derselben schüttet, soviel alß darauf bleiben will. —

3. Auß Kreblitz.

- | | | |
|-----------------------------|---|-----------------------|
| 1. Adeliches Haus | 2. Paulack | 3. Dreßig |
| 4. Rasch | 5. Werdack | 6. Borch |
| 7. (unleserlich) | 8. Burigk | 9. Stephan |
| 10. Gehren | 11. Hammer | 12. Netzker |
| 13. Kupisch | 14. Männigken od. Hanß Schütz genannt | |

Diese Specifikation der Bauerngüter hat die anwesende Gemeinde gegeben; weilen aber die von Stutterheimb nicht dabey gegenwärtig gewesen, dem Küster von dem ganzen Dorfe, den Rittersitz mit eingeschlossen, 11, der von Stutterheimb 9 Scheffel gegeben und die Gemeinde nicht eigentlich hat berichten können, was weder der Rittersitz noch von einem Bauer dem Küster gegeben worden, alß ist dieses bis auf fernere Erkundigungen außgesetzt. —

4. Auß Karche.

- | | |
|-----------------------------|----------------------------|
| 1. Metzschke 1 Scheff. Korn | 6. Breuze . 1 Scheff. Korn |
| 2. Spelder . 1 " " | 7. Radden . 1 " " |
| 3. Metzges . 1 " " | 8. Starke . 1 " " |
| 4. Brauer . 1 " " | 9. Borch . . 1 " " |
| 5. Lix . . 1 " " | Summa 9 " " |

5. Auß Wirichsdorff.

1. Blese Zack 2 Viertel Korn 2. Borch . . . 2 Viertel Korn
Summa 1 Scheff. „

6. Auß Kaul.

Vom Vorwege so von etlichen Baverngütern zusammen gekauft —
3 Scheff. Korn. —

Von den andern Dörffern bekomt Er kein Getreidicht. — Garten
hat Er keinen, weder bei der Schule noch draußen wie auch keinen
Wiesenwachs.

Neue Jahr

von jedem Baver in allen 9 Dörfern eine Kaute Flachs, die Coßeten
geben etwas Kochwerk.

Oster-Eyer

bekompt Er von jedem Wirthe, Baver und Coßet in allen 9 Dörfern,
auch zu Kaule vom Hofe 2 Eyer.

Holtz.

Wenn die Leute zu Gießmannsdorf kabeln¹⁾, geben sie Ihm ein
stößlein.

Weitzengarben

bekompt er zu Gießmannsdorf von jedem Baver 1 Garbe.

Rüben

Auß Gießmannsdorff von jedem Baver 1 Hucke²⁾, Pelkwitz 1 Hucke,
Kreblitz 1 Hucke.

Es hat auch der Schulmeister alle 3 hohe Festtage des ersten Tages
zu Mittage bey dem Pfarr die Mahlzeit, doch ohne Weib und Kindt.

Accidentien.

1. Von einer Hochzeit hat Er die Mahlzeit nebest Weib u. Kindt.
2. Vom Hochzeitbitten, da Er über Feld zu gehen schuldigh ist,
pflaget Er zu bekommen 1 Par Schuch, oder anstatt derselben 12 oder
8 gl. nach dem es weit ist.
3. Von Gevattern bitten 3 gl.
4. Von Kindttauffen bekomt Er zu Gießmannsdorf 1 Nap saltz
nebest einem Dreyer. In den anderen Dörfern bekomt nurt den
Dreyer undt kein Saltz, sonst hat Er noch überdiß die Mahlzeit sambt
Weib und Kindt zu genießen.
5. Vom Kirchgang einer Sechswöchnerin 3 \mathcal{J} zur Zauch 6 \mathcal{J}
undt eine Mahlzeit Essen, wenn es noch früh, mit Putter undt Keß.
6. Vom Begräbnis vom großen 1 gl. 6 \mathcal{J} .
" " " kleinen — 9 \mathcal{J} .
Wenn eine Leichenpredigt ist 6 gl.

¹⁾ Holz teilen.

²⁾ Der Menge nach etwa der heutigen „Kiepe“ entsprechend.

7. Von jedem Kind, es seien Knaben und Mädchen, zu informiren, quartal 3 gl.

8. Bei Beichte eines Kranken 6 *g*.

Im Anschluß an diesen für den Lehrer wohl wichtigsten Teil gibt es dann noch eine Bemerkung über die beiden damaligen Kirchväter zur Gießmannsdorf.

1. Hanz Niewitz u. 2. Hanz Lehmann hatten die Meyen in die Kirche zu schaffen und davor 1 gl. je zu erhalten. „Nachdem aber bisher der böse gebrauch gewesen, daß diese Kirchväter die Meyen erst des Pfingstsonntages frühe gehaven und angeführet haben, welches der Heiligung des hohen Festes zuwider läuft, als soll solches hinführo abgeschafft sein und die Meyen des Sonnabends zuvoren vor- oder nachmittage angeführet und aufgesteket werden, wobei der Küster den Kirchvätern zu helfen schuldigk, die trocken Meyen aber zu seinem Nutzen zu nehmen befuget.“

Zum Schluß findet sich in dem Schriftstück noch ein Stoßseufzer eines früheren Gießmannsdorfer Geistlichen über die ungleiche Behandlung der Eingepfarrten bei der Verteilung der Kirch- oder Schullasten. Es heißt da: Es wird auch entlich hierher zur Nachricht gesetzt, daß aus einem schriftlichen Verzeichniß, welches Friedericus Michaelis gewesener Pfarr zu Gießmannsdorf itzo zu Beesdo mit eigener Hand aufgesetzt, befunden worden, daß wenn eine Anlage zur Pfarr oder Küsterey gemacht würde, die Einwohner zu Pelkwitz und Kreblitz den andern nicht gleich, sondern layder, Bayern und Gärtner, nur den halben Theil geben, auß der Ursachen weilen sie nur alle 14 Tage in ihrer eignen Kirche eine Predigt bekommen. — Unter dem Aktenstück steht:

„Urkundlich ist diese Abschrift mit des Consistorii Insiegel besiegelt worden.

Actum Lübben den 14. Augusti 1656.“

* * *

Die Lehrer der Gießmannsdorfer Schule.

Als den ersten geschichtlich nachzuweisenden Lehrer haben wir Michael Müller, den Vater des am 3. August 1647 berufenen Paul Müller, kennen gelernt. Ueber den Verbleib des letzteren ließ sich nichts ermitteln. 1662 wird uns ein David Große genannt, der am 24. August 1684 verstarb. Ihm folgte viertens Johann Hieronymus Goldmann von 1684 bis 1693. Derselbe ist jedenfalls ein Theologe gewesen. Von ihm ist näheres nicht bekannt, Wahrscheinlich hat er später eine Pfarrstelle erhalten und ist verzogen. Er muß mit dem damaligen General-Superintendenten von Lübben Daniel Römer befreundet gewesen sein, da er denselben als Pate seines am 5. Dezember 1684 geborenen Kindes geladen hatte. Die Paten waren:

1. Herr Daniel Römer, General-Superintendent in Lübben;
2. Herr Michael Militsch, Rektor der Schule in Lübben;
3. Frau Amtsverwalterin in Neu-Zauche (ostwärts von Lübben);
4. Herrn Illings Ehefrau.

Dann kam Andreas Hindenburg 1693—1721 (gest. 21. März) und Johann Christoph Spreewitz, 1721—1764 (gest. 26. November), der bereits 1720 hier Katechet ist. Ueber diesen Mann bringen die Akten nachstehendes:

Der damalige Pfarrer Grünberg hatte an das Konsistorium in Lübben berichtet, daß der Schulmeister in Gieß Mannsdorf 3 Wochen vor und 3 Wochen nach Weihnachten wegen der Weite derer Filiale nach Vorlesung des Evangelii herauszugehen genötigt wäre, worauf dann der General-Superintendent Dr. Sartorius nachstehendes angeordnet hat:

„Nun ist nicht zu läugnen, daß der Prediger zwar nur in 2 Kirchen, weilen in einem derer Filialen wechselweiß gelesen wird, wechselweise zu predigen hat, der erwähnte Schulmeister alwo alle Sonn- und Feyer-tage in allen 3 Kirchen seyn, folglich über 2 Meilen lauffen muß, und also, wenn er allenthalben im Dezemb. u. Januarii den völligen Gottesdienst abwarten sollte, nicht allein bei sehr später Zeit in einer deren Filiale angehen müßte, sondern auch die Zuhörer selbst, alwo gelesen wird, vor 3 oder 4 Uhr nicht in die Kirche gerufen werden könnten; gleichwohl aber, wenn die Kirche vom Schulmeister gänzlich verlassen wird, viele Unordnungen entstehen könnten, auch vor den Pfarrer und der Gemeinde gar nicht anständig sey, nach der Predigt selbst zu singen und bei Absingung der collecta sich selbst zu antworten.

1. In der Kirche, alwo zuerst gepredigt wird, es sei nun in matre oder einem derer filialen, soll von Fastnachten bis Martini pnnkt 8 Uhr und von Martini bis Fastnachten um 7 Uhr, doch nicht früher, der Anfang des Gottesdienstes gemacht werden.

2. Wenn in einem der Filiale zuerst Gottesdienst und Predigt gehalten wird, machet Pfarrer und Schulmeister daselbst zur vorgeschriebenen Zeit den Anfang und Beschluß und gehen alsdann beyde nach Gießmannsdorf als matre wieder zurück.

3. In Gießmannsdorf wird dem Schul Meister sowohl als auch in deren Filialen schlechterdings verboten, vor völliger Endigung des Gottesdienstes fort zu gehen, außer daß

4. in den kurzen Tagen vom 1. Avendt bis Dom. 3 post Epiphan. incl. doch nur allein in Gießmannsdorf, dem Schul Meister hiermit erlaubt sein soll, beim Anfang der Predigt auf das Filial, alwo der Ordnung nach gelesen werden muß, zu gehen und daselbst seine Dienste zu verrichten; alsdann wenn noch später Predigt in einem derer Filial zu

halten ist, alsobald nach Gießmd. hin zu kehren und mit dem Pfarrer auf dem Filial den Gottesdienst ordentlich bis zum beschluss abzuwarten; dagegen

5. soll einer oder mehrere der Catecheten, von denen nach Gießmd. eingepfarrt. Dörffern, von denen vom 1. Advent biß Dom. 3 nach Epiphan. incl. gefälligen Sonn- und Fest-Tagen auf dem Schul Meister Chor nicht allein gegenwärtig sein, sondern auch beim herausgehen des Gießmannsd. Schul Meisters über die daselbst versammelten Knaben die Aufsicht führen und die lieder theils in, theils nach der Predigt, theils beim Beschluß des Gottesdienstes, und was bei denen Collectum gewöhnlich, gehöriger Weise singen, davor demselben aus den Einkünften des Klingbeutel jedesmahl 6 ſ gereicht werden sollen, gleichwie auch

6. dem Pfarrer u. Schul Meister hierdurch ernstlich anbefohlen wird, in allen 3 Kirchen wohl acht zu geben, daß alle zu einer jeden Kirche eingepfarrten und gehörigen Kinder sich beym Gottesdienste zum Schul-Meister gebührlich versammeln, die lieder andächtig mitsingen und dadurch zur Vermehrung der öffentlichen Andacht und ihrer eignen Erbauung, auch anhörung und nochmahliger Wiederholung der Predigt in der Schule undt bey denen öffentlichen Examinibus angehalten werden mögen. —

7. u. 8. Nun folgen Vorschriften für den Pfarrer, der auch aus der Kirche gelaufen ist, daß er [sich in der in Gießmd. neu erbauten Sakrystei, die gereinigt werden sollte, aufhalten müsse, und daß er seinen eignen Priesterrock bei Amtshandlungen anziehen müsse, und nicht den der Kirche gehörigen. Schulmeister muß ihm den Rock auf die Filial nachtragen. Er solle sich eines reinen Habits bedienen.

Am 5. September 1761 richtete der Lehrer Johann Christoph Spreewitz an Se. Majestät den König von Sachsen nachstehendes Bittgesuch um einen Substitutus: ¹⁾

„Allerdurchlauchtigster pp.

Es sind wohl 40 Jahre und noch darüber allbereits verfloßen, daß vermittelst Eines hochgeistl. Ober-Consistorii des M. N. hohen Berufes ich als Schulmeister zu Gießmannsdorf, und zwar anfänglich als Substitutus, bald aber darauf würklich verordnet worden bin. In diesen so langen und geraumen Jahren nun habe ich mich stets bemühet, meinen mir allergnädigst anvertrauten Dienst nach aller ersinnlichen Möglichkeit getreulich vorzustehen, und Gott hat mir auch hierinnen die langwierige Zeit hindurch und noch bis dato bey meinem hochansteigenden Alter die Gnade und Kräfte verliehen, daß ich daher im Stande gewesen, meine mir obliegenden Dienste nach Schuld

¹⁾ Stellvertreter.

und Möglichkeit sowohl in Gießmannsdorf als in den dazu eingepfarthen sämtlichen Dorfschaften dergestalt ausrichten zu können, daß darüber keine gegründete Klage noch Beschwerde geführt worden mögen, wie ich denn noch den redlichen Vorsatz hege, dergl. biß an mein seel. Ende ins Werk zu setzen und darinnen fest zu verharren. Gleichwie aber mein herannahendes hohes Alter und die hiermit abnehmenden Lebens-Kräfte bey meinem sauren Schulschweiße dennoch einige Erleichterung bedürffen wollen, so wünschte gerne, daß, wie dergl. Gnade meinem ehemaligen Antecessori¹⁾ allermildreichst angediehen ist, mir alten Schuldiener ebenfals auch eine milde Erleichterung und Beyhülffe widerfahre, wenn nur hierbey das Glücke haben könne, ein geruhiges und friedfertiges Comportement²⁾ zugleich mit zu erhalten, und in meinem grauen Alter keinen Gebruch an Lebensunterhalt zu erleiden. Alldieweilen nun aber ich dieserhalb, und zur Erlangung meines Wunsches ein ganz besonders Zutrauen in einen erwünschten, stillen, sittsamen und friedfertigen Menschen Namens Friedr. Ernst Textor aus Cahnsdorf gebürtig, gesetzt, und von ihm eine ganz besondere Verträglichkeit und gutes Verhalten, die mir von dessen Vater, welcher Schulmeister zu Cahnsdorf gewesen, bereits sattsam bekant ist, verhoffen kann, hiernachst derselbe mit der zum Schuldienste nöthigen Wissenschaft sowohl im lesen als schreiben und Catechisation versehen, und da ferner zur Verherrlichung des Gießmannsdorfschen Gottesdienstes und Ehre Gottes ein Orgelwerk mit der Zeit, wie es nicht unscheinbar scheint aufgerichtet werden sollte, auch hierzu sich geschickt und fertig finden läßet. Endlich aber auch derselbe in meinem Alter mir die nöthige Versorgung und Unterhalt zu schwächen nicht geneyget ist, und hieraus auf künftighin nicht das geringste Aegerniß entstehen dürfte, sondern diesen sowohl, als allen Querelen³⁾ abhelfen Maße gegeben würde, niemaßen derselbe sich seines Unterhalts halber gegen mich gar billig declariret hat; So habe ich für die größte Gnade, die mir annoch in dieser Weld wiederfahren könne, es gehalten, wenn mir in meinem hohen Alter das Glück wiederfahre, daß zu Erleichterung meines beschwerlichen Alters mir gedachter Textor als ein Mitgehülfe in meinem Amte allergnädigst zugeordnet werde, und solchem nach unterwinde mich hierdurch Ew. Königliche Majestät und Churfürstl. Durchlaucht allerfußfälligst beweglichst bittend anzugehen, Allerhöchst dieselbden wollen in Allerhöchst genädigster Beherzigung meiner biß in mein hohes Alter verhoffentlich treu und redlich geleisteten Dienste und zu

¹⁾ Amtsvorgänger.

²⁾ Zusammenleben.

³⁾ Zank, Streit.

einigem Soulagement¹⁾ in meinem beschwerlichen Alter Allerhöchst Dero Königl. Gnade, mir dahin angedeyhen zu lassen allerhuldreichst geruhen, damit gedachter Textor mir in meinem Schuldienste zu Gießmannsdorf als ein Substitutus cum spe succedendi zugeordnet und dahier eingewiesen möge. Ich werde diese Königl. Gnade Zeit meines übrigen Lebens, als die größte Wohlthat mit allerunterthänigstem Danke erkönnen und für Allerhöchst Dero hohes Wohl Gott unermüdet anrufen, niemaßen ich denn an allerhöchstem Decernere²⁾ nicht zweifle, und daferner diesem meinem demüthigstem Gesuche allergnädigst gefüget werden sollte, denjenigen Vergleich, worüber ich mit besagtem Textor wegen des Unterhaltes Abrede genommen, zu allerhöchster Confirmation³⁾ allergehorsamst einreichen, und in allertiefster Submission⁴⁾ allstets beharren werde.

E. Königl. Majest.

Gießmannsdorf
den 5. Septembr. 1761.

pp.
Johann Christoph Spreewitz
Schul und Kirchdiener.

Bald darauf richtete der vorgeschlagene Candid. Textor zu Lübben ebenfalls ein Gesuch an den König von Sachsen, das indessen wie auch das vorige in Lübben beim Consistorium blieb und von dort aus erledigt wurde.

Textor schreibt:

Allerdurchlauchtigster!

Ew. Königl. Majest. geruhen allergnädigst Sich in aller Unterthänigkeit hierdurch vortragen zu lassen: Was gestalt ich nicht nur von meinem verstorb. Vater, der etliche 40 Jahre Schulmeister in Chahnsdorf bei Luckau gewesen, im Christenthume, Lesen, Schreiben, Musik, Singen und andern einem Schuldiener zu Unterweisung der Jugend nöthigen Wißenschaft bey der von mir hierzu bezeigten Lust und Fähigkeit, dergestalt unterrichtet worden, daß als mein Bruder, so dem Vater im Dienst gefolget war, nach 6jähriger Verwaltung deßselben aō 1754 verstarb, ich mich im Stande befunden, angeregten Schuldienst, biß zu dessen Wiederbesetzung, ein ganzes halbes Jahr, nicht sonder Beyfall, allein vorzustehen, sondern ich habe mich auch seit der Zeit in sothaner Schulwissenschaft bishero immer fester zu setzen gesucht, und gewünschet zu dergleichen Schuldienste auf dem Lande dereinst zu gelangen.

Die allerweiseste Führung des Höchsten, der ich mein Schicksaal lediglich überlaßen und mich eines Gottesfürchtigen und untadel-

¹⁾ Beruhigung, Trost.

²⁾ Entscheidung.

³⁾ Bestätigung.

⁴⁾ Untertänigkeit.

haften Wandels allemahl befließige, fügt es anjitzo, daß der alte Schuldiener zu Gießmannsdorf, Johann Christoph Spreewitz bey seinem hohen Alter eines Adjuvanten nöthig, und sein Absehen hierunter auf meine Wenigkeit gerichtet, mir auch solches zu erkennen gegeben hat; und ich bin verbunden gewesen, die aufrichtige und gute Gesinnung gedachten alten Schul Dieners Spreewitzens nicht nur mit allem Dank anzunehmen, sondern mich auch in Ansehung der Dienstleistung und Unterhalts mit dem Emerito, biß zu Allerhöchster Approbation auf solche billige masse zu erklären, damit, so lange ihm Gott das Leben fristet, niemahls einige zum Aergerniß Anlaß gebende Mißhelligkeiten zu befürchten sein mögen.

Unterwinde mich dann anhero mit vereinigten allersubmißesten Bitten, Ew. Königl. Majest. fußfälligst anzugehen, Allerhöchst dieselben wollen dem alten Schul und Kirchen Diener Johann Christoph Spreewitzen mich als einen Amts-Gehülffen zuzuordnen, und cum proskima spe succedendi¹⁾ auf deßen Todes-Fall als Substitutum in den Schul und Kirchendienst zu Gießmannsdorf, allergnädigst anweisen zu lasßen allerhuldreichst geruhen.

Solche Allerhöchste Königl. Gnade werde mit allerunterthänigstem Dank Zeitlebens verharren, und derselben durch treue und redliche Verwaltung dieses mir allergnädigsten confidirten²⁾ Schul- und Kirchendienstes mich würdig zu machen, allzeit mein Augenmerk sein laßen. Der ich mit tiefster Devotion ersterbe

Lübben
den 15. Septbr. 1761

Ew. Königl. Majest.
Friedrich Ernst Textor.

Darauf hatte dann das Consistorium des Markgr. der N.-L. in Lübben an den General-Superint. Sartorius dortselbst Folgendes bestimmt.

Von Gottes Gnaden Friedrich August König in Pohlen, Herzog zu Sachsen, Jülich, Kleve, Berg, Ravensberg und Westphalen, Churfürst etc.

Würdiger, Hochgelahrter, Lieber, Andächtiger, und getreuer. Nachdem Johann Christoph Spreewitz als adjunctum in seinem Schulmeister Dienste cum Spe succedendi Friedrich Ernst Textorn, Inhalts der abschriftlichen Beyfügung unterthänigst vorgeschlagen, dieser selbst auch, mittelst der gleichfalls copürlich beigehenden Anlage, um sethomet adjunctur gehorsamst gebethen.

So wollen Wir auch hiermit committiret und gnädigst befohlen haben, daß ihr gebührend veranstaltet, damit ernannter Textor die

¹⁾ Mit der Hoffnung auf Nachfolge.

²⁾ Anvertrauten.

Probe vor der Gemeinde wie gewöhnlich thun möge, nachmals aber euren gehorsamsten Bericht anhero erstatten. Davon geschiehet unsere Meynung. Datum Lübben am 17. Septbr. 1761

Fr. W. von Haberkorn.

Christian Friedrich Brescius, Sep.

Dem Würdigen Hochgelahrten Unserm Verordneten General-Superintendenten und Aßßori Unsers Consistorii im Markgrafenthum Niederlaußiz, auch lieben Andächtigen und getreuen

Friedrich Wilhelm Sartorius

Pastoris primaris zu Lübben.

Der General-Superintendent bestimmte am 18. Sept. 1761, daß der p. Textor am folgenden Michaelisfeste die Probe im Lesen und Singen in der Gießmannsdorfer Kirche ablegen sollte, wozu nebst der ganzen Kirchgemeinde die sämtlichen Orts-Obrigkeiten sich einstellen mußten. Der General-Superintendent sagte sein Kommen zu, doch mußte nach Sitte der damaligen Zeit für die Mitglieder der Kommission eine Mahlzeit geliefert werden, bestehend aus Suppe, Fleisch, Fischen, Braten und einem Achtel altem klaren Braunbiers. Weine oder Gebacknes wurden nicht verlangt, um durch den Besuch nicht beschwerlich zu fallen, da Sartorius seine ganze Familie mitbrachte. Der damalige Pastor Grünberg berichtete nach Lübben, daß die Befehle alle expediert seien. Der Eigentümlichkeit wegen mag seine Antwort hier folgen.

Magnifice,

Hochwürdiger Herr,

Hochgebietender Herr General-Superintendent,

hoher Patron,

Was Ihre hochwürdige Magnificenz de dato Lübben am 18. Sept. a. c. hochgeneigt meiner Wenigkeit befohlen, das alles ist gehorsamst expediret worden. Meine Frau, so sich Ihnen, Fr. Gemahlin und Dero jungen Herrschaft, ergebenst embfiehl, wird Köchin sein. Ob aber die von den Richtern und Kirchvätern eingekauften Speisen nach Ihrer Magnificenz Appetit sein, wird die Zeit lehren.

Die Fuhre soll also bald von den Gemeinen befriedigt¹⁾ werden.

Der große Engel des Bundes bringe Ihre Magnificenz gesund und vergnügt nach unserm elend aussehenden Gießmannsdorff, so nenne ich mich desto freudiger

Ew. hochwürdigen Magnificenz

biß in den Tod treu ergebenster

Gießmannsdorf,
den 26. Sept. 1761.

Diener
Grünberg.

¹⁾ Bezahlt.

Nach dem Bericht an das Consistorium hatte sich der Substitutus Textor „im Singen und Lesen ohne Tadel exhibret“ und wurde derselbe einstimmig angenommen.

Ende 1763 erkrankte der Pastor Grünberg und der Lehrer mußte öfters lesen. Da die Krankheit nicht schwand, wurden 1764 von der Fastenzeit an Circular-Predigten angeordnet. Grünberg starb am 15. Juni 1764.

Der Lehrer Spreewitz starb am 26. November 1764 und Textor wurde in sein Amt eingeführt. In Kreblitz hatte er einen niedrigen Stand ganz hinter dem Altar. Pastor Lipsius stellte 1787 bei der Prüfung der Kirchrechnung den Antrag, daß dem p. Textor doch ein höherer Stand gebaut werden möchte, da er sich besonders an den Bußtagen bei der Litaney Lunge und Kehle ruiniren muß. (Damals wurden dem Lehrer aus der Kirchkasse zur Fortsetzung eines Prozesses wegen des streitigen Decemschuttes in Kreblitz [vergl. die Verhandlungen 1656] 12 rx 5 sgl. 4 — gegeben).¹⁾ Im Oktober 1787 beschwert sich Lipsius darüber, daß die Bauernkerls mit brennenden Pfeifen in Gesellschaft der hier öfters zusammengezogen Soldaten in den Nächten der Feiertage mit den Glocken bimmelten. —

Der damals beabsichtigte Bau einer Orgel wurde mit 150 rx veranschlagt, woran 75 rx der Patron und 75 rx die Gemeinde zu tragen hatte. Rüdingsdorf wollte nur unter der Bedingung dazu beitragen, daß an ihren Kirchensitzen ein Fenster hergestellt würde, da es zu finster sei. Ebenso wollte dieses Dorf auch dem Lehrer für das Orgelspiel keine Vergütung bewilligen. (1792 sind dem Lehrer 30 rx 23 gl zur Klage gegen Rüdingsdorf aus der Kirchenkasse gegeben worden.)

Lehrer Textor starb am 23. März 1798. Da die Lehrerstelle unter damaligen Verhältnissen gut dotiert war, so gingen auch eine Anzahl Meldungen darum ein; sogar zwei Candidaten des Predigtamtes waren unter den Bewerbern. Ein Candidat Graßmann aus Wittmannsdorf bei Luckau wurde im Vertrauen vom damaligen General-Superint. Gretsels zur Bewerbung ermuntert. Derselbe hatte jedoch nicht den Mut zur Bekleidung der Lehrerstelle, wie er ganz ehrlich dem General-Superint. bekannte. Er schreibt nämlich: „Die Vorsehung scheint mich nicht zu einem Volks- mithin auch nicht zu einem Schullehrer bestimmt zu haben. Es fehlt mir zu sehr an einer guten natürlichen einnehmenden Beredsamkeit, die, wie ich glaube, einem Kinderlehrer, der seinem Amte mit Nutzen und Vergnügen vorstehen will, höchst nothwendig ist. Ich kann meine Ideen nicht so vortragen, daß mein Vortrag von den Kindern mit Lust angehört und leicht gefaßt und begriffen würde. Ich bin nicht fähig, ihnen eine moralische Wahrheit ans Herz zu legen, so daß sie durch dieselbe gerühret, gebessert und veredelt würden. Ja ich

¹⁾ S. 259.

kann nicht einmal bei einer zahlreichen Gesellschaft von Kindern, wenn ich sie beständig um mich habe (er informierte die Dorfjugend in Wittmannsdorf) der gestalt mich in fortgesetzt dauernden Ansehen erhalten, daß sie mir aufs Wort folgten; und sie durch Schläge oder andere körperliche Strafen zur Folgsamkeit zu zwingen, ist mir immer das unangenehmste und widrigste Geschäft. Alles dieses habe ich jetzt aus eigener Erfahrung. Und wenn ich darüber nachdenke, so entfällt mir gleich der Muth, mich um irgend eine solche Lehrerstelle zu bewerben. Deun was soll mir ein Lehramt, wenn ich nicht Fähigkeit genug habe, demselben mit Würde und mit Ehre vor Gott und der Welt vorzustehen?“

Außerdem stimmte er nach eignem Ausspruche mit dem Pastor Lipsius in der theologischen Denkungsart nicht überein. Er sehnte sich vielmehr nach einer Landwirtschaft, wollte lieber Felder bauen, Aecker kultivieren und andere ökonomische Geschäfte betreiben auf eignem Gute. —

Unter den Bewerbern waren die beiden Seminaristen Bär, geb. in Luckau und Löwe, geb. in Wendisch Kahnsdorf bei Vetschau, welche vom General-Sup. in dem Seminar¹⁾ zu Luckau geprüft waren, ferner die Dorfkatecheten zu Groß-Lubholz und Treppendorf, und dann die Lehrer aus Cahnsdorf, Groß-Mehßo, Seeso, Ragow, Pitschen, Schönwalde und Paserin. Den letzteren, mit Namen Schittmar, wollte der Pastor Lipsius nicht, da er zu sehr Leineweber sei, zwei Webstühle in der Schule zu stehen habe und ein unverträglicher Mensch sei. Zur Probe vor dem Consistorium in Lübben wurden Löwe, Bär, der Lehrer in Pitschen und der von Schönwalde dorthin citiert. (Dafür mußte die Gemeinde 10 rx 19 gl. bezahlen.) Von denselben wurde Löwe gewählt, da er 1. „seine Sache gut machte, 2. weil ihn der Pastor verlangte, 3. weil er des Lokals schon kundig, 4. weil ihm der Pastor Otto in Luckau ein gutes Zeugnis ausgestellt hatte.“ Am Sonntag Cantate 1798 legte er die Probe in der Kirche zu Gießmannsdorf ab, wobei er über die Lehre von der göttlichen Vorsehung katechisierte und vom Herrn General-Superintend. Gretsel in sein Amt eingewiesen wurde, zugleich aber auch ermahnt, die Kinder auch im Sommer zur Schule zu halten.

Am Schulhause wurden auf Grund der Neubesetzung der Stelle einige Veränderungen vorgenommen, das Schulzimmer geweißt, die Fenster verlegt und vergrößert und der Alkoven in der Wohnung verschlagen.

Bei der Verhandlung nach der Probe wurde wieder über den beabsichtigten Orgelbau gesprochen. Ex in Kaule u. Paschke in Gießmannsdorf erboten sich, dazu je 20 rx freiwillig zu zahlen. Löwe erbot sich beim öffentlichen Gottesdienste die Orgel unentgeltlich zu spielen. Unterm 19. Sept. 1798 bewilligte das Consistorium definitiv 60 rx, um die Pastor

¹⁾ 1794—1817.

Lipsius gebeten hatte; jedoch sollten dieselben nicht früher gezahlt werden, als bis die Orgel kontraktmäßig aufgestellt wäre. Ein Bauer Noack in Wierigsdorf gab auch 10 rx freiwillig. Im Herbst 1802 wurde daran gebaut. Der Bau verzögerte sich aber, weil der Geselle des Meisters trotz aller Bitten in das Regiment Prinz Gotha, das in Luckau stand, gesteckt wurde. Das bisher eingeschulte Dorf Kreblitz bekam 1802 einen Katecheten und eine eigne Schule. Die Küstergeschäfte behielt jedoch Löwe bis 1849. Unter Löwe fand im Dorfe Gießmannsdorf die Separation statt, wobei die Schule als Abfindung des früheren Hutungsrechtes an der Berliner Chaussee und dem Wierigsdorfer Fließe 2 $\frac{1}{2}$ Morgen Acker angewiesen erhielt. Daß die Schule so dürftig abgefunden, besonders ohne Wiese gelassen wurde, soll Löwe verschuldet haben dadurch, daß er mit einigen Bauern die Separation betrieben hatte, während das Dorf selbst nicht separieren wollte. — Löwe hatte jeden Sonntag dreimal Gottesdienst. Der Unterricht wurde sehr oft unterbrochen durch die Küstergeschäfte. Löwe mußte häufig den Unterricht aussetzen und mit Gevatterbriefen die umliegenden Dörfer belaufen, wenn nicht, wie es öfters geschah, der Pfarrer Lipsius, sein Gevatter, unterdessen die Kinder unterwies. Im Jahre 1849 legte er sein Amt nieder, lebte aber mit seiner Familie bis zu seinem Tode in dem Zimmer neben der Schule und betrieb die Tischlerei. Löwe führte den Tabakbau ein und verhandelte und fuhr den Tabak bis Bautzen. Der Kirchboden diente als Trocken- und Vorratsboden.

Am Ostgiebel des Schulhauses legte er eine Bienenhütte an. Bei dem großen Brande am 25. April 1839 brannte auch das Schulgehöft nieder. Den Sommer durch hielt Löwe in der Schenke zu Wierigsdorf den Unterricht und wohnte auch dort. Im Jahre 1845 wurde Pelkwitz abgezweigt und nach Paserin eingeschult. Die Kauler Kinder besuchten stets die Schule in Ziekau; die Zaucher desgl. die in Casel. Löwe liegt in einem Gewölbe rechts am westlichen Eingang zum alten Friedhof begraben. Die kleine, schwächliche aber energische Person des Löwe hat unstreitig viel Gutes in der Gemeinde gewirkt. Seine Pfarrer und Schulinspektoren am Orte waren die beiden Lipsius, Vater und Sohn. Das Verhältnis zum älteren Lipsius soll kein gutes gewesen sein. Letzterer weckte Löwe, der neben der Kanzel saß und eingeschlafen war, öfter nach der Predigt durch lauten Zuruf vor der Gemeinde. Wenn Lipsius früh nach Pelkwitz ging, wählte er den Weg hinter den Gärten, damit Löwe ihn nicht sehen sollte, auf diese Weise nicht mit dem Pfarrer zum Gottesdienst erschien und so Lipsius Gelegenheit hatte, dem Lehrer Aerger zu bereiten.

Der Nachfolger Löwes war

Johann Gottlob Kschicho,
der vom 1. April 1849 — 23. Febr. 1884 in G. amtierte.

Kschischo wurde am 2. April 1820 zu Missen b. Vetschau geboren als Sohn eines Landmanns. Seine Ausbildung erhielt er auf dem Seminar zu Alt-Döbern. Anstellung im Schuldienste fand er zuerst im Nachbardorfe Kreblitz. Von da siedelte er zum 1. April 1849 als Lehrer nach Gießmannsdorf über und wirkte hier bis 1884 in großem Segen.

Er starb am 23. Februar 1884 und trat an seine Stelle der Lehrer Ferdinand Krüger. Geboren am 22. September 1860 zu Kobbeln bei Neuzelle als Sohn eines Bauerngutsbesitzers erhielt er seine Ausbildung auf dem Seminar Neuzelle (1877 bis 1880) und war zuerst Lehrer in Rückersdorf bei Dobrilugk. Von dort ging er am 1. Mai 1884 nach Gießmannsdorf, welche Stelle er am 1. April 1902 mit der eines Hausvaters am Deutschen Pestalozzi-Stift in Lankwitz bei Berlin vertauschte. Ihm folgten die Lehrer Konrad Poesicke und Schulze, welcher letzterer noch jetzt in der dortigen Stelle amtiert.

Die in der geschilderten Zeit in Gießmannsdorf tätigen Geistlichen waren:

Michaelis, Peter Müller, Wenk, Grünberg, Gottlieb Lipsius, Friedrich Lipsius, Reppin, Wagler, König, Siemann, Spanner, Hartmann.

Eine Urkunde des Kalands in Neuruppin.

Von Wilhelm Anton Wegener.

Über die inneren Einrichtungen des Kalands in Neu-Ruppin gibt eine Urkunde vom 14. März 1391 in ausführlicher Weise Auskunft. Die Urkunde ist von dem Bischof Johannes Wöplitz ausgestellt, einem verdienstvollen und hochgeachteten Geistlichen, von welchem sich das Volk erzählt, er sei gar nicht unter seinem Grabdenkmal im Havelberger Dom bestattet, sondern er ruhe in einem goldenen Sarge an den nach dem Vorwerk Wöplitz zu bei Havelberg gelegenen steilen Abhängen. Das lateinische Original der Urkunde ist in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis A, XXV, 48, abgedruckt und hat in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut: „Johannes. von Gottes Gnaden Bischof der Kirche von Havelberg, wünscht den angesehenen Männern, den gegenwärtigen und zukünftigen Altaristen oder den Leitern der Altäre der zu unserer Diözese gehörigen Kirche der seligen Jungfrau Maria (der Pfarrkirche) in Neuruppin Seelenheil und aufrichtige Liebe im Herrn. Es ist uns von eurer Seite ergebenst mitgeteilt, wie ihr in frommer Anregung an bestimmten Tagen im Jahr brüderliche Versammlungen, gewöhnlich der Kaland genannt, eifrig abhaltet und den Gottesdienst nach Kräften befördert und wie ihr nach euren Bestimmungen für Lebende und für Tote die geistlichen Amtshandlungen abhaltet und zur Vergebung eurer Sünden auch noch andere Werke der Barmherzigkeit tut und uns untertänig habt bitten lassen, wir möchten euer Gesuch hierbei be-

willigen und alles dieses mit unserer Machtvollkommenheit geneigtest und besonders in den nachstehenden Artikeln bestätigen. Zuerst soll jeder Geistliche von eurer Genossenschaft verpflichtet sein, einmal in jeder Woche im Jahr eine Messe von der seligen Maria, der ruhmreichen Jungfrau, für das Seelenheil der lebenden Brüder und Schwestern der genannten Genossenschaft feierlich abzuhalten mit dem Schluß: Gott, welcher die Gaben der Liebe. In gleicher Weise und auch in jeder Woche im Jahr eine Messe für die Toten, wenn er nicht durch die Feier eines Festes hieran verhindert ist. Ferner sind die Geistlichen ebenso wie auch die zu niederen Ordnungen gehörigen Kirchendiener der genannten Genossenschaft verpflichtet, täglich für das Seelenheil der lebenden Brüder und Schwestern den (57.) Psalm: Gott möge sich erbarmen, zu beten mit dem Schluß: Gott, welcher die Gaben der Liebe, dagegen den (130.) Psalm: Aus der Tiefe, mit dem Schluß: Komm Gott du Spender, für die Ruhe der Toten, und die nicht zu den Kirchendienern gehörigen Brüder und Schwestern sollen siebenmal das Gebet des Herrn und siebenmal den Gruß des Engels (das Ave Maria, Luk. 1,28) für die Lebenden und auch ebenso oft dasselbe täglich für die Toten sprechen. Außerdem sollen jährlich die Brüder eurer genannten Genossenschaft zugleich in der Kirche der seligen Jungfrau Maria in Neuruppin, in der Art zusammenkommen, daß dem Pfarrer dort hieraus und aus den nachstehenden Bestimmungen kein Nachteil entsteht, und dieses soll an vier weiterhin näher bezeichneten Tagen geschehen und an jedem dieser Tage sollen sie zwei Messen mit den vorher angegebenen Schlußandachten abhalten. An dem ersten Tag, zu welchem der Donnerstag nach dem Fest der Reinigung der Jungfrau Maria (nach dem 2. Februar) bestimmt ist, soll die erste Messe für die Toten, die zweite über die selige Jungfrau abgehalten werden. An dem zweiten Tag, welcher am Donnerstag nach dem Sonntag Jubilate feierlich begangen werden soll, wird die erste Messe für die Toten, die zweite über den Leichnam von Christus abgehalten. An dem dritten Tag, für welchen der Donnerstag nach dem Fest des seligen Apostels Jakobus (der Donnerstag nach dem 25. Juli) angesetzt ist, soll die erste Messe wieder für die Toten und die zweite über den Leichnam von Christus in gleicher Weise mit Gesang abgehalten werden. An dem vierten Tag, welcher an dem Donnerstag nach dem Fest des seligen Bischofs Martin feierlich begangen werden soll, wird die erste Messe für die Toten, die zweite über die selige ruhmreiche Jungfrau abgehalten, und bei jedem der eben schriftlich festgesetzten Tage sollen an den den genannten Donnerstagen vorhergehenden Mittwochen Abendandachten für die Toten von denselben Brüdern mit Gesang abgehalten werden. Auch soll jeder Geistliche von der genannten Genossenschaft an jedem der eben bestimmten Tage eine Messe für die Toten feierlich abhalten. Wenn er aber hieran verhindert sein sollte, sodaß er an diesem Tag die Messe nicht abhalten kann, so hat er sich bei dem Leiter oder Dekan eurer Genossenschaft deswegen zu entschuldigen. Auch soll jeder Bruder, welcher bei den gottesdienstlichen Handlungen nicht beschäftigt ist, oder jede Schwester an jedem der vorher angegebenen Tage dreißig Vater-unser am Abend für die Abendandachten und ebensoviele früh während der Messe sprechen. Da nun die an den genannten Tagen für die Ausbreitung des

Gottesdienstes versammelten Brüder keine Mittel haben, um im Namen der genannten Genossenschaft gespeist zu werden, so erläßt die Anordnung, daß von eurem eigenen Vermögen für die versammelten Brüder und Schwestern nach Maßgabe der obigen Angaben die Speisen in der Art verabreicht werden, daß jeder Bruder der Reihe nach zur Vergebung seiner Sünden verpflichtet ist, wenigstens an einem der vorher angegebenen Tage für die Brüder eine Abendmahlzeit herzustellen und bei derselben für eine Suppe mit Zutaten, am Morgen aber ein Mahl aus nicht zu kostbaren, sondern gewöhnlichen, in vier Töpfen vorschriftsmäßig hergestellten Speisen zu bereiten. Doch soll der Bruder, welcher ein solches Mahl bereitet, nur mit besonders hierzu erteilter Erlaubnis des Dekans und der Brüder einen Fremden zu dem Mahl einladen. Wer aber von den Brüdern oder Schwestern zu den vorher genannten Versammlungen oder Tagen nicht kommt, und sich deswegen nicht mit einem ausreichenden Grund bei dem Dekan und den Brüdern entschuldigen kann, der soll zur Strafe ein Pfund Wachs für die Lichte der genannten Genossenschaft liefern. Auch soll jeder Geistliche von der vorher genannten Genossenschaft, so oft er eine Messe abhält, der lebenden und verstorbenen Brüder in dem Meßkanon und an passenden Stellen im allgemeinen gedenken. Ferner sobald von dem Tode eines Bischofs unserer Havelberger Kirche den Brüdern der genannten Genossenschaft sichere Kenntnis da ist, dann sollen die Brüder gleichfalls zu seiner Totenfeier in Abendandachten, Messen und, wie vorher bemerkt ist, auch in anderer Art sich feierlich versammeln und demütige Gebete für seine Seelenruhe aussprechen. Übrigens soll jeder von den Brüdern oder Schwestern auch in dem Fall, daß er etwa abwesend wäre, an den einzelnen vorher genannten Tagen zwei Zahlpfennige zu mildtätigen Zwecken geben oder darreichen. Außerdem wenn etwa einer der Brüder oder der Schwestern von dieser Genossenschaft ohne seine Schuld in dürftige Verhältnisse kommen sollte, dann soll ihm ein jeder Bruder und eine jede Schwester von derselben Genossenschaft nach gemeinschaftlicher Beratung einen Schilling Pfennige (12 Pfennige) oder eine noch höhere Summe als mildtätige Gabe zur Unterstützung geben, so oft dieses den Brüdern gutscheint. Ebenso könnt ihr frei für alle die oben genannten und noch weiter schriftlich anzugebenden Personen einen von euren Brüdern zum Leiter (Rektor) oder Dekan wählen, wenn auf ihn die größere Stimmenzahl der Brüder gefallen ist, und dieser soll dann dafür sorgen, daß im allgemeinen und im einzelnen alles, was hier und weiterhin schriftlich festgesetzt ist, treu innegehalten wird, und er soll in Wort und Vorbild den Brüdern eine Mahnung daran sein, daß sie einen guten Wohltätigkeitssinn haben, züchtig leben, ihre Zunge vor Schlechtem bewahren, Gehässigkeit vermeiden, ihren Oberen gehorchen und, um es kurz auszudrücken, so leben daß sie sich selbst zur Förderung, anderen aber nicht zum Anstoß Veranlassung geben, daß sie ihre Lasten gegenseitig tragen und wenn einer von ihnen einen gerechten Prozeß hat, daß die anderen ihm dann mit Rat, Hilfe und Unterstützung treu ihren Beistand leisten. Sollte aber einer von den Brüdern oder Schwestern das hier und weiterhin schriftlich Festgesetzte oder einen Teil von demselben innezuhalten sich beharrlich weigern, so soll er aus dieser Genossenschaft ausgeschlossen werden, wenn er nicht nach er-

folgter Ermahnung sich wieder anders besonnen hat. Wenn übrigens ein Bruder oder eine Schwester der genannten Genossenschaft einmal krank wird, dann sollen die Kämmerer dieser Genossenschaft bald einen solchen Kranken besuchen und ihn veranlassen, daß er sein Testament anordnet und macht, und sie sollen auch dafür sorgen, daß der genannte Kranke sobald als möglich ordnungsmäßig das Sakrament seines Seelenheils, das ist sein Abendmahl (im Original: Reisemahl, viaticum) oder seine letzte Ölung erhält. Wenn aber ein Kranker stirbt, so sollen die Kämmerer die Brüder alle besonders zusammenberufen, damit sie am Abend vor der Leichenfeier lange Abendandachten mit Gesang abhalten und am folgenden Tag zwei Messen für die Verstorbenen, zu welchen ein jeder Bruder und eine jede Schwester ihre Opfer darzubringen verpflichtet sind, und wenn die Messen und die Fürbitten ordnungsmäßig beendigt sind, dann ist die Leiche des Verstorbenen mit einem kirchlichen Begräbnis zu bestatten. Sollte hierbei einer von den Brüdern oder Schwestern nach einer Meldung vor dem Abscheiden des Bruders oder der Schwester absichtlich zu dem Leichenbegräbnis nicht kommen und sich deswegen nicht mit einem ausreichenden Grund bei dem Dekan und den Brüdern entschuldigen können, so hat er ein Pfund Wachs zu den Lichten der genannten Genossenschaft als Strafe zu geben. Ferner für die Seelenruhe der also abscheidenden Brüder oder Schwestern sollen die Brüder und Schwestern eurer genannten Genossenschaft die nachstehend schriftlich festgesetzten Hilfsleistungen noch besonders übernehmen, nämlich, daß ein jeder im geistlichen Amt stehende Bruder dreißig Totenmessen und ebensoviele Abendandachten abhält, die anderen aber dreißig Tage lang an jedem Tag dreißig Vaterunser sprechen. Hierzu sollen an den Begräbnistagen der Brüder und Schwestern der genannten Genossenschaft, wenn das Vermögen des Verstorbenen oder der Verstorbenen hierzu ausreicht, nach der schriftlichen Bestimmung hierüber die Brüder, welche bei der Leichenfeier zugegen waren, ein christliches Liebesmahl erhalten. Mit dem Wunsch nun unsererseits, daß der Gottesdienst mit möglichster Sorgfalt ausgebreitet werde, und mit der freundlich zustimmenden Billigung eures Versprechens hierzu erklären wir für uns angenehm und richtig die Einrichtung und die Vorschriften eurer genannten Genossenschaft in allen ihren einzelnen vorher angegebenen Artikeln und ebenso die in frommer Ehrfurcht von gläubigen Christen auch im Namen der genannten Genossenschaft gemachten Schenkungen oder Vermächtnisse und auch eure anderen lobenswerten und in Übereinstimmung mit den Rechtsgrundsätzen ausgeübten Gebräuche, und wir bestätigen auch diese mit unserer gesetzmäßigen Machtvollkommenheit im Namen Gottes mit sicherem Wissen durch die vorliegende Urkunde, und zugleich hiermit auch eure anderen Besitzungen und Güter, welche ihr etwa in der jetzigen Zeit zum Nutzen und im Namen der Genossenschaft selbst rechtmäßig innehabt und schon besitzt. Endlich erteilen wir wegen der Barmherzigkeit Gottes und im Vertrauen auf die Verdienste seiner Apostel Petrus und Paulus im Herrn barmherzig vierzig Tage Ablass von der ihnen auferlegten Buße allen und jedem wahrhaft Reuigen und Beichtenden, welche eure Genossenschaft mit hilfreicher Hand unterstützt oder dieselbe mit Wort, Tat oder Gunstbezeugungen ge-

fördert oder in Schutz genommen haben oder bei den Abendandachten und Messen gelegentlich der Gedächtnisfeiern der Brüder oder der Schwestern zugegen gewesen sind und sie andächtig mitangehört haben. Zu einem klaren Zeugnis für dieses alles haben wir die vorliegende Urkunde mit Anhängung unseres eigenen zuverlässigen Siegels vollziehen lassen. Ausgestellt in Wittstock am Dienstag nach dem Sonntag Judica (am 14. März) im Jahre des Herrn 1391.“

Kleine Mitteilungen.

Briefe des Feldpredigers Johann Friedrich Michaelis vom Kalksteinschen Regiment No. 25 in Berlin aus dem zweiten schlesischen Kriege. Mitgeteilt von Friedrich Wienecke. (Der Empfänger war der Kandidat der Theologie Christoph Hermanni, der als Informator im Hause des Seidenhändlers Langens weilte. Die Originale sind im Pfarrarchiv zu Krahe.)

Hochedler hochgelehrter Herr.

Insonders werthgeschätzter Freund!

Dero aufrichtigen Wunsch und eifriges Gebeth vor der Erhaltung meiner Gesundheit sind mir gewisse Beweise Ihrer Wohlgewohnheit gegen mich, und Dieselben können gewiß glauben, daß Sie ein gleiches sich an mir jederzeit zu versprechen haben werden. Von der Erkenntlichkeit so Sie mir in Dero Schreiben vor die, wie ich von Herzen wünsche, provitablen Condition anzeigen, bitte nur nichts weiter zu gedenken; denn das ist meine Schuldigkeit gewesen, zu welcher ich verbunden gewesen, wollte Gott ich wäre im Stande Ihnen weitere und mehrere Proben der Freundschaft zu erzeigen, ich würde darüber gewiß das aller dauerhafteste Vergnügen empfinden. Dero unermüdlichen Fleiß in Unterrihtung meiner mir ehemals anvertraut und sehr liebgewesenen Kinder, ist mir mehr als zuwohl bekannt, deshalb wünsche nichts mehr, als daß derselbe bey Ihren Untergebenen viele gute Früchte bringen möge. Und daß Sie dermahleins die herrliche Belohnung empfangen, welche der Herr auf eine so mühsame Unterrihtung zu geben verheißten hat. Wenn meine Zeit nicht so sehr kurz zugeschnitten wäre, so würde schon längst meine Schuldigkeit gemäß eher an Sie geschrieben haben. Allein Sie als ein aufrichtiger Freund nehmen es mir nicht übel, wenn Sie meine Geschäfte betrachten. Jetzt bin ich hier der einzige, dem die ganze Last aufliegt. Mehr als 800 Kranke habe ich zu besuchen und dabey muß ich doch meine öffentliche Arbeit allein auch verwalten, wie mir denn diese Woche besonders hart ist. Denn erstlich habe den Sonntag gepredigt, und wieder den Bußtag, des Sonnabends Vorbereitung, den Sontag wieder Predigt und Communion, und was dabey sonst noch vor Amtsgeschäfte vorkommen. Jedoch der Herr hilft immer aus. Was mich noch sehr aufrichtet, ist dieses, daß sowohl die Hr. Officirs als auch die Gemeinen viele Liebe vor mir hegen, und dieselben bey aller Gelegenheit an den Tag legen. Es ist der Herr General Bredo

als Commendant dieser Stadt, und der Graf Chotutius, qui, nebst meinem Herrn Obristen sehr gnädig gegen und muß ich dieselben täglich besuchen. Die Wohlgewogenheit so das werthe Langnerische Hauß gegen mich noch spüren läßt, ist mir sehr angenehm. Bitte deßhalb meine ergebenste Hochachtung sowohl Herrn als Mad. Langner gütigst anzuzeigen und mich Ihrer Freundschaft bestens zu empfehlen. Die genoßene Güte werde ich nie vergeßen so Gott davor täglich um Vergeltung anrufen. Was die gütige offerte der Mad. Langner in puncto des Thee anbelangt, erkenne mit schuldigem Dank, und würde Selbige als einen nochmaligen Beweiß Ihrer Güte erkennen, wenn Dieselben davon etwas überschicken wollten mit der Bitte den Preis davon sogleich mitzumelden. Ich habe zwar auch um ein paar Pfund Knaster gebethen, allein aus einem Schreiben habe erfahren, daß Madame denselben erst nach der Franckfurter Messe schicken will, welches mir aber zu lange fällt, deßhalb ich hier Anhalt gesucht, inmaßen ich einen recht guten Freund von Berlin aus des Hr. Spener und dem Haudischen Buchladen habe kennen lernen, der mir damit an die Hand gehen kann. Dieser ist hier wohnhaft und mein beständiger Gesellschafter. Doch dieser 2 punct belieben Sie nur mit Madame allein zu sprechen, bey bequemer Gelegenheit. Ich habe jetzt des ehrlichen alten Würfels sein gewesenes Quartir bezogen, welcher vielmals grüßen läßt. Sie brauchen mein Quartir nicht mehr auf den Brief zu melden; denn sie kennen mich schon in der Post, und der Hr. Post-Meister ist ein guter Freund von mir. Den alten ehrlichen und getreuen Freund den Hr. Wirbitz bitte viel 00000000 mahl zu grüßen und auch den Hr. Baron, sobald ich werde können, werde auch an ihnen schreiben. Zugleich bitte mir fernerhin Dero geehrte Briefe freundschaftlich aus und verbleibe lebenslang

Ew. HochEdelgeborener Herr

Meines Hr. Bruders werthgeschätzten Freund

Dero

aufrichtiger Freund und Diener

Michaelis.

Glogau den 1. Mart. 1745.

In Eil: Sie schreiben von einem Brief, den ich bestellen soll; ich habe aber keinen bekommen. Adieu Vertas quaeß:

P. S. Sie werther Freund werden so gütig sein und gegenwärtige Commission durch Carte an seine Frau Mama bestellen laßen. Nehmlich ich erinnere mich, daß Madame Langner ein Waßer machen können vor den rothen Augen. Nun ist hier eine officier Frau unterm Bataillon, welcher schon über 10 Wochen an solche rothen Augen laboriret und hat soviel davor gebraucht, es will aber nicht anschlagen und sie wird dadurch ganz elend, als würde mir Mad. Langner eine überauß große Gefälligkeit erweisen, wenn dieselben mir etwas von diesem Wasser überschicken wollten mit ehester Post. Ich habe dieses Wassers erwähnt und die Frau von Unruhen hat mich inständigst geflehet, deßhalb zu schreiben, damit Sie Ihre Schmerzens loßwürde. Ich zweifle nicht, Mad. Langnern werden nach Ihrer mir bekannten Güte gegen Kranke, sich auch ein Vergnügen machen, dieser Person zu helfen.

Adieu.

HochEdler Hochgelehrter Herr
Mein Insonders wertheschätzter Freund!

Ich kann aus Dero langwierigem Stillschweigen nichts anders schließen, als daß Sie und mein alter ehrlicher Freund der Herr Wirbitz mein vom 21. May datirtes Schreiben nicht müßen erhalten haben. Wo die panduren geglaubt haben geheime Staatsaffairen darin zu finden, so freue ich mich, daß sie sich dießmahl betrogen, doch wäre es eben keine absolute Nothwendigkeit gewesen, daß solch liederliches Gesindel Briefe guter Freunde durch suchte. Doch wozu dienet dieser Eifer? es hat mir von diesen doch nicht verbothen werden können, dasjenige nochmals zu schreiben, wenn sie Lust haben, es nochmals zu lesen, so können sie herkommen. Dem Höchsten sey Danck daß Ihnen der Paß verhaßen worden, ob sie gleich denen lügenhafte Berichten biß unter die Canonen an Breßlau streiften und Contribution ausschreiben sollen. Es ist wahr, sie kommen nicht nur biß unter die Canonen von Breßlau, sondern sie kommen auch wirklich hinein, aber Contributionen schreiben sie nicht aus, denn die haben sie genug bekommen, und ihre mit Bluth bespritzten Kleider sind Zeugen davon, und sie fangen es nun an zu zugestehen daß die preußen keine solche furchtsamen Leute sind, wie ihnen vorher weiß gemacht worden. Aber warum falle ich Ihnen mit einer Beschreibung von Leuten beschwerlich, bey denen man wenig Menschlichkeit antrifft? Ich will lieber mein Vergnügen in der Erinnerung unserer alten Freundschaft suchen und Ihnen bitten, dieselbe doch nie aufzuheben, von meiner Seite versichere Ihnen ein gleiches. Ich lebe in den Breßlauischen Mauern noch ziemlich vergnügt, aber wer weiß wie lange. Ich habe schon von weitem ein Vögelchen singen hören, als würden wir mit nächsten nach Oberschlesien zum Nassauischen Corps stoßen, alß wo unser General auch commandirt. Der Höchste hintertreibe solches. Bey der Armée in Böhmen ist gottlob noch rechte gute Zeit und wird von hier aus täglich auch proviant, fourage und Geld dahin abgeführt. Gott gebe unserm allergnädigsten Könige fernerhin Glück und Sieg wider seine Feinde, a propos Wen haben die Berliner zum Kayser erwählt? hier wählt man täglich einen andern, und es kommt nie zu Stande, Was beweist das? (Name unleserlich) muß ein wankelmüthiger Mensch seyn. Sollte die Antwort wohl ihre Richtigkeit haben? Ich überlaße sie Ihrem Urtheile. Wir bekommen hier viel Niederrheinische Gulden unter dem Tractamente, auf welchen die rubric steht da pacem domine diebus nostris, und ich schäme mich einen auszugeben, weil ich glaube, daß der Friede desto eher erfolgen werde, wenn ich viele dergleichen besitze, weil ich sie aber doch ausgeben muß, so glaube ich immer daß der Friede noch weit entfernt sey. Wundern Sie sich nicht, daß ich so aufgeräumt bin; ich divertire mich heute ganz solo mit Kottwitzer Bier, so wir hier jetzt bekommen können, ich glaube, ich würde noch vergnügter seyn, wenn ich es in Berlin bey Ihnen trinken könnte, vielleicht hätte es mehr spiritus als das hiesige. Wie geht es Ihnen denn, werthester Freund, ich versichere, daß ich an Ihrem Glück aufrichtig theilnehmen werde. Was macht denn der alte Wirbitz? Habe ich 10 000 Thl. gewonnen, oder nicht? Das letztere glaube ich. Hat er die Lose erneuert? Was bin ich schuldig? Ich

will auch den letzten Heller zahlen. Geben Sie ihm auch einliegenden Brief. Ingleichen haben Sie die Güte den Brief an meine Mutter, an Mad. Langner abzugeben und zu bitten, daß sie selbigen sogleich zu bestellen die Güte habe, weil sie mir versichert, daß, wenn ich Briefe an meine Mutter schreibe, ich sie Ihr nur überschicken solle, sie wolle sie gleich davor sorgen, daß sie meine Mutter bekäme. Übrigens wünsche ich Ihnen von Herzen alles wahre Vergnügen und verbleibe lebenslang mit aller Hochachtung

HochEdler Hochgelehrter Herr

Mein Insonders Wohlgeschätzter Freund

Breslau, den 20. July 1745.

Dero
getreuer Freund
Diener
Michaelis.

P. S. An das ganze Langnersche Haus meine gehorsamste Empfehlung. Adieu tausendmahl.

P. S. Bitten Sie doch Mons. Langnern, daß er mir die Liebe thut und einmal, wenn er Zeit hat, bey dem Hr. Dr. Fabern geht, daß er mir einen Catalogum von meinen dortigen Büchern mache und mir selbigen überschicke, ich will Ihm gerne (unleserlich).

HochEdler Hochgelehrter Herr!

Insonder Hoch und werthgeschätzter Freund.

Mit Verlangen habe ich gehoffet eine Antwort auf mein an Sie abge-
laßenes Schreiben zu bekommen, ja ich glaubte gar, als wäre Ihnen mein
Brief unangenehm gewesen, biß ich eben jetzo als den 7 Oktober Dero Zu-
schrift vom 5. Aug und des ehrlichen Hr. Wirbitz seinen vom 3 Aug. in
einer Einlage von meinem gnädigen Hr. General bekomme. Dero Briefe
haben besondere Schicksale erlitten. Sie sind aber von dem Tage, da wir
von Breßlau schleunigst ausmarschiren mußten, daselbst eingetroffen, und weil
niemand anders glauben konnte, als wir würden zur Armée in Böhmen
stoßen, so hat der Postsecretair, welcher mein guter Freund ist, diese Briefe
recta à l'Armée in Böhmen adressirt, daselbst haben sie sich von einem Orte
zum andern herumgetrieben und weil niemand unser Regiment daselbst finden
konnte, so hat das Feld-Post-Amt endlich erfahren, daß der General Kalsow
in Oberschlesien ein Corps commandirt, welches also geglaubt, sein Regiment
würde auch dastehen und also den Brief dahin abgesandt, da er denn auch
das Glück gehabt nun dem Hr. General eingehändigt zu werden, welcher
denselben mit sich geführet, hiß in die Mährische Dörfer und von da aus hat
er an mich geschrieben und diese Briefe von 2en meiner besten Freunde
übersandt. Sie können nicht glauben, wie dieselben Briefe aussahen, die
Tinte ist ganz verloschen, habe also wenig davon lesen können. Erkenne
aber doch daraus so reichlich daß Sie beyderseits werthgeschätzte Freunde
noch fortfahren Dero Liebe gegen beyzubehalten, bitte also gleiches von mir
jederzeit zu erwarten. Den Thl. wird Hr. Wirbitz wohl bekommen haben,
indem ich gemuthmaßet, daß sogleich ausgelegt, danke demselben also
herzlich und will gerne wieder dienen Eben jetzo habe ich die beste Ge-

legenheit bekommen an Sie zu schreiben, inmaßen der Hr. Hauptmann v. Bode den österreichischen General Berlichingen von hier nach Berlin an den Grafen v. Haack escortiret, der also gegenwärtiges Schreiben an Sie mitgenommen; in Eile muß ich Ihnen also berichten, daß ich jetzt mit dem ganzen Regimente mich in Glogau befinde, und daß viels zu thun habe, wir haben anjetzo gottlob 3000 Gefangene hier, die wie Kraut und Rüben untereinander liegen, und also sehr krank, weil aber viele evangelische darunter, so muß ich öfters zu Ihnen hinein und den lieblichen Geruch mit empfinden. Die Gäste sind uns gar nicht angenehm. Wie lange wir aber hier stehen werden, weiß ich nicht gewiß zu melden. Gott gebe Frieden! Wegen der bey Trautenau erfochtenen glorreichen Victorie haben wir hier den 3. Oktober auf allergnädigsten special Befehl über die Worte des 62 Psalms und dessen 12 Verses eine Danck-Predigt halten müssen, welches ich erstlich des Sonnabends um 8 Uhr Abends erfahren, da ich erstlich über das ordentliche Evangelium studiret, nachher aber weil der Hr. Commandant mir von einer Danck-Predigt sagte, auch auf diese mich bereitete, biß endlich den Text kriegte und also die 3. Predigt machen mußte. Sie können leicht erachten, daß da von Schlaf nichts geworden, doch Gott sey gelobt, der auch hierzu Kraft gegeben. Unsere Armée ist bey der Schlacht nur 22 000 stark gewesen und nicht wie Hr. Rüdiger schreibt 35 000. Gott sey herzlich gepriesen, der auch hier uns beygestanden. Es würde uns übel gegangen seyn. Nahe bey Gl. an der sächsichen Grenze stand schon ein Corps sächsischer (Wort unleserlich), die uns sogleich würden besucht haben, und im Gebirge war es eben so angestellt, wo sie die endsetzlichen Grausamkeiten ausgeübt haben. Der Geheimde Rath Reichel und Müller welche gefangen gewesen, sollen schon wieder ausgelöset seyn. Wie groß eigentlich der Verlust beyder Arméen gewesen, kann noch nicht bestimmen weil die Liste derer noch nicht heraus ist. Gott stehe uns ferner bey. Mein lieber Freund haben sie doch die Güte und bestellen mir bey Hr. Wändeln noch ein paar Schuh und wenn sie fertig sind bitten Sie nur Madam Langnern, daß Sie selbige ohnschwer einpackt und das Geld solange auslegt, ich schicke es sogleich wieder. An das ganze werthe Langnersche Hauß meine ganz gehorsamsten Empfehlungen, ich hätte gerne auch geschrieben, aber die Zeit ist zu kurtz. Ingleichen meinen lieben Herzens Freund den Hr. Wirbitz, wie auch den Hr. Köppen, Herrn Koethen, den alten guten Freunden meine vielen Grüße, der ich übrigens in alter Aufrichtigkeit lebenslang verharre

HochEdler Hochgelehrter Herr

Mein Insonders wohl und hochgeschätzter Freund

Dero

bereitwilligster Diener

Michaelis.

Glogau, den 12. Oktober 1745.

„Schlecht und recht“ zum Beispiel sich durchs Leben schlagen heißt in das Neudeutsche übertragen, einfach, gerade und aufrecht durch das Leben gehen. Schlecht hat im Sprachgebrauch seine alte Bedeutung eingebüßt, denn ein „schlechter“ Mensch ist heute ein Schimpf geworden.

Gerade so erging es dem Mastdarm, d. i. gemästeter Darm, seiner Fettumhüllung und Schlüpfrigkeit wegen, der ehemals bei den Schlächtern und Chirurgen der „Schlechtsdarm“ hieß, weil er ganz gerade zum After führt, und altdeutsch schlecht oder sleht gerade, eben und im Sinne von schlüpfrig bedeutet. Im Niederdeutschen hieß dieser dann „slakke“ wegen seines Fettreichtums, vom gotischen slaihts = schlüpfrig, daher Schlackwurst die im Fettdarm gestopfte Wurst bedeutet. Mit Schlick bezeichnen wir heute noch den schlüpfrigen Tonniederschlag in Flußbetten, am Meeresboden. Sprachverwandt ist damit auch „Schlichte“, die aus Leinsamen oder Stärkemehl bereitete klebrige Masse, welche bei der Weberei Verwendung fand, um die Fäden glatt und steif zu machen, damit sie nicht rauhen und reiben, oder gar abreißen sollen.

In der Tischlerei gebraucht man noch immer den Schlichtehobel, um die unebenen Bretter zu schlichten, d. h. dieselben gerade und eben zu machen, zu glätten.

Karl Wilke.

Zwei Rätsel aus der südlichen Uckermark.

- 1., Klappermann*) un Tappermann**) (tappern, tappeln = stapfen)
 Rennen den stylen Barch (Berg) henan,
 Klappermann rennt no(ch) so sihr (sehr)
 Tappermann kümmt do(ch) vel ihr (eher).
- 2., Hinger unsen Huse (Haus)
 Woahnt 'ne Pimpampuse (Klangnachahmung des Tröpfelns)
 Wenn de lewe Sünne (liebe Sonne) brennt
 Denn de Pimpampuse vlännt (vlännen eigentlich waschen, die Augen waschen)
 flennen)
 (de Istappen = der Eiszapfen.)

Karl Wilke.

*) Klappermann = Wagen.

**) Tappermann = die Bespannung desselben.

8. (6. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 24. September 1911.

Besuch der Rüdersdorfer Kalkberge unter Führung des Herrn Professors Zache.

Mit wenigen Schritten erreicht man vom Bahnhof Rüdersdorf den Einflußbereich der Kalkindustrie. Denn gleich neben der Chaussee ragen die bestaubten Gebäude und Schornsteine einer großen Cementfabrik empor, die ihr Material z. T. von hier bezieht. Die Fabrik ist in jüngster Zeit von der Adler-Portlandcementfabrik angekauft worden. Auf der anderen Seite der Straße zieht sich ein anmutiges Tal entlang, dessen Ufer ziemlich schroff in die Höhe steigen und dessen gegenüberliegende Kante mit einigen stattlichen Gebäuden besetzt ist, die schon durch ihr Aussehen verraten, daß sie zum Betriebe des Bergwerks gehören. Im Grunde des Tales zieht sich ein ansehnliches Wasser hin, das Mühlenfließ, das der Schifffahrt dient und nach Westen abfließt. Die Abhänge sind mit Häusern und Gärten dicht bedeckt, und diese Kolonie führt den Namen Hinterberge.

Wir folgen aber der Straße nicht, sondern betreten durch eine für gewöhnlich verschlossene Pforte die Geleise der Eisenbahn, welche den Zugang zu den Förderanlagen des Bergwerks bilden, und die uns auf einer hohen Brücke über das Tal hinweg in die Mitte des Betriebes führen. Dies ist ein ausgedehnter Platz, der von zahlreichen Eisenbahngleisen dicht durchzogen wird. Die Schienen führen sowohl zum Bahnhof als auch zu der Cementfabrik, und einige enden vor dem sog. Bremsberg, einer sehr zweckmäßigen Einrichtung. Sie stellt eine schiefe Ebene dar mit zwei Paar Schienen, und auf dem einen Paar rollen die gefüllten Wagen zum Tal hinab, während sie gleichzeitig auf dem anderen Paar die leeren in die Höhe ziehen. Die schiefe Ebene endet am Ufer eines Hafens neben dem Mühlenfließ, dessen Ufer dicht mit Steinhäufen besetzt sind, die auf die Verschiffung warten. Die Geleise beginnen endlich scheinbar unter einem hohen Gerüst, das mehrere große horizontal liegende eiserne Räder trägt. Es ist der

Anfang für eine neue schiefe Ebene, welche die Wagen aus dem alten Tiefbau herauf- bzw. hinabfördert. Über den Rädern läuft ein Seil, das in einem benachbarten Hause endet, wo es sich auf zwei konischen Trommeln ab- bzw. aufwickelt, während es die Wagen bewegt.

Nicht weit von diesem steht ein zweites Gebäude mit der Wasserhaltungsmaschine, die dafür sorgt, daß die Brüche trocken sind. Die große Pumpe macht in der Minute 25 Hub und fördert mit jedem 1300 l Wasser, die unterirdisch durch einen Stollen zum Mühlenfließ strömen. Zwischen beiden endlich steht das Maschinenhaus mit den Dampfkesseln. Wenn die Eisenbahnwagen auf der schiefen Ebene bergauf und bergab gehen sollen, so werden sie vorher von einem Rahmen erfaßt, der ebenfalls auf Schienen läuft, die ein wenig höher liegen und der mit dem Seil verbunden ist.

Die schiefe Ebene schneidet tief in den Kalkstein ein, und man erkennt beim Absteigen die ersten Züge vom Bau des Schichtensystems. An ihrem Fuße mündet ein kleiner Graben in eine Höhle der Wand und läßt sich hier mit den Augen ein Stück in die Felswand hinein verfolgen. Es ist der schon oben erwähnte Abzugsgraben, der unter der Pumpe endet.

Von dieser Stelle aus hat man den besten Einblick in die Lagerung des Rüdersdorfer Kalksteins. Man erkennt parallele Linien an der Längs- und Querwand, welche Bänke oder Schichten aus Kalkstein von einander trennen. In der Längswand des Bruches laufen diese Linien parallel zum Horizont und in dem Einschnitt der schiefen Ebene sowie in den Querwänden fallen sie unter einem Winkel von 17° bis 25° zum Horizont ein und zwar nach Norden.

Der Kalkstein hat sich auf dem Grunde des Meeres gebildet und ist daher ein echtes Schichtgestein, und deshalb müssen die Bänke auch ursprünglich eine horizontale Lage gehabt haben. Bei der Erschütterung der Erdkruste in Zeiten von Erdbeben zerriß die Erdrinde in Schollen, und diese verändern ihre Lage. Die Rüdersdorfer Scholle hat sich ein klein wenig von Süd nach Nord aufgekippt, d. h. sie hat sich schräg gestellt. Der Kalkstein ist entstanden durch Anhäufung eines Pulvers, das von zerriebenen Schnecken- und Muschelschalen herrührt. Man findet im Gestein vielfach auch ganze Gehäuse von Schnecken und Schalen von Muscheln. In der Regel aber sind beide nicht mehr erhalten, sondern man trifft nur die Ausfüllung an, den Steinkern, denn der Wohnraum des Tieres füllte sich mit dem Schlamm an, der erhärtete, während die Schale zerfiel. Jenes Meer muß dicht bevölkert gewesen sein, daher war es flach und erhielt vom Festlande her reichlich Zufuhr an Nahrungsmaterial für seine Bewohner. Diesen Umstand bestätigen auch die Zwischenlager aus Ton, wodurch die Schichtung zustande kommt. Der Ton ist natürlich ebenfalls durch die Flüsse vom Festland aus ins Meer gebracht worden. Man darf dabei auch an besondere Umstände,

z. B. an regenreiche Jahre denken, die von Zeit zu Zeit eine bedeutendere Zufuhr bewirkten. Jedenfalls aber nahm eine derartige Anhäufung von Material viele Jahre in Anspruch, und es haben sich auch wohl Veränderungen aller Art, z. B. klimatischer Natur, vollzogen, worauf das Aussehen des Kalksteins hindeutet. Es gibt Schichten von blauer und solche von gelber Farbe, und die ersteren sind reicher an Ton als die letzteren. Vor allen Dingen hat sich die Tiergesellschaft verändert, es sind z. B. Tiere eingewandert oder eine Art hat sich besonders lebhaft vermehrt, so daß man wegen ihres reichen Vorkommens die Schicht nach ihr benannt hat. Wie man überhaupt in der Geologie die Versteinerungen benutzt, um die Zeit zu bestimmen und die Schichten zu gliedern. Man spricht in unserem Fall von unterem, mittlerem und oberem Muschelkalk und der untere ist 157 m mächtig, der mittlere 60 und der obere 46 m.

Aus diesen Zahlen ergibt sich schon von selbst, daß im unteren Muschelkalk sich der Steinbruchsbetrieb abspielen wird. Er gliedert sich wieder in zwei Stufen, in den blauen und den gelben. In früheren Zeiten wurde nur der gelbe, der obere, gewonnen und weiter verwertet, weil der blaue sich nicht brennen ließ. Gegenwärtig aber wird auch der blaue sehr eifrig abgebaut, weil er sich sehr gut zur Darstellung von Zement eignet, wozu er trotz seines Tongehaltes noch weiter mit Ton vermischt und gebrannt wird. Der Zement hat in den letzten dreißig Jahren den gewöhnlichen Mörtel vielfach als Bindemittel verdrängt und wird jetzt besonders bei Betonbauten verwendet. Aber auch der gebrannte Kalk hat in allerjüngster Zeit wieder eine neue wichtige Bedeutung erlangt, nämlich als Zusatz zu Sand bei der Herstellung des Kalksandsteines, der dem Ziegelstein energisch Konkurrenz macht, indem man Sand und Kalk unter hohem Druck zu einem festen Stein vereinigt. Der gelbe Kalkstein besitzt einige Schichten von auffallender Beschaffenheit. Man unterscheidet z. B. die schaumige Lage, wenn sich kleine runde Poren im Gestein finden, ferner die madige Lage, kenntlich an den zertrümmerten Muschelschalen und endlich die nähtige Lage. Diese ist die interessanteste, weil sie an die Verknüpfung der Schädelknochen erinnert. Es zeigt sich eine Reihe von senkrechten parallelen kurzen Stielchen, die etwas gegeneinander verschoben sind. Manchmal findet man auf einem Stielchen noch eine Muschelschale und glaubt daher, daß diese Gesteinsbeschaffenheit durch Druck und Verschiebung entstanden sei als das Gestein noch nicht fest geworden war.

Der mittlere Muschelkalk ist nur in den nördlichen Einschnitten, den Eingängen zu den Brüchen angeschnitten. Es mögen hier noch einige Zahlen aus der Geschichte des Rüdersdorfer Steinbruchbetriebes angeführt werden. Nach dem Jahre 1250 entdeckten die Zinnaer Mönche, die in dem benachbarten Kagel ein bescheidenes Kloster

unterhielten, den Kalkstein und werden ihn wohl vielfach beim Bau der ersten Kirche in der Nachbarschaft verwertet haben. Von den Mönchen erhielten einige Städte, z. B. Strausberg, Berlin und Fürstenwalde, Anteile an dem Bruch. Diese wurden den Städten auch nach der Säkularisation belassen, doch gingen sie ihnen im Laufe der späteren Zeiten verloren, und nur Berlin behielt seinen Anteil und zwar wohl allein deshalb, weil es der eifrigste Abnehmer war. In früherer Zeit wird der Abbau wahrscheinlich höchst einfach, nämlich mit Brechstangen bewerkstelligt worden sein, und die Abfuhr geschah zu Wagen. Das jetzt in Gebrauch befindliche Verfahren ist aber auch schon alt. Es besteht darin, daß man den Berg unterfährt durch rechtwinklig sich kreuzende Tunnel, so daß in gewissen Abständen Pfeiler stehen bleiben. Diese werden mit den nötigen Bohrlöchern versehen und durch Sprengstoff zertrümmert, so daß sie einbrechen, wobei die darüber ruhende Wand zusammenstürzt. Bei dieser Gelegenheit zerbrechen die Steinbänke, und die Trümmer können bequem abgelesen werden. Und zwar werden im Winter die Höhlen ausgearbeitet und im Sommer die Sprengungen vorgenommen. Bei der Herstellung der Höhlen werden moderne Sprengstoffe benutzt, indem man zuerst mit Meißel und Hammer metertiefe Löcher in das Gestein treibt, wonach es stückweise abgesprengt wird. Man nennt das Absprengen einer ganzen Wand einen Bergsturz, und man verwendet bei dieser Gelegenheit noch das alte Schwarzpulver, weil es das ungefährlichste Material ist, wenn ein Schuß versagt hat. Ein Bergsturz verläuft in folgender Weise. Die Bergleute versorgen zunächst jedes Loch mit Pulver und Zündschnur, darauf zündet ein Mann zwei benachbarte Zündschnüre an und zwar alle Leute zu gleicher Zeit auf ein Kommando. Nun wandern sie von der Wand weg und begeben sich hinter Schuppen oder Vorsprüngen der Bergwand in Sicherheit. Wenn auch der letzte schon lange verschwunden ist, vergeht noch viel Zeit, bis der erste Schuß losgeht. Darauf aber folgt Schlag auf Schlag wie bei einem Geschützfeuer und dabei fliegen aus der Wand Gesteinsstücke in hohem Bogen weit hinaus. Endlich löst sich die Wand oben ein Stückchen ab und stürzt mit mächtigem Krach in sich zusammen, wobei sie sich natürlich in dichten Dampf hüllt. Auch nachdem der Trümmerhaufen sich gesetzt hat, ertönen noch ab und zu Schüsse, und von der neuen Wandfläche stürzen endlich noch Trümmer nach. Es wird bei jedem Bergsturz eine Breite 10—12 m zu Fall gebracht, so daß an ein und derselben Stelle in einem Jahr nur ein Bergsturz veranstaltet wird.

Die Verwertung der Trümmer richtet sich nach der Größe und der chemischen und physikalischen Beschaffenheit. Die größten und festesten eignen sich zu Steinmetzarbeiten und zu Bausteinen, und die übrigen werden in die Kalköfen und Cementfabriken geschafft.

Im alten Tiefbau, d. h. westlich von der Kreuzbrücke, hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre sehr viel verändert. Die oberste Sohle ist nur noch dicht neben der Brücke und am anderen Ende vor den alten Kalköfen zu erkennen, weil die zweite Sohle, die 30 m tiefer liegt, schon den ganzen Bruch einnimmt. Und in ihr hat man dicht neben der Brücke eine neue Sohle bis auf 16 m Tiefe niedergebracht. Wie in die Tiefe so schreitet die Ausbeute des Lagers auch in die Breite vor, denn an der Südwand ist in der Höhe der obersten Sohle eine neue Arbeitsstätte eröffnet worden, die schon bis zur Grenze des Turnplatzes vorgerückt ist.

Solange die Arbeiten sich in der Höhe der obersten Sohle hielten, verband ein Kanal den Bruch mit dem Kesselsee am Südhänge, und es war durch die Südwand ein Tunnel angelegt worden, der vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1897 bestanden hat.

Gerade über der Tunnelsohle befindet sich die neue Arbeitsstätte, und es finden sich hier weite Flächen, wo der Abbau dem Fallen der Schichten folgt, weshalb man die Grenzfläche zweier Bänke gelegentlich beobachten kann. Sie präsentiert sich als eine glatte Platte mit seichten Trockenrissen, die entstanden sind als das Wasser zur Zeit der Ebbe zurücktrat und der Schlick der Luft ausgesetzt war.

Aus dem Tiefbau führt ein Schlangenpfad die Böschung in die Höhe, der z. T. ein echter Gebirgspfad ist, weil er auf festem Gestein und zwischen Gesteinstrümmern sich aufwärts windet. Von der obersten Kante bietet sich ein reizender Blick auf das Rüdersdorfer Tal vom Kessel-See abwärts mit den Häusern, den Gärten und der Wasserstraße. Neben der Promenade, die am Rande der Böschung entlang führt, stehen Bänke und Schutzpavillons und dazwischen das Kriegerdenkmal sowie der Torell-Stein. Letzterer hält das Gedächtnis an den schwedischen Naturforscher aufrecht, der am 3. November 1875 nach der Besichtigung der Rüdersdorfer Gletscherschrammen sich für die Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene aussprach.

Die Besichtigung des Tiefbaus hat gelehrt, daß der Rüdersdorfer Muschelkalk eine Scholle bildet, die sich ungefähr 3 km lang von West nach Ost verfolgen läßt und von Süd nach Nord ein wenig aufgerichtet ist. Für diese Ansicht findet sich nun im Rüdersdorfer Tal unweit des Kessel-Sees ein schöner Beleg. Auf dem östlichen Hang, in der Ecke wo das Tal seinen Anfang nimmt, liegt eine Mergelgrube, deren Wand die ganze Böschung einnimmt. An der Nord-Süd gerichteten Längswand der Grube erkennt man das Fallen der Schichten und an der kurzen West-Ost gerichteten Querwand das Streichen. Zu oberst an der Wand erscheinen noch die untersten Schichten des Kalksteins und darunter Bänke aus blauen, grauen und rötlichen Mergeln, zwischen denen auch schmale Streifen von Gips eingelagert sind. Die Schichten sind älter als der Muschelkalk und gehören zum Obersten Buntsandstein, dem sog. Röt.

An dieser Stelle läßt sich nun schon eine sehr schöne Beobachtung machen, die zusammenhängt mit der Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene. Die schräggestellten Schichten des Röt reichen nicht bis zur Erdoberfläche, sondern werden zwei Meter darunter von einer horizontalen Linie abgeschnitten. Sie ist der Durchschnitt einer Ebene, welche die subglazialen Schmelzwässer gegen Ende der Abschmelzperiode hier erzeugten, als sie sich ihren Weg zum Meere bahnten. Die Schmelzwässer sind unter dem Eise dahingeflossen, weil sich über der Ebene Geschiebelehm findet, der sich erst aus dem Eise niederschlug.

Von der Kreuzbrücke aus hat man den schönsten Blick hinab in den Tiefbau, und als der Steinbruchbetrieb sich erst bis zur obersten Sohle hinab erstreckte, sprach man hier vom Geinitz- und Redenbruch. Hat man nach Westen in den Tiefbau einen sehr imposanten Blick, so ändert sich das, wenn man auf die andere Seite der Brücke geht und nach Osten schaut. Hier blickt man in den Alvenslebenbruch, der noch in Höhe der obersten Sohle liegt, und hier kann man auch die Rinne des alten Kanals noch sehen, der unter der Brücke hindurch zum Redentunnel führte.

Im Alvenslebenbruch wandert man auf einem bequemen Pfade neben der nördlichen Steilwand 2 km weit nach Osten ehe man das Ende erreicht. An der Steilwand treten an mehreren Stellen senkrechte Risse auf, die zeigen, daß die Kalksteinscholle bei den Krustenbewegungen in Stücke zerspalten wurde. Auf den Rissen sickert das Wasser hinab und löst den Kalkstein auf, so daß oft Höhlen entstehen, die dann wieder mit Neubildungen aller Art ausgefüllt sind. Die Kante oben ist mit dichtem Buschwerk bewachsen, in dem im Herbst der Sanddorn mit seinen gelben Beeren besonders auffällt. Die gegenüberliegende Wand, die eine sanfte Böschung besitzt, ist mit Bäumen und Sträuchern bestanden.

Als der Redentunnel gesperrt war, hatte man für den Kanal einen Ausweg nach Norden zum Kriensee und dem Mühlenfließ durch die nördliche Wand hergestellt. Aber auch dieser Durchgang ist seit einigen Jahren gesperrt, und jetzt ist der Kanal, soweit er noch erkennbar ist, trocken.

Der Einschnitt befindet sich ungefähr in der Mitte der nördlichen Wand und vor ihm hat man einen neuen Tiefbau eröffnet, der ebenfalls schon 30 m hinabgeht und eine bedeutende Ausdehnung erreicht hat. Er steht durch eine lange schiefe Ebene mit der Oberfläche in Verbindung.

Zwischen diesem Einschnitt und dem Ende des Alvenslebenbruches hat man an der Nordwand einen kleinen Vorsprung aufgespart, zu dem man auf einer Treppe hinaufgelangt. Hier steht man vor einem Gletschertopf von $\frac{1}{2}$ m Durchmesser und 1 m Tiefe, der leider mehr

und mehr dem Verfall entgegengeht, weil durch die Verwitterung beständig Gesteinsstücke abgesprengt werden, so daß sein Rand nur noch an wenigen Stellen die ursprüngliche Abschleifung zeigt. Er ist der letzte von einer größeren Anzahl, die sich, als der Abbau bis hierher vorgeschritten war, quer über der Kalksteinfläche vorfanden. In ihrer Nachbarschaft stieß man um jene Zeit, es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, auf eine Kluft von 10 m Tiefe und 3 m Breite, welche, mit Sand und Geröll angefüllt, sich auch quer durch den Kalkstein ein ziemliches Stück weit hinzog. Östlich von dieser Stelle fanden sich keine Gletschertöpfe mehr, dafür aber begann die Oberfläche des Kalksteins sich zu senken, sodaß das Diluvium immer mächtiger wurde, bis es heute am Ende des Bruches eine Mächtigkeit von 10 m erreicht, weshalb der Abbau aufgegeben wurde.

Wenn man beide Erscheinungen, die Kluft mit den Gletschertöpfen auf der einen Seite und das Abfallen der Oberfläche auf der anderen, miteinander in Beziehung bringt, so muß man sich sagen, daß erst durch das Absinken der Scholle nach Osten im Eise die Spalten hervorgerufen wurden, auf welchen die Schmelzwässer in die Tiefe stürzten, um dort die Gletschertöpfe auszuhöhlen und die Spalte zu erweitern. Ich bin zu dieser Ansicht gekommen, weil ich die Krustenbewegung gegen den Schluß der Abschmelzperiode verlege, wie sich dies aus vielen anderen Beobachtungen für mich ergibt.

Zu den Gletschererscheinungen des Rüdersdorfer Muschelkalkes gehören auch die Gletscherschliffe. Leider sind von ihnen nur noch sehr dürftige Überreste vorhanden und zwar auf dem schmalen Streifen vor der diluvialen Decke am Ostende des Alvenslebenbruches. Auch über die Entstehung dieser Gletscherschliffe habe ich mir eine besondere Ansicht gebildet. Aus der oben angegebenen Zeit ist mir noch in der Erinnerung, daß man hier nicht von einer Rundhöckerbildung sprechen konnte, weil die Schichtköpfe des Muschelkalkes fast überall treppenförmig hervortraten, so daß nur wenige einzelne Flächen von größerer Ausdehnung vorhanden waren. Ich möchte deshalb annehmen, daß auch die Gletscherschrammen erst bei dem Abbruch und dem Absinken der Scholle nach Osten entstanden sind, wobei das hangende Eis darauf entlang glitt, woraus sich die Richtung der Schrammen in West-Ost erklärt. Die abweichenden Schrammen sind aber zur selben Zeit entstanden, indem einzelne Steine des Eises durch die Hemmungen der Oberfläche eine abweichende Richtung erhielten. Die Politur der Kalksteinfläche ist dagegen schon vor der Krustenbewegung durch die flutenden Schmelzwässer mit ihrem Sand hervorgebracht worden.

Auf dem schmalen Streifen lassen sich nur noch einige bescheidene Beobachtungen machen. Er bildet keine glatte Fläche, sondern es finden sich merkliche Hervorragungen. Eine solche ist z. B. über 20 cm hoch

und bildet eine dreiseitige Pyramide, deren Grundkante ungefähr 40 cm lang ist. Zwei von ihren Flächen sind nach Osten gerichtet und die dritte nach Westen. Die Kante zwischen den beiden ersten ist deutlich abgeschliffen und stumpf, und auch die beiden Flächen zeigen Politur, wobei die nördliche noch zwei deutliche parallele Schrammen aufweist, die nicht horizontal laufen, sondern von West nach Ost unter spitzem Winkel fallen. Die westliche Fläche ist rau, wie ihre beiden Kanten auch.

Wenn man auf diese einzige Beobachtung eine Folgerung aufbauen darf, so scheint es mir berechtigt zu sagen, daß das Fallen der Schrammen auf ein Abwärtsgleiten von Gletschereinschlüssen von West nach Ost hindeutet, während die rauhe Westfläche der kleinen Pyramide durch einen vorgelagerten größeren Findling geschützt war, der sich wegen dieses Hindernisses nicht mitbewegen konnte, wogegen die benachbarten über ihn hinwegglitten und dabei die beiden östlichen Flächen bearbeiteten.

Für ein kurzes Abrutschen des Gletschereises von West nach Ost spricht ferner der Umstand, daß sich vor der Westfront des Rüdersdorfer Muschelkalkes nicht eine Spur von Kalksteinbrocken auf dem Acker findet. Die Gutsverwaltung von Tasdorf hat hier Rieselfelder angelegt, wobei eine erhebliche Zahl von Feldsteinen zu Tage gefördert wurde, die auf den Wegen angehäuft sind; doch findet sich unter ihnen nicht ein einziger Vertreter des Rüdersdorfer Kalksteins. Anders verhält es sich vor der östlichen Front; hier habe ich auf den benachbarten Feldern einzelne Stücke von Rüdersdorfer Kalkstein gefunden, z. B. neben dem Wege zwischen Dorf Rüdersdorf und der Chaussee Herzfelde-Tasdorf und dann neben dem Fußsteige, der von Dorf Rüdersdorf hinüber nach Kalkberge führt. Erst wenn man dicht vor dem Abhange angekommen ist, finden sich unter den Lesesteinen neben dem Acker mehr Vertreter des Rüdersdorfer Muschelkalkes. Dies ist auch der Fall in der Oberkante der Aufschlüsse über dem Röt und auf dem Felde dicht daneben. Auffallend ist ferner, daß der Geschiebelehm, der über dem Röt aufgeschlossen ist, sehr arm an Kalksteingeschieben ist. In der Wand der nördlichsten Grube habe ich z. B. in der 2 m mächtigen Decke aus Geschiebelehm nur zwei Stück von ungefähr Faustgröße bemerkt. Endlich habe ich auch in dem Geschiebelehm, der bei der Ausschachtung für den Weganschluß von Dorf Rüdersdorf zu der neuen Brücke über den Rüdersdorfer Kanal bloßgelegt wurde, kein Stück Kalkstein angetroffen. Wohl aber findet sich kurz vor der Einmündung dieser neuen Straße in die Rüdersdorfer Chaussee dicht unter der Oberfläche ein Lager aus faustgroßen Geschieben, unter denen Rüdersdorfer Kalksteine einen bescheidenen Anteil haben.

Ich darf daher wohl zum Schluß zusammenfassend sagen, daß der Mangel an Rüdersdorfer Material in der Umgebung der Kalksteinscholle

ein weiterer Beleg für meine Ansicht von dem Vorhandensein einer autochthonen Eisdecke ist. Sie schützte beim Anrücken des nordischen Gletschers die Rüdersdorfer Muschelkalkinsel vor der Berührung mit dem nordischen Eise. Und deswegen sind die Gletscherschrammen erst gegen den Schluß der Abschmelzperiode entstanden, als nach dem Abschmelzen des geschiebefreien Eises die Eisdecke mit den nordischen Einschlüssen auf die Kalksteinscholle herabgesunken war und gleichzeitig die große Krustenbewegung einsetzte, die meiner Ansicht nach die subglaziale Abrasionsebene bedingte. Es trat hier derselbe Fall ein wie im Frühjahr beim Schmelzen des Schnees auf einem Hausdach, wenn die gefrorene Schneeschicht auf dem subglazial ablaufenden Wasser ins Gleiten kommt.

Zu den Betriebseinrichtungen des Rüdersdorfer Bergamtes ist in jüngster Zeit noch eine besondere Anlage hinzugekommen, nämlich die Grutzwäscherei. Sie befindet sich in einem großen Gebäude vor dem Aufzug aus dem Alvenslebenbruch und dient dazu, den alten Abraum der zu hohen Bergen aufgeschüttet ist, zu waschen und die erhaltenen Steinbrocken für die Cementfabriken nutzbar zu machen.

Hinter diesem Gebäude beginnt die neue Wasserstraße durch den Krien-See zum Mühlenfließ. Neben dem See liegen ausgedehnte Stapel von Kalksteinen, die auf die Verladung harren und weiterhin eine große Sammlung von Blöcken, welche für Steinmetzarbeiten bestimmt sind. Viele Blöcke sind auch schon fertig behauen und zu Säulen oder Flächen zusammengestellt, denn der Kalkstein findet jetzt vielfach neben dem Sandstein als Fassadenputz Verwendung. Außerdem beginnt hier ein hoher Aufzug, der mit einer zweiten Cementfabrik, der von Wegner, in Verbindung steht.

Am Wasser entlang führt der Weg bis zu dieser Fabrik, die mit ihren hohen Schornsteinen und den weißbestaubten Gebäuden einen imposanten Eindruck macht; dicht neben ihnen steht noch eine Hartsteinfabrik, die aus Sand und gebranntem Kalk die Kalksandsteine macht, von denen schon die Rede war. Endlich ist hier in der letzten Zeit ein großer fiskalischer Ringofen mit kontinuierlichem Feuer erbaut worden, der zum Kalkbrennen dient. Er soll der größte der Welt sein. Er hat die alten Kalköfen abgelöst, deren Kegel man von hier aus im Hintergrunde emporragen sieht.

Zache.

9. (3. ordentliche) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. September 1911, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstr. 20/21.

Nr. I bis XXXII. Mitteilungen des Vorsitzenden Geheimrat E. Friedel.

A. Allgemeines.

I. Das heimatkundliche Festspiel der Brandenburgia „Albrecht der Bär“ auf Pichelswerder hat mit dem 3. d. M. seine letzte (46.) Aufführung erlebt. Den Vorstand drängt es denjenigen Mitgliedern, welche hauptsächlich auf dem Pichelswerder im Interesse des Gelingens der Veranstaltungen tätig gewesen sind, am heutigen Abend nochmals zu danken. Insbesondere gilt dieser Dank unserm Ausschußmitglied Herrn Ingenieur Emil Plack, der den geschäftsführenden Festspielausschuß mit großer Hingabe und Opferwilligkeit geleitet hat. Nächstdem u. M. Herrn Cuno Becker in Spandau, der Herrn Plack bestens unterstützt, aber daneben vorzüglich die mancherlei Geschäfte und Mühewaltungen in unserer Nachbarschaft ebenfalls mit Geschick und Aufopferung geführt und geleistet hat. Unser Schatzmeister Herr Rönnebeck hat sich nicht minder dankenswert anstrengen müssen, um den zahlreichen neuen Anforderungen gerecht zu werden, er ist dabei von Herrn Professor Buchholz mit großer Treue unterstützt worden. U. M. Dermitzel und Schweers haben sich um die Aufsicht verdient gemacht und auch der Gattinnen mehrerer der genannten Mitglieder, die fast niemals fehlten und ihre Männer treulichst unterstützten, müssen wir mit vollster Anerkennung gedenken. U. M. Herr Oberregisseur Heinrich Frey ist nicht minder mit voller Sachkenntnis und Hingabe für die beste Ausstattung, Inszenierung und vollendete Aufführung des Dreiakters unseres Mitgliedes Eberhard König tätig gewesen, wie es diese Dichtung verdiente, die durch die Tiefe ihrer Auffassung und ihren künstlerischen Schwung die Zuhörerschaft allemal hingerissen hat. Die Tages- wie die Berufspresse hat alles das zu wiederholten Malen anerkannt.

So gebührt denn unserer Brandenburgia das Lob und das Verdienst die Heimatkunde durch einen packenden vaterländischen und hochdramatischen Stoff innerhalb Groß-Berlins zum ersten Male auf einer Freilichtbühne wie sie schöner und ergreifender nicht gedacht werden kann, popularisiert und einer Zuschauer- und Zuhörerschaft von vielen Zehntausenden aus allen Gesellschaftsklassen, Jung und Alt, in einer frei dichterischen, dabei aber zugleich historischen Form vorgeführt zu haben. Es ist dies eine

Art der Verbreitung des Interesses für die Heimatkunde unserer Provinz Brandenburg, die hoffentlich noch weiter, wenn auch nicht von uns, Nachahmung i. J. 1912 finden wird.

Hinter diesem ideellen Erfolg, der für alle Zeiten ein wissenschaftliches wie ethisches Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Brandenburgia bilden wird, sind, wie Ihnen ja allen schon bekannt, leider die materiellen Erfolge zurückgeblieben. Die auf die Erfahrungen des von der Gesellschaft für Heimatkunde zu Eberswalde 1910 aufgeführten Freilichtbühnenstücks in Kloster Chorin begründeten diesseitigen Vorschläge und Erwartungen, die von den verschiedensten Seiten innerhalb unserer Brandenburgia geprüft, geteilt und nach sachverständiger Schätzung für gut befunden wurden, haben sich bedauerlicherweise nicht bewährt und es bleibt noch ein nicht unbeträchtliches Defizit zu decken, über dessen Beseitigung noch beraten werden wird.

Als Gründe des pekuniären Mißerfolges sind hervorzuheben, daß infolge polizeilicher Anforderungen die Anschläge für die äußere und innere Ausstattung der Baulichkeiten erheblich überschritten werden mußten, sonst wäre die Spielerlaubnis nicht erteilt worden. Ferner trotz der sehr, sehr hohen Kosten der Reklame an den Säulen und in den Zeitungen, der Prospektversendungen etc. hat es unerwartet lange gedauert, ehe die Bevölkerung Groß-Berlins genügend Kenntnis erhielt. Dabei ist durch zahllose kleine und große Zeitungsartikel vorgearbeitet und nachgeholfen worden. — Das Wetter zeichnete sich bei fast allen Vorstellungen zwar durch Trockenheit aus, aber vielfach war die Hitze und der infolgedessen nicht zu bändigende Staub dem Besuch sehr abträglich. Zwischen 22 und 26 Grad Réaumur im Schatten in den Stunden von 2 bis 5 Uhr waren nicht selten. Da scheuten die Besucher den Weg. Dieser Weg wurde auch vielfach sonderbarerweise für zu kostspielig befunden, obwohl er über Spandau per Bahn nur 30 Pf. und vom Knie ab im Auto nur 40 Pf kostet, wohingegen die Fahrt 3. Klasse nach Chorin 3 Mark erforderte. Unter diesen Umständen ist es für unser Festspielunternehmen ein schwerer nicht gutzumachender Schlag gewesen, daß die zum 1. Juni verheißene Eröffnung der Haltestelle Pichelsberg der Linie Stadtbahn-Spandau, infolge angeblich von Streiks sich bis zum 4. September verzögerte d. h. ausgerechnet bis einen Tag nach unserer letzten Aufführung.

Der Besuch steigerte sich seit Schluß der großen Ferien befriedigend, aber da schaffte die tägliche Mehreinnahme nicht mehr genügend. Die Einzelheiten der Verwaltungskosten, überhaupt der Finanzgebahrungen werden vom Ausschuß gewissenhaft geprüft und die Ergebnisse dem Plenum unterbreitet werden. Selbstredend werden darüber noch Wochen vergehen.

Der Garantiefonds hat voll und ganz in Anspruch genommen werden müssen. Der Vorstand richtet an alle Mitglieder, Gönner und Freunde der Brandenburgia, die noch nicht einen außerordentlichen Beitrag gewährt haben, dies auf Grund wohlwollender Selbsteinschätzung recht baldgefälligst zu tun. Unser Herr Schatzmeister Rentier E. Rönnebeck, Berlin W., Traunsteiner Straße 2 nimmt Einzahlungen dankend entgegen.

Anträge und Anfragen wurden nicht weiter gestellt, eine Besprechung nicht verlangt.

II. Heimatschutz in Brandenburg. Die Nr. 2, 1911 dieses Organs beschäftigt sich hauptsächlich mit den heimatlichen Bauberatungsstellen. Dasselbe Organ geht allmählich auch mehr auf den heimatlichen Naturschutz in unserer Provinz ein, für den bekanntlich eine eigene Stelle und ein eigenes Nachrichtenblatt besteht.

III. Zum Schutze des Berliner Stadtbildes erläßt Polizeipräsident von Jagow eine Bekanntmachung, die sich auf das Ortsstatut gegen die Verunstaltung der Berliner Straßen und Plätze stützt. Nach diesem Ortsstatut ist von der Erteilung oder Versagung der baupolizeilichen Genehmigung zur Ausführung von Neubauten oder zur Veränderung der Fronten bestehender Gebäude an und auf historisch oder künstlerisch bedeutsamen Plätzen und Straßen der Magistrat und der Sachverständigenbeirat darüber zu hören, ob durch die geplante Bauausführung die Eigenart des Orts- und Straßenbildes oder der Eindruck, den die vorhandenen Bauwerke hervorrufen, wesentlich beeinträchtigt werden würden. In Zukunft bedarf es daher für alle Entwürfe, bei denen das Ortsstatut in Frage kommt, der Einreichung eines besonderen Satzes der Projektzeichnungen, damit durch Anhörung des Magistrats und des Sachverständigenbeirats nicht die Prüfung des Entwurfs in technischer und baupolizeilicher Hinsicht erheblich aufgehalten wird. Im Anschluß an frühere Bekanntmachungen bestimmt infolgedessen der Polizeipräsident, daß jedem Baugesuche in Gegenden, die durch das Ortsstatut getroffen werden, ein vierter oder fünfter Satz Zeichnungen beizufügen ist.

IV. Gegen die Verunstaltung des Landschaftsbildes durch unschöne Reklameschilder und marktschreierische Abbildung hat der Regierungspräsident zu Potsdam zwei neue Polizeiverordnungen erlassen. Die eine bezweckt den Schutz der Gegend an der Eisenbahnstrecke Berlin—Lehrte, soweit diese den Kreis Westhavelland durchläuft und im Kreise Osthavelland bis zum Schöppengraben bei Wustermark reicht. Die zweite Verordnung bezieht sich auf die Eisenbahnstrecken Berlin—Dresden, von Diedersdorf-Glasow bis Zossen und die südliche Grenze des Regierungsbezirks, und Berlin—Görlitz von Grünau bis zur Südostgrenze des Kreises Teltow. Auf eine Entfernung von 300 Meter, vom äußeren Rande des Bahnkörpers ab gerechnet, dürfen Reklameschilder

an den bezeichneten Eisenbahnstrecken nicht angebracht werden, bereits vorhandene müssen bis zum 1. Oktober dieses Jahres beseitigt werden.

V. Eine Internationale Puppen-Ausstellung veranstaltet der Frauenklub e. V. zu Frankfurt a. M. vom 28. Oktober bis 12. November. U. M. Frl. El. Lemke, die uns in diesem Frühjahr mit einem Bilder-Vortrag betr. die Puppen der verschiedenen Völker erfreut hat, bittet um Besuch und Besichtigung der auch heimatkundlich bemerkenswerten Darbietung. Programme stehen zur Verfügung.

B. Persönliches.

VI. Franz Körner † Wir haben zwar über den am 2. Juni erfolgten Tod unseres allverehrten Freundes und Gönners Grubenbesitzer Franz Körner schon öffentlich getrauert, zur Bestattung einen Widmungskranz und eine Abordnung entsendet, der sich freiwillig viele andere Mitglieder angeschlossen, aber wir wollen auch heut noch unserm Schmerz und aufrichtigstem Bedauern Ausdruck geben. Herr Körner hat die Brandenburgia in seinem schönen Rixdorfer Gartengrundstück wiederholentlich gastlich aufgenommen, uns 1000 M. vermacht und noch von seiner letzten Erholungsreise in Meran uns 500 M. für das Pichelswerder Festspiel angewiesen. Wir rufen ihm unsern Dank in die ewige Ruhestätte nach, danken den Erben, insbesondere Herrn Baurat E. Körner zu Groß-Schönebeck a. E. für die prompte Verzählung dieser Summen und geben insbesondere unserer Anerkennung dankbarst auch dafür hiermit herzlichsten Ausdruck, daß die hinterbliebene Gattin unsere hochgeschätzte Frau Klara Körner gerade heut erklärt hat, die Mitgliedschaft ihres verewigten Gemahls in der Brandenburgia fortsetzen zu wollen.

VII. U. M. Rechtslehrer Dr. jur. Ernst Assmann ist uns am 17. Juni durch jähen Tod entrissen worden. Wir bedauern in ihm den Verlust eines Mitgliedes, das in seiner Weise namentlich bei den Wanderfahrten tätig war. Es ist kondoliert worden.

VIII. Fräulein Professor Dr. Johanna Mestorf, Direktorin des Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel, gestorben am 20. Juli 1909 wurde unsererseits als hervorragende heimatkundliche Forscherin und Freundin der Brandenburgia betrauert. Heut liegt eine Lebensbeschreibung vor, die Fr. Knorr im neuesten (19.) Heft der Mitteilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein (Kiel 1911) veröffentlicht hat und woraus Sie die vielseitige Tätigkeit der gelehrten, dabei höchst bescheidenen und echt deutschen Frau ersehen wollen.

IX. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Julius Rodenberg hat im Juli d. J. seinen 80. Geburtstag gefeiert. Wie die Stadt Berlin ihrem hochverdienten Mitbürger gratulierte, so haben auch wir dem gemütvollen

Schilderer unserer Heimat gehuldigt. Möge unserm rüstigen, literarisch fortgesetzt unermüdlich tätigen Freunde noch ein gesegneter fernerer Lebensabend beschieden sein. Eine ihm als Herausgeber der Deutschen Rundschau vom Verlag gewidmete Plakette von Bronze von Lederers Meisterhand wird vorgelegt. Ein zweites Exemplar ist dem Märkischen Museum gestiftet worden.

X. Unser Ehrenmitglied Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Herr von Trott zu Solz ist zum Dr. iur. hon. causa gelegentlich der Jubelfeier der Universität Breslau im August ernannt worden.

C. Naturgeschichte und Technik.

XI. 5 Nummern (Mai bis September 1911) der Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Vorsitzender unser 2. Vorsitzender Herr Geh. Justizrat Uhles, liegen aus. In der Mai-Nummer bittet uns u. V.-M. Prof. Dr. Eckstein-Eberswalde um Mitteilungen über den Fischeraberglauben in der Provinz Brandenburg, in der Augustnummer mache ich auf 2 Mitteilungen über „Fischsterben durch Blitzschlag“ und „Ursache für das Fischsterben bei Gewittern“ aufmerksam.

XII. In den Mitteilungen der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege 1911, Nummer 5, finden Sie einzelne erfolgreiche Schutzmaßregeln erwähnt. Liegt aus.

XIII. Einbürgerung von ausländischen Vögeln in Parkanlagen. Die Vereinigung „Aegintha“, Verein der Vogelfreunde zu Berlin, hat auf dem städtischen Zentralfriedhof in Friedrichsfelde zehn Paar Sonnenvögel (chinesische Nachtigallen) ausgesetzt. Der Sonnenvogel ist ein harter Vogel und gleich den Meisen Allesfresser. Da er in seiner Heimat an der Grenze von China und Indien in sehr großen Höhen vorkommt und an große Temperaturunterschiede gewöhnt ist, ist er am besten befähigt, unseren Winter bei entsprechender Fütterung zu überstehen. Im nächsten Jahre sollen weitere Versuche folgen.

XIV. Der Heimatstierpark am Märkischen Museum. Man schreibt uns, meldet der Berliner Lokalanzeiger vom 11. Juli 1911: — Für die Jungfernheide ist bekanntlich ein Tierpark geplant, wie ihn Hagenbeck in Stellingen bei Hamburg oder in noch weit größerem Maßstabe Falz-Fein zu Nova-Askania in Südrußland geschaffen hat. Es mag da nun doch wohl erinnert werden — es ist einfach eine Pflicht den historischen Gerechtigkeit — daß der hochverdiente Berliner Städtälteste Geheimer Rat Friedel schon 1899, als Hagenbeck noch gar nicht an Stellingen dachte, in Berlin einen Tierpark einrichten wollte. Die Grundlinien zog er genau so, wie es Hagenbeck später in Stellingen verwirklicht hat, so daß dieser wenig Recht hat, die „Originalität“ seiner Idee

so lebhaft herauszustreichen, wie er es beliebt. „Dazu bedarf es“, schrieb Friedel am 23. Dezember 1899 der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin, „eines malerischen, wilden Berggeländes mit schäumenden Betten und grünen Matten; dort könnte man die schädlichen Tiere in großen Gehägen auf Bergen und die nützlichen Tiere sich noch freier bewegen lassen, jedenfalls unendlich viel ungezwungener als in den größten Zoologischen Gärten. In erster Linie aber erstrebte er so eine Schöpfung in beschränktem Maße, die er merkwürdiger Weise „Freilandmuseum“ getauft wissen wollte. Es sollte neben dem Neubau des Märkischen Museums in dem dazu vorzüglich geeigneten Köllnischen Park seinen Platz finden. „Vor allem müßten dort ein Bärenzwinger und eine Wolfsschlucht sein. Auch würde ich gern daselbst die übrigen Haupttypen der brandenburgischen Tierwelt hegen, alles vom Standpunkt der Heimatkunde und Heimatgeschichte, also von ganz anderen Gesichtspunkten aus, als sie im Zoologischen Garten hierselbst maßgebend sind.“ So dankenswert die Anregung war — Friedel mußte einsehen, daß auch ihm nicht alle Blümenträume reiften: der Köllnische „Tierpark“ ist bis auf den heutigen Tag ein schöner Gedanke geblieben und Friedel mußte sich damit genügen lassen, daß das auf seine Initiative damals ins Leben gerufene, für die einheimischen Kriechtiere und Lurche eingerichtete Freilandvivarium im Humboldthain prächtig gedieh und vorbildlich wirken konnte. Aber trotz den Hagenbeckschen Plänen sollte die Friedelsche Anregung wieder aufgenommen und durchgeführt werden, denn sie will vor allem das erwecken und pflegen, was Hagenbecks exotische Spielereien (denn weiter ist es im Grunde doch nichts, wenn dem Besucher das schützende Gitter nach den Bestien zu fortgetäuscht wird, wenn Löwen und Leoparden durch Schnee waten usw.) nie zu geben vermögen: Heimatkunde, Heimatliebe.

Infolge Aufforderung genannter Zeitung schrieb ich in derselben am 16. Dezember den nachfolgenden Bericht unter der Überschrift „Ein Märkisches Freiland-Museum in Berlin.“

Die Einrichtung und der Ausbau des Märkischen Museums mit seinen Nebeninstituten nähert sich allgemach seiner Vollendung, um so mehr erscheint es an der Zeit, und ich freue mich, seitens der Redaktion dazu aufgefordert zu sein, auf das hinzuweisen, was noch fehlt. Was noch fehlt, wenn das Märkische Museum seinem Gründungsplan entsprechend, in der „Abteilung A, Naturgeschichte“ auch die freie und lebende Natur berücksichtigt.

Mir schwebte um 1898 und schwebt noch vor, daß die Stadt Berlin etwas Aehnliches, wie Schweden in seinem inzwischen weltberühmten Freiland-Museum zu Skansen bei Stockholm schaffen solle. Gleich dem nordischen Institut sollte im Anschluß an das Märkische Museum die heimatliche Geologie, die lebende Pflanzenwelt und das lebende Tierreich

möglichst instruktiv zur Anschauung in gleichzeitig belehrender und unterhaltender Weise gebracht werden.

Bei dem überaus geringen Etat des Märkischen Museums und dem geringen Beamtenpersonal erschien es selbstverständlich, damals ganz unmöglich, die Freiland-Museumsabteilung unmittelbar unter die Verwaltung des Märkischen Museums zu stellen. Dazu dachte ich mir vielmehr, und denke mir noch jetzt, die städtische Park- und Garten-Deputation geeignet, die über viel größere Mittel und ein botanisch geschultes Personal verfügt, und deren Vorsitzender ich Jahre hindurch gewesen bin.

Zur Darstellung der freien heimatlichen Natur ist mir mit bereitwilligster Unterstützung der städtischen Behörden folgendes gelungen. Auf dem Gebiete der Erdkunde die Errichtung der Geologischen Wand im Humboldthain, welche die Entstehung und Schichtung unserer heimatlichen Gebirgsformationen darstellt. Als Vorbild nahm ich mir die Geologische Wand im landwirtschaftlichen Institut der Universität Halle, die Ausführung ist dem unermüdlichen Fleiß des Professors Dr. Zache vorzüglich gelungen. Ferner eben daselbst eine Sammlung großartiger nordischer Geschiebe als Zeugen der Vergletscherung unserer Heimat. Hierfür fand ich Verständnis und hingebenden Eifer bei dem verstorbenen Gartendirektor Mächtig. Ihm zu verdanken im Humboldthain ist das einer natürlichen Geschiebewand ähnelnde Humboldt-Denkmal mit dem sagenumwobenen kleinen Teufelsstein von Prenden. Auch sonst sind in diesem Park und im Viktoria-Park, der glänzendsten Schöpfung Mächtigs, sowie im Treptower Park eine Menge erratischer Blöcke zur Verschönerung und Belehrung ausgestellt, meist an Ort und Stelle ausgegraben.

Die Pflanzenwelt ist im Humboldthain nach Zonen geographisch zur Darstellung gebracht, und auf meine Bitte in der Deutschen Abteilung auch ganz besonders die Charakterpflanzenwelt der Provinz Brandenburg, also die heimatkundliche Seite, berücksichtigt.

Was die heimatliche Tierwelt, als Teil des Märkischen Freiland-Museums betrifft, so sind vorerst nur Ansätze und Voranläufe dazu vorhanden. Aus der Erfahrung wußte ich, wie falsch und kümmerlich die Vorstellungen der Kinder, aber auch der Erwachsenen hinsichtlich unserer Lurche (Amphibien) und Kriechtiere (Reptilien) sind. Während diese Tiere von der giftigen Kreuzotter abgesehen, nicht bloß harmlos, sondern sogar recht nützlich im Haushalt der Natur sind, werden sie vielfach mit Mißtrauen betrachtet, gefürchtet und grausam verfolgt. Ich nahm mir in dieser Beziehung ein sehr lehrreiches Vivarium in Leipzig zum Vorbild, das ich mit dem Stadtverordneten Weiß besuchte. So ist das Vivarium im Humboldthain entstanden, das in seinem Wasserbecken Schildkröten und Fische sowie Wassersalamander enthält, während in

dem sehr geräumigen Felsen darüber allerhand Schlangen, Blindschleichen und Eidechsen ihren Unterschlupf haben. In die Zeit der Einrichtung dieses Freiland-Aquariums fällt auch die Besetzung der Teiche im Treptower Park mit Karpfen und Schwänen. Auch in den übrigen städtischen Parks, z. B. im Friedrichshain, wurden Versuche mit der Eingewöhnung von Enten und Gänsen gemacht, während ich als Vorsitzender des Bestattungskuratoriums besonders die anmutige und nützliche Vogelwelt auf den Friedhöfen ins Auge faßte, so daß es den Bemühungen der Beamten u. a. gelang, im Städtischen Friedhofe zu Friedrichsfelde Nachtigallen mit Erfolg einzubürgern.

Aber das sind nur, wie angedeutet, Anfänge zu einem märkischen zoologischen Freiland-Museum, auch in viel bescheidenerem Umfange als in Skansen. Ginge es nach meinem Gründungsplan, so würden in irgendeinem städtischen Park von den Säugetieren und Vögeln, den noch jetzt bei uns lebenden bzw. den, wenn auch inzwischen verdrängten, aber in der Volkserinnerung deutlich fortlebenden Arten, geeignete Exemplare in geräumigen Gehegen oder Gebauern gepflegt und gezeigt.

Ich denke an unsern Edelhirsch, Damhirsch und das Reh, an Grimmbart, den Dachs, an Meister Reineke, an Isegrimm, an unser Wappentier, den Bär. Auch Wildkatze und Luchs dürften nicht fehlen, desgleichen die Marderarten, Iltis, Hermelin, Frettchen und anderes Raubzeug. Von den Vögeln die großen Raubvögel, die Eulen, die Krähen- und Rabenarten, die Gänse, Enten, Schwäne, die Stelzvögel, Kraniche, schwarzer Storch usw.

Was die Unterbringung anlangt, so ist der Humboldthain und Viktoria-Park gut hierzu zu brauchen. Insbesondere aber der neue Schillerpark, weil dieser noch in der Entstehung und Ausgestaltung begriffen ist. Hier ließen sich unsere schönsten und interessantesten Tiere der Heimat bequem und anschaulich unterbringen. Alles dies wäre eine Wohltat für jung und alt der Bevölkerung, insbesondere der abgelegeneren Stadtbezirke im Wedding und Gesundbrunnen. Man wird dies „Freiland-Museum“, das sich an das tote Material der ausgestopften oder sonst präparierten Tiere, wie angedeutet, der Abteilung A (Naturgeschichte) unmittelbar wissenschaftlich und gemeinnützig anlehnt, selbstverständlich nicht etwa als eine Konkurrenz zum Zoologischen Garten ansehen, der ganz andern, universellen Aufgaben gerecht wird, und dem allerdings ein Tierpark Hagenbecks, wie in Stellingen, bei uns eine überaus schwere Konkurrenz bereiten würde. Bei dem Entgegenkommen und der Umsicht der Verwaltung unseres „Zoo“, ließe sich alles das, was ich angestrebt habe und noch jetzt vorschlage, mit deren Unterstützung ausführen. Auch mein besonderer Wunsch: im Köllnischen Park, unmittelbar neben dem Märkischen Museum, wenigstens einige

heimatliche Tiere unterzubringen, den Fuchs, den Wolf und den Bären. Wer das unendliche Vergnügen beobachtet hat, daß die Stadt Bern durch ihren Bärenzwinger Einheimischen wie Fremden bereitet, der sollte mir recht geben, wenn ich bitte, auch unser altes Wappentier, Meister Petz, in einem geräumigen Zwinger beim Märkischen Museum zur Schau zu stellen.

XV. Professor Wilhelm Bock. Naturdenkmäler in der Provinz Brandenburg und ihre Erhaltung. Berlin 1911. Verlag von Willy Holz. 23 S. 8. Eine magere Aufzählung. Während der bei der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege beschäftigte Verfasser den Historischen Verein zu Brandenburg, die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie in Guben, ja die kleinen Vereine für Heimatkunde im Kreise Lebus und in Rathenow erwähnt, schweigt er sich über die Brandenburgia (gegründet 1892) aus, in deren § 1 der Schutz der Naturdenkmäler und die Unterstützung der bezüglichen behördlichen Anordnungen ausdrücklich ausgesprochen ist. Auf Wunsch unseres Ehrenmitgliedes Geheimrat Dr. Conwentz, Chef der betreffenden staatlichen Denkmalschutzstelle, haben wir in deren Bibliothek ein Exemplar unserer Vereinsschriften gestiftet und fast jedes Heft beschäftigt sich mit dem Naturschutz. Auch das Märkische Museum wird nicht erwähnt, obwohl in dessen Sammelkästen sich sehr viele Mitteilungen über Naturdenkmäler und deren Schutz befinden und obwohl es bezügliche Abbildungen, Steinproben von den zu schützenden großen Blöcken etc. in Menge gesammelt hat. Das M. M. hat, meist unter meiner Führung, über 1000 Pflugschaftsfahrten durch unsere Provinz unternommen und dabei sich bei jeder vorkommenden Gelegenheit den Schutz der geologischen, botanischen und geologischen Naturdenkmäler angelegen sein lassen. Von alle dem enthält Herrn Bock's Schrift kein Wort: was soll man davon denken und dazu sagen?

(Die Versammlung billigt die Äußerungen des ersten Vorsitzenden. Hoffentlich nimmt Herr Bock bei einer etwaigen zweiten Auflage Gelegenheit, seine Angaben zu ergänzen.)

Vergl. u. a. auch die heutige Nr. XXXI.

D. Kulturgeschichtliches.

XVI. Praehistorische Zeitschrift der Berl. Ges. f. Anthropologie pp. Das herungereichte Heft 1—2, III. Bd. 1911 enthält bezüglich unserer Provinz nur eine Mitteilung von P. Quente, Das langobardische Urnenfeld von Dahlhausen in der Prignitz. Vor 3 Jahren gründete Herr Q. ein Prignitz-Museum, das die Äbtissin von Heiligengrabe, Frau v. Rohr daselbst untergebracht hat. Dorthin kommen die neuen Funde, für die der Kaiser einen Schrank stiftete.

XVII. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus in Müncheberg. Hauptsächlich dem verdienstvollen

Verwalter des Müncheberger Museums und Schriftwart des Vereins, dem unermüdlichen, kenntnisreichen Herrn Lehrer Mirow, der die Brandenburgia in Müncheberg unlängst so freundlich führte, ist es zu verdanken, daß diese Sitzungsberichte, von denen ich Heft 1 vorlege, als „Neue Folge“ der Veröffentlichungen erscheinen.

XVIII. Die berühmte Stadtstelle im Blumenthal, Kreis Ober-Barnim in Gefahr. Unter dieser Spitzmarke veröffentlichte der Berliner Lokal-Anzeiger vom 10. Juni 1911 folgendes. „Eine der interessantesten Stellen in der Mark Brandenburg, die Stadtstelle im Blumental bei Strausberg geht ihrer völligen Vernichtung entgegen, wenn nicht schleunigst von den für Denkmals- und Heimatschutz tätigen Kreisen ein Veto dagegen erhoben wird. Die Stadtstelle ist bisher noch nicht einmal gründlich erforscht worden. Man weiß nicht, ob der Trümmerhaufen, der hier zwischen Wald und Feld vergraben liegt, wirklich eine alte Stadt, ein Dorf oder eine prähistorische Siedlung war. Nach dem Landbuch Kaiser Karls IV. existiert im Jahre 1375 allerdings hier ein Ort Blumenthal, es ist aber unbekannt, wann er gegründet und wann er „wüst“ geworden ist. Klöden gibt an, daß er im Kriege der Mark mit den Quitzows und den Pommern zerstört worden sei (1402), und daß die Einwohner nach Wriezen und Strausberg geflüchtet wären. Im Jahre 1459 wird Blumenthal aber noch als Pfarrort genannt (brandenburgische Stiftsmatrikel.) Trotz dieser Angaben ist man sich in den Kreisen der Forscher noch nie einig gewesen, was es mit der Stadtstelle für eine Bewandnis hatte. Klöden tritt an einer anderen Stelle dafür ein, daß hier auch ein Begräbnisplatz gewesen sein soll. Auch Beckmann schließt sich dieser Annahme an. Friedel hält die Stelle für die Ueberreste einer Burg. Andere haben sogar vermutet, daß hier einst das sagenhafte Rhetra der Wenden stand. Im 17. Jahrhundert fand der Bürgermeister Chrüvel aus Kremmen hier, nach Beckmann, noch die wohl erhaltenen Überreste einer Stadt mit über mannshoch emporragenden Mauern, vier Toren, einer Hauptstraße und sechs Quergassen; davon war schon seit langem nichts mehr zu sehen. Der Pflug ist über die Stadtstelle gegangen, immerhin aber lag doch noch der sogenannte Merkstein da, es wurde der „Brunnen“ gezeigt, man sah auch noch einzelne Mauerreste. Jetzt ist seltsamerweise der Merkstein zum Teil aus der Erde herausgegraben, und die anderen Steinreste werden, wie Die Mark berichtet und wie man sich überzeugen kann, zu kleinen Gemarkungssteinen verhauen: vielleicht kommt der Merkstein auch noch hierzu an die Reihe. Gibt es wirklich keine Mittel und Wege, diesem Vandalismus entgegenzutreten, bevor es zu spät ist? Die Mark hat der historisch merkwürdigen Plätze nicht gerade so überflüssig viele, daß man sie ohne weiteres zerstören kann.“

Infolge dieser Nachricht gingen Entrüstungsrufe vielfach durch die Zeitungen und ich hielt mich als Vorsitzender der Brandenburgia, die sich auch die Pflege der nationalen Denkmäler zur Aufgabe stellt, deshalb für verpflichtet, Herrn Provinzial-Konservator Goecke auf die Sache vom 14. Juni d. J. aufmerksam zu machen. Am 24. teilte mir Herr Göcke liebenswürdigerweise eine Antwort der Besitzerin F. Freifrau von Eckardstein auf Prötzel vom 19. Juni mit: Die beunruhigende Zeitungsnachricht über Zerstörung der Stadtstelle im Blumenthal ist von gewissenlosen Zeitungsschreibern in die Welt gesetzt, um Sensation zu erregen. Es ist kein Wort davon wahr. An dem Marktstein hat mein jüngster Sohn, um zu sehen, wie tief er in die Erde geht, ein 1 m tiefes Loch gegraben, da erlahmten seine Kräfte. Die Zerstörung der übrigen Stadtstelle besteht darin, daß auf dem ganzen Felde circa 500 Morgen bei tieferer Ackerung Steine herausgebracht worden sind circa 400 m, die gesprengt und am Rande aufgesetzt sind, sodaß man denken könnte, eine Stadtmauer wäre gesprengt. — Wenn Sie Ausgrabungen unternehmen wollen, so habe ich nichts dagegen.“

Zur Belehrung heimatfreundlicher Kreise erschien demnächst am 30. August auf meine Veranlassung folgende Mitteilung im B. L. A.:

Die Stadtstelle im „Blumental“. Die berühmte Stadtstelle in dem „Der Blumental“ genannten Walde ist vor kurzem in den Zeitungen besprochen und dabei behauptet worden, daß sie aus Unkenntnis dem Untergange gewidmet werde. Dies gab der Regierung Veranlassung, den Provinzial-Konservator mit der Untersuchung unter Zuziehung des Oberbarnimer Landratsamts zu betrauen; auch hatte Geheimrat Friedel, aus dessen Feder die ausführlichste Beschreibung der Oertlichkeit, wie sie i. Jahre 1871 lag, herrührt, eine Einladung erhalten. Von vornherein mag bemerkt werden, daß die Gutsherrschaft von Prötzel, welche der Blumental gehört, weit entfernt, die letzten Reste der Stadtstelle zu zerstören, gerade umgekehrt zu deren Untersuchung im konservatorischen Interesse zuvorkommend die Hand geboten hat. Um das Ergebnis gleich zusammenzufassen: der sagenumspinnene Marktstein, für den ein Unternehmer bereits vor 50 Jahren 1200 M. geboten hatte, liegt noch unversehrt da. Weil er etwa 3 m tief im Boden steckt, ist eine Ausgrabung auch nicht leicht. Zwischen dem trockenen Mauerwerk der Stadtstelle ist allerdings unter dem regellos herumliegenden Steinblockmaterial, aber nicht zum Schaden des Gesamteindrucks, aufgeräumt worden. Dabei ist zu bedenken, daß die Stadtstelle seit Jahrhunderten beackert worden und jetzt in der steinreichen Gegend beim Tiefpflügen eine Menge natürlicher Geschiebe zutage getreten ist, die beseitigt werden mußte.

Das Geheimnis der Stadtstelle und des Blumental ist auch jetzt noch nicht gelöst. Man muß nach Friedel zweierlei unterscheiden.

Ein Dorf Blumental und die Stadtstelle. Ersteres wird noch im Landbuch Karls IV. von 1375 als ein unbedeutender Ort erwähnt und ist nebst anderen benannten Dörfern in den Kriegen und Raubzügen des 15. Jahrhunderts eingegangen. Einen ganz anderen Charakter hat das Städtchen auf der Stadtstelle. Dieses Städtchen hat keinen Namen mehr. Die Funde daselbst reichen bis in die heidnische Zeit zurück, sogar drei Hünengräber haben in dem Areal gelegen. Der Chronist der Mark Bekmann schreibt 1751, im Walde Blumental befinde sich ein Nachlaß von Mauerwerk in einem solchen Umfang, daß man noch gewisse Abteilungen und Straßen, mithin den Ueberrest eines Städtleins, wahrnehmen könne. Die südliche Seite hält 190 Ruten, die nördliche 160, die westliche 80, die östliche 60. Man bemerkte dabei vier Tore, eine Hauptstraße, welche den Weg nach Strausberg hält, und sechs Quergassen; außerdem noch verschiedene Gruben als Überreste von Kellern und Brunnen und vier ummauerte Plätze, vermutlich die Überreste von einer Kirche, Rathaus, Schloß, Keller oder dergleichen.

Im Jahre 1871 stellte Friedel Reste der vermutlichen Kirche fest: Findlingsblöcke mit eisenfest gewordenem Mörtelverband. Auch die Stelle der Schmiede wurde damals ermittelt, kenntlich an großen Mengen von Eisenschlacken. Ein verschütteter Brunnen gab nach Aufräumung reichlich Wasser. Die Töpferware deutet auf das 11. bis 13. Jahrhundert, doch wurden auch eigentliche germanische Urnenscheiben gefunden, vielleicht aus den drei Hünengräbern stammend, die inzwischen anscheinend ausgeraubt waren. Eisengerät, namentlich Pfeil- und Bolzenspitzen, sollen in und bei der Stadtstelle öfters gefunden sein, was auf Kämpfe deuten würde. Die eigentlichen Mauerreste fand auch Friedel nur aus Blöcken in Lehmverband ohne Mörtel bestehend. Was daran alt, was spätere Zutat, wird sich jetzt nicht mehr unterscheiden lassen, denn in steinreichen Gegenden, wie gerade im Oberbarnim, ist es häufig Sitte, um die Kulturen zu erleichtern, an den Feldrainen die Blöcke in langen Reihen aufzuhäufen, die gerade wie Mauern aussehen und häufig auch als solche dienen. Von allen Beschreibungen ist die von Theodor Fontane die romantischste; er glaubt unbedingt an eine untergegangene Stadt, über deren Ausdehnung man sich vom Marktstein orientieren könne. Der Stein zeigte früher eine menschliche Fußtapfe und einen Pferdefuß eingemeißelt, war also ein Opferstein aus germanischer Zeit. Ein Hirt fand auf ihm jeden Morgen eine Silbermünze. Seine Frau, die sich aber über das blanke Geld wunderte, quälte ihren Mann so lange, bis er ihr die Herkunft unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit anvertraute. Am nächsten Morgen fand der Hirt keinen Silberling, wohl aber hing seine beste Kuh am Geäste einer Eiche neben dem Opferstein. „Wie in Teufels Namen kommst du dahin?“ sagte der entsetzte Hirt. Sogleich fiel die Kuh herab und

brach den Hals. Seitdem ist es bei dem Stein nicht geheuer. Auch der gelehrte Afrikaforscher Georg Schweinfurth hat die Stadtstelle untersucht und spricht dabei seine Bewunderung vor dem üppigen, seltenen Pflanzenreichtum aus. Als neu für die Mark fand er benachbart die seltene, prächtige Lippenblume *Melittis melissophyllum*, Waldmelisse. Sie läßt sich als Würze zu einem Maitrank gut verwenden.

Die Stadtstelle ist immer noch schwer — glücklicherweise, wird mancher ängstliche Naturfreund hinzufügen — zu erreichen. Etwa sechs Kilometer südlich der Station Leuenberg, Berlin—Wriezener Bahn, oder von Bahnhof Stadt Strausberg etwa 9 Kilometer nördlich.

Auf den 29. Juli hatte Herr Baurat Goecke mich zu einer Besichtigung der Stadtstelle eingeladen. Leider war ich verhindert. Einen Bericht wird Herr Goecke später veröffentlichen.

XVIII. Vom Pichelswerder, Kreis Ost-Havelland, Amtsbezirk Spandau-Land.

Da das allgemeine Interesse jetzt mehr denn jemals der idyllischen Havellande zugewendet worden ist, sei mir gestattet, aus dem Berliner Lokal-Anzeiger vom 8. v. M. den nachfolgenden orientierenden, von mir verfaßten Artikel zu reproduzieren.

Der Pichelswerder, zu Ost-Havelland gehörig, das anmutige Eiland, zu dem jetzt Tausende wallfahrten, um das Bühnenfestspiel mit anzusehen, das ein Streiflicht auf die Kämpfe des 12. Jahrhunderts wirft, als hier Heiden- und Christentum, Deutsche und Slawen um die Oberherrschaft rangen, muß eine reiche Ur- und Vorgeschichte gehabt haben. Wenn Eberhard König, der Dichter des Volksschauspiels „Albrecht der Bär“, darin auf den Wildstier und die groben Keiler hinweist, die sich in Sumpf und Röhricht wohlig wälzen, so hat er vollkommen recht. Denn als der Damm für die Stößenseebrücke geschüttet wurde, kamen mit dem mächtig emporquellenden Untergrund auch Gebeine vom Ur und Wisent, vom Elentier und Hirsch, vom Wildschwein, ja auch vom gleichzeitigen Menschen zum Vorschein, und es hätte für unsere Museen gewiß gar manches interessante Stück außerdem gerettet werden können, wenn der tückische, breiartige Boden überhaupt betretbar gewesen wäre.

Auf dem Pichelswerder gilt als Wahrzeichen heidnischer Vorzeit der sogen. Altar- oder Opferstein in der nahe dem Rackwitzschen Anwesen nach der Heerstraße führenden Schlucht. Es ist ein fast würfelförmiger Quarzitblock, auf den im Jahre 1880 die Aufmerksamkeit durch eine förmliche Weihnachtsfeier gelenkt wurde. Der Stein ist durch natürliche Krystallisation mit allerhand wurmförmigen Drusen durchsetzt, wie man das bei ähnlichen Gesteinen des Braunkohlentertiärs häufiger findet. Es sind auch Teile in alter Zeit abgeschlagen, weil man aus dergleichen Material feine Schleifsteine, vergleichbar dem Naxos-Schmirgel, fertigte und aus größeren Stücken Steinmulden, in denen Feuersteinäxte

angeschliffen und poliert wurden. Einige Löcher des Steins sind absichtlich erweitert, mehr läßt sich von diesem vermeintlichen Kultstein nicht sagen. Sehenswert ist er immerhin.

Am Südabhang des Pichelwerder, neben dem Festspielplatz und gegenüber Schildhorn, ist viele Jahre hindurch in altgermanischen Wohnstätten nachgegraben worden. Gefunden wurden mehrfach trichterförmige Wohngruben mit geborstenen Herdsteinen, Kohlen, Asche, Wildtierknochen (kenntlich an der härteren Knochenhaut), zwei Mahltröge aus Granit, in denen Korn zu Brotteig gequescht sein mag. Reste vieler sehr grober, mit Steingrus durchsetzter Töpferware von Kochgefäßen, dazu eine Menge von prismatischen Feuersteinmessern verschiedener Größe und eine aus einem Hirschgeweihe verfertigte Flöte, auf welcher sich noch Töne hervorbringen ließen. Alles jüngere Steinzeit; aber auch auf spätere Besiedelung in der Metallzeit bis in die ersten Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung deuten einzelne gut profilierte und ornamentierte Geschirreste, die sich in den öffentlichen Sammlungen befinden.

Ganz besonders lebendig waren aber bis in die letzten Jahrzehnte die Erinnerungen an die wendische Zeit mit ihren besonderen Sitten und Gewohnheiten. Ich erinnere mich von 1877 her noch sehr wohl des ältesten Hauses im angrenzenden Pichelsdorf, welches das Haus des Wendenkönigs genannt wurde. Es war strohgedeckt, die Windlatten liefen in die bekannten hornartigen Giebelverzierungen aus, und ein Schornstein fehlte. Der Rauch mochte hinausziehen, zum Eulenloch, oder wo er sonst Spalten fand, er trocknete das Getreide gut, hielt Ungeziefer ab, und das war die Hauptsache, die sonstigen Unbequemlichkeiten nahm selbst der alte Szupan, das wendische Dorfoberhaupt, als selbstverständlich mit in den Kauf. Jetzt ist dies Wendenhaus längst fort, und nur noch ein kleines, ganz freundlich anmutendes Strohdachhaus gemahnt an die friedliche, stille Zeit, bevor das entfestigte Spandau seine Fühler nach Pichelsdorf ausstreckte.

XIX. Aus Kloster Zinna. Herr Dr. W. Hoppe, Bibliothekar des Historischen Seminars an der Universität, macht uns auf eine Mitteilung von ihm in der Sitzung des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg vom 10. Mai d. J. aufmerksam.

Herr Dr. Hoppe knüpfte an eine bisher unbekannte Urkunde des Konventes von Kloster Zinna (21. Oktober 1493) an, die von einer nur hier erwähnten Leinewebergilde in dem Dorfe, der jetzigen Stadt Luckenwalde, berichtet. Es wurde die Frage aufgeworfen, wie das Entstehen der Innung in dem Dorfe zu erklären sei, und durch kurzes Eingehen auf die Besitzpolitik des Klosters Zinna, dem Luckenwalde gehörte, zu beantworten gesucht. Die Versuche, die das Kloster machte, sich in den Besitz eines größeren Ortes zu setzen, der ein Emanzipieren von fremden gewerblichen Mittelpunkten gestattete, schlugen fehl. Da hat

man dann versucht, dem Dorfe Luckenwalde, das bereits den Mittelpunkt eines größeren zinnaischen Besitzkomplexes bildete, das Gepräge eines städtischen Gemeinwesens zu geben. Unter eben diesem Gesichtspunkte ist die Gründung der Leinewebergilde zu beurteilen. — Einzelne Bestimmungen der genannten Urkunde wurden sodann betrachtet, wobei der Vortragende Vergleiche mit den Verhältnissen der märkischen Leineweber anstellte. So wurde auf einen Streit hingewiesen, der sich 1457 zwischen den Leinewebern zu Beeskow und der Stadt bzw. der dortigen Schneidergilde abspielte und für die Mißachtung, der die Leineweber allgemein ausgesetzt waren, höchst charakteristisch ist. Sehr eigentümlich, da z. B. die Tuchweber wohl angesehen waren.

XX. Herr Konrad Kothe sprach in derselben Sitzung über die von den Zinnaer Mönchen erschlossenen Kalksteinbrüche zu Rüdersdorf. Die verworrenen Angaben in der Litteratur über die Verwendung des Rüdersdorfer Kalksteins sind zu berichtigen. Der Turm der Pfarrkirche in Strausberg, zu dessen Fenstern derselbe verwendet ist, stammt erst aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Als ein frühes Denkmal vom Einfluß des Klosters Zinna in Barnim ist dagegen das Kalksteinportal der Kirche in Ladeburg bei Bernau zu nennen, welches in seinen ausgesprochenen frühgotischen Formen bald nach der Erschließung der Brüche zu datieren ist und sich von den Werken des Granit- und des Ziegelbaues als eine ungewöhnliche vereinzelt Erscheinung abhebt.

XXI. Herr Professor Dr. Krabbo sprach in derselben Sitzung über Markgraf Otto I. von Brandenburg. Geboren zwischen 1127 und 1130 als ältester Sohn Albrechts des Bären, empfing er als Taufgeschenk von Fürst Pribislaw-Heinrich von Brandenburg die Landschaft Zauche. 1134 wurde sein Vater als Markgraf an die Spitze der sächsischen Nordmark oder, wie sie bald hieß, der Mark Brandenburg gestellt. Albrecht hat sich in den 36 Jahren, während deren er diese Stellung bekleidete, vorwiegend für die große Reichspolitik interessiert; er hat ferner wiederholt erbitterte, aber ergebnislose Kämpfe mit den Welfen um das Herzogtum Sachsen geführt; nur zwischendurch kam er dazu, seine volle Kräfte der Mark zu widmen. Er konnte das aber ohne Schaden für die Mark tun, da sein Sohn Otto früh und fest mit dem Boden der Mark verwuchs und bald des oft abwesenden Vaters ständiger Vertreter wurde. Seit 1145 führt er neben Albrecht den Markgrafentitel, 25 Jahre also haben Vater und Sohn nebeneinander gewaltet. 1148 vermählte sich Otto mit einer Slawin, der polnischen Herzogstochter Judith. Sieht man von einem Aufenthalt ab, der ihn als Kind zu Nürnberg am Königshof zeigt, so ist er bis zum Tode seines Vaters nur noch zweimal außerhalb des Markenlandes oder des sächsisch-thüringischen Stammesgebiets nachweisbar: er hat teilgenommen an den Königswahlen von 1147 zu Frankfurt und von 1169 zu Bamberg.

Nach seines Vaters Tod übernimmt er als gereifter Mann die Alleinverwaltung der Mark. Zunächst werden seine Beziehungen zu Kaiser und Reich jetzt lebhafter, er hat als Markgraf Reichspflichten zu erfüllen, denen bislang sein Vater vorwiegend gelebt hatte. Ein vorübergehendes Zerwürfnis mit dem Kaiser wird beigelegt, Nachdem aber Kaiser Friedrich I. 1174 auf Jahre nach Italien gezogen ist, geht Otto wieder ganz in seiner Tätigkeit als Markgraf auf. Zur Zeit des Friedenskongresses von Venedig, 1177, macht er zusammen mit Heinrich dem Löwen einen Feldzug nach Pommern. Im nächsten Jahre begann der Prozeß gegen Heinrich, der mit seinem Sturz endigte. Otto hat sich schließlich den Gegnern des Herzogs zugesellt, vielleicht mit bewogen durch Maßregeln Heinrichs, die vom Standpunkt deutscher Grenzinteressen unbedingt zu verwerfen waren. Markgraf Otto hoffte wohl auch, daß ihm beim Zusammenbruch von Heinrichs Machtstellung die Oberhoheit über Pommern zufallen würde, zumal er eben jetzt, 1180, einen glänzenden Sieg über die Pommernherzöge errang. Dennoch hat Kaiser Friedrich im Jahre 1181 Pommern zum reichsunmittelbaren Herzogtum erhoben, um von vornherein ein zu starkes Anwachsen der Mark Brandenburg zu verhüten.

Für die Kultur der Mark sorgte Otto besonders durch Gründung des Zisterzienserklosters Lehnin und des Benediktinerinnenklosters Arendsee. Er ist am 7. März 1184 gestorben und in Lehnin begraben, inmitten der Zauche, die ihn seit seiner Taufe mit dem Kolonialland verknüpft hatte. Otto ist der erste deutsche Fürst, der wirklich heimisch geworden ist in der Slawenwelt des Havellandes.

XXII. Herr Professor Krabbo sprach ferner in der Sitzung desselben Vereins vom 14. Juni d. J. über die Söhne Markgraf Ottos I. von Brandenburg, Markgraf Otto II., Graf Heinrich von Gardelegen und Markgraf Albrecht II. Der letzte entstammt der zweiten Ehe des Vaters und hat zu seinen älteren Stiefbrüdern lange Zeit in schlechtem Verhältnis gestanden, da jene das Erbrecht des Jüngsten nicht anerkennen wollten. Erst nachdem Graf Heinrich von Gardelegen, der fromme Begründer der Stendaler Nikolaikirche, 1192 kinderlos gestorben war, hat Markgraf Otto, dem seine Gattin Ada, eine geborene Gräfin von Holland, ebenfalls keine Nachkommenschaft schenkte, sich mit dem Stiefbruder ausgesöhnt und ihn als seinen Erben bezeichnet. Die rätselhafte Auftragung der askanischen Allodien an das Erzstift Magdeburg, die Otto II. und Albrecht 1196 vornahmen, wurde zu deuten gesucht als vielleicht im Zusammenhang stehend mit dem Plan des verstorbenen Grafen Heinrich von Gardelegen, ein Bistum in Stendal zu gründen.

Markgraf Otto II. nahm eine kräftige Expansionspolitik auf; als Vorkämpfer der Deutschen gegen die wachsende Macht Dänemarks rückte er, allerdings nur in beschränktem Maße, in Nordost-Deutsch-

land in eine Stellung ein, wie sie einst Heinrich der Löwe behauptet hatte; namentlich gelang es ihm, den maßgebenden Einfluß in Pommern auf Kosten der Dänen zu erringen. In dem 1198 ausbrechenden Thronstreit zwischen den Gegenkönigen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig hat der Markgraf getreu den Traditionen seines Hauses sich zur staufischen Partei gehalten; er hat König Philipp mit Rat und Tat unterstützt.

Nach Markgraf Ottos II. Tod 1205 übernahm sein Stiefbruder und Erbe, Markgraf Albrecht II. die Regierung, die er, festhaltend an den Richtlinien der Politik des Bruders, voll tatkräftiger Energie geführt hat. Den Kampf gegen Dänemark hat er fortgesetzt, wengleich er schließlich, vom Deutschen Reich im Stich gelassen, unterlag und Pommern räumen mußte. In der Mark selbst hat er nach jeder Richtung ein straffes Regiment geführt, wie sich aus mehreren Anzeichen erschließen läßt. Von dem neuen staufischen Herrscher, König Friedrich von Sizilien, der den nordostdeutschen Verhältnissen fremd und gleichgültig gegenüberstand, hat der Markgraf nichts wissen wollen, nur notgedrungen hat er ihn anerkannt. Unter Albrecht II. tritt zuerst greifbar der Gegensatz zwischen der Mark Brandenburg und dem Erzbistum Magdeburg hervor, der fortab für lange Zeit die Beziehungen beherrscht zwischen den beiden Territorien, die einst zur Zeit Albrechts des Bären und des Erzbischofs Wichmann zusammengehalten hatten im Kampf gegen Heinrich den Löwen wie auch gegen die Slaven.

Markgraf Albrecht II. starb 1200 unter Hinterlassung von zwei unmündigen Söhnen, für die seine Witwe, die Wettinerin Mechthild, trotz vieler Anfeindungen mit mutiger Hand die Regentschaft geführt hat.

XXIII. Robert Mielke: Vom Werden des deutschen Dorfes. Berlin 1911 (Vereinigung Heimat und Welt). Unser hochgeschätztes Ausschußmitglied behandelt in seiner tiefgründigen, sachkundigen Weise Dorf und Flur, die politische Geschichte des Dorfes, die Arbeit, das geistige Leben, Sitte und Brauch, Wohlfahrtspflege. Was Verfasser sagt: „Vieles, was Sitte und Brauch ist, gehört dem deutschen Volke an; hervorgeblüht ist es auf dem Dorfe. Was wirklich lebt von ihm, ist in der Natur gewachsen, nicht in der engen Straße.“ Wir fügen hinzu ohne die Landbevölkerung gibt es kein deutsches Volk, insbesondere keine Zukunft eines solchen. Die Städte machen es nicht. In der Scholle wurzeln die Anfänge unserer seelischen wie körperlichen Kräfte. Möge das deutsche Dorf uns als solches immerdar erhalten bleiben. Schützen, hegen und pflegen wir darum Land und Landvolk auch in der Brandenburgia unausgesetzt.

XXIV. Max Wald (Kalkberge): Die Schlacht bei Großbeeren nebst Chronik des Ortes. Mit 5 Bildern und 1 Schlachtplan.

Selbstverlag 1911. 20 Pfg. Populäre Darstellung zur schnellen Orientierung für die zahlreichen Besucher des Vororts ganz brauchbar.

XXV. Zum X. Internationalen Geographenkongreß in Rom, 15.—22. Oktober, liegt Einladung und Programm zur Kenntnisnahme vor.

XXVI. Unser Mitglied Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt überreicht einen in Schiffsbau-Zeitung vom 23. v. M. abgedruckten interessanten von ihm verfaßten Vortrag: „Märkische Schiffswerften zu Havelberg und Berlin.“ Dem sehr interessanten, auf gute Quellen gestützten Artikel des um die Geschichte unserer Marine und Kolonien sehr verdienten Herrn Verfassers sind zwei beachtenswerte Abbildungen beigegeben: die kurfürstliche Schiffswerft zu Havelberg nach einem Stich von Peter Schenk und der Schiffbauerdamm zu Berlin mit Luftschiff Friederichs I. (1717) nach dem Stich von Georg Paul Busch. Hier lag die Schiffswerft nahe dem jetzigen Schlütersteg.

XXVII. Ich mache auf die ausliegenden 4 Nrn. Juli-September der Monats-Blätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg aufmerksam, insbesondere auf Nr. 7 (das neue W. Alexis-Grabmal in Arnstadt) und Nr. 9 A. Arndt über den Patrioten, Staatsmann und Dichter Friedrich August v. Stägemann geb. 7. November 1763 in Vierraden, † 17. Dezember 1840.

E. Bildliches.

XXVIII. Herr Dr. Max Fiebelkorn überreicht der Sammlung der Brandenburgia 33 sehr hübsche und brauchbare Ansichtspostkarten von Kyritz und Umgebung, desgleichen.

XXIX. 3 Folioformat-Photographien der Stadtkirche zu Peitz nebst einem illustrierten technischen Aufsatz dazu in der Tonindustriezeitung 1911 S. 1223-24 von Baurat Ochs. Äußerlich erinnert das schmucke, im Ziegelrohbau hergestellte Kirchengebäude sehr an die Matthäikirche zu Berlin. — Herrn Dr. Fiebelkorn verbindlichsten Dank!

XXX. Unser um die Geschichte des Turnwesens hochverdientes Mitglied Herr Dr. Hans Brendicke teilt uns dankenswerter Weise verschiedene auf die Hundertjahrfeier der Eröffnung des Turnplatzes in der Hasenhaide am 19. Juni 1811 bezügliche Veröffentlichungen mit, einen Aufsatz in Nr. 6 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins sowie 5 historische Ansichtspostkarten.

XXXI. U. M. Herr Franz Goerke, Dir. der Gesellschaft Urania ersucht um Abdruck des Nachfolgenden: „Photographische Aufnahmen aus der Natur unserer deutschen Heimat. Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege zu Berlin-Schöneberg (altes Botanisches Museum) richtet ein Archiv für photographische Aufnahmen aus unserer deutschen Heimat ein und hat Herrn Goerke mit der Leitung dieser Sammlung beauftragt.“

Die für das Archiv bestimmten Photographien sollen sich vornehmlich auf die Natur ohne bauliche Anlagen beziehen, z. B. auf charakteristische natürliche Landschaften, Waldteile, Baumgruppen und ausgezeichnete Bäume, Gebirgsteile, Felsgruppen und einzelne Felsen, fließende Gewässer, Seen und Wasserfälle, wildlebende Tiere mit ihren Wohnplätzen u. a. m.

Bei dieser umfassenden Veranstaltung hofft die Staatliche Stelle auf eine freundliche Unterstützung und Mitarbeit seitens der deutschen Amateurphotographen rechnen zu dürfen und bittet sie, geeignete Bilder beliebigen Formats, möglichst unaufgezogen, mit genauer Angabe der Örtlichkeit, ihr zur Verfügung zu stellen.

Alle diese Bildersammlung betreffenden Sendungen und Zuschriften wolle man an den Unterzeichneten richten, welcher auch zu jeder weiteren Auskunft gern bereit ist.

XXXII. Herr Graf von Schlieben auf Haideschlößchen bei Birkenwerder a. N. stiftet ein Album mit 10 farbigen Ansichtspostkarten von Birkenwerder und Umgegend. Verbindlichen Dank!

XXXIII. Herr Rektor Monke macht gütiger Weise folgendes Buch der Brdb. zum Geschenk: „Kriegsereignisse in der Uckermark. Bearbeitet von Offizieren des Inf.-Reg. General-Feldm. Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenbg.) No. 64 (Prenzlau 1911) und äußert sich darüber im Nachstehenden wie folgt:

Das vom Regimentskommandeur Exz. von Runckel der Brandenburgia durch u. M. O. Monke übersandte Büchlein hat die löbliche Absicht, durch Kenntnis der Heimatgeschichte die Heimatliebe zu pflegen und bietet auf 92 Seiten in 4 Abschnitten in schlichter, leicht faßlicher Darstellung eine treffliche Übersicht der vorgeschichtlichen Funde, sowie der wichtigsten kriegerischen Ereignisse in geschichtlicher Zeit. Es wendet sich an junge Krieger, die das Land kennen und lieben lernen möchten, das sie verteidigen sollen, sowie an alle Freunde der uckermärkischen Heimat, ist aber auch namentlich Schülern der Volks-, Mittel- und Hohen Schulen sehr zu empfehlen. Hin und wieder haben die Verfasser auch interessante Volkssagen eingestreut, so die neueste, noch in der Bildung begriffene von den Ragöser Schleifern, heidnischen Wenden, die sich durchaus nicht zum Christentum bekehren wollten und daher von den streitbaren Choriner Mönchen von Haus und Hof vertrieben wurden. Das Buch bringt also interessanten Stoff und mannigfache Anregungen; es verdient daher volle Anerkennung, Nachahmung auch in anderen Landkreisen, vor allem aber den gewünschten Erfolg im eigenen.

XXXIV. U. Schriftwart, Kustos des Märkischen Museums, Professor Dr. Otto Pniower äußerte sich über ein 400 Jahre altes Deckengemälde, das unlängst bei Renovierungsarbeiten in der Apsis der Kirche

zu Lindenberg, Kreis Nieder-Barnim, aufgedeckt wurde, unter Vorlegung von 2 Photographien wie folgt: Dargestellt war Das jüngste Gericht. Darauf deutet die am besten sichtbare Figur der Engel links oben mit der Posaune. Auch die sitzende Hauptgestalt steht damit im Einklang; es ist Christus als Weltrichter. Der Regenbogen ist gleichfalls nicht zu verkennen. Die Zeit, in die die Malerei zu setzen ist, dürfte der Anfang des 16. Jahrhunderts sein. Sie wird zunächst durch den Schriftcharakter der Spruchbänder bestimmt; aber auch die sehr faltenreiche, flott behandelte Gewandung, ferner die schon sehr freie Haltung des schwebenden Engels lassen an das Ende der Gotik denken. Literarische Nachforschungen, die ich angestellt habe, führten zu einer schlagenden Parallele: Die Kirche in Riedebeck bei Luckau weist ebenfalls Reste alter Wandmalereien auf. Sie stellen unzweifelhaft „Das jüngste Gericht“ dar. Die Anordnung der Figuren ist ähnlich, auch sie sind spätgotisch; der Regenbogen ist genau so behandelt.“ An einem der nächsten Tage wird im Auftrage des Kultusministers Geheimrat Blunck das Gemälde besichtigen und entscheiden, ob es erhalten werden soll oder nicht.

XXXV. Herr Dr. Max Osborn hielt darauf den von ihm angekündigten Vortrag über die Künstlerfamilie Begas. Die von Lichtbildern unterstützten Mitteilungen wurden mit lebhaftem Beifall begrüßt. (Der Vors. macht, auf Wunsch, darauf aufmerksam, daß nach Mitteilung des ihm befreundet gewesenen Malers und Kupferstechers Adalbert Begas, der Ton in dem Wort „Begas“ auf der Endsilbe ruht. Die Familie hat sich früher auch „Begasse“ geschrieben.)

Schließlich Zusammenkunft im Hofbräu, Potsdamerstraße 127.

10. (7. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres

Sonnabend, den 21. Oktober 1911.

Wanderfahrt nach Marienfelde. Besichtigung der Orchideenkulturen von Otto Beyrodt.

Eine stattliche Anzahl von Teilnehmern trafen auf dem kleinen Vorortbahnhof Marienfelde ein und wanderten zu der großen Gärtnerei, wo sie von Herrn Beyrodt in Empfang genommen wurden. Der großen Teilnehmerzahl wegen wurde die Gesellschaft in mehrere Gruppen geteilt, so daß sich an der Führung neben dem Besitzer noch der Herr Obergärtner Sode und die Herren Voß und Kaufmann beteiligten.

Die Anlage nimmt einen Raum vom 7500 qm ein, und es sind immer mehrere Gewächshäuser zu einer Gruppe vereinigt, um eine be-

stimmte Anzahl von Individuen einer Art aufzunehmen. So enthält eine solche Gruppe 4500 Stück von *Dendrobium* und eine andere 15000 Stück *Cattleyen*. Es wird z. B. so eingerichtet, daß die ersteren um Weihnachten blühen. Ebenso waren 12000 Stück der Gattung *Vanda* aufgestellt, die zwischen Neujahr und April in Blüte stehen sollen. Die hier aufgestellten Orchideen sind Bewohner der Tropen von Asien und Amerika. Sie verlangen eine große Wärme und einige außerdem eine ganz bestimmte Beleuchtung, weil sie Bewohner der Urwälder sind. Viele von ihnen brauchen keine Erde zur Ernährung, weil ihnen die Luft und die Feuchtigkeit genügen. Es wurden uns einige Exemplare gezeigt, die noch an den abgeschnittenen Baumästen ihrer Heimat sitzen. Die Wurzelstöcke der Pflanzen werden direkt von Gärtnern herübergebracht, weil die Aufzucht aus Samen sich sehr schwierig gestaltet. Solche wird nur angewandt, wenn es sich um künstliche Kreuzungen handelt. Es wurde uns ein Häufchen staubfeinen hellgelben Samens gezeigt. Die Körner gehen so schlecht auf, daß auf 2000 Stück erst eine Pflanze kommt, und diese entwickelt sich wieder sehr langsam, so daß erst nach 6 Monaten eine Spur von einem Blatt zu erkennen ist und erst nach 6 Jahren die erste Blüte zu erwarten ist. Der Preis der marktfähigen Ware schwankt zwischen 4 und 30 Mark, doch werden auch 10000 und 15000 Mark bezahlt. Zu den beliebtesten gehören die *Cattleyen* mit den großen rosenroten Blüten, ferner mehrere Arten von *Cypripedium*, mit einem großen kammartigen Blütenblatt. Von ihr sind durch Kunst besonders viele Kreuzungen erzeugt worden. Im Gegensatz zu diesen großblumigen stehen mehrere kleinblütige, aber in reichen Trauben blühende wie die gelben *Phalaeopensis*arten. Die Luftorchideen werden in Töpfen gehalten, die mit Sumpfmoss und Farnkrautwurzeln gefüllt sind. Endlich wurden wir noch auf eine Sammlung japanischer Zwergbäume aufmerksam gemacht, z. B. auf die winzigen Lebensbäumchen und Wachholder. Es werden auch von der Gärtnerei kleine Zimmerwarmhäuser für den Verkauf gebaut und ausgestattet, wie ein sehr hübsch ausgestattetes Beispiel es zeigte.

Nachdem die Gesellschaft sich mit lebhaftem Danke für die lehrreiche Führung verabschiedet hatte, unternahm sie noch einen Besuch der Obst- und Gartenbauschule von Fräulein Dr. Castner in der Berliner Straße.

Wir unternahmen auch hier wieder den Rundgang in mehreren Gruppen unter der freundlichen Führung einiger Schülerinnen. Es werden hier junge Damen, die die höhere Mädchenschule absolviert haben, zu Berufsgärtnerinnen und Gartenbaulehrerinnen ausgebildet, indem sie in zwei Jahren praktischen und theoretischen Unterricht im Obst- und Gemüsebau und in der Verwertung der Gartenerzeugnisse erhalten. Der Kursus ist zweijährig und es sind 60 Zöglinge in der

Anstalt, von denen zu Ostern und zu Michaelis je 15 entlassen werden. Im Hause befinden sich die nötigen Klassenzimmer nebst einem Gesellschaftsraum und im Kellergeschoß sind Räume zum Aufbewahren von Geräten und zum Anfertigen der nötigen Utensilien untergebracht. In dem 12 Morgen großen Garten befinden sich mehrere Warmhäuser, z. B. ein solches mit prächtigen Weinreben voller großer dunkler Trauben, und dahinter ein ausgedehnter Obst- und Gemüsegarten. Die Felder waren ja augenblicklich kahl und die Bäume leer, aber die prächtigen Pyramiden der Aepfel- und Birnbäume und die hohen Spaliere zeugten von einem gesunden Gedeihen und sorgfältiger Pflege. Auch von diesem Besuch schied die Gesellschaft mit aufrichtigem Dank für das Gesehene.

Kleine Mitteilungen.

Ein Berliner Gevatterbrief aus dem Jahre 1754. Mitgeteilt von Friedrich Wienecke.

Hochedler, Hochgeehrtester

Sehr werthgeschätzter Herr Gevatter!

Daß Christlicher Eltern Kinder eine Gabe des Höchsten sind, ist uns aus der Heiligen Schrift bekandt. Und da der Grundgütige Gott meine liebe Ehe-Frau in ihrem Ehestandt mit Leibesfrucht gesegnet, dieselbe, in Gnaden entbunden, und uns beyderseits Eltern mit einer jungen Tochter erfreuet;

Als dancken wir seiner Göttlichen Gnade und Barmherzigkeit dafür von Hertzen, und erachten uns verbunden, vor die Beförderung ihrer Seeligkeit Christlich Sorge zu tragen. Wir sind dennenhero entschlossen; solch unser neugebohrnes Kindlein Morgen, als den 24. dieses geb. Gott! durch das Bad der Heiligen Tauffe dem Herrn Christo einverleiben zu lassen. Und aber solch heiliges Werk ohne frommer Christen Gebet und Beystand nicht kan verrichtet werden;

Als haben wir uns erkühnet Ew. HochEdlen zu unsers Kindes Tauf-Zeugen und Paten zu erwählen, dienstfreundlichst bittende, ermeldeten Tages gegen 3 Uhr Nachmittags in der St. Petri-Kirche sonder beschwer sich einzustellen, und solch heiliges Werk mit hertzlichem und andächtigem Gebet willig über sich zu nehmen.

Solche sonderbahre Liebes-Bezeugung werden wir Eltern Zeit-Lebens mit schuldigstem Dank erkennen, und nach aller Möglichkeit zu verschulden suchen. Ich aber verbleibe insonderheit

Ew. HochEdelen

Dienstwilligster Diener

Gottfried Tüschmann, Mühlen-Waage-Knecht.

Berlin, den 23. Febr. 1754.

Der Gevatterbrief war gerichtet an

Monsieur Monsieur Hermanni, mon tres honoré Compere à son Logis

und trägt die Bemerkungen des Empfängers: linksoben: Tradit, den 23. Febr. 1754 a Sommer, Gevatter Bitter, unten links: Reli. compatres 1) Da. Hinzen, 2) Dan Jonas, 3) virg Papen, 4 (innere?) Albrecht, 5) (souriaro unlesl) Giffey, 6) aronmatario? vocate est filia Tüschmann Anna Maria. Auf der Rückseite ist vermerkt: Röm. 11, 3. 4. Seiner lieben Pathe zur bes. heils. Erinnerung schrieb diese Gebete mit dem hertzl. Wunsche alles leiblich. Wohlergehens.

Christoph Hermanni, d. 24. Febr. 1754.

Hermanni war Kandidat der Theologie und Informator im Hause Splittgerber. Das Original findet sich im Pfarrarchiv zu Krahe; der Brief ist in Schreiftschrift gedruckt; die eingetragenen Worte sind durch Fettdruck kenntlich gemacht.

Ein Spruch gegen die Gicht!

Guten Morgen Dannenficht!
 Mir plaget die Gicht!
 Nicht allein' die Gicht,
 Sondern alles, was in meinen Gliedern sticht.
 Mir Nacht und Tag, Dir Jahr und Tag!
 Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes †
 und des heiligen Geistes †. Amen!

Wenn der Leidende geheilt sein wollte, mußte er im Morgengrauen ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen zu einer Tannenschonung gehen, diesen Spruch sagen und beim Nennen des Namens Gottes den Atem an eine Fichte gehen lassen; dann wurde die Gicht auf den Baum übertragen.

Spruch gegen den kalten Brand.

Christus ging über Land und Sand.
 Nahm das Schwert wohl in die Hand.
 Damit stille ich den kalten Brand!

Spruch gegen das Verfangen des Viehs.

Christus, der gefangen.
 Hilf Du dem Verfangen!

Die Sprüche sind einem alten Buche entnommen und waren vor
 hundert Jahren im Gebrauch. F. Wienecke.

11. (4. ordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch den 25. Oktober 1911, abends 7 Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Justizrat Uhles.

I. Herr Dr. Albert Kiekebusch: Kulturbilder aus der Steinzeit der Mark Brandenburg. Der Vortrag wurde durch zahlreiche Lichtbilder unterstützt und fand den lebhaften Beifall der Hörer.

II. Der 2. Vorsitzende, Herr Justizrat Uhles berichtet über die Maßnahmen zur Hebung des Fisch- und Krebsreichtums der Provinz. Es sind z. B. seit mehreren Jahren jährlich Millionen Aale eingesetzt worden, die sich sehr gut entwickelt haben. Ebenso hat sich auch die Aufzucht der Krebse gehoben, weil seit 15 Jahren die Krebspest als verschwunden zu betrachten ist. Die Mark ist in eine Anzahl Distrikte eingeteilt, und es sind schon 50—60 kleine Teichwirtschaften eingerichtet worden. Es wird z. B. versucht, das Wasser künstlich mit der erforderlichen Menge von Futter zu versehen, um dies Verhältnis festzustellen ist eine Versuchsstation eingerichtet worden.

III. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Hofbräu-Restaurant, Potsdamer Straße 127—128.

12. (8. ausserordl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 5. November 1911.

Wanderung durch Alt-Charlottenburg.

Unsere Ausschußmitglieder Herr Dr. Gustav Albrecht und Herr Robert Mielke hatten die Führung übernommen. Ein ausführlicher Bericht aus der Feder des ersteren folgt später.

13. (9. außerordtl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Sonntag den 19. November 1911,

Wanderfahrt nach Spandau

zur Besichtigung des städtischen Hallenschwimmbades, des K. Seminars für Stadtschullehrer und der K. Landesturnanstalt.

Von schönstem Herbstwetter begünstigt betraten die zahlreichen Teilnehmer nach Besichtigung des dem Pionier Klinke, der sich 1864 beim Sturm auf die Düppeler Schanzen freiwillig opferte, geweihten von W. Wandschneider entworfenen Denkmals vor dem Fehrbelliner Tor zunächst das großartige Städtische Hallenschwimmbad unter freundlicher Führung des Königlichen und Städtischen Baurats Herrn Paul. Zuvor wies dieser auf die volkstümlichen Flurnamen im Gelände hin, von denen z. B. das „Radeland“ der nahegelegenen Försterei den Namen gegeben hat. Gegenüber dem Denkmal liegt westlich von der Straße „die Nachtweide“, deren Name an die weitverbreitete Flurbezeichnung „Uppstall“ (südlich von Spandau auch „Aufstall“ genannt), und an den havelländischen Ausdruck „die Nachtheiniche“ erinnert. In dem von ihm erbauten städtischen Hallenschwimmbade sprach Baurat Paul über die Entstehung und Einrichtung der Anstalt. Anregung zum Bau gab die Regierung. Als die Verlegung des Seminars für Stadtschullehrer nach Spandau geplant wurde, schlug sie die Errichtung eines Schwimmbades in der Nähe der Havel vor; die Stadt Spandau gab das Grundstück her und bewilligte fast eine halbe Million Mark für den Bau. In 14 Monaten war die Anstalt fertig. Sie enthält außer Wannen-, Brausen- und Sonnenbädern auch ein Schwimmbecken von 28 : 12 m und 0,16 bis 3,50 m Tiefe für 600 cbm Wasser. Bemerkenswert ist der billige Betrieb. Nach dem Muster einer Duisburger Anlage hat Baurat Paul das Wasserwerk in der Pionier-Straße durch eine 2,6 km lange Röhrenleitung mit dem Schwimmbad so in Verbindung gesetzt, daß das aus dem Wasserwerk entnommene und durch die „Abdämpfe“ der Maschinen vorgewärmte Wasser durch Pumpen in das Schwimmbad befördert wird, wobei ein Wärmeverlust von nur 2 bis 3 Grad C. entsteht. Das Wasser hat dann immer noch 40 Grad, also mehr, als erforderlich. Daher sind auch die Maschinen- und Heizanlagen außergewöhnlich klein; ebenso findet keine Raumentwicklung statt, wie sie sich in anderen Städten mitunter in höchst unangenehmer Weise bemerkbar macht, da die für die Heiz-, Wasch- und Trockenräume erforderliche Niederdruckkesselanlage mit

60 qm Heizfläche nur Koksfeuerung beansprucht. Übrigens wird auch durch die Tätigkeit der Pumpmaschinen die Leistung der Dampfmaschinen im Wasserwerk gesteigert. Die ganze Anlage darf daher als ein Musterwerk bezeichnet werden. Die Innenwände sind aus Eisenbeton hergestellt und nur 12 bis 15 cm stark; der Putz der Außenwände stimmt in der Färbung mit den aus Eltringer Tuff hergestellten Gesimsen völlig überein.

Im nahegelegenen Gebäude des Königlichen Lehrerseminars, das vor seiner Verlegung aus Berlin am 10. Oktober 1911 „Königliches Seminar für Stadtschullehrer“ hieß, begrüßte Oberlehrer Padderatz die „Brandenburgia“ und wies darauf hin, daß die Bestrebungen des Vereins für Heimatkunde auch vom Seminar und den mit ihm verbundenen Schulen in fast allen Unterrichtszweigen verfolgt werden. In Deutsch, in der Geschichte, Naturgeschichte, Geographie und auch in der Religionsgeschichte wird alles herangezogen, was auf die Heimat bezug hat. Oberlehrer Padderatz gab dann einen Überblick über die Geschichte und Einrichtung der Anstalt. Zur Ergänzung des von uns in Nr. 446 gebrachten Aufsatzes „Das Königliche Seminar für Stadtschullehrer in Berlin“ sei daraus folgendes hervorgehoben. Das Berliner Seminar verdankt seine Entstehung den von Pestalozzi ausgegangenen und zunächst in der Musterschule in Ifferten verwirklichten Gedanken über Jugendbildung, die besonders in Preußen in und nach den Unglücksjahren 1806—1812 auf furchtbaren Boden fielen, von dem weitschauenden Frhrn. von Stein aufgenommen wurden, bei dem König und der Königin Luise lebhaften Anklang fanden. Die Förderung der Jugendbildung setzte natürlich eine geordnete Lehrerbildung voraus, für die der Magistrat von Berlin kein Verständnis zeigte, das jedoch beim Könige und bei Steins Nachfolgern stets lebendig blieb und 1829 in der Gründung des Berliner Seminars zum Ausdruck kam. Der erste Direktor, Adolf Diesterweg (1832—1847), konnte seinen Plan, das Seminar auch zu einer Vorbildungsanstalt für die Lehrer an höheren Schulen zu machen, nicht verwirklichen. Er hat sich große Verdienste um die Ausbildung der Unterrichtsfächer erworben, die vorzugsweise der Verstandesbildung dienen (Grammatik, Mathematik, Astronomie). Auch die Gründung der Seminar-Übungsschule, die ursprünglich als Musterschule gedacht war, ist sein Werk. Sie war „die Schule Diesterwegs“, wie damals alle Schulen auf die Persönlichkeit des Leiters gestellt waren, und hatte einen großen Ruf. Viele hervorragende Männer haben hier ihren ersten Unterricht genossen, z. B. der spätere Kultusminister Dr. Bosse. Von 1850—1853 leitete Fürbringer die Anstalt, von 1853—1869 Thilo, der sich um die Präparandenvorbildung große Verdienste erworben hat. Sein Nachfolger war Dr. Schneider (bis 1873), der Verfasser der „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. Oktober 1873, die für die Entwicklung der Volks-

schule Bedeutung erlangten. Unter Direktor K. Schultze wurde das Seminar 1879 von der Oranienburger Straße 29 nach der Friedrich-Straße 229 verlegt, wo ein Grundstück für 106 500 Taler gekauft worden war. Schließlich entsprachen weder die Baulichkeiten noch die geräuschvolle Umgebung den Anforderungen, die an eine Lehrerbildungsanstalt gestellt werden müssen; daher wurde das Seminar nach Spandau verlegt, wo eine siebenklassige Volksschule als Übungsschule, eine Mittelschule und eine Vorbereitungsschule (Präparandenanstalt) mit ihm verbunden sind. Für die Errichtung der Gebäude wurden 678 000 Mk., für die innere Ausstattung 40 000 Mk. gebraucht. Namhafte Lehrer haben an dem alten Berliner Seminar gewirkt, u. a. Nädler (1829—1836), später Professor an der Universität in Dorpat und russischer Staatsrat, Maßmann, Ludwig Erk (1835—1875), Grell, Direktor der Singakademie, und der Prinzenlehrer Fechner.

Endlich wurde die Königliche Landes-Turnanstalt unter der Führung des Prof. Dr. Weede besichtigt. Sie war früher mit der Militärturnanstalt in der Scharnhorst-Straße in Berlin (Zentral-Turnanstalt) verbunden, befand sich dann 32 Jahre lang auf dem Grundstück Friedrich-Straße 229 und wurde Ende September 1911 ebenfalls nach Spandau verlegt. Ihre Aufgabe besteht in der Ausbildung und Fortbildung von Turnlehrern und Turnlehrerinnen; sie gibt aber auch Schulaufsichtsbeamten Gelegenheit, den Betrieb des Turnunterrichts kennen zu lernen, und stellt sich endlich in den Dienst der großen Turnverbände und der Jugendpflege.

Das Gebäude mit seinen Anbauten und Nebengebäuden überraschte durch die Großartigkeit seiner Verhältnisse in allen Teilen.

Der Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel dankte den drei freundlichen Führern auf das wärmste und wünscht der Stadt Spandau, die jetzt in mächtigem Aufschwung unter der kräftigen Führerschaft ihres hochverdienten Oberbürgermeisters Herrn Geheimrat Koeltze nach allen Himmelsrichtungen sich großstadtartig ausdehnt, zu allen ferneren Unternehmungen Glück und Wohlgedeihen.

14. (5. ordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. November 1911, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die
Mitteilungen zu I bis X. und XII bis XVI her.

A. Allgemeines.

I. Am 19. hatte die Brandenburgia Einladungen zur Feier des
100. Geburtstages unsers Märkischen Dichters F. Brunold nach Joachims-
thal i. M., zu einer Fontane-Feier nach Neuruppin und einer Heinrich
von Kleist-Gedächtnisfeier nach Wannsee.

II. Die neusten Verwaltungsberichte des Märkischen Museums und
der Stdt. Kunstdeputation werden vorgelegt.

B. Persönliches.

III. Wir gedenken des am 21. im Alter von 87 Jahren verstorbenen
ältesten Berliner Feuilletonisten Professors Dr. Ludwig Pietsch, der
auch auf dem Gebiet von Schilderungen unserer Provinz — neben
Berlins — außerordentlich fruchtbar, und wenn auch kein Mitglied der
Brandenburgia, dennoch derselben stets freundlich gesinnt war.

C. Naturgeschichtliches.

IV. U. M. Herr Lehrer Scharnweber überreicht eine Ansichts-
postkarte und 1 Photographie des Teufelssteins bei Gehren auf dem
Königsberg, Kreis Luckau, und legt eine Probe dieses gewaltigen Ge-
schiebblocks vor, anscheinend rötlicher, glimmerreicher Granit. Die
Probe und die Photographie wird dem Märk. Museum überwiesen.
Besten Dank dafür.

V. U. korr. Mitgl. Herr August Rutot in Brüssel: Ich lege mit
Dank als Geschenk vor: *Mise au point, pour 1911 du Mémoire intitulé.
Le préhistorique dans l'Europe Centrale, paru dans le Compte-rendu
du Congrès de Dinant en 1903, Mecheln 1911.* Dies ist eine dankens-
werte Fortführung der alt- und neusteinzeitlichen Forschungen bis in
die Gegenwart. Wie es mit dergleichen archäologisch und geologisch
überaus schwierigen und strittigen Untersuchungen geht, so sind gerade
die interessantesten Schlußfolgerungen Rutot's bezüglich der ältesten
Perioden ganz neuerdings von Prof. Dr. R. R. Schmidt in Tübingen teil-
weise angefochten worden. In diesem Sinne hielt Herr Schmidt in der

hiesigen Anthrop. Gesellschaft am 18. einen Vertrag betitelt: Die Grundlagen für die Diluvialchronologie und Palaeoethnologie West-Europas.

VI. Vorgelegt der Tätigkeitsbericht 1910 und der Arbeitsplan 1911 der Geologischen Landesanstalt. Unsere Provinz ist leider etwas karg dabei behandelt.

D. Kulturgeschichtliches.

VII. Mainzer Zeitschrift Jahrg. VI. 1911 und Bericht des uns befreundeten Römisch-Germanischen Central-Museums in Mainz. Meist Römisches. — Von den Katalogen dieses ausgezeichneten vaterländischen Instituts lege ich gleichzeitig das Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Gallier - Darstellungen vor. Obwohl die Kelten bei uns wohl kaum jemals ansässig gewesen, so haben wir doch eine gallische Kultur mehrere Jahrhunderte gehabt und die Haupttypen derselben, der la Tène-Epoche, namentlich die Waffen, sind in dem hochinteressanten Katalog Nr. 3 ebenfalls dargestellt.

VIII. Geschichte der Stadt Potsdam (Gropiussche Hofbuchhandlung, Potsdam 1912). Dies höchst empfehlenswerte vortreffliche Buch setzt sich aus Beiträgen zusammen von Dr. Richard Boschan, Prof. Dr. Kania (Kunstgeschichte) Amtsrichter H. Rademacher (politische Entwicklung) und dasselbe Thema von 1646—1809 entwickelnd von Amtsgerichtsrat Julius Haeckel. Fr. Marie Heinze schildert das geistige und gesellschaftliche Leben.

IX. Der Gerichts-Assessor Heinrich Christian Caro: Heinrich von Kleist und das Recht. Vom 100 jährigen Todestage Kleist's (21. November 1911). Berlin 1911. Verlag von Puttkamer & Mühlbrecht. Eine tiefgründige Abhandlung, die das besondere Verhalten des unglücklichen Dichters sittlichrechtlichen Problemen gegenüber vortrefflich analysiert. Es braucht nur hinsichtlich der letzteren an den Prinzen von Homburg, an den zerbrochenen Krug und Michael Kohlhaas erinnert zu werden.

X. Herr Redakteur Wilhelm Kotzde: Der Feind im Land. Nach alten Berichten und Chroniken erzählt. Mit Bildschmuck von Emil Heinsdorf (1912) Verlag von Abel und Müller in Leipzig. Gewidmet unserm vortrefflichem Ausschußmitglied Herrn Rektor Monke, schildert dies für weiteste Volkskreise hiermit bestens empfohlene Buch, in ansprechender volkstümlicher Sprache die französische Invasion auf dem Lande, wie sie sich bei uns mit allen ihren Schrecknissen und Plagen vollzogen hat.

XI. Herr Rektor Monke berichtet folgendes. U. M. Herr Gerhard Krügel überreicht der Brandenburgia sein soeben erschienenes Werk „das Buch von den Meerleuten“. Nach alten Volkssagen erzählt

Mit Bilderschmuck von Ernst Liebermann. Reutlingen bei Enßlin und Laiblin. 1912. 158 Seiten.

Der Verfasser, man muß eigentlich sagen: der Dichter bietet uns in dem vorliegenden, trefflich ausgestatteten Werk eine Sammlung von 14 als Kunstmärchen bearbeiteten Sagen aus Schweden, Norwegen, Samland, Friesland und von der pommerschen Küste.

Der Stoff ist also nicht märkisch und die Form der Dichtung die sich über die Sage stellt, nicht nach jedermanns Geschmack. Wenn das Werk trotzdem nicht nur lobend erwähnt, sondern gerühmt werden darf, so erscheinen diese beiden Einwürfe nicht als Ausstellungen, sondern als Beweismittel, in wie hohem Grade der Verfasser es verstanden hat durch eine echt poetische Auffassung, durch ganz prächtige Naturschilderungen, sowie durch seine edle, formvollendete Sprache, bei der die Prosa oft ungewollt zur Poesie wird, den Leser zu fesseln.

Gerhard Krügel will uns in seinem Vorwort weismachen, er sei kein Sonntagskind; aber es klingen doch aus den Tiefen des Meeres gar wunderliche Stimmen zu ihm herauf, süße, zauberische Melodien. Er liebt das Meer wie seine Seele und hat doch wohl gelegentlich einmal die Jungfrau vom Haff gesehen. Jedenfalls ist ihm die Poesie des Meeres, die Poesie der Natur aufgegangen, und er versteht es, sie auch seinen Lesern zu erschließen. Darum ist er ein Sonntagskind.

XII. Heimatkalender für den Kreis Luckau. In diesem Kreise herrscht, dank insbesondere dem Herrn Landrat Freiherrn von Manteuffel, ein reges heimatkundliches Interesse. Dafür zeugt dies mannigfaltig belehrende Büchlein, das u. M. Herr Scharnweber freundlichst überreicht.

E. Bilder, Karten, Pläne.

XIII. Herr Maler Bruno Bielefeld, Friedenau, Kaiserallee 142, ladet zu einer Besichtigung seiner Ausstellung berlinischer und märkischer Ansichten ein. Ich habe mir dieselben angesehen und eine große Anzahl vortrefflicher Architektur- und Landschafts-Aufnahmen, namentlich in Tempera-Ausführung gefunden, die mich hoch befriedigten. Ich fordere dringend zum Besuch dieser interessanten Künstlerwerkstätte auf.

XIV. Leuchtende Stunden. Eine Reihe schöner Bücher herausgegeben von Franz Goerke. Unser geschätztes Mitglied, Direktor der Urania, uns allen wohl bekannt durch seine vortrefflichen photographischen Aufnahmen von Land und Leuten unserer engern und weitem Heimat, hat den Anfang zu einer größeren Zahl von illustrierten Monographien (im hiesigen Vita-Verlag) mit Johannes Trojan und Georg Hermann begonnen. Trojan, zu den Altmeistern der Schilderung von Feld und Land, Wiese und Wald, längst gehörig, schildert für einen hoffentlich recht großen Leserkreis: „Unsere deutschen Wälder“ mit

vielen vortrefflichen Abbildungen in gewohnter Meisterschaft. Man möge mich nicht pedantisch schelten, wenn ich gegen Trojan, aus eigener Kenntnis versichere (zu S. 67), daß die roten Beeren der Eibe (ich habe wiederholt davon gegessen) ganz ungefährlich sind, dagegen ist der Genuß der Nadeln, namentlich für Pferde, schädlich. Die Provinz Brandenburg wird mehrfach berücksichtigt.

Das Gleiche tut Hermann in seinen Architektur-Bildern „Aus alter Zeit.“ Auch hier muß ich einen Einwand zu S. 68 erheben, wo der Rohziegelbau hinsichtlich unserer Mark zurückgesetzt wird gegen den Fassadenputzbau; ich bin bezüglich der Mark genau umgekehrter Meinung. Diese Differenz möge aber der Verbreitung auch dieses sonst wohlgelungenen Heftes keinen Abbruch tun.

XV. Der uns befreundete Verein „Heimat“ in Kaufbeuren übersendet mit Gruß durch Herrn Kurat Frank, seinen vortrefflichen Vorsitzenden eine Anzahl hübscher Reklamekarten für sein weitgeschätztes Organ „Deutsche Gaue“.

XVI. Der Silva-Verlag legt eine empfehlenswerte Karte des Kreises Nieder-Barnim mit Beschreibung und Ortsregister vor. Sehr zu empfehlen.

XVII. Fräulein Elisabeth Lemke hielt hierauf den angekündigten Vortrag „Kulturgeschichtliches über den Kaffee“. Mit großem Beifall aufgenommen veranlaßte er eine rege Besprechung und wird im Zusammenhange unten abgedruckt werden.

XVIII. Nach Schluß gesellige Zusammenkunft im Hofbräu Potsdamer Straße 127/128.

Kleine Mitteilungen.

Werft Havelberg und Schiffbauerdamm Berlin. Die Zeitschrift „Schiffbau“ bringt in Nr. 22 vom 23. August v. J. aus der Feder unseres Mitgliedes C. Voigt einen Artikel „Märkische Werften zu Havelberg und Berlin“, in dem die genannten Werften quellenmäßig behandelt werden. Wir entnehmen dem Artikel die beiden Abbildungen „Die kurfürstliche Werft zu Havelberg“ und „Der Schiffbauerdamm zu Berlin“, weil sie für das Kulturleben unserer Mark von Wert sind. Unter den kleineren Städten derselben wird es wenige geben, die so charakteristische Darstellungen ihres Haupterwerbszweiges aufweisen können, wie es hier bei Havelberg der Fall ist. Das Bild ist im Vortrag des genannten Mitgliedes über kurbrandenburgische Marine und Kolonien im Juni-Juli-Heft v. J. bereits ausführlich behandelt. Wir möchten es aber heut durch Dantes Verse illustrieren, mit denen er anschaulich das Leben und Treiben der Werft von Venedig besingt:

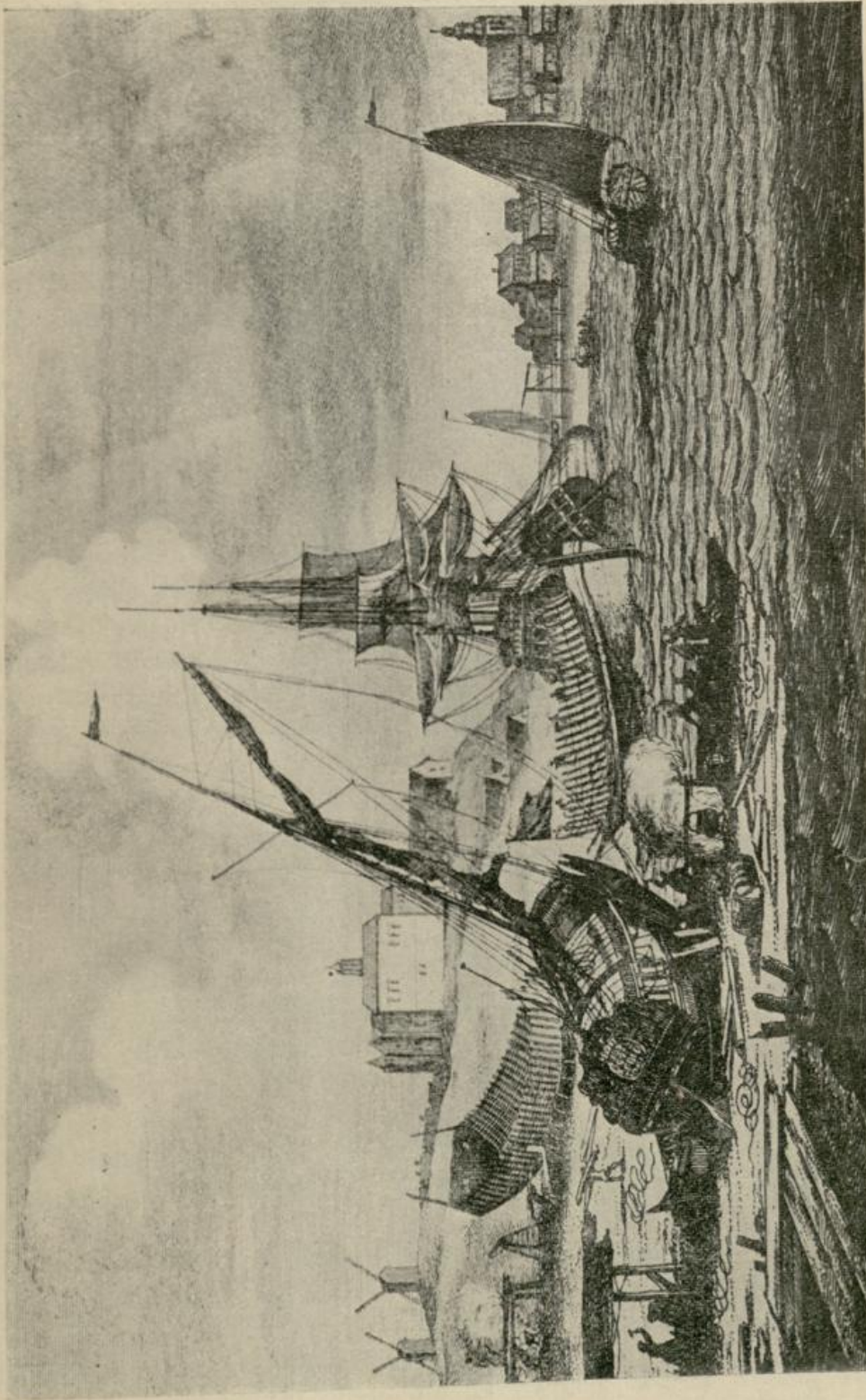


Abb. 1. Die Kurfürstliche Schiffswerft zu Havelberg
Stich von Peter Schenk

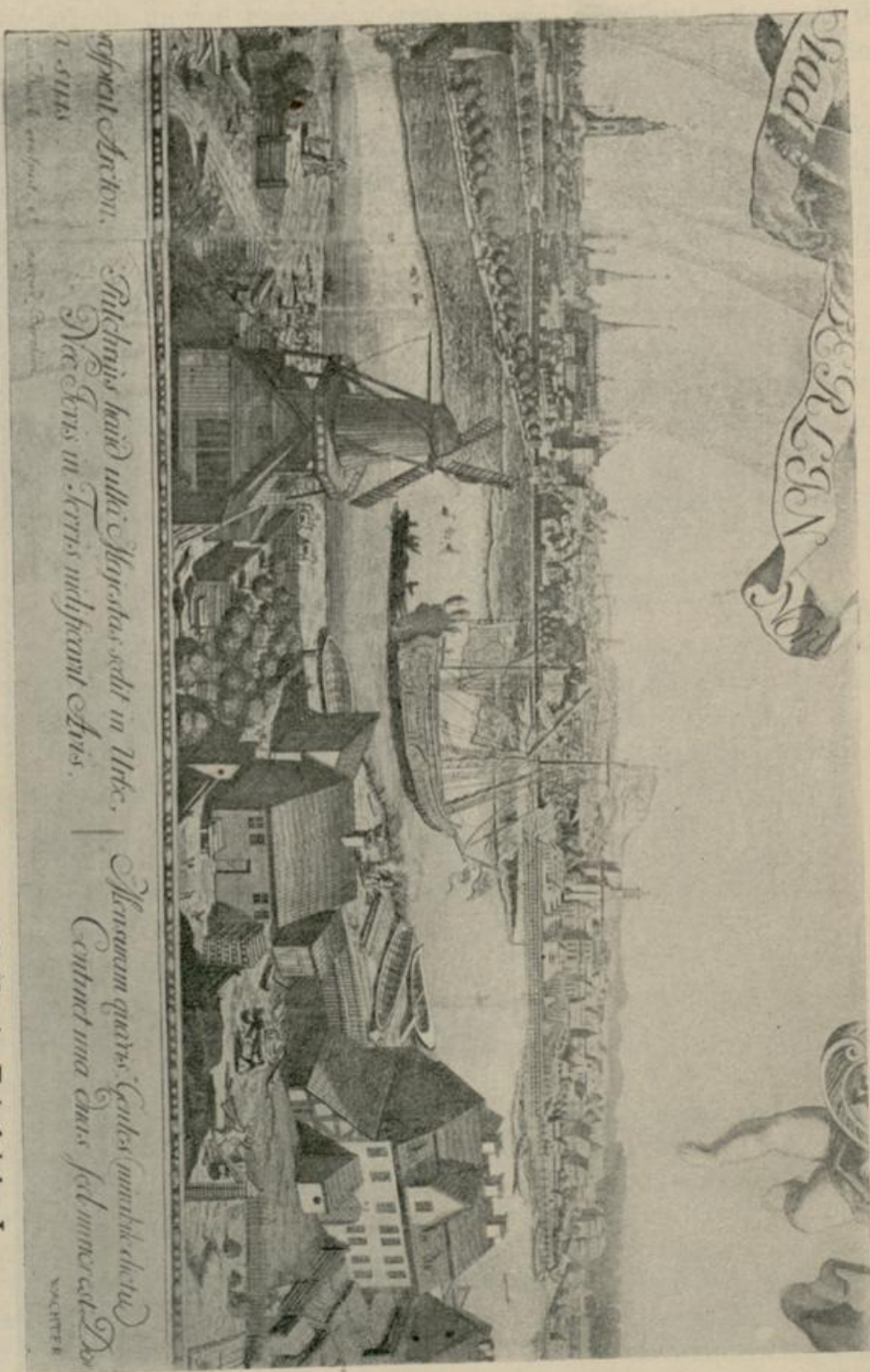


Abb. 2. Der Schiffbauerdamm zu Berlin mit Lustschiff König Friedrichs I.
 Stich von Georg Paul Busch im Märkischen Museum Berlin. (Der Stich ist von 1717, die Jacht selbst wurde 1716 an Peter d. Gr. verschenkt.)

„Am neuen Schiff schwingt einer hier die Beile,
 Der andre, der nach alten Schäden blickt,
 Kalfatert dort und stopft das Leck in Eile,
 Bald vorn, bald achtern wird das Schiff beschickt.
 Hier runden Ruder sich, dort dreht man Seile,
 Und Bug- und Besahnsegel wird geflickt.“

Das zweite Bild stammt aus dem Jahre 1717 nach einer Zeichnung von Frau A. Werner, Stich von Georg Paul Busch. Ein Originalabdruck befindet sich im Märkischen Museum. Hier ist des Gegenstandes wegen nur die rechte Bildhälfte gegeben. Wir sehen Holzläger am Schiffbauerdamm und eine Schiffbauerei, dahinter auf dem Strom an der Treidelleine die prächtige Lustjacht des ersten Preussenkönigs, die nach Madderstegs Entwurf 1707 in Holland erbaut war. Jenseit der Spree die Dorotheenkirche, die von Schlüter erbaute Loge Royal York, neben deren Garten sich die Berliner kurfürstliche Werft dereinst befand.

C. V.

Wiederherstellungsarbeiten im Kloster Chorin. Von Rudolf Schmidt in Eberswalde. Im vergangenen Sommer ist in Chorin eifrig gearbeitet worden; die stillen Wälder, die im Vorjahre den eigenartigen Zauber der Choriner Festspiele mit ihren mehr als 30 000 Besuchern vorbeirauschen sahen, hallten in diesem Sommer wieder vom Hammerschlag des emsigen Arbeiters. Schon im Frühling wurde die Klosterruine abgesperrt, Bauzäune um die ganze Anlage gezogen und durch Aufschrift an allen Eingängen verkündet, daß das Betreten verboten sei.

Bei den eigenartigen Besitzverhältnissen in Chorin (die Klosteranlage gehört halb dem Kultus, halb dem Landwirtschafts-Ministerium) war es nicht leicht, ein Einverständnis zu erzielen. Da darf es als besonders beachtenswert gelten, daß ein Bewunderer Chorins, und zwar niemand anders als unser Kaiser selbst, rettend und helfend eingriff. Kaiser Wilhelm stellte aus seiner Privatschatulle einen sehr erheblichen Geldbetrag (über 30 000 Mark) zur Verfügung, damit der „Glanzpunkt des märkischen Ziegelbaues“ nicht weiterem Verfall entgegengehe.

Was ist nun in Chorin geschehen? Der Besucher wird mancherlei verändert finden, aber er wird diese Veränderungen sicherlich mit freudiger Zustimmung begrüßen.

Am bedenklichsten sah es mit dem Südgiebel am westlichen Klosterflügel aus, deshalb wurde auch hier zuerst mit der Arbeit begonnen. Und es war höchste Zeit, daß dies geschah, hatte sich doch der Giebel nicht weniger als 40 Zentimeter nach der Seite des Wirtschaftshofes zu geneigt. Mit seinem Einfall mußte eigentlich täglich gerechnet werden. Fragen wir nach dem Grund dieses ungewöhnlichen Vorganges, so müssen wir kurz auf die letzten Ausbesserungsarbeiten, die im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts stattfanden, zurückgreifen. Man hatte damals nicht erkannt, daß es falsch war, die ganze Last der Dachkonstruktion den Gewölben aufzuhalsen. Um den Giebel zu halten, beging man den weiteren Fehler, die beiden häßlichen

Strebpfeiler dagegen zu stellen und sie zum Überfluß auch noch in die Giebelmauer einzubinden. Langsam aber sicher wurde nun der Giebel durch die Gewölbe herausgedrückt, denn irgendwo mußte sich die Last doch Luft machen. Da war es denn nicht leicht, nunmehr die alten Fehler wieder ungeschehen zu machen; aber es gelang. Vorsichtig begann man die Dachkonstruktion abzustützen, ebenso die darunter liegenden Gewölbe, und dann wurde der ganze Giebel, soweit erforderlich, abgetragen, um die noch gut erhaltenen mittelalterlichen Steine wieder verwenden zu können. Große Sorgfalt war hier besonders geboten, weil der Mörtel eisenhart war und seine Entfernung leicht die ganzen Steine verderben konnte. Vorher hatte man den Giebel zeichnerisch und photographisch genau aufgenommen, damit sein häßlich entstelltes Bild wenigstens in den Archiven der Nachwelt erhalten bleibe.

Wer jetzt den fertigen Giebel betrachtet, der ist erstaunt und hocherfreut über seine Vollendung und die ruhige und vornehme Wirkung, die er auf den Beschauer ausübt. So muß er ja ehemals ausgesehen haben.

Dahinter die schönen und eigenartigen gotischen Gewölbe, die stets die allgemeine Bewunderung jedes Beschauers hervorriefen, zu erhalten, wurde der baufällige Dachstuhl durch einen neuen, im Sinne des Mittelalters konstruierten, ersetzt. Dabei wurden selbstverständlich die Stützen, die bisher auf den Gewölben ruhten, entfernt, und auf der Höhe der Dachgesimse, also etwa 3 Meter höher, aufgesetzt. Das Dach wurde vollkommen umgedeckt und dazu alte Steine vom Dach des Hauptschiffes verwandt.

Der Küchenraum. Die Gewölbe desselben ruhten bisher auf einer verstümmelten Säule, der der mittelalterliche Sockel ganz fehlte. Letzterer wurde neu gesetzt, und die in den Bogenöffnungen später eingebauten störenden Blenden entfernt, sodaß nun die Nischen mit ihren überwölbten Bogen sich wieder in ursprünglicher Gestalt zeigen. Der durch die im vorigen Jahrhundert eingebaute Kornbrennerei ganz verdorbene schöne Kamin wurde freigelegt, so daß wir jetzt wiederum seine ursprüngliche Gestalt bewundern können. Sehr erfreulich ist es, daß die sorgsame Hand des Bauleiters es verstanden hat, die Kaminanlage wieder so bloßzulegen, daß man glauben könnte, die Mönche hätten ihre Küche erst eben verlassen. Wände und Gewölbe sind ungeputzt geblieben und die störende rote Tünche so viel wie möglich entfernt worden, um dem ganzen Raum die ruhige Patina zu lassen, die die Jahrhunderte ihm aufgedrückt haben. Die wüsten Spitzbogenfenster, die nach dem Hofflügel bei früherer Erneuerung in dilettantischer Art eingemauert wurden, hat man entfernt, die alten Flachbogenfenster wieder wie ehemals hergestellt, und so den Raum harmonisch ausgegliedert.

Das sich an den westlichen Teil der Kirche anschließende Gebäude hat sich seit seiner ersten Verwüstung viel Raubbau gefallen lassen müssen. Die Gewölbe des Refektoriums z. B. sind bereits um 1780 eingestürzt, und was sonst noch fehlte, das haben, wie der Volksmund — und der ist immer war — berichtet, profitgierige Amtleute zuwege gebracht. Neuerdings wurden Werkstätten und Vorratskammern daraus gemacht und zuletzt

diente das eigentliche Refektorium und der sich daneben hinziehende überwölbte Raum (Teile des ehemaligen Kreuzganges) als Gefängnis. Zu unserer großen Freude sehen wir jetzt einen Teil dieses südlichen Kreuzganges wieder bloßgelegt. Die Gewölbeanfänger sind ersetzt und die späteren Ausbrüche in der Zwischenwand (zwischen Refektorium und Kreuzgang) entsprechend mit alten Steinen wieder geschlossen worden. Die Blenden in den Spitzbogen wurden herausgenommen und die häßlichen Strebepfeiler, die vor 30 Jahren, wohl zu der Zeit, wo das Fenster-Maßwerk am Kirchenschiff erneuert worden war, wieder abgebrochen und in ihrer ursprünglichen Form wiederhergestellt, so daß die Fremdkörper nun glücklicherweise alle verschwunden sind. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß man damals die neugelieferten Steine künstlich gefärbt hatte; durch die sich mit der Zeit herausgebildete Salpetersäure war die Färbung verschwunden und hatte dem Ganzen ein unansehnliches Aussehen aufgedrückt. Auch diesem Mangel ist jetzt durch Verwendung alter Steine abgeholfen worden. Wenn jetzt der Besucher den Klosterhof betritt, so wird sein Blick unwillkürlich auf diesen schönen Kreuzgang fallen. Nur eins wird er bedauern, daß der ganze Kreuzgang rund um den Klosterhof nicht vollständig wieder hergestellt worden ist. Von welcher unbeschreiblichen Wirkung mag er gewesen sein, als durch die farbigen Fenster noch das gedämpfte Licht auf die stille Stätte fiel!

Auch an dem Hervorragendsten und Schönsten des ganzen Klosters, dem herrlichen Westgiebel, gab es mancherlei zu tun. Die Fugen wurden ausgebessert; die zerfallenen Türmchen ausgefugt und die Krabben, soweit sie mit altem Material zu ersetzen waren, wieder hinaufgebracht.

Den herrlichen Giebel kann man jetzt wieder in seiner vollen Schönheit betrachten, denn es ist gelungen, die Verwaltung zu bewegen, das störende Strauchwerk wegzunehmen und eine breite Vorflucht herzustellen. Die Wirkung, namentlich, wenn man den Giebel vom Forstdenkmal aus betrachtet, ist überwältigend; je näher man kommt, je majestätischer wirkt die Anlage.

Der letzte Teil der Wiederherstellungsarbeiten galt dem Dach des Hauptschiffes, dessen völlige Veränderung dem Chorinbesucher wohl am allerersten auffallen wird. Das vor vielen Jahren aufgelegte Ziegeldach war sehr der Ausbesserung bedürftig. Aber man ist weiter gegangen und hat der Kirche ein ganz neues Dach gegeben, aber ein Dach, das die ursprüngliche Form erhalten hat. Diese Form konnte der Beschauer an den Maueransätzen, die in schrägen Linien, hauptsächlich am Westgiebel, deutlich hervortreten, studieren. Es braucht deshalb auch nur angedeutet zu werden, daß das bisherige, vor vielen Jahren aufgelegte Dach falsch war.

Das neue stolze Dach ist jetzt ein Hauptschmuck der gotischen Kreuzkirche; daß die Dächer der Kreuzschiffe in den früheren Zustand versetzt, d. h. in gleiche Höhe mit dem Hauptschiff gebracht wurden, läßt die plastische Heraushebung nur noch besser und schöner wirken.

Die Einfachheit der Zisterzienser ließ ihnen bekanntlich die kostspielige Errichtung von Kirchtürmen als überflüssig erscheinen, und ihre

Kirchen begnügten sich deshalb mit einem über dem Kreuzfelde sich erhebenden Dachreiter, der übrigens als die älteste Form der Glockengehäuse anzusehen ist. So erblicken wir denn auf dem Kreuzungspunkt der beiden hohen Kirchendächer wieder wie früher einen 14 Meter hohen Dachreiter.

In seiner senkrechten Form, unten über dem Ziegeldach ein Achteck, dessen Haube nach oben zu, stilecht ausläuft, ist er von schöner und vornehmer Wirkung. Er besteht aus einem Holzgerüst, das mit Kupferblech belegt wird. In diesen Dachreiter werden wieder die Klosterglocken einziehen, und wie einst, zur Andacht rufen. Die Silhouette des Klosters wird sich von nun ab markanter aus der Landschaft hervorheben.

Es gehört wahrlich das tiefe und warme Interesse eines kunstsinnigen Baumeisters dazu, um solche Wiederherstellungsarbeiten zu leiten und auszuführen.

Daß die Regierung eine solche Bauleitung gefunden hat, dafür müssen wir ihr dankbar sein. Wenn Wiederherstellungs- und Ausbesserungsarbeiten solchen Händen anvertraut werden, haben wir nichts für unsere Baudenkmäler zu befürchten.

Häuser im Dorfe Moor. Von Friedrich Wienecke.

Nr. 1. Das Gemeindehaus in Moor ist ein Fachwerkbau aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es trägt ein Glockendach, d. h. die Walmen beginnen am Grunde des Daches. Die Abseiten *c, c* und *d, d* stammen aus dem 18. Jahrhundert und dienten als Kammern; die Abseiten *d, d* sind zu Ende des 19. Jahrhunderts abgerissen worden. Von den vier Stuben ist nur eine bewohnt. Die Diele hat zwei große Herde in Kaminform. Der Fußboden der Diele und Kammern besteht aus hartgestampftem Lehm; die Stuben sind gedielt.

Jetzt dient das Haus hauptsächlich als Räucherhaus. Es werden in ihm jährlich die Schinken, Würste und Speckseiten von 300 Schweinen geräuchert. Da dem Hause der Schornstein fehlt, sind sämtliche Balken, Bretter und Schalen schwarz geräuchert.

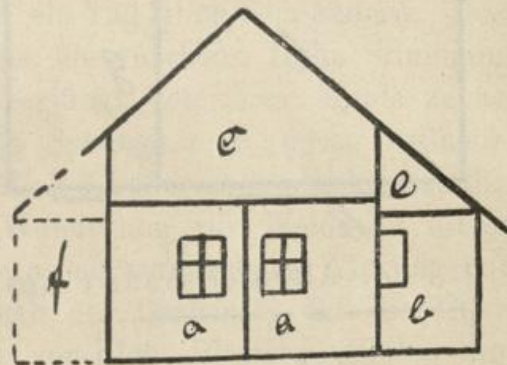
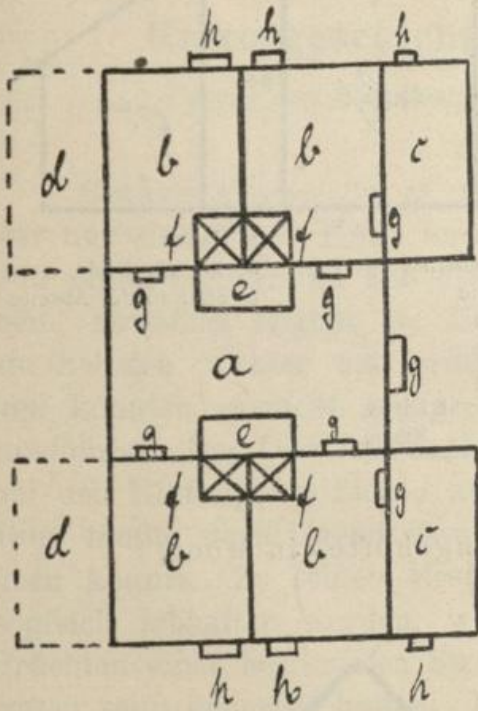
Nr. 2. Das ehemalige Schulhaus in Moor gehört dem Arbeiter Seehaase und hat seine ursprüngliche Form bis heute bewahrt. Seit etwa 50 Jahren hat das Haus einen Schornstein, und an die Stelle der großen Tür zur Diele *a* ist die kleinere Haustür *i* getreten. Das Zimmer *b* war Schulstube und *c* der Wohnraum. Der mächtige Feuerherd hat die Form eines Kamins, links ist ein Mauerkessel eingefügt und unter der Feuerung findet sich ein kleiner Hausbackofen, der gewöhnlich zum Aufbewahren des nötigen Brennholzes dient. Die Räume *e* sind Kammern, *f* ist der Kuhstall. Welchen Zweck der dunkle Raum *h* ehemals hatte, konnte ich nicht ermitteln; jetzt ist er Holzstall und Rumpelkammer.

Nr. 3. Das Haus gehört dem Tagelöhner Franke; es war ursprünglich ohne Schornstein; jetzt ist ein solcher gebaut worden. Das Haus hat eine Diele *f*, von der die Küche *e* abgenommen ist. Der Herd ist verschwunden, dafür ist die Kochmaschine *e* gesetzt worden. Die große Tür zur Diele *h* ist erhalten geblieben; die Haustür *i* führt gleich in die Küche. Der Raum *g* ist Viehstall; die Räume *b* sind Kammern; diese drei liegen in der Abseite *c*.

Nr. 4. Das Altenteilshaus gehört zum Hof des Bauerngutsbesitzers Gaedke und hat durch Neubauten im Laufe der Zeit sein ursprüngliches Gepräge verloren. Das Zimmer *a'* war ursprünglich Diele, *b' b'* waren Stallungen; für letztere wurde die Abseite *d* gebaut.

In dem Dorfe befindet sich noch ein solches Haus; die übrigen hat das Feuer zerstört. Die unter 2, 3 und 4 gezeichneten Häuser wurden im 18. Jahrh. erbaut.

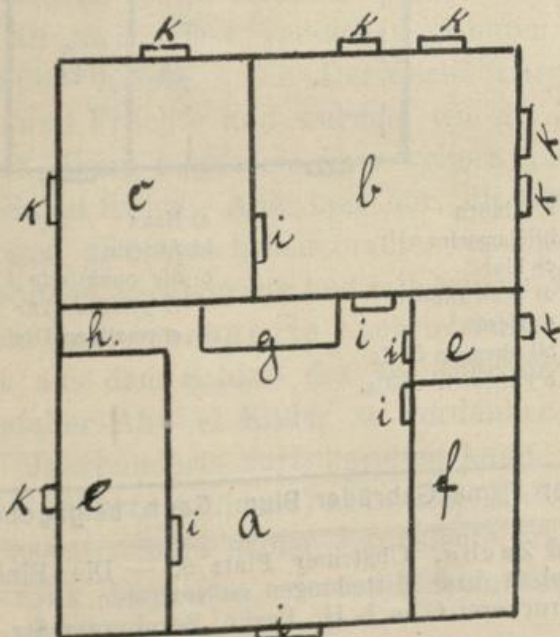
1. Gemeindehaus in Moor.



- a) Diele
- b) Stuben
- c) Kammern
- d) ehemalige Kammern
- e) Herde
- f) fen
- g) Türen
- h) Fenstern

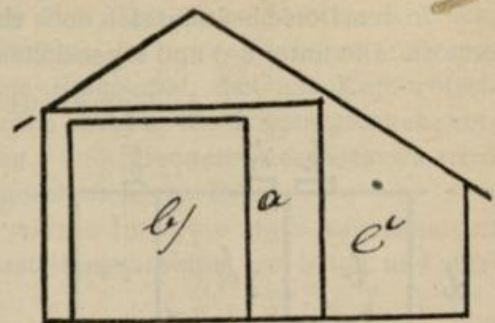
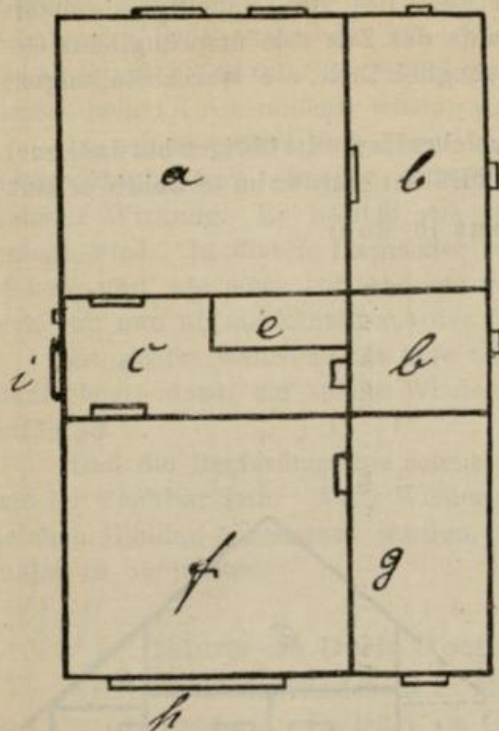
- a) Stuben
- b) Kammer
- c) Boden
- e) offener Raum zum Aufbewahren der Ackergeräte
- f) ehemalige Abseite.

2. Ehemaliges Schulhaus in Moor.



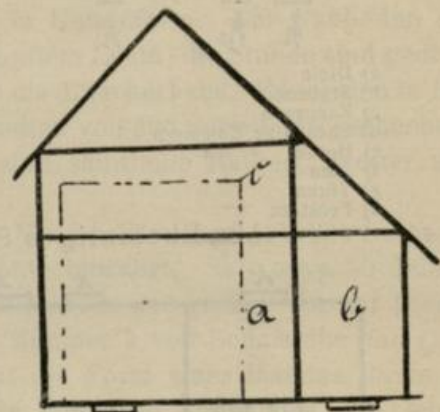
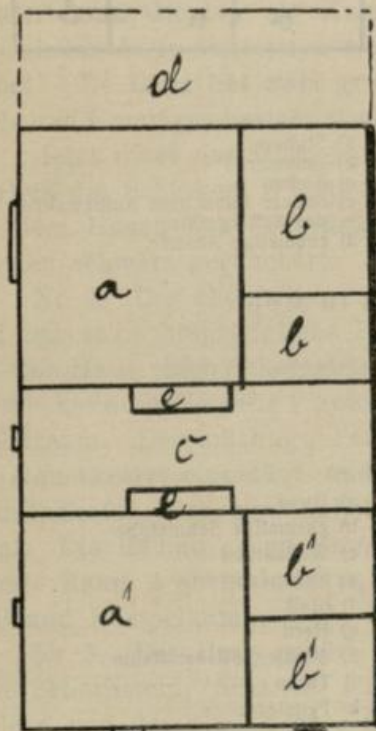
- a) Diele
- b) ehemalige Schulstube
- c) Wohnstube
- e) Kammern
- f) stall
- g) Herd
- h) dunkler, offener Raum
- i) Türen
- k) Fenstern.

3. Tagelöhnerhaus in Moor.



- | | |
|-------------------|-------------------------|
| a) Stube | a) Haus |
| b) Kammern | b) Tor zur Diele |
| c) Küche | c) Stall in der Abseite |
| e) Herd | |
| f) Diele | |
| g) Stall | |
| h) Tür zur Diele. | |
| i) " " Küche | |

4. Altenteilshaus eines Bauerngehöftes in Moor.



- | | |
|---------------------|---------------------------|
| a) Stuben | a) Haus |
| b) Kammern | b) Abseite |
| c) Flur | c) die 'punktierete Linie |
| d) Stall (Anbau) | zeigt die Tür zur |
| e) Herd | ehemaligen Diele. |
| a') ehemals Diele | |
| b') ehemals Ställe. | |

Diesem Heft ist eine Beilage der Firma Gebrüder Blum, Goch, beigegeben

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
 Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburger Str. 14.

Kulturgeschichtliches über den Kaffee.

Vortrag von Elisabeth Lemke (Stz. d. Br. 29. Nov. 1911).

Geehrte Anwesende, es war einmal in Arabien ein armer Derwisch, der nur eine elende Hütte und ein Paar Ziegen besaß. Und das Leben war einförmig für ihn und die Ziegen; ein Tag glich dem andern. Doch nein, zuweilen zeigten die Ziegen eine überraschend frohe Stimmung; sie kehrten munter und ordentlich verjüngt von ihrer Weide zurück und konnten garnicht genug spaßhafte Sprünge und andere Tollheiten ausführen. Der Derwisch dachte allmählich darüber nach und kam endlich auf den Einfall, den Ziegen auf der Wanderung zur Weide zu folgen. Dort mußte doch irgend etwas sein, was so wunderbare Wirkung ausüben konnte. Zu seinem Erstaunen sah der Derwisch, daß die Thiere sogleich lebhafter wurden, wenn sie von den Blättern, Blüten und Früchten eines bestimmten Strauches (es kann aber auch ein Baum gewesen sein) genascht hatten. Da soll er ebenfalls davon genascht und sich recht erquickt gefühlt haben. Aber seine Entdeckung konnte nicht lange geheim bleiben. Sein mitunter so „gehobenes“ Wesen ließ die andern Derwische auf den Gedanken kommen, daß der verbotene Genuß des Weines dahinter stecke. So blieb nichts Anderes übrig, als die Zürnenden zu jenem Strauch zu führen, wo sie das belebende Mittel sogleich an sich selbst versuchen konnten. Dieser Einfall hatte einen glänzenden Erfolg. Die Derwische naschten wie die Ziegen Blätter, Blüten und Früchte und wurden, wie die Ziegen, munter und ordentlich verjüngt. Dann mögen sie über weitere Ausnutzung des Wunderstrauches nachgedacht haben. Aber hier hört die Geschichte auf, und wir erfahren nicht, was alles geschehen mußte, bis man die Früchte als — geröstete Kaffeebohnen zerkleinerte und mit heißem Wasser in Verbindung brachte.

Die erste verbürgte Nachricht über das Kaffeetrinken in Arabien stammt aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts und ist dem arabischen Schriftsteller Abd el Kader zu verdanken, der aber nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts zurückgreifen kann. Er erzählt, daß der in Aden (an der Südküste Arabiens) wohnende Mufti Gemal Eddin auf einer Reise nach Persien einige seiner Landsleute traf, die sich von Kaffeebohnen ein Getränk bereiteten, dessen Bekömmlichkeit für die Gesundheit sie

rühmten. Nach Hause zurückgekehrt, versuchte auch Gemal Eddin, jenes Getränk herzustellen, und da er es so kräftigend und den Kopf erleichternd fand, nannte er es „kakoné“ d. h. „Stärke“. Abd el Kader empfahl den belebenden Aufguß den Derwischen, die die Nachtwachen hatten. Aber damit begnügten sich die Derwische nicht; auch zu allen Tageszeiten tranken sie Kaffee. Es währte nicht lange, so war der Kaffeegenuß in Aden allgemein, und von dort verbreitete er sich in ganz Arabien; am Schlusse des 15. Jahrhunderts hatte er Mekka erreicht. — Den zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach Mekka kommenden neuen Stadthalter des ägyptischen Sultans ärgerte es nicht wenig, in einem Winkel einer großen Moschee kaffeetrinkende Derwische zu finden, und es ward eine Versammlung der angesehensten Männer der Stadt berufen, um über die Frelveltat ein entscheidendes Urtheil zu gewinnen. Einer der Beratenden, der zur Erheiterung Aller behauptet hatte, daß der Kaffee gleich dem Weine berausche, ließ sich zu der Mitteilung wegreißen: er habe — um solche Wirkung festzustellen — abwechselnd Kaffee und Wein getrunken. Seine Freimütigkeit trug ihm die für das Vergehen des Weintrinkens gesetzlichen Stockprügel ein. Da die Versammelten über den Kaffeegenuß nicht einig werden konnten, ließ der Stadthalter (es soll i. J. 1511 gewesen sein) noch zwei persische Ärzte hinzuziehen. Diese erklärten den Kaffee für gesundheitsschädlich. Sogleich wurde der Verkauf untersagt, und alle Vorräte mußten verbrannt werden. (Welch ein starker Kaffeeduft wird Mekka durchzogen haben!) — Das Verbot war erlassen, aber bald mußte es in Mekka wieder aufgehoben werden, denn der Sultan (Selim I.) in Kairo hatte ebenfalls Kunde vom Kaffee erhalten und sich an den veranstalteten Proben des Getränks sehr erlabt. Und seine Ärzte urteilten anders, als jene beiden Perser; sie fanden das Kaffeetrinken nicht nur unschädlich, sondern kräftigend und daher zu erlauben. — Man irrt sich aber, wenn man annimmt, nun sei das letzte Wort gesprochen worden. Es erhob sich (etwa im Jahre 1525) ein neuer Sturm gegen die Kaffeebohnen; und ein sehr geschätzter Mufti stellte die Behauptung auf: wer Kaffee genösse, sei kein rechter Muselman. Seine Anhänger eilten aus der Moschee zu den Kaffeehäusern, um alle Gefäße zu zerschlagen und die Gäste zu prügeln; und der Streit wurde so arg, daß abermals eine Versammlung von Ärzten und andern maßgebenden Personen stattfinden mußte. Jetzt erst gelangte der Kaffee zu vollem Siege. ¹⁾

Der arabische Mufti Gemal Eddin hatte — wie wir sahen — auf einer Reise nach Persien den Kaffee kennen gelernt; und zwei persische Ärzte wurden nach Mekka gerufen, um ihre Meinung über die Schädlichkeit des Genusses abzugeben. Das könnte uns annehmen lassen, daß

¹⁾ Vgl. B. Rumann, Nat.-Ztg. 29. Nov. 1896.

Persien der Ausgangspunkt für die „Kaffeefrage“ gewesen sei, — zumal eine persische Sage (unbekümmert darum, daß im Koran nichts davon erwähnt wird) bereits Muhamed Kaffee trinken läßt. Muhamed (oder Mohammed arab. d. i. der Gepriesene) wurde bekanntlich um 570 zu Mekka geboren, also etwa 900 Jahre vor Gemal Eddin's Reise nach Persien. Die Sage erzählt: der Erzengel Gabriel sei dem erkrankten Propheten erschienen und habe ihm eigenhändig den belebenden Trank dargereicht. — Man trifft indessen auch die Bemerkung an, daß in Persien bereits im Jahre 875 das Kaffeetrinken Sitte gewesen sei.

Nach Karl Ritter ist Afrika das Vaterland des uns angehenden Kaffeebaums. — Heute gilt es als feststehend, daß der im südlichen Abessinien, besonders in den Landschaften Kaffa und Enarca, heimische Baum von dort nach Arabien gebracht wurde. (*Coffea arabica* L.¹⁾) Und immer noch gilt allgemein der in den arabischen Bezirken Aden und Mokka²⁾ wachsende „Mokkakaffee“ für die beste Sorte. Aber der Ertrag ist gering, — im Gegensatz zu den Mengen „Mokka“, die auf Tischkarten usw. verzeichnet stehen. Der Welthandel gehört andern Gebieten. — Von den 29 Arten des (aus der Familie der Rubiaceen³⁾) stammenden und im tropischen Afrika und Asien vorkommenden Kaffeebaumes ist neben *Coffea arabia* L. nur noch *Coffea liberica* Hiern. kultiviert worden; letztgenannte, in Liberia und einigen andern Gegenden der Westküste Afrikas heimische Art hat kräftigeren Wuchs und größere Widerstandsfähigkeit gegen die auf Ceylon und Java sehr gefürchtete Laubkrankheit. Der arabische Kaffeebaum liebt höhergelegene Gegenden, der liberische die Niederungen. Von Wendekreis zu Wendekreis wetteifern die Länder im Anbau; aber Brasilien dürfte obenan stehen.

Jene Behauptung „wer Kaffee genösse, sei kein rechter Muselman“ hat sich auch in der Türkei recht ins Gegenteil gekehrt. Im Jahre 1517 wurde Kaffee zum erstenmal nach Konstantinopel gebracht, nämlich durch Sultan Selim nach der Eroberung von Ägypten; und 1554 wurde in Konstantinopel das erste Kaffeehaus errichtet und so gemächlich ausgestattet, daß die Besucher gern langen Aufenthalt dort nahmen. Ein türkischer Dichter feierte den Kaffee im Liede; und bald gab es sehr viele Kaffeehäuser. Aber auch in Konstantinopel erhoben sich Feinde, und mancher Streit mußte ausgefochten werden, bis die Kaffeefreunde einen endgültigen Sieg errungen hatten. Bezeichnend für die Wertschätzung oder Unentbehrlichkeit des Getränks ist das (von B. Rumann erwähnte)

²⁾ Schon im 9. Jahrh. soll in Abessinien Kaffee getrunken worden sein.

³⁾ Mokka oder Mochá, Stadt am Rothen Meere, in der arabischen Provinz Jemen.

⁴⁾ Die Familie der Rubiaceen DC., Rötengewächse (*Stellaten* L.), ist bei uns in Deutschland durch mehrere Gattungen vertreten. 1. *Scherardia* Dill., 2. *Asperula* L., 3. *Rubia* Tourn., 4. *Galium* L. — (*Asperula odorata* L. ist bekanntlich der beliebte „Waldmeister“.

„alte türkische Gesetz, daß, wenn ein ein Mann seiner Frau den Kaffee verweigere, das für sie ein gesetzlicher Grund zur Scheidung sei“.

Schon 1582 berichtete der Augsburger Arzt Rauwolff über das ihm 1573 in Aleppo bekannt gewordene Getränk aus Kaffeebohnen; und 1592 kamen durch den Botaniker Prospero Alpino aus Padua weitere Nachrichten über den Kaffee nach Italien. U. a. sagt Alpino, daß er in Ägypten einen Baum in einem Gewächshaus gesehen habe, der die Bon oder Ban genannten Samen hervorbringe, aus denen „alle Ägypter das gemeinste Getränk bereiten, welches statt Wein getrunken wird und in Wirtshäusern wie bei uns (in Italien) der Wein verkauft wird. Es heißt Coava. Diese Samen kommen aus dem glücklichen Arabien“. (B. R.)

Im Jahre 1615 schreibt „in einem uns noch erhaltenen Briefe der Venezianer Pietro della Volle aus Konstantinopel; er wolle etwas Kaffee nach Venedig mitnehmen, wenn er zurückreise“. (B. R.)

Ein türkischer Kaufmann war es, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts in England — nämlich in Oxford — ein Kaffeehaus errichtete. Ob auch das im Jahre 1645 in Venedig entstandene Kaffeehaus einen Türken zum Gründer hatte, ist ungewiß; auch über das 1652 in London entstandene liegen nähere Nachrichten nicht vor. Aber 1669 gelangte durch die türkische Gesandtschaft Soliman Agas in Paris ein weiteres Stück Europa zu diesen Freuden, wenngleich von einem Kaffeehause noch keine Rede war.

Schon im nächsten Jahre (1670) verbreitete sich — wahrscheinlich von Frankreich aus — das Kaffeetrinken nach Deutschland.

Wieder ein Jahr später (also 1671) erhielt Marseille das erste Kaffeehaus. Aber die dortigen Ärzte erschwerten das Geschäft, indem sie den Kaffee für schädlich erklärten. „Sie veröffentlichten eine gelehrte Streitschrift, die wie ein Kriegsmanifest gegen den Kaffee lautet. (Sie wird noch auf dem Rathause in Marseille aufbewahrt.) Diese Schrift hat jedoch der weiteren Verbreitung des Kaffees ebenso wenig Eintrag getan, wie es früher die Angriffe der mohammedanischen Gegner tun konnten. (B. R.)

Im Jahre 1672 schlug ein Armenier in Paris in der Vorstadt St. Germain eine Kaffeebude auf.

In Deutschland hatte indessen die Wertschätzung des Kaffees erhebliche Fortschritte zu verzeichnen gehabt; 1675 konnte man sich auch am Hofe des Großen Kurfürsten ein Urteil über das fremdländische Getränk bilden.

Die nächste Eroberung vollzog sich in Hamburg, wo i. J. 1679 von einem englischen Kaufmann das erste Kaffeehaus gegründet wurde.

In Wien ward der Kaffee 1683 durch die Türken eingeführt, die die Stadt (wenn auch nicht zu diesem Zwecke) belagerten. Und im

selben Jahre erhielt Wien sein erstes Kaffeehaus — jedoch durch einen Polen.

Im Jahre 1686 hatte auch Regensburg sein erstes Kaffeehaus.

Ihm folgte 1689 Paris, das bis dahin auf die Vorstadt St. Germain angewiesen war. Nnn aber gründete der „Sicilier“ Procopio ein Kaffeehaus in Paris selber, welches Haus den Namen Café Procope erhielt.

Der Siegeslauf der Kaffeebohnen nahm stetige Fortsetzung. I. J. 1684 nannte auch Leipzig ein Kaffeehaus sein eigen. Und 1697 kam der erste Kaffeesieler nach Würzburg: ein aus Konstantinopel gebürtiger Türke. Er gründete sogleich an einer Ecke der Dom- und Karmeliterstraße eine Kaffeeschänke, wozu ihm der Fürstbischof von Würzburg durch ein „Kammer-Rescript“ die Konzession erteilte. Man könnte fragen, ob dem Kaffee zu Liebe oder — weil jener zum Christentum übergetreten war und die Namen Johann Ernst Strauß angenommen hatte. Bis zum Jahre 1898 ist in dem genannten Hause immer noch der Kaffeebetrieb ein „blühender“ gewesen. Dann aber kaufte, zum Zwecke der Rathaus-Erweiterungen, die Stadtgemeinde das sicherlich kräftig nach Kaffee duftende Haus.

Nun tritt — i. J. 1711 — das erste Berliner Kaffeehaus auf den Plan. Es wurde im kgl. Waschhause von einem Neger Olivier eröffnet. König Friedrich I. hatte ihm die Konzession verliehen, und König Friedrich Wilhelm I. war dem Neger gleichfalls freundlich gesonnen. Der unternehmungslustige Schwarze hatte für das Haus den Namen Café Royal gewählt. Besonders kehrten Offiziere dort ein. Das Brennholz für die Kaffeeküche lieferten die kgl. Forsten. Als Friedrich der Große mit dem Bau des Domes begann, siedelte das Café Royal nach der Akademie (Unter den Linden) um, wo es bis 1765 bestand, d. h. bis dem Akademiedirektor Lesueur der Betrieb zu laut wurde.¹⁾ — Friedrich der Große war ein Gegner des Kaffees und machte — im Anschluß an Staatskaffeebrennereien — den Kaffeehandel zum Monopol. Darüber hat unser verehrter Vorsitzender, Herr Geh.-R. Friedel, einmal in der Brandenburgia berichtet; er erwähnte damals, daß Friedrich der Große von einer Karrikatur, die ihn mit einer Kaffeemühle zeigte, gesagt hat, man solle das Bild niedriger hängen, damit die Leute es besser sehen könnten.

„Der steigende Verbrauch des Kaffees vermehrte in Arabien seinen Anbau; derselbe nahm hauptsächlich zu, seitdem europäische Schiffe um das Südkap von Afrika direkt nach Arabien fuhren. Bei der großen Nachfrage kamen zuerst die Holländer auf den Gedanken, den kostbaren Kaffeebaum auch in ihren kolonialen Besitzungen zu kultivieren. Der Gouverneur von Batavia verschaffte sich Pflanzen aus Arabien und stellte

¹⁾ Voss. Ztg. 289, 15. Juni 1911,

mit denselben Versuche an. Da die Versuche gelangen, folgten dem Gouverneur nach und nach die Plantagenbesitzer, so daß man die Benutzung des Kaffeebaues für den Handel in Java seit dem Jahre 1720 ansetzen kann. Proben dieser Bäume waren 1712 an den Bürgermeister von Amsterdam gesandt worden; 1713 gelangte einer der Bäume nach Paris. Hier zog man mehrere Pflanzen aus dem Samen; und schon 1717 brachte Deelieux (mit viel Mühe und Sorge) eine der Pflanzen nach Martinique. Angeblich sollen von diesem Kaffeebaum alle Kaffeebäume in Westindien und Brasilien abstammen. Von Martinique verbreitete sich der Kaffeebau bald nach St. Domingo [u. s. w.] — Zur Zeit der ersten französischen Revolution führte St. Domingo bereits 76 Millionen Pfund Kaffee aus, das Mehrfache von dem, was Arabien bis dahin ausgeführt hatte. Der Aufstand der Neger aber verminderte diese blühende Kultur bedeutend. Die meisten Pflanzer flüchteten nach Kuba, Jamaika und dem Festlande Amerikas. Diese Länder, die erst am Schlusse des 18. Jahrhunderts anfangen, Kaffee zu bauen, erzeugen jetzt außerordentlich viel. Später erst ist Brasilien gefolgt, welches aber, [wie schon gesagt] heute alle andern Länder übertrifft.“ — Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Kaffee allein aus Arabien bezogen, und die gesamte Ernte werden etwa 5-6 Millionen Kilogramm gewesen sein. „Die jetzige *) Produktion wird auf 875 Millionen Kilogramm berechnet, der Verbrauch auf ungefähr 859 Millionen Kilogramm. Es bleibt also ein Ueberschuß von 16 Millionen, der auf das Konto Brasiliens fällt.“ (B. R.)

16 Millionen Kilogramm Kaffee Überproduktion! — und wie dankbar würden Ungezählte sein, wenn sie täglich nur eine Tasse wirklich guten Kaffee bekämen.

Ehe ich ein farbenreiches Bild von Ersatzmitteln und Fälschungen vorführe, sei endlich des Kaffeebaumes selber — wenn auch nur in Kürze — gedacht.

Daß er ein immer grüner und fast immer (d. h. etwa 8 Monate hindurch) blühender Baum ist und (wenn man ihn in seinem Wachstum nicht stört) eine Höhe von 10-15 Meter erreichen kann, könnte begeisterten Kaffeetrinkern ein Freude mehr sein. Die in Kultur genommenen Bäume werden fleißig beschnitten und z. T. strauchartig gehalten; ihre Höhe soll 2-4 Meter betragen. Die kleinen, in den Blattwinkeln sitzenden, weißen Blüten duften wie Jasmin; die ungleich reifenden, roten, kirschenähnlichen Früchte enthalten zwei mit der flachen Seite aneinanderliegende „Kaffeebohnen.“ Die Ernte findet zweimal im Jahre statt und ist mit vielen Mühen verbunden, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. — Auch von der mannigfachen Zubereitung des gerösteten und

*) Es ist dies im Jahre 1896 geschrieben worden.

zerkleinerten Kaffees sei abgesehen. Es sei nur bemerkt, daß das (an Stelle bloßen Aufbrühens gesetzte) „Kochen“ des Kaffees eine barbarische Handlung genannt werden muß, und daß schon bei ungeschicktem Brennen der Bohnen das so unvergleichlich reizvolle aromatische Öl sich verflüchtet.

In Handelsgärtnereien erhält man junge Kaffeebaum-Pflanzen, die im Wohnzimmer vortrefflich gedeihen sollen. Man gewinnt diese Bäumchen aber nicht aus den in den Handel kommenden Kaffeebohnen, sondern aus Samen, der in einem europäischen Gewächshause „erzogen“ wurde.

In der Zeitschrift „Nature“ (1901) empfiehlt Jacques Barral die Blätter des Kaffeebaumes zur Herstellung von — Cigarren oder Cigaretten. Er beruft sich dabei auf den Ingenieur Eugen Brissant, der ihn zu einer Untersuchung der chemischen Zusammensetzung der Blätter veranlaßte. Die Untersuchung ergab nichts Giftiges; und Barral konnte hinzusetzen: „die Blätter brennen leicht und geben reichlichen Rauch.“ — Brissant hat infolgedessen fleißig solche Cigaretten geraucht.

Ersatz und Fälschung spielen im Kaffeehandel eine erstaunlich große Rolle. Die Cichorie hat gewissermaßen ein Bürgerrecht erworben; aber nach De Nansouty, der 1898 in Frankreich besondere Erhebungen über dort vorkommende Fälschungen anstellte, wird auch die Cichorie selbst verfälscht. Es gelangen in Frankreich zur Herstellung gerösteten und gemahlten Kaffees u. a. Rüben, Gelbrüben, Löwenzahn, Eicheln, Roßkastanien, Haselnüsse, Pflaumen, Pistazien, Mandeln, Äpfel, Birnen, Erbsen und das Unkraut Quecke. „Ein Mann hatte dem Kaffee sogar gemahlten Stein zugesetzt.“ Schon die grünen Bohnen können gefälscht sein; De Nansouty erwähnt solche, die aus Thon geknetet und sorgsam gefärbt sind, damit sie unauffällig mit echten Bohnen vermischt werden können. Geröstete Bohnen werden, unter Zusatz von gebackenem Mehl, aus Kaffeesatz hergestellt. Echte und falsche Bohnen erhalten ein gefälliges Äußere durch Fett, Eiweiß, Zucker usw.

Aber nicht nur in Frankreich lassen sich diese böartigen Fälschungen nachweisen. — Ungebrannte Bohnen werden vielfach mit Berliner Blau, Curcuma, Chromgelb, gelbem Ocker, Indigo und Kupfer-salzen „bearbeitet“; und grober Seesand (Quarzgerölle) wird zur Gewichtsvermehrung verwandt.

Der sog. „Feigenkaffee“ kann nicht als Verfälschung bezeichnet werden. Dagegen zeigten mikroskopische Photographien von echt sein sollendem Kaffee geröstete Feigen und Datteln. — Auch gebrannter Roggen und Lupinen müssen aushelfen. — (Eichelkaffee gehört in die Heilkunde).

Im Jahre 1818 schreibt Karl Gottfried Hagen ¹⁾: „Neuerlichst wurden von Frankreich die Samen von *Jris pseudacorus* [unsere Wasser-Schwertlilie] als Stellvertreter des Kaffees empfohlen.“ Und von der Rotbuche (*Fagus sylvatica*) sagt er: „Als Kaffee, in dessen Stelle sie geröstet empfohlen wurden, haben die Nüsse (Buchenkern) nicht ihr Glück gemacht“. Bei Erwähnung der „Wegwart oder Wegeleuchte, gemeine Cichorie, *Cichorium Intybus*“ erinnert er daran: „Die gebauete Wurzel vertritt, wie bekannt, die Stelle des Kaffees.“

Mit Sang und Klang (so kann man wohl sagen) tritt Kathreiner's Kneipp-Malz-Kaffee auf den Plan. Das Kathreiner-Büchlein beginnt mit Versen des größten schottischen Dichters, nämlich mit Robert Burns' Gedicht vom „Hans Gerstenkorn“:

Ein Ritter war Hans Gerstenkorn,
Ein solcher Held auf Erden,
Daß du, wenn du sein Blut geschlürft,
Selbst mutiger mußt werden.
Dann wird dir größer jede Lust,
Die Sorge kleiner scheinen;
Und jedem hüpf't das Herz im Leib,
Wie nah' ihm auch das Weinen.

Was Alles sonst noch den herzerfreuenden, geistbelebenden Trank der Derwische u. s. w. dem Namen nach ersetzen soll, möge ein anderer aufzählen.

Die Geheimnisse der Kaffeeküche finden u. a. ihren Ausdruck in volkstümlichen Bezeichnungen. — In Ostpreußen nennt das Volk „guten“ d. h. erträglichen Kaffee Pankruz oder Koffatschki, schlechten aber Plunsch oder Schlorrensupp'. Von letzterem sagt man auch: „Der war so: Juch, Frau Meist'rin! das ist Kaffee von 9 Bohnen 30 Tassen.“

Nicht nur mit der Gesundheitsfrage steht der Kaffee in Verbindung; — „es soll Schönheit verleihen, wenn man kalten Kaffee trinkt. Der Spötter gibt das zu mit der Behauptung, daß nur der Rauch vom kalten Kaffee schön mache.“ ²⁾ Alexander Treichel, der uns diese Neckerei in seiner Sammlung „Volkstümliches aus der Pflanzenwelt“ mitteilt, erwähnt natürlich auch die weit und breit bekannte „Kaffeeschwester“ [„Kaffeebruder“ ist undenkbar] und den „Kaffeeklatsch“ und führt (nach Frischbier) ein bekanntes Sprüchlein in plattdeutscher Fassung vor: „Goder Kaffee mot sön schwart wi de Diwel, hêt wi de Hell on söt wi de Lêw.“ (In anderer Fassung heißt es noch: stark wie der

¹⁾ Karl Gottfried Hagen, Preußens Pflanzen. (1818).

²⁾ Alexander Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, (Bericht des Westpreuß. Botan.-Zoolog. Vereins; 1882, 83, 84.)

Löwe.) — Der Fürst Talleyrand soll „leckerhafter“ Weise vom Kaffee gesagt haben: er müsse sein

Noir comme le diable,
Chaud comme l'enfer,
Pur comme un ange,
Doux comme l'amour.

Nach Herrn G. R. Friedel wäre die Reihenfolge:

Rein wie ein Engel,
Süß wie die Liebe,
Schwarz wie die Nacht,
Heiß wie die Hölle;

und Talleyrand wäre nicht der Erfinder dieses Sprüchleins. Dasselbe stamme aus Arabien. ¹⁾

In Danzig heißt die Kaffeekanne „Christinchen.“ (A. T.)

Wie in Rußland das Trinkgeld „na tschai“, also sozusagen „Theegeld“ heißt, und der Neapolitaner und andere Südtaliener (neben der schriftmäßigen Bezeichnung mancia) für Trinkgeld „maccheroni“ sagen, so erhalten die Dienstboten in der Türkei „Kaffeegelder.“

Auch in Berlin wird immer noch viel Geld für — Kaffeesatz (oder Kaffeegrund) ausgegeben, aus dem man sich wahrsagen läßt. Das führt zu ganz andern Ergebnissen, als ein Chemiker entdecken könnte; es greift über die Gegenwart hinaus und enthüllt die Zukunft.

Kleine Schaumbläschen auf dem Kaffee bedeuten Küsse, die man durch Abtrinken für sich zu gewinnen trachtet, oder ein Geschenk am selben Tage, oder Geld u. s. w. (Vergl. A. T.)

Irgendwo in Ägypten soll es Sitte sein, einem Knaben am neunten Tage nach seiner Geburt eine Schnur mit daran befestigtem Päckchen um den Hals zu hängen, welches Päckchen er bis zum sechsten Jahre tragen muß, um gegen Krankheit geschützt zu sein. Das Päckchen enthält Pfeffer, Salz und 7 grüne Kaffeebohnen, — ließ sich also auch bei uns mit Leichtigkeit herstellen; man könnte ja die Bohnen vorher auf Echtheit untersuchen lassen.

Vor etwa 130 Jahren klagte der Prediger in Marienfelde bei Preuß. Holland (Ostpr.), daß sein Amtsbruder in dem benachbarten Schönberg sich nicht schlecht stehe, da er alle Morgen Kaffee mit Zucker trinke. (So steht's in den dortigen „Pfarrakten“ verzeichnet. A. T.)

Heute würde (was den Kaffee anbelangt) ein Prediger höchstens darüber zu klagen haben, daß sein Arzt — gleich den beiden nach Mekka gerufenen persischen Ärzten — den Kaffee für gesundheitsschädlich erklärt habe. Denn auch Prediger wissen aus Erfahrung, daß der Kaffee

¹⁾ Brandenburgia XIX 1911, S. 424.

Munterkeit schafft und müßten vielleicht mit Wehmut des arabischen Derwisches gedenken, der sich nach dem Kaffeegenuß recht erquickt gefühlt haben soll, und der kaffeenaschenden Ziegen, die ordentlich verjüngt heimkehrten.

Und beim Kaffeetrinken in den Moscheen sollen Märchen erzählt worden sein, eins immer hübscher, als das andere; und das Kaffeetrinken hat man gar als ein gottseliges Werk betrachtet.

Das will man jetzt nicht mehr wahr haben. Aber vorläufig wird sich ein sehr großer Teil der Menschheit immer noch an dem Geschmack des Derwisches und seiner Ziegen ein Beispiel nehmen.

15. (6. ordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Dezember 1911 abends 7^{1/2} Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Städtehauses
Matthäikirchstraße 20/21

Vorsitzender Herr Geheimrat Friedel. Von demselben rühren die
Mitteilungen zu I bis XIX her.

A. Allgemeines.

I. Das Festspiel Albrecht der Bär von Eberhard König (Pichelswerder 1911) ist zum Besten unserer Kassen, das Exemplar zu 25 Pfennig im Märkischen Museum und bei unserm A. M. Herrn Ingenieur Plack, N. 24, Große Hamburgerstraße 3, verkäuflich.

II. Zu Revisoren der Festspiel-Rechnung 1911 werden gewählt die Herren Direktor Dr. Bahrfeldt, Rektor Monke, Rechnungsrat Kerkow sowie der Vorsitzende als Obmann. Die Herren haben zu ihrer Unterstützung das Kooptationsrecht.

III. Es wird wegen der noch nicht getilgten Schuldenlast aus dem Festspiel dringend um recht baldige Spende von Beiträgen gebeten.

IV. Heimatschutz: a) für Deutschland VII. 1911 Heft 2 und b) für Brandenburg 1911 Nr. 3. Darin werden u. a. interessante Fachwerksbauten in Perleberg (vergl. auch Nr. XV) besprochen.

B. Persönliches.

V. Am 30. v. M. verstarb in Stralau der Fischereigutsbesitzer Julius Tübbecke, 88 Jahr. Vater Tübbecke auch in Berliner Kreisen wegen seiner Jovialität weit bekannt, war ein vorzüglicher Kenner der Altertümer seiner Gegend über und unter dem Wasser. Das Märkische Museum verdankt ihm viele interessante Fundstücke.

C. Naturgeschichte und Technik.

VI. U. E. M. Geheimrat Dr. Conwentz überreicht als Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Natur“ (1911) einen Aufsatz „Naturschutzgebiete“ betitelt. Für uns bedeutsam das von mir früher schon besprochene Naturschutzgebiet der Staatsforstverwaltung am Großen Plagesen bei Chorin. 1 Plan und 3 Abbildungen verständlichen die Sache.

VII. Ders.: Beiträge zur Naturdenkmalpflege. Berlin 1911, Band II, Heft 2. Darin die Sitzung vom 3. Februar d. J. betreffend die Eröffnung der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege.

VIII. Mitteilungen der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege. Erlaß neuer Verordnungen zum Schutz landschaftlich schöner Gegenden gegen Verunstaltung durch Reklameschilder und entstellenden Bauten.

IX. Dem Brandenburgischen Fischereitag, Vorsitzender und 2. Vorsitzender Herr Geheimrat Uhles, zu Cöpenick am 3. d. M. wohnten außer mir verschiedene von unseren Mitgliedern bei. Die Tagung bot auch heimatkundlich viel Interessantes. Erwähnt sei zunächst das Wurfnetz. Dasselbe ist in seiner ursprünglichen Form noch im Spreewald und hier und da an der Havel bekannt. Es wird mit großer Kraft geschleudert, sinkt dann auf den Boden und wird hierauf, wobei es wie ein Regenschirm zusammenklappt, in die Höhe gezogen. Das verbesserte Wurfnetz, das von der Mosel, der untern Elbe bei Hamburg aber auch von der brandenburgischen Elbe unweit Havelberg bekannt ist, wurde versuchsweise vorgeführt. Der weit kompliziertere Apparat wird von einem Fischerkahn über einem Bügel an einer Leine ins Wasser gesenkt und dann über denselben Bügel mittels einer andern Leine zusammengeklappt schnell in die Höhe gezogen. Dieser Apparat, der namentlich bei tiefen Löchern und Auskolkungen, über die das gewöhnliche Netz wirkungslos vorbeigleitet, wirksam ist, kostet 60 Mk.

Herr Prof. Dr. Eckstein hielt einen fesselnden Vortrag aus der Geschichte der Cöpenicker Fischer, deren 13 Kietzer Fischeranteile sicherlich bis in die älteste Zeit zurückreichen. Er berichtete u. a. über den einstmals berühmten Cöpenicker Grenzzug, wo an der Grenzsteinstelle die Jungfischer mit der vorgezeigten Peitsche geschlagen wurden: „ein Schlag für S. M. den König, ein Schlag für den hochlöblichen Magistrat“ und ein letzter derber Schlag für den Schlagenden selbst. Zum letzten Male ist der Grenzzug zur Einprägung der Grenzen im Gedächtnis der herangewachsenen jüngeren Fischer 1874 begangen worden. In meiner Eigenschaft als Kreisrichter an der damaligen K. Gerichtskommission Cöpenick war ich Anfangs der siebziger Jahre zur Teilnahme an diesem uralte volkstümlichen Feste eingeladen.

Vorgezeigt wurden die verschiedenen blechernen Totenschilder, das jüngste von 1823, welche bei Beerdigungen an den Sarg des Fischers gehängt werden, sowie die ältesten bis ins 16. Jahrhundert zurückreichenden Fischereigerechtsamkeits-Urkunden, die wie ein Heiligtum verwahrt und noch jetzt ab und zu bei Rechtsstreitigkeiten gebraucht werden. Desgl. ein riesiger Künttpahn (Netzstricknadel), die der Altmeister behufs Meldungen als Botenstock von Fischer zu Fischer herumgehen ließ.

X. Ueber Barbara-Zweige. Als wir spät Abends von Cöpenick nach Berlin zurückreisten, fuhren mit uns drei Familien, die eine Menge von frischen Süß- und Sauerkirschzweigen mit sich führten, um sie zum 4. Dezember in Wasser einzustellen. Das ist der Gedenktag der Heiligen Barbara und nach ihr werden die Zweige, wie Eingangs angegeben, benannt. Die Heilige Barbara, beiläufig Schutzpatron der Artillerie, erlitt unter Maximian in Nikomedien am 4. d. M. den Märtyrertod und an diesem Tage beginnt, wie das Volk meint, der Saft der Bäume aufzusteigen. Bei richtiger Auslese und Behandlung beginnen die Zweige bereits nach 14 Tagen sich zur Blüte zu entwickeln. Die Zweige erhalten alle zwei Tage frisches, lauwarmes Wasser und werden täglich morgens, mittags und abends derart mittels des Bestäubers mit lauwarmem Wasser bespritzt, daß sie tropfen. So behandelt, stehen die Zweige der gelbblühenden Forsythia, Mandel, Aprikose, Spiraea prunifolia, Stachelbeere, Süß-, Sauer- und Cornel-Kirsche, der Pflaume, Schlehe und des Pfirsichs und Seidelbast bis Weihnachten unbedingt im reichen Flore. Ist das Glück gut, zeigen sich auch an Birnenzweigen einige Blüten. Den spanischen Flieder und die Roßkastanie im Wasser zum Blühen zu bringen, hält hingegen schwer; meist wird man sich nur an ihren frischgrünen Blättern erfreuen und die geschlossenen Blütenknospen zwischen diesen stehen sehen. Das Volk benutzt die Barbarazweige sogar als Orakel; nach der Zahl und Farbe der zuerst an ihnen aufgebrochenen Blüten schließen junge Mädchen auf die Nähe ihrer Hochzeit, und wenn die Zweige am Christtage voller Blüten sind, dann schmunzelt der Landmann, weil er ein Zeichen darin zu sehen glaubt, daß das nächste Jahr ihm eine gute Ernte bringt.

XI. Wie sah der Urmensch aus? Zwei unserer Mitglieder haben mir die Nr. vom 30. November des Welt-Spiegel (ill. Halbwochen-Chronik des B. T.-Bl.) mit der Bitte zugesandt, mich über den darin enthaltenen Aufsatz des Prof. Dr. Ludwig Wilser-Heidelberg, betitelt „Der Urmensch, künstlerisch gestaltet“ zu äußern. Der heut anwesende junge Bildhauer Ernst Gustav Jaeger hat das in jener Nr. abgebildete künstlerische Standbild des Urmenschen in seiner Künstlerwerkstatt Brücken Allee 20 aufgestellt und ist selbst daneben porträtiert, gewisser-

maßen um den Unterschied des „Homo diluvii testis“ und des — sit venia verbo — „Homo modernus“ wirksam darzustellen. Dergleichen Versuche, die natürlich alle phantastisch ausfallen müssen, sind mehrfach gemacht. Ich erinnere nur an den Entwurf von Gabriel Max, der auf der diesjährigen Dresdener Hygiene-Ausstellung plastisch dargestellt war.

Der Künstler wollte ein Geschöpf darstellen: „von ungefähr 1,60 m Höhe, mit langem, stark entwickeltem Rumpf, mächtigen Nacken, kräftigen Armen, dagegen verhältnismäßig schwachen und kurzen Beinen mit entsprechenden Hüften. Die Füße sind breit, die großen Zehen abstehend, die übrigen länger als beim heutigen Menschen, die Ferse ist mehr abgerundet und affenartig. Die Daumen sind etwas kürzer als bei uns. Ueber der gut entwickelten Muskulatur liegt eine reichliche Fettschicht, besonders an den Schultern, der obern Brust und dem Rücken. Der Unterleib tritt stärker hervor. Am Kopf fallen die großen und tiefen Augenhöhlen, die platte Nase, die vorspringenden, kinnlosen Kiefern, die mächtigen Augenwülste, die fliehende Stirn und der flache Schädel auf. Wegen des spitzeren Gesichtswinkels sitzen die Ohren — Faunohren am Darwinschen Zipfel — etwas höher als bei uns. Der Gesichtsausdruck zeigt eine Mischung von Erwartung, Furcht und Wut.“

Wilser erklärt sich mit dieser Phantasievorstellung im ganzen einverstanden, meint aber, Jaeger hätte das Haupthaar wohl nicht „in schlichten Zotten tief in die Stirn hereinfallen“ lassen, sondern mehr kurz und kraus, etwa wie beim Buschmann darstellen sollen.

Wenn aber Wilser nur 2 Menschentypen der Eis- oder Zwischen-eiszeit zulassen will, den bekannten Neanderthalmenschen, nach dessen Skelett sich Herr Jaeger in der Hauptsache gerichtet, und den Vorfahren des heutigen Menschen, der den Neanderthaler verdrängte, so kann ich mich nach Lage der neuesten Forschung dem nicht anschließen. Es gab außer diesen beiden Typen noch einen älteren, den Homo Heidelbergensis Schötensack, dessen Unterkiefer vor einigen Jahren im Sande von Mauer gefunden wurde und, wie Sie sich aus meinen früheren Angaben erinnern, durch ungeheure Massivität vor dem Neanderthaler auszeichnet. Er gehört der mittleren Zwischeneiszeit an. (vergl. Ernst H. L. Krause-Straßburg in der Naturwiss. Wochenschrift vom 10. d. M. S. 790), entsprechend der bekannten Paludina-Bank bei Berlin.

Dagegen fällt der Neanderthalmensch in die jüngste Zwischeneiszeit, entsprechend den Rixdorfer Sanden und den Tuffen von Taubach bei Weimar. S. 793 sagt Krause: „Die Kälte der Würmeiszeit trieb den Neanderthaler südwärts. Bei Krapina in Kroatien liegen seine Knochen in erheblicher Zahl, die markhaltigen meist zerbrochen, zwischen ihnen wenig Gebeine von Homo sapiens der Aurignacienkultur. Hier ist wahrscheinlich der südwärts strebende Neanderthaler auf den in Süd-

europa schon länger heimischen echten Menschen gestoßen, von ihm überwunden und gefressen worden, Nach der Würmeiszeit kommt *Homo neanderthalensis* nicht mehr vor. Ob er überall ausgerottet ist, mag dahinstehen. Funde aus Frankreich haben die Vermutung erweckt, daß dort eine Artmischung erfolgt sei.“ Ich erinnere daran, daß unser Völkermuseum zwei zumeist guterhaltene Gerippe vom *Homo neanderthalensis* und *Homo sapiens* aus Südfrankreich, von Hauser ausgegraben, besitzt, welche Prof. Klaatsch in seiner geistvollen Weise verglichen hat und die ziemlich benachbart in einer und derselben geologischen Altersschicht gelegen haben.

Nun die Haarform des Urmenschen. Hier trete ich Wilser bei. Der hiesige Professor Dr. H. Friedenthal hat über das Haarkleid der Menschenrassen und der Menschenaffen seit Jahren genaue Studien angestellt und darüber in der hiesigen Anthropol. Gesellschaft wiederholt, zuletzt am 18. November v. J., berichtet. Ergebnis: Die Haare der menschenähnlichen Affen (Gorilla, Schimpanse, Orang) gleichen den Terminalhaaren der Menschen mehr als den Haaren der niederen Affen. Und zwar steht der Neger dem Gorilla und Schimpansen hier näher. Die Menschenstämme zerfallen in 3: den spiralgekrausten, den lockenhaarigen und den straffhaarigen Stamm. Zum erstgenannten gehören die Neger, die Papua und die ausgestorbenen Tasmanin, zum straffhaarigen die Mongolen, Malayen und Amerikaner, zum mittel- oder lockenhaarigen die Europäer. Das Haar ist deshalb so geeignet als Unterscheidungsmerkmal zu dienen, weil es sich mit absoluter Beständigkeit vererbt. Der mittelhaarige Typus ist der ursprüngliche. Das Australierhaar stellt den Typ dar, aus dem sich die erwähnten zwei anderen Typen, der straffhaarige und der spiralgekrauste, entwickelt haben. Alle anderen anthropologischen Schlüsse aus Schädelformen Körpermaßen u. dgl. stehen weit gegen die Schlüsse aus der Haarform zurück.

Da nun der mittlere Haartyp dem *Homo sapiens* eignet und von diesem der von Herrn Jaeger versuchsweise rekonstruierte Neanderthalmensch, der vielmehr nach Afrika gravitiert, grundverschieden ist, so gewinnt, wie ich andeutete, die Wiltersche Hypothese, daß der Neanderthaler spiralig gekraustes Haar besessen haben mag, an Wahrscheinlichkeit.

Herr Jaeger lud zum Besuch seines Urmenschenmodells freundlichst ein.

D. Kulturgeschichte.

XII. Die vorliegende Prähistorische Zeitschrift Bd. III 1911 Nr. 3 und 4 ist an auf unsere Provinz bezüglichen Mitteilungen reich. Dr. A. Kiekebusch bespricht ein Dorf aus der jüngeren Steinzeit bei

Hasenfelde Kr. Lebus, dazu erörtert Dr. Hilzheimer die Haustierknochen, sehr stattliche Ziegen, sonst Kümmerrassen: Torf-Schwein und Torf-Rind. Prof. R. Agadh beschreibt seine Ausgrabungen in dem Schwedenschanze genannten Burgwall von Lossow am hohen Oderufer bei Frankfurt, vor-slavisch, Aurither Typus. — Ein großer Bronzedepotfund in Lenzer-silge bei Lanz gelangten in das neue Prignitz-Museum zu Heiligen-grabe. — Wie ich längst vermutet, ist bei der Heiligen Geistkirche zu Potsdam ein wendischer Pfahlbau und Burgwall während des niedrigen Wasserstandes in diesem Jahr entdeckt worden. Es handelt sich um die alte Burg. Eine dorthin geführt habende Straße heißt die Burgstraße. Die Funde kommen in das neue städtische Museum.

XIII. Herr Hermann Busse überreicht seine reichhaltige, sorgfältige und gut illustrierte Abhandlung: Neue und ältere Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Einzelfunden, Gräberfeldern und Wohnplätzen bei Woltersdorf, Kreis Nieder-Barnim. Wer Herrn Busse's prächtiges Privatmuseum in Woltersdorfer Schleuse besucht, wird einen großen Teil der von dem unermüdlichen Altertumsforscher gewonnenen Schätze dort finden.

XIV. Unser verehrtes k. M. Herr Stadtarchivar Professor Dr. Otto Tschirch zu Brandenburg a. H. macht Mitteilungen über die daselbst für den 22. Juni 1912 zum 500jährigen Gedächtnis des Einzugs der Hohenzollern in die Mark, speziell in die alte Havelfeste, geplanten Veranstaltungen, gleichzeitig überreicht er eine für gleichen Zweck herausgegebene Schrift „Bilder aus der Geschichte der Mark Brandenburg“, die obwohl volkstümlich ohne gelehrten Apparat verfaßt, zu dem Besten gehört, was auf diesem Gebiet erschienen ist und der allgemeinen Beachtung hiermit bestens empfohlen wird.

XV. Unser fleißiges Mitglied Herr Rendant Wilhelm Ratig in Perleberg überreicht einen trefflichen Beitrag zur Geschichte seiner Stadt „Perlebergs Fachwerkhäuser und Merkwürdigkeiten am Rathaus und der Kirche.“ 3 Abbildungen erleichtern das Verständnis. Der sogenannte Doch an einer Kette des Rathauses (Westgiebel), woran die üppige Volksphantasie allerhand Schaudersagen geknüpft, entpuppt sich als ein Gerät, die Weite der Netzmaschen für die Fischer zu bestimmen.

E. Bildliches.

XVI. Das Märkische Museum hat die vorliegende schöne Photogravürensammlung „Das malerische Berlin, Bilder und Blicke“, 12 prächtige Aufnahmen, soeben herausgegeben. Auch der billige Preis des vornehm ausgestatteten Heftes, 3 M., trägt hoffentlich zur Verbreitung bei. Im Märkischen Museum verkäuflich.

XVII. U. M. Herr Siemens verkauft die von ihm herausgegebene Sammlung Märkischer Ansichten, von denen 1 Exemplar ausliegt, Heft

für 4,50 Mk. Zu erfragen beim Diener des Märkischen Museums. Zu Weihnachten bestens empfohlen.

XVIII. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß R. Hertzogs Agenda 1912 diesmal eine besonders reizvolle Beigabe enthält: „Die Tracht der Frau und ihr Heim im Laufe der Jahrhunderte von Hans Lothar und Felix Brentano.“ Vollendet illustriert.

XIX. Auch auf die neueste Nummer der photographischen Zeitschrift „Neue Kunst“, die einiges Heimatkundliche aufweist, wird aufmerksam gemacht.

XX. An Stelle des durch Krankheit verhinderten Vortragenden, des Herrn Professors Dr. Pinower sprach Herr Professor Dr. Zache über die Krustenbewegungen der Erde innerhalb der Grenzen der Provinz Brandenburg. Der Vortrag wird später abgedruckt werden.

Kleine Mitteilungen.

Patenspruch aus dem Dorfe Rosendorf bei Lenzen a. d. Elbe.
Mitgeteilt von F. Wienecke.

Weil Du, o kleines Kind,
In Sünd' zur Welt geboren,
Und ich als Pate bin
Zu Deiner Tauf erkoren:
So wünsch ich Dir den Geist,
Der Dich also regiert,
Damit Dein Christentum
Dich zu dem Himmel führt.

Solches wünscht aus aufrichtigem Herzen Dein getreuer
Taufzeuge N. N.

Geschichte der Familie Lüpnitz.

Von Franz Lüpnitz, Charlottenburg 1911. (76 Seiten).

Das Buch enthält A. eine mit dem Jahre 1630 beginnende sehr sorgfältig zusammengestellte Familientabelle, die für die Familie selbst wertvoll ist, und B. allgemeine Betrachtungen

1. über die Lage des alten Dorfes Liepnitz bei Bernau
2. über dessen Gründung, Benennung und Untergang
3. über die Beziehungen der Familie Lüpnitz zu diesem Dorf.

Eigentliche geschichtliche Angaben sind verhältnismässig spärlich vertreten. Sie sind im wesentlichen der 1772 vom Prediger Johann Martin Vollmer verfaßten Chronik des Dorfes Schönfließ entnommen, wo die Familie L. als älteste Bauernfamilie ansässig war. Damals (1772) war Johann Lüpnitz, der 1753 Bauer und 1762 Kirchenvorsteher geworden war, Schultze (seit 1762) des Ortes und besaß 121 Morgen 93 □ R. Es werden dann noch 9 Bauern und 6 Kossäten aufgeführt. Damit sind die geschichtlichen Mitteilungen zu Ende. Vielleicht ist es dem Herrn Verfasser angenehm, wenn ich hier sein Material aus einer älteren Quelle, die ihm nicht zugänglich war, ein wenig ergänze, zumal diese von mir aufgefundene Urkunde ein allgemeines Interesse hat. Bereits der Große Kurfürst hatte 1678 den Besitzstand der Hufner und Kossäten aller Bauern im Kreise Oberbarnim aufnehmen lassen. Sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., veranlaßte 1696 eine ähnliche „Revision derer Nieder-Barnimbschen Creyßes Dörffer, so Sr. Churfürstliche Durchlaucht gnädigsten Verordnung nach, Sub Dato Cöln an der Spree den 7^{ten} May 1696 in selbem Jahre gehalten worden“.

Danach sollten 1696 in Schönfließ 24 Hufen, 12 Hufner oder Bauern, 11 Kossäten, 1 Schmied, 1 Schäfer und 1 Hirt vorhanden sein; doch waren eine Kossätenstelle wüst und eine Bauernstelle ledig.

Von den Bauern hatten inne:

- 2 Hufen der itzige Schultze Peter Lüpnitz
- 2 " Caspar Qualitz
- 3 " Lobes Qualitz anstatt des Daniel Walmann
- 3 " Andres Zahn auf Martin Bergemanns Kossäten-Stelle

- 2 Hufen Michel Schultze
 2 " Caspar Meyer
 2 " Hans Lehmann
 2 " Jochen Lehmann auf Martin Zicknes Gut
 2 " Andres Bruckmann anstatt des Hans Leupnitz
 2 " Adam Nickels Gut stehet itzo ledig
 2 " Barthel Gabriel.

Die Kossäten hießen: Chr. Zahn, Andres Beelar auf Joachim Müllers Hof, Hans Schuster, Andres Bennewitz auf Martin Umbsons Hof, Andres Paul, Andres Schultze, Samuel Hecht anstatt seines Vaters Lüdige Hecht, Hans Jürgen Brachvogel (der Name ist 1772 Bratvogel geschrieben), Jochen Gabriel auf Meyers Kossätenhof, und außerdem war ein Kossätenhof vorhanden, so eine Bauernstelle sein soll; will die Obrigkeit anbauen; ferner eine wüste Kossätenstelle an Krügers Stege; davon heißt es „genießet die Obrigkeit“.

Aus den Angaben sehen wir, daß die Nachwirkungen des 30 jährigen Krieges noch nicht überwunden waren; dies geht noch mehr hervor aus den Bemerkungen über die Beschaffenheit der Häuser und Scheunen. Gleichzeitig geben uns die Notizen Hinweise auf die damalige Bauart, und darin liegt ihre Bedeutung.

So heißt es: Peter Lüpnitz Pauern und itzigen Schultzen Haus ist vor 15 Jahren gebaut; der Schornstein fehlt, welchen er machen lassen will. Die Scheune ist vor 4 Jahren gebaut.

Caspar Qualitz, Pauer, hat ein gar altes Haus und ist eine gefährliche Feuerstelle darin. Die Scheune ist vor 10 Jahren gebaut.

Lobes Qualitz, hat von seinem Schwiegervater Daniel Wallmann vor 7 Jahren das Haus übernommen, hat ein gar altes Haus ohne Schornstein; Holz ist sehr wurmfressig, muß daher gebauet werden Wallmann hat 3 Freijahre genossen und nur gebessert. Der neue Wirt prätentiret etwa $1\frac{1}{2}$ Freijahr, so will er bauen. Die Scheune vor 26 Jahren gebauet, ist gut.

Chr. Zahn. Es ist ein altes Haus und tauget der Giebel nichts, hat an 36 Jahre gestanden, ohne Schornstein, soll aber nun gebaut werden. Die Scheune à parte gebaut vor 16 Jahren, ist gut.

Andres Zahns Pauernhaus und Scheune ist vor 3 Jahren von der Obrigkeit gebauet worden, weshalb auch 6 Jahre Kontributionsfreiheit genossen wird. Hat guten Schornstein. Nur müssen die beiden Giebel gemachet werden, wozu der Herr Lieutenant von Brösigke ihm einen Sageblock geben will.

Andres Becker, ein Zimmermann, hat vor 2 Jahren Jochen Müllers Kossätenhof angenommen; das Haus ist vor etwa 15 Jahren gebauet. Ein Schornstein ist zwar da, aber nicht oben gemauert. Die Scheune hat die Obrigkeit dem itzigen Wirt neu gebauet.

Hans Schuster hat sein Haus 1691 erbauet, hat 6 Jahre Freiheit. Das Haus ist aber schon forst- und auf einer Seite schwellos, die Giebel sind nicht zugemauert, auch die Wände nicht gegengeschmissen; der Schornstein feblet. Die Scheune tauget nicht viel. Es ist ein schlechter Wirt auf diesem Hofe und hilft kein Vermahnen von der Obrigkeit.

Andres Bennewitz Kossätenhof. Das Haus steht 9 Jahre, hat schlechtes Dach; der Schornstein muß oben gemauert werden. Die Scheune ist 1674 gebaut. Die Giebel sind nur mit Reis ausgeflochten.

Michel Schultzens, des Krügers Haus, hat die Dr. Eckartin vor 30 Jahren erbauet, nur zu einem Stall, hernach hat sie ein Haus daraus machen lassen, ist schlecht gebauet, ein Schornstein ist zwar darin, muß aber gemauert und die Scheune am Dache gebessert werden.

Andres Pauls Kossätenhaus und Scheune hat der Herr Hauptmann v. Bötze vor etlichen 30 Jahren bauen lassen. Der Schornstein muß heraufgemauert werden, die Scheune, so hintendran, ist in gutem Zustand.

Kaspar Meyer, Pauer, wohnt nun in die 12 Jahre auf Schneiders Gut, welches er in gutem Stande bekommen, hat aber alles eingewohnt, und ob er wohl von Zeit zu Zeit von der Obrigkeit angemahnet worden, hat er doch nicht helfen wollen. Es ist eine der gefährlichsten Feuerstellen. Die Wände und der hinterste Giebel sind nicht gelehmet, sondern nur mit Reiseren zugemachet, hat auch keinen Schornstein. Die Scheune ist schlecht und ganz dachlos.

Andres Schultzes Kossätenhaus und Scheune sind vor 18 Jahren gebaut, beide gut, hat aber kein Schornstein, und der eine Giebel ist noch etwas offen.

Samuel Hechts Kossätenhof, Haus und Scheune sind vor 18 Jahren gebaut, aneinander, hat keinen Schornstein. An einer Seite ist der Giebel mit Reis ausgeflochten.

Hans Jürgen Brachvogels Kossäten Haus und Scheune sind an einander, zwar alt, aber gebessert. Kein Schornstein und kann fast keiner gebaut werden.

Hans Lehmanns Pauernhaus, 1686 gebaut, ohne Schornstein. Scheune von 1622, wird sehr dachlos.

Jochim Lehmanns Pauernhaus und Scheune sind vor 10 Jahren gebauet, ohne Schornstein. Der vorige Wirt ist seines schlechten Verhaltens wegen von der Obrigkeit herausgenommen worden.

Andres Bruckmann, Pauer, wohnt auf Peter Lüpnitzens Hof. Haus und Scheune ist über 100 Jahre alt und muß beides gebauet werden.

Adam Nickels Pauernhaus stehet itzo wüste. Die Scheune hat die Obrigkeit gebauet, beides gut, kein Schornstein; ist ein guter Wirt, weshalb sich die Obrigkeit bemühet.

Barthel Gabriels Pauernhaus und Scheune sind vor 15 Jahren gebauet, ohne Schornstein; eine Schwelle ist schadhaft. Der Giebel der Scheune ist offen.

Jochim Gabriels Kossätenhaus ist schlecht gebauet. Die Obrigkeit will aber einen Schornstein bauen lassen.

Wir sehen also: Die Häuser sind im Fachwerkbau mit Lehmgeflecht aufgeführt, die Schwellen, die ohne Fundament auf der blanken Erde liegen, oft verfault, und in den meisten (13 : 4) Fällen fehlt der Schornstein. Wo einer vorhanden ist, da ist er zuweilen gemauert, gewöhnlich aber besteht er aus Holz, das mit Lehm beworfen ist. In einigen Fällen wird erwähnt, daß Haus und Scheune an einander gebaut sind. Die Vergänglichkeit der Bauten liegt an der schlechten Beschaffenheit des Bauholzes, das man nicht austrocknen läßt, sondern frisch vom Wald zur Baustelle bringt. Ziegel-Steine waren beim Bau fast nicht benutzt; darum verschwinden Häuser, ja ganze Dörfer, wenn sie wüst geworden sind, fast spurlos im Waldboden, und nur die Feldsteinreste einer Kirche und einige Herdstellen verraten ihre Spur.

B. Die allgemeinen Betrachtungen beziehen sich

1. auf die Lage von Alt-Liepnitz bei Bernau.

Der Verfasser stellt sich den Ort als ein wendisches Runddorf vor, das sich bis an den See ausdehnte, und sagt S. 35:

„Man nimmt an, daß eine alte wendische Ortschaft stets von einem Schloß oder einer Burg beschützt war, deren Notwendigkeit in dieser politisch so bewegten Zeit ohne weiteres verständlich ist“. Wer das annimmt, wird leider nicht gesagt.

Die Liepnitzburg soll nun

- a) den Weg an der Schwedenschanze und
- b) ein hinter Gebüsch verstecktes wendisches Heiligtum auf der Insel im Lüpnitzsee gedeckt haben.

Für die Behauptung, es habe auf dem Großen Werder ein Heiligtum gestanden, wird kein Beweis erbracht, glücklicherweise auch nicht versucht; sie ist damit abgetan. Der Verfasser fährt fort: Möglich, daß das Heiligtum auch an den „Heiligen 3 Pfühlen stand;“ denn so folgert er: Das Dorf Klosterfelde hat von einem Kloster seinen Namen erhalten; christliche Heiligtümer wurden oft auf den Trümmerstätten heidnischer errichtet; darum hat es dort ein wendisches Heiligtum gegeben. Das wäre einleuchtend, wenn der Vordersatz nur richtig wäre, der wahrscheinlich dem Bericht des Pastors Reichenbach zu Wandlitz vom 10. 10. 1852 entnommen ist, der das Märchen vom Klosterfelder Kloster erfunden hat. Klosterfelde ist allerdings nach einem Kloster benannt worden; aber dies Kloster war Lehnin, das 1242 und 1288 Teile des Dorfes erwarb. Die urkundlich beglaubigte Geschichte weiß nichts von einem Kloster in dieser Gegend,

wie Dr. G. Berghaus richtig sagt. Ein Kloster verschwindet schwerlich so spurlos wie die ungeheure Zahl der angeblichen wendischen Schlösser und Burgen im Barnim.

Das wendische Heiligtum an den heiligen 3 Pfühlen, das möglicherweise auch auf der Insel im Liepnitzsee gestanden hat, schwebt also vorläufig noch in der Luft und bedarf daher keines Schutzes.

In der Nähe der Schwedenschanze, die allerdings wahrscheinlich mittelalterlich ist, fehlten bisher Funde irgend welcher Art. Wir mutmaßen, daß sie mittelalterlich ist; aber wir wissen es nicht. Südöstlich davon sind allerdings auf dem sogenannten Forst-Acker am See Bronze-funde und Gefäßreste gemacht worden, die aber mit einem wendischen Dorfe nichts zu tun haben können.

Eine zweite Fundstelle vorgeschichtlicher Altertümer befindet sich südlich vom Alten Forsthaus Liepnitz an der Südspitze der ehemaligen Halbinsel zwischen See und Stadthals. Hier fehlen metallische Beigaben; doch gehören die Gefäßreste ungefähr derselben Zeit an, zu der die obengenannten Funde zu rechnen sind.

Die dritte Fundstelle liegt 30 Schritt westlich vom Kilometerstein 31,9 der Wandlitzer Chaussee im Jagen 66. Darüber sagt der außerordentlich vorsichtige Forscher und Chronist von Bernau, unser hochgeehrter Freund August Wernicke:

„Die Hinterheide, Jagen 36—80, rührt von der Feldmark und Haide des Dorfes Liepnitz her, welches schon lange vor 1375 eingegangen ist. Im Jagen 66 an der Wandlitzer Straße befindet sich eine Stelle, welche noch heut „der Kirchhof“ genannt wird, und ist wohl anzunehmen, daß hier das alte Dorf gestanden hat“.

Dazu bemerkt der Verfasser der Familiengeschichte: „Ob diese Ortsangabe stimmt, ist zweifelhaft. Mir scheint die Annahme Wernickes unter allen andern Annahmen die am wenigsten zweifelhafte zu sein und zwar aus folgenden Gründen:

1. Bekmann hat dort 1715 noch Überreste der Kirche gesehen.
2. Diese Überreste waren noch in unsern Tagen vorhanden; sie sind nach dem mündlichen Bericht des noch lebenden Försters Specht in Biesenthal beim Bau der Wandlitzer Chaussee verwandt worden.
3. einige Reste sind noch heut an Ort und Stelle vorhanden und zwar in Gestalt einer rechtwinkligen Fundamentmauer unter einem Erdwall, der im Waldboden deutlich hervortritt.

Ich habe mit dem Spaten festgestellt, daß die Steine noch in der Erde liegen.

4. hier habe ich zahlreiche spätmittelalterliche Gefäßreste aus blauschwarzem Ton gefunden; an keiner andern Stelle in der Umgebung des Sees sind bis jetzt so viele mittelalterliche Gefäßreste festgestellt worden.
5. Auch Eisen, wahrscheinlich den Rest eines Messers, habe ich dort in der Erde gefunden.
6. Dort liegt noch ein Felsblock mit runenhaften Zeichen, die vielleicht als Hofmarken aufzufassen sind.

Die übrigen Funde kommen nicht in Betracht, weil sie einer späteren Zeit angehören können, z. B. die im Feuer geplatzen Herdsteine und Kohlenreste, die die Stelle der alten Schmiede bezeichnen sollen.

Bis an einer andern, aber ganz bestimmt nachzuweisenden Stelle ähnliche mittelalterliche Funde gemacht worden sind, die sich auch nachprüfen lassen, tun wir gut, der Auffassung Wernickes zu folgen.

Zugeben würde ich dem Verfasser, wenn er behauptete, diese Stelle sei für eine Dorfanlage unglücklich gewählt, weil sie gänzlich wasserlos ist.

Darum aber, glaube ich, ist das Dorf nie recht lebensfähig gewesen und schließlich aufgegeben worden. So ähnlich liegt die Sache mit Alt-Woltersdorf beim Kilometerstein 5,5 der Lanken Chaussee. Hier fehlt auch das Wasser. Das Dorf ist auch wüst geworden.

2. Was der Verfasser über die Gründung und Benennung des Dorfes Liepnitz sagt, bedarf ebenfalls der Nachprüfung. Die Ableitung des Namens vom wendischen lipa-Linde liegt nahe; es fällt nur auf, daß gerade da keine einzige Linde wächst. Der Name kann aber auch übertragen worden sein. Dem Verfasser ist bekannt, daß bei Belzig an der Grenze der Provinz Sachsen ein Lübnitz liegt; er sagt aber, er habe Beziehungen dazu nicht nachweisen können.

Da möchte ich doch auf Beziehungen hinweisen, die zwischen der Provinz Sachsen, besonders der Altmark und dem Barnim bestanden zu haben scheinen. Blicken wir nämlich auf die Karte, so finden wir die meisten Niederbarnimer Ortsnamen in der Altmark und in den angrenzenden Gebieten wieder; hier nur einige:

Schönhausen der Geburtsort Bismarcks, erinnert an das Schönhausen bei Pankow.

Karow südwestlich von Plaue,
 Buch bei Tangermünde,
 Schwanebeck bei Belzig,
 Lindenberg bei Seehausen,
 Mahlsdorf bei Belzig und bei Salzwedel,
 Lübnitz bei Belzig,
 Birkholz bei Burg,

Börncke bei Belzig
 Schmetzdorf westlich von Rathenow,
 Glienecke bei Ziesar,
 Lübars bei Ziesar,
 Woltersdorf bei Plaue,
 Arendsee,
 Zühlen bei Arendsee,
 Schönebeck bei Magdeburg,
 Möllenbeck „ Osterburg,
 Buchholz „ Stendal,
 Grabow „ Belzig,
 Ütz „ Burg,
 Lichtenberg „ Arendsee
 Lottsche „ Gardelegen u. s. w.

finden sich sämtlich im Kreise Niederbarnim wieder, wie auch viele havelländische Ortsnamen in der Altmark anzutreffen sind.

Sollte das nur Zufall sein oder deutet diese Übereinstimmung, auf die ich unsere Geschicht- und Namenforscher hier nachdrücklich aufmerksam machen möchte, nicht auf ehemalige Beziehung sehr lebhafter Art, auf Beziehungen, wie sie zwischen Altlandsberg und Landsberg a. W. bestanden, auf die Alexander Giertz aufmerksam gemacht hat?

Wahrscheinlich sind diese Ortsnamen durch altmärkische Kolonisten auf die von ihnen im Barnim gegründeten Siedlungen übertragen worden. Dann aber sind die Siedler wahrscheinlich nicht Wenden, sondern Deutsche gewesen. Ob dagegen die altmärkischen Ortsnamen vielleicht wendischen Ursprungs waren, ist eine zweite Frage. Darauf kommt es hier in der Familienchronik aber nicht an. Einige bezeichnen sogar nur Stationen einer weiteren Reiseroute, so auch Liepnitz. Über die Zeit der Gründung wissen wir nichts, und über den Untergang kennen wir nur zwei sehr unbestimmte Angaben von 1375 und 1451. „Von alters her nicht mehr bebaut“, das kann 100, 200 auch 300 Jahre bedeuten.

Daß Lehnin 1242 Woltersdorf kaufte und Liepnitz nicht, läßt doch wohl kaum den Schluß zu, daß Liepnitz nicht mehr vorhanden war; denn Lehnin hat 1242 auch manches andere Dorf nicht gekauft. Wenn der Verfasser daher sagt: Die Verwüstung muß spätestens 1220, dem Ende des großen Krieges erfolgt sein“, so ist das eine Behauptung, aber kein Beweis. Wir kennen die Ursache des Untergangs nicht. In diesem Punkte wissen wir also alle beide nichts. Hätte der Verfasser aber mit der Jahreszahl 1220 für den Untergang Recht, so wäre das hoch interessant; dann wäre nämlich die Besiedelung des Barnim mit Deutschen vor dem Regierungsantritt der Markgrafen Johanns I und Ottos III. geschehen und die schnellen Erfolge dieser Fürsten in dem Sinne erklärt, wie einst Herr Pastor Passow hier ausgeführt hat.

Es sind also überall recht interessante Fragen, die Herr Franz Lüpnitz angeschnitten hat, und hoffentlich gelingt es seinem Eifer noch, weiteres Material zur Begründung zu ermitteln.

3. endlich behandelt er die Beziehungen seiner Familie zum Dorf Liepnitz und mutmaßt, a) daß der Ort dem Geschlecht den Namen gegeben habe. b) daß die Familie nach dem Untergange des Dorfes nach Schönfließ übergesiedelt sei.

Sehr häufig sind indessen die Ortschaften nach dem ersten Begründer oder Besitzer benannt worden. In diesem Falle ist weder das eine noch das andere erwiesen. Auffällig ist es aber in der Tat, daß die Lüpnitze in der Nähe von Altliepnitz ansässig waren. Doch gähnt hier noch immer eine zeitliche Kluft von rund 400 Jahren.

Der Zug des Herzens zum schönsten märkischen See und seiner herrlichen Umgebung ist für den Verfasser gewiß ein dunkler Hinweis auf die ursprüngliche Heimat seines Geschlechts. In diesem Zuge begegnen wir uns, und vielleicht lassen wir uns dadurch im nächsten Frühjahr bewegen, die Stätten wieder einmal aufzusuchen, die Natur und Sage mit Reizen verschwenderisch ausgestattet haben. Ob dann ein alter Wende oder ein Germane aus dem Dunkel der Buchen vor unserem Auge aufsteigt, das soll uns gleich sein, wenn er nur märkisch ist bis in die Knochen!

O. Monke.

16. (10. ausserordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Dezember 1911.

Besichtigung des Museums für das Beleuchtungs-, Heizungs- und Wasserfach

in Charlottenburg, Wittenbergplatz 5.

Empfangen und geführt wurden die Erschienenen durch Herrn Gasanstaltsdirektor a. D. A. Müller als I. Vorsitzenden sowie durch den Schatzmeister der Museums-Kommission Herrn Fabrikbesitzer Johannes Elster, sowie in der der Charlottenburger Gas-Direktion unterstellten Ausstellung moderner Gasapparate seitens des Herrn Gasinspektors Messinger namens der Stadt Charlottenburg.

Herr Geheimrat Friedel dankte als I. Vorsitzender für den freundlichen Empfang und erinnerte die Besucher an die früher in der Urania, Taubenstr., aufgestellte einschlägliche Sammlung, die dem Märkischen Museum dargeboten aber nicht angenommen wurde, weil sie mit ihren praktischen Zielen über den Rahmen der historischen Ziele dieses Instituts denn doch zu weit hinausreicht, wie die heutige Besichtigung zeigte. Jetzt ist diese Sammlung hier einverleibt.

Herr A. Müller setzte die Entstehung und Aufgaben des neu-erblühenden Instituts auseinander. Im Jahre 1896 stellten in der Berliner Gewerbe-Ausstellung hervorragende Fachleute und Industrielle eine Sammlung historischer Beleuchtungsgegenstände aus, welche berechtigtes Interesse erregten. Auf Anregung des sich damals gebildeten Festausschusses der Gas- und Wasserfachmänner wurde beschlossen, diese interessante Sammlung dauernd zu erhalten und ein Gas- und Wasserfach-Museum zu gründen. Die Aussteller verpflichteten sich, die ausgestellten Gegenstände diesem Museum, solange es in Groß-Berlin bleibt, kostenlos zu überlassen. In den 15 Jahren seit der Gründung ist das Museum bedeutend erweitert und ausgebaut.

Das Museum hat den Zweck, die Entwicklung der Beleuchtung Heizung und Wasserversorgung von den Uranfängen bis in die Neuzeit zu veranschaulichen. Man findet dort die ältesten Feuerzeuge, Kienspan-, Oellampen- und Kerzen-Beleuchtung, die ersten Gasbrenner vom Jahre 1812 bis zu den modernsten neuesten Einrichtungen. Auch werden Apparate für Koch- und Heizzwecke gezeigt, die zur weiteren Ausbreitung und größeren Verwendung des Gases mit anregen. Fernerhin sind Demonstrations-, Gas- und Wassermesser ausgestellt.

Die zahlreichen, in stetem Anwachsen begriffenen Sammlungsstücke sind in folgende Gruppen geteilt:

1. Feuerzeuge, darunter Feuersteine und Zünder, die Zunderbüchsen mit verkohlter Leinwand, wie sie unsere Großeltern noch in der Jugend kannten. Die Schußfeuerzeuge, die pistolenartig abgefeuert wurden, die der ältesten Generation noch bekannten Stippfeuerzeuge, die Döber-einerschen Platinf Feuerzeuge, die als etwas „Höheres“ angestaunt wurden u. dgl. m.

2. Kulturhistorische Beleuchtungsgegenstände. — 3. Speziell die Kienspanbeleuchtung, die vom Rohesten an bis zu einer bauernkünstlerischen Raffiniertheit verbessert wurde. Für gewisse Fälle nahm man sogar besonders zugerichtete Spähne brennend zum Leuchten in den Mund.

4. Kerzen-Beleuchtung. — 5. Oellampen. — 6. Strassenbeleuchtung. — 7. Gasbrenner. — 8. Selbst- und Fernzünder. — 9. Augenschützer und Reflektoren. — 10. Albo Carbon Brenner, Acetylen, Spiritusglühlicht. — 11. Gasglühlicht. — 12. Gaszähler, Regulatoren. — 13. Illuminationskörper. — 14. Wissenschaftliche Apparate. — 15. Rohmaterialien und Nebenprodukte. — 16. Gasbereitungs-Apparate (Modelle). — 17. Heiz- und Kochapparate. — 18. Elektrische Beleuchtung. — 19. Wassermesser. — 20. Röhren. — 21. Werkzeuge. — 22. Zeichnungen, Bilder. — 23. Bibliothek. — 24. Vereins-Erinnerungen.

Das Museum steht auf neutralem Boden, indem es jede Beleuchtungsart, ohne Propaganda für einzelne Fabrikate zu machen, zeigt.

In einer Nische befindet sich eine alte Küche mit der Urväter Hausrat ausgestattet. Im grellsten Gegensatz dazu präsentiert sich die moderne Gasküche mit den allerneuesten Errungenschaften der Technik. Diese Heiz- und die Leuchtvorrichtungen wurden von Herrn Messinger, der auch schriftstellerisch als Autorität mit Recht anerkannt wird, anschaulichst erläutert. Wir befinden uns wahrscheinlich in einer Übergangszeit von der alten einfachen Gasbeleuchtung und Gasheizung mit Niederdruckgas zum Pressgasbetriebe, den die Stadt Berlin schon vielfach eingeführt hat. Das Leuchtgas wird von den Gasanstalten durch die Röhren in die Verbrauchsstellen unter einem Druck getrieben, der für die Beförderung, nicht aber für eine vollkommene Ausnutzung der Heiz- und Leuchtkraft genügt. Schon die Hantierung mit einem einfachen Lötrohre zeigt dagegen, daß bei einer beschleunigten Gasströmung und der durch erhöhte Luftzufuhr verstärkten Verbrennung eine höhere Wärme erzeugt wird, als durch die Verbrennung des Leuchtgases unter niederem Druck. Da aber eine vollkommene Verbrennung nicht nur eine Gas- und Geldersparnis bedeutet, sondern eine höhere Wärmeentwicklung auch den Kreis der Anwendbarkeit einer Flamme erweitert, hat man schon längst verdichtete Luft mit Gebläsen in die Gasleitung getrieben. Dieses Pressluftverfahren verbürgt jedoch nicht immer einen vollkommen gleichmässigen Brand; man begann daher, auch das Gas selbst zu verdichten. So kam man zu einem Verfahren, das eine Vereinigung von Pressluft und Pressgas zur Grundlage des Betriebes macht, und hofft schliesslich die vollkommenste Form der Gasverbrennung durchzubilden, wobei das ausströmende Pressgas die Luft der Umgebung selbsttätig an sich reißt. Die Firma Pintsch soll mit diesem Verfahren eine Wärmeentwicklung bis zu 2000 Grad erreicht haben. Damit tritt aber der Gasbetrieb in erfolgreichen Wettbewerb mit dem teureren elektrischen; für die Entscheidung in dieser Sache wird dann nicht mehr die Frage maßgebend sein, welcher von beiden die größere Lichtstärke erzeugt, sondern die, welcher Betrieb die geringsten Unterhaltungskosten erfordert. Darum schickt Paris sich schon an, die Preßgasbeleuchtung nach Berliner Muster einzuführen, und auch der pfißige Engländer will die deutsche Erfindung für London ausnutzen. Uns aber möge der Wettstreit zwischen Gas und Elektrizität nicht die Niederlage des einen oder des andern Nebenbuhlers, sondern neue Fortschritte und segensreiche Frucht für die Gesamtheit, beiden Streitenden aber die Genugtuung bringen, die jede ehrliche, erfolgreiche Arbeit in sich schließt. Diesem Ziele will auch das neue Museum uns näher bringen; daher ist es eine Freude, die zahlreichen Gerätschaften und neuen Einrichtungen zu betrachten, die 35 deutsche Firmen dort ausgestellt haben, von der eintausendkerzigen Lampe und von der billigen Einrichtung für Warmwasserversorgung bis zum einfachen Plätteisen und Löthammer.

Hochbefriedigt und mit lebhaftem Dank schieden die Teilnehmer aus dem Museum, dem von allen Seiten weiteres Gedeihen und Erblühen gewünscht ward.

17. (11. ausserord.) Versammlung des XX. Vereinsjahres

am 18. Januar 1912.

Besuch des Pestalozzi-Fröbelhauses in Schöneberg, Kyffhäuser-Str. Nr. 21.

Die zahlreich Versammelten wurden an Stelle der behinderten Vorsteherin Frau Clara Richter durch die Vorstandsdamen Frau Professor Boretius und Frau Geheimrat Meubrink auf das freundlichste begrüßt.

Die Leiterin des Hauses I (Berliner Verein für Volkserziehung) Fräulein Else Fromm eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Geschichte des Instituts und der Einteilung der beiden Abteilungen I und II und erwies sich alsdann als eine ebenso gewandte wie liebenswürdige Führerin.

In dem Kalender des Hauses für 1911 befindet sich S. 67—131 eine eingehende Geschichte desselben sowie eine Beschreibung der bestehenden Einrichtungen. Hierauf sei verwiesen.

Es wurde mit dem Haus I begonnen, dessen Aufgaben sind: 1. Erziehung und Ausbildung von Frauen und Mädchen, die sich mit Erziehung und Pflege der Kindheit und Jugend beschäftigen. — 2. Erziehung und Beschäftigung der Kinder aller Stände. — 3. Die soziale Arbeit, die sich aus dem Verhältnis der Anstalt entwickelt.

Ein fröhliches Kindertreiben war überall zu bemerken, auch von den inneren Einrichtungen (Spiel- und Turnsaal, Küche, Badestube, Lehrerinnenheim usw.) bekommen wir den angenehmsten Eindruck.

Dieselbe Ueberzeugung gewannen wir von Haus II, das folgende Ziele anstrebt: 1. Erziehung und gründliche praktische Vorbildung zur Hausfrau. — 2. Heranbildung von Hausbeamtinnen, welche entweder in Familien neben der Hausfrau oder als deren Stellvertreterin oder auch in größeren wirtschaftlichen Betrieben in leitenden Stellungen tätig sein wollen. — 3. Ausbildung von Lehrerinnen, welche diese Ausbildung weitertragen und somit die Ideen des Hauses verbreiten helfen. — 4. Fortbildung von jungen schulentlassenen Mädchen der Gemeindeschule, um auch ihnen eine hauswirtschaftliche Ausbildung zu ermöglichen, die sie entweder im eigenen oder fremden Hause verwenden.

Nachdem beide Institute gründlich besichtigt waren, gab der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, nur dem allgemein empfundenen Gefühl der Besucher Ausdruck, wenn er sich bei den Vorstandsdamen und den freundlichen Führerinnen herzlich namens der Brandenburgia bedankte.

Kleine Mitteilungen.

Wanderung durch Alt-Charlottenburg. Unser Mitglied Herr August Förster stellt uns freundlichst, wie schon so oft, einen Bericht des Reichsanzeigers vom 9. Dezember 1914 über unseren Ausflug zur Verfügung.

Bei dieser Gelegenheit ist unser verstorbener Ausschußmitglied Herr Dr. Gustav Albrecht zum letzten Mal für die Gesellschaft tätig gewesen. Er hatte es auch versprochen, den Bericht zu schreiben. Die Schriftleitung wird dem Dahingeshiedenen ganz besonders ein treues Andenken bewahren, weil er stets bereit war, einzuspringen, wenn es galt, einen historischen oder kulturgeschichtlichen Beitrag zu liefern. Er war in den einschlägigen Gebieten in hervorragender Weise unterrichtet und hat immer danach gestrebt, sich weiter zu bilden, indem er dem Gange der Forschung eifrig folgte. Mit dem wissenschaftlichen Eifer verband er eine große Fertigkeit in der Kunst der Darstellung, so dass seine Aufsätze in unseren Heften einen unvergänglichen Wert behalten werden.

Die Charlottenburger Besichtigung begann um 1 Uhr mittags im Oppenheimschen Park in der Scharrenstrasse 23—27. Das Grundstück ist vor kurzem von der Stadt angekauft worden und soll mit seinen schönen alten Bäumen zu einem grossen Teil als öffentlicher Park erhalten werden. Das stattliche, erst wenige Jahrzehnte alte Haus, das zurzeit unbewohnt ist, sah als einen seiner letzten Bewohner den Geheimen Medizinalrat Leyden, der in einem Zimmer zu ebener Erde gestorben ist. Hier, in einem wohl als Wintergarten benutzt gewesenen grossen Raum erfreute zunächst der Magistratsbibliothekar Dr. G. Albrecht durch einen fesselnden Vortrag über die Entwicklungsgeschichte von Charlottenburg, die an ihm den kundigsten und berufensten Schilderer besitzt. Geht diese Geschichte auch nicht weit in die Vergangenheit zurück, denn nur das kleine Dorf Lützow, einst in wenigen Hütten an der Stelle stehend, wo man pietätvoll den alten Ortsnamen für einen Charlottenburger Stadtteil erhalten hat, ist als vorhanden bis zum Landbuch Kaiser Karls IV. nachweisbar, alles andere in und an Charlottenburg ist modern und geht nicht weiter als bis 1795 zurück, wo auf Wunsch der Gemahlin des Kurfürsten Friedrichs III., der späteren „philosophischen“ Königin Sophie Charlotte, der Freundin von Leibniz, mit dem Bau eines Lustschlosses der Anfang gemacht wurde, weil ihr das Köpenicker Schloß, obgleich es auch ein Neubau war, so gar nicht behagte. Um das Schloß, das anfänglich nach dem Dorf in seiner nächsten Nähe hieß, siedelte sich naturgemäß eine kleine Kolonie von Bauhandwerkern, Beamten und zu dem Gefolge der Schloßherrin gehörigen Personen an. Königin Sophie Charlotte starb bereits am 1. Februar 1705. Zum Andenken an sie verlieh König Friedrich I. am 1. April 1705 der neuen Ansiedlung den Namen Charlottenburg und das Stadtrecht. Die ersten Bauanfänge wurden

in der Schloßstraße gemacht, die, als erste Straße angelegt, bestimmt war, Aussicht aus dem Schloß nach dem Grunewald zu gewähren. Hier stand als stattlichstes Gebäude (an Stelle der heutigen Nummern 4 und 6) der „Jägerhof“. Etwas später erfolgte die Bebauung der Orangestraße. König Friedrich I. tat viel für die neue Ansiedelung. Er ließ Laternen aufstellen, schenkte reichlich Bauland, befahl, die früher durch die Jungfernheide führende Landstraße nach Spandau durch Charlottenburg zu legen, und bewies seine Huld gegen das junge Gemeinwesen, indem er sich zum Ehrenbürgermeister erwählen ließ. Friedrich Wilhelm I. griff den Gedanken seines Vaters bezüglich einer kürzesten Verbindung Charlottenburgs mit Berlin auf und erwog den Plan einer vom Brandenburger Tor in Berlin geradlinig bis zur Schloßstraße durchzulegenden Straße, die hier mit einem Triumphbogen schließen sollte. Aber der praktische König ließ diesen Plan schließlich zugunsten der Ausführung der Verbindungsstraße fallen, wie sie heute vorliegt, da die gerade Linie (heute durch die Bismarckstraße dargestellt) allzu weit vom Schloß ablenkte. Die praktische Natur des Königs gab Charlottenburg auch die Richtung auf die Bevorzugung der Ackerbürger und Gärtner als Ansiedler. Das kam bei der Verleihung von Äckern und Wiesen als Bauland zum Ausdruck durch eigenartige Abgrenzung der Grundstücke, die bei schmaler Straßenfront sehr ausgedehnt und langgestreckt sind, um hier als Acker- und Gartenland benutzt zu werden. Damit hat der Plan von Alt Charlottenburg für immer eine Eigentümlichkeit erworben, die ohne Kenntniss des Zusammenhanges befremdlich anmutet. Auch wurde um diese Zeit das Dorf Lützow eingemeindet. Es ist nicht zu leugnen, daß der Fürsorge Friedrich Wilhelms I. Alt Charlottenburg seinen Wohlstand verdankt. Zu seiner Zeit anerkannt wurde das aber nicht, und zwar so wenig, daß der König, als die Bürger, unzufrieden mit der eingeführten Akzise, städtische Einrichtungen forderten, um nicht bloß dem Namen nach Stadt zu sein, in Zorn gegen die Stadt entbrannte und sie vorübergehend wieder zum Dorf degradierte. Friedrich II. bewährte sich gegen Charlottenburg als ein gütiger Landesherr; doch blieb auch jetzt, wie seit 1705, das Schloß unbewohnt. Um diese Zeit wurde der Stadtteil um die Luisenkirche herum bebaut, die Berliner Straße mit guter Beleuchtung versehen und die Ansiedler in jeder Art gefördert. Bekannt und der sicheren Erhaltung im Andenken wert ist, daß Friedrich II., als er nach geschlossenem Hubertsburger Frieden nach siebenjähriger Abwesenheit nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, zunächst unangemeldet nach Charlottenburg fuhr und hier in der Schloßkapelle als deren einziger Besucher dem Orgelspiel des herbeigerufenen Organisten in tiefer Ergriffenheit lauschte. — Bewegte Zeiten waren dem Schloß Charlottenburg unter Friedrich Wilhelm II. beschieden, der häufig hier weilte und manche Neubauten am Schloß und im Park ausführen ließ, u. a. das sogenannte „Teehäuschen“, bekannt durch etliche spiritistische Sitzungen, deren Schauplatz es gewesen ist. Als Residenz des Königs erwachsen der Stadt auch zahlreiche Verbesserungen und Verschönerungen, die Berliner und einige andere Straßen wurden chaussiert, dem Park große Pflege zugewandt. Besondere Liebe für Charlottenburg, für Schloß und Park, bekundete Friedrich Wilhelm III. Der von ihm veranlaßte Bau des Mausoleums

ist dessen Zeuge, zugleich auch Zeuge der wehmütigen Erinnerungen an sein erstes Eheglück; denn von 1793 ab wohnte der König jedes Jahr für einige Zeit im Schloß Charlottenburg. Die schlichte Sinnesart des Königs ergibt sich auch aus dem besonderen, kleinen Wohnhaus, das er nach 1810 nach dem Tode der Königin Luise im östlichen Teile des Parkes, hart an der Schloßbrücke, für seine Person erbauen ließ, aber erst 1826 bezog, nachdem er sich am 9. November 1824 mit der Gräfin Harrach vermählt hatte. Auch Friedrich Wilhelm IV. hat wiederholt seine Hofhaltung in das Charlottenburger Schloß verlegt, das nach seinem Tode seiner Gemahlin als Witwensitz überwiesen wurde. Wie 1888 Schloß Charlottenburg länger als 2½ Monate dem todkrank aus Italien heimgekehrten Kaiser Friedrich als Wohnstätte diente, ist in lebhafter Erinnerung. Seitdem ist das Schloß vereinsamt. Zum Ausflugsort für die Berliner war Charlottenburg schon zu Friedrichs II. Zeit geworden, nachdem die Verbindung auf der Spree im Wege der sogenannten Treckschuitenfahrt, die unter Friedrich Wilhelm I. über Charlottenburg nach Spandau eingerichtet worden war, besseren Verkehrsmitteln gewichen war. Gondelfahrten auf der Spree sind dessenungeachtet bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts beliebt gewesen. Dem gestiegenen Verkehr entsprechend, bestanden zu Friedrichs II. Zeit schon 17 Gastwirtschaften in Charlottenburg, deren ätteste, aus dem Jahre 1876 stammende Berlinerstr. 11 stand. Auch das „Türkische Zelt“ und der „Weiße Schwan“ gehören zu diesen ältesten Erholungsstätten. Recht langsam stieg im ersten Jahrhundert seines Daseins die Einwohnerzahl von Charlottenburg. Sie betrug bei der Gründung 200 Köpfe, 1740 1656, 1786 2000, um 1800 3500. Nach den Befreiungskriegen nahm der Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg einen mächtigen Aufschwung. Es gab täglich viermalige Postverbindung, das Passagiergeld betrug 5 gute Groschen. Noch war aber der Weg sehr sandig. Der Ausbau der Verbindungsstraße durch den Tiergarten zur Chaussee gehört erst späteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an. Den Privatverkehr zwischen beiden Städten vermittelten anscheinend ausschließlich Charlottenburger Fuhrwerksbesitzer, deren 1811 47 konzessioniert waren. Bis Mitte des Jahrhunderts war ihre Zahl auf 60 gestiegen. Die „Torwagen“ sind wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Bis in die 70er Jahre nahmen sie für die Person vom Brandenburger Tor bis Charlottenburg 2 gGr. Sie boten aber den Uebelstand, daß sie sich nicht an bestimmte Abfahrtszeiten banden. Es wurde abgefahren, sobald der letzte Platz besetzt war. (Aus dieser Zeit datiert die Redensart: „es fehlt nur noch eine lumpige Person.“) Der Uebelstand dauerte jahrelang, bis der Fuhrwerksbesitzer Kremser die Erlösung brachte, indem er zwar 3 Sgr. für die Person nahm, dafür aber zu vorbestimmten Zeiten pünktlich abfuhr. Die dankbare Nachwelt hält den Namen des Mannes fest, indem sie ihn auf die Art von Torwagen überträgt, mit denen Kremser rechts vom Brandenburger Tore hielt, während links die ältere Sorte von Wagen ihren Ausgangs- und Endpunkt hatte. Im Jahre 1846 erschien die erste Omnibusverbindung Dönhofsplatz—Charlottenburger Schloßplatz. Die Strecke ist genau eine deutsche Meile lang; denn der erste Meilenstein steht heute noch ganz in der Nähe des Schlosses. Die erste Pferdebahn eröffnete ihren Betrieb im Jahre 1865. Zweiunddreißig Jahre

später vertauschte sie ihren Hafermotorbetrieb mit dem elektrischen Motor. Wenig später wurde das Fahrgeld für die Person vom Straßenbahnhof bis zum Kupfergraben auf 10 Pf. herabgesetzt. Es hatte in der ersten Zeit des Pferdebahnbetriebes 5 Sgr. betragen, war aber schon ein Jahr später ermäßigt worden, da die Bahn im ersten Jahr schon von einer Million Fahrgäste benutzt worden war. Bis zu den 60 Jahren des vorigen Jahrhunderts genoß Charlottenburg den Ruf der Billigkeit, namentlich im Vergleich zu Berlin billigen Wohnens. Das änderte sich um die genannte Zeit durch eine gewaltige Steigerung der Grundstückspreise. Dem Jahre 1868 gehört die Gründung von Westend an, die der Entwicklung von Großberlin etwas zu stark vauseilte und innerhalb 10 Jahren in einem inzwischen überwundenen Zusammenbruch endete. Nach dem Kriege ist das zu jener Zeit seinen Lauf zur Großstadt soeben beginnende Charlottenburg aus dem Teltower Kreisverbände ausgeschieden. Seitdem ist es Großstadt geworden und entwickelt, in seinen neuen Teilen zumal, außerordentliche Reize. Dies gilt besonders von der Gegend um Kaiserdamm und Lietzensee herum.

Vorgeschichtliche Fundstätten. Bei einem Besuche des Werbellinsees im August d. J. (1911) teilte mir der achtzigjährige A. Werdermann mit, den ich im Orte Altenhof antraf, daß am jenseitigen Ufer des Sees, etwa 500 Schritt entfernt von der dortigen Försterei Stille-Wiese, in der Nähe des Sees eine Försterwiese liegt, die zur Försterei Altenhof gehört. Auf jener Wiese war vormals ein Berg. Da, wo er am höchsten war, war er etwa 8—10 Fuß hoch. Diese Wiese wurde zu Ackerland umgepflügt für den alten Förster Muhme und der alte Werdermann hat in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ebenda gepflügt. Dabei hat er auf dem Berge „alte irdene Töpfe“ ausgepflügt und mit dem Pflug zerstoßen, aber nicht weiter darauf geachtet. „Sie waren ganz mulmig“. Auf dem Berge konnte man deutlich sehen, daß da „vermischter Boden war, ball sonne Farbe, ball sonne.“ Das Land liegt jetzt brach, liegt wieder tot da, ist nicht Wiese, nicht Acker. Mit den Ochsen um den See herum dahin zu kommen, brauchte er von Altenhof 2—3 Stunden. Er erzählte mir auch von der versunkenen Stadt im Werbellin. „Einmal, vor Zeiten ist ein kleiner Mann gekommen, der Nix, und hat den Leuten gesagt, die bei Altenhof am Werbellinsee gewohnt haben: „In drei bis vier Tagen geht die Stadt unter“, und ist dann so gekommen. Aus der Zeit sind noch Pfähle im Wasser. Da, wo jetzt „am Strande von Altenhof“ die Netze des Fischmeisters hängen, fand A. Werdermann im flachen Wasser beim Baden „eiserne Messer und Gabeln“, und meinte, da wäre eine Messerschmiederei oder dergleichen gewesen. Aus der Zeit, wo die Pfähle im Wasser sind, ist auch noch ein Stück Mauer beim Hause (?) oder auf dem Besitztum der Frau Poppe, die nahe dem Strandlogierhaus wohnt, denn es gibt verschiedene Poppes in Altenhof. Soweit mein Gewährsmann. Er bestätigte mir auch ausdrücklich, daß jenes Stück Mauer — ich habe vergessen, ob es am Hause selbst sich befindet — nicht etwa die „alten Kellereien“ bei der Försterei in Altenhof sind. Von diesen sagt Professor Dr. E. Albrecht im Wanderbuch (1904, 30): „vielleicht von der Askanierburg Breden, die am Anfang des XIV. Jahrh. hier gestanden haben muß.“

Kuhn berichtet in seinen märkischen Sagen (1843), daß einst im See eine Stadt Werbelow untergegangen sei, weil die Stadt, und das Schloß, mitten in der Stadt gelegen und rings von Wasser umgeben, im Besitze eines bösen Zauberers, verwünscht wurde unterzugehen durch eine alte Frau, die noch stärker zaubern konnte.

W. v. Schulenburg.

Büscherschau.

Wandern, Spiel und Sport. Volksvereins Verlag. M.-Gladbach.

In einer Zeit, die den Sport in den Dienst der Hygiene gestellt hat, gehört er zum unentbehrlichen Bestandteil unserer Lebenshaltung. Von den vielen Zweigen dieses Baumes hat gewiß jeder seine Berechtigung. Das Buch unterscheidet drei Hauptgruppen mit den nötigen Beispielen. Der Text ist kurz und verständlich gehalten und wird durch zahlreiche Abbildungen erläutert, er ist mehr für den Liebhaber als für den Fachmann eingerichtet, und die Winke sind alle einfacher Natur. Dies gilt z. B. für den Abschnitt vom Wandern, wo auf die Beobachtungen von Natur und Kultur hingewiesen wird. Möge das Büchlein recht viel gelesen werden, es ist aus der ehrlichen Begeisterung für körperliche Betätigung entstanden.

Ferdinand von Schill und seine Getreuen. Nach zeitgenössischen Quellen mitgeteilt von Karl Brunner. Druck und Verlag von August Scherl in Berlin.

Das Buch schildert in seinem ersten Teil den Zug Schills von seinem Abmarsch aus Berlin am 28. April 1809 bis zu seinem Tode am 31. Mai 1810 und in seinem zweiten das Schicksal der in Stralsund gefangenen elf Schillschen Offiziere. In dem ersten Teil werden in schlichter Sprache die Unternehmungen Schills Tag für Tag aufgezählt. Man erhält einen Einblick in die Begabung Schills als Führer. Sein Marsch und die Streifen seiner Offiziere sowie die Gefechte sind militärische Musterstücke. Es ist kaum glaublich, wie er sich mit den wenigen Leuten zu behaupten wußte. Fand er auch im Kleinen und Geheimen überall Unterstützung, so versagte doch die Hilfe seiner Landsleute im Großen vollständig. Schill war ein begabter militärischer Führer, aber kein Organisator. Er wußte sehr gut, augenblickliche Hilfsquellen aufzufinden, aber sein unruhiger Geist verstand es nicht, sich dauernde Unterstützungen zu sichern. Doch eine kühne Tat war dieser Zug und sie wird in preußischen Herzen unvergessen bleiben.

Zache.

18. (7. ordentl.) Versammlung des XX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Januar

im

Vortragssal des Märkischen Museums
am Märkischen Platz.

Vorsitzender Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder zum neuen Jahr und entwickelt das Programm der Gesellschaft bis zum April.

II. Über die seitens des Protektors des Pichelswerderfestspiels S. H. des Herzogs von Anhalt, sowie seitens des Herrn Kultusministers und der Brandenburgischen Provinzialverwaltung gewährten einmaligen Geldbeihilfen wird dankbar berichtet.

III. „Heimatschutz in Brandenburg“. 1912 Nr. 4 enthält einen vielseitig illustrierten inhaltreichen Beitrag: „Der Friedhof und seine Denkmäler“.

B. Persönliches.

IV. Unser Gönnermitglied und großmütiger Förderer Herr Fabrikbesitzer Oskar Pintsch ist uns leider am 11. d. M. durch plötzlichen Tod entrissen. — Besonders schmerzlich berührt uns der nach längerem Krankenlager im 47. Lebensjahr, am 14. d. M. erfolgte Tod unsers überaus tätigen Ausschußmitgliedes Dr. Gustav Albrecht. Eine Kranz-Deputation und viele sonstige Mitglieder nahmen an dem, am 17. auf dem Kirchhof der Jerusalemer und Neuen Kirche, Belle Alliancestr. 97, erfolgten Begräbnis teil. Seit April 1894 der Brandenburgia angehörig, hat Dr. Albrecht sich um dieselbe hervorragende Verdienste erworben durch rege innere Vereinstätigkeit und nach Außen hin durch Aufsätze, Vorträge und Besprechungen. Wir gedenken noch mit Dank und Anerkennung der Führung durch Alt-Charlottenburg und im neuen Rathaus

daselbst. Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Verewigten vom 11. v. M. an ihn, worin er ihn um Beihilfe bei einer ihm übertragenen Geschichte der Berliner Fischerinnung ersucht, und gedenkt der großen Verdienste Albrechts um die Heimatkunde durch die von ihm redigierten, in vielfachen Auflagen bei unserm Mitglied Straube erschienenen Führer durch die Provinz Brandenburg.

(Die Versammlung ehrt das Gedächtnis der Verstorbenen durch Erhebung von den Sitzen.)

V. Zur Feier des 200. Geburtstags Friedrich des Einzigen hält der Vorsitzende hierauf eine längere Ansprache, wobei er sich auf die Beziehungen des großen Königs zu unserer engsten Heimat örtlich und geschichtlich beschränkt. Hauptsächlich berührt wurden Cüstrin, Neuruppin, Rheinsberg, Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Niederschönhausen, daneben das landesväterliche nimmer rastende Bemühen Friedrichs des Großen um Handel, Schiffahrt, Gewerbe, Ackerbau, die Landesverwaltung und die Justizreform.

Der Vorsitzende gedenkt der prächtigen Ausstellung friederizianischer Bilder des Malers Professor Dr. Schöbel, der unvergleichlichen Ausstellung zu Ehren des Königs in der K. Akademie der Künste und der durch unsern 2. Schriftwart Herrn Prof. Dr. Pniower mit Unterstützung des Herrn Kunstschriftstellers Dr. Max Osborn im Märkischen Museum eröffneten Ausstellung von Bildern, zumeist Kupferstichen.

Die Ausstellung gewährt eine reiehhaltige Übersicht über die bildlichen Darstellungen, die der große König in seinem tatentreichen Leben gefunden hat. Die ausgelegten Blätter gehören zu einer Sammlung sämtlicher Porträts des Helden, die im Jahre 1894 in Berlin zur Auktion kam und vom Generalkonsul Freiherrn von Merling für das Märkische Museum angekauft wurde. Die Blätter, die Friedrich von der frühesten Jugend (von etwa 1715 an) bis ins späteste Greisenalter zeigen, gehen im wesentlichen auf Porträts zurück, die einige Maler vom Kronprinzen und späteren König herstellten. Wir gewahren eine erstaunliche Unselbständigkeit der Künstler, die sich zum größten Teil aus der Verlegenheit erklärt, in die sie gerieten, wenn sie vom populärsten Manne ihrer Zeit eine Darstellung zu liefern hatten. Vom Jahre 1742 an hat Friedrich keinem Maler mehr gesessen. Nur Graff soll er im hohen Alter eine ganz kurze Audienz zum Zwecke des Porträtierens gewährt haben. Chodowiecki schuf sein berühmtes Bild von „Friedrichs Wachtparade in Potsdam“, indem er den König bei der Rückkehr von ihr rasch skizzierte.

Die ersten Bilder gehen auf Antoine Pesne zurück, der den Kronprinzen und jungen König wiederholt malte, wobei er ihn wohl ein wenig idealisierte. Auf ihnen zeigt Friedrich ein volles rundes Gesicht.

Die bekannte eckige, spitze Physiognomie stammt von Chodowiecki, der das erwähnte Bild der Wachtparade im Jahre 1777 malte. Inzwischen war der König durch die ungeheuren Leiden des siebenjährigen Krieges vorzeitig gealtert. Dennoch ist zu bezweifeln, daß die für Friedrich tonangebend gewordene Physiognomie, die er auf der Chodowieckischen Radierung mit ihren spitzen, eckigen Formen zeigt, ganz der Wirklichkeit entsprach. Die drei Maler, die ihn nach Chodowiecki darstellten, Franke, Graff, Frisch geben dem Gesicht mehr Fülle.

Die Ausstellung gibt aber weiter eine Vorstellung von dem ungeheuren Eindruck, den Friedrich auf seine Zeitgenossen gemacht hat. Seine Taten und seine Worte wurden immer wieder illustriert. Diese bildlichen Darstellungen schufen in erster Reihe den legendarischen Charakter, den die Gestalt mehr und mehr annahm.

Alle diese Blätter gliedern sich in die Gruppen:

- Friedrich als Kronprinz,
- " beim Regierungsantritt,
- " bis zum Beginn des 7 jährigen Krieges,
- Der alte Fritz (Typus Chodowiecki),
- " " (" Graff),
- Krankheit und Tod,
- Verklärung (Friedrich im Elysium),
- Friedrich als Heros,
- Die Taten des Königs,
- Anekdoten von ihm.

Da auch das Ausland Friedrich gern im Bilde brachte, so darf man sich nicht wundern, hier französischen, englischen, holländischen, sogar russischen Darstellungen zu begegnen. Auch ein Gemälde, das dem Museum von der Berliner Schützengilde freundlich zur Verfügung gestellt wurde, schmückt den Raum. Es ist eine Schöpfung des Berliner Malers J. H. Christian Franke und zeigt den König in der Stellung des Hutabnehmens. Es wurde oft reproduziert und neuerdings auch für die Volksausgabe der Koserschen Biographie des Königs benutzt.

Endlich findet man hier die höchst seltenen Drucke der Werke Friedrichs, die der an demselben Tage wie der König geborene Berliner Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt so reizvoll illustriert hat.

Im „Tag“ vom 24. v. M. hat Herr Prof. Dr. Pniower ferner eine Festnummer veröffentlicht, welche unter dem Titel „Friedrich der Grosse und Berlin“ die bedeutendsten Abbildungen der monumentalen Bauwerke nebst erläuterndem Text bringt. Die betreffende Nr. des „Tags“ wurde hierzu ausgelegt.

Ebenso reichte der Vors. eine reiche Folge von Ansichtspostkarten vor, die der eins wohlbekannte Verleger Herr Spiro zu einem geschmackvollen äußerst billigen Album mit dem Titel „Das Zeitalter

Friedrichs des Großen in Bildnissen“ vereinigt hat, mit geschichtlicher Einleitung von Herrn Paul Lindenberg.

Nicht minder besprochen wird die von dem uns befreundeten Verein für die Geschichte Berlins als Heft 49 herausgegebene Publikation von Dr. Richard Wolff, „Berliner geschriebene Zeitungen aus dem Jahre 1740“. Betrifft den Regierungsanfang Friedrichs des Großen und ist bemerkenswert durch die zahllosen darin enthaltenen Kleingeschichtchen, Tändeleien und den Hofklatsch ohne daß die Skribenten und das Publikum eine Ahnung hatten, daß der Einmarsch in Schlesien noch im Dezember 1740 und damit der Eintritt Preußens in seinen größten politischen Entwicklungsabschnitt unmittelbar bevorstand.

C. Naturgeschichte und Technik.

VI. „Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke für 1911“ liegen aus mit beachtenswerten Hinweisen auf die neusten Nutzanwendungen. Die Abbildungen wie immer beneidenswert vorzüglich.

VIII. Bericht über die Hauptversammlung des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg, Vorsitzender u. V.-M. Geheimrat Uhles. Am 19. November v. J. wurde von Prof. Schiemenz über die neue Fischerschule in Friedrichshagen berichtet, in der Herr Uhles selbst einen Tag unterrichtete und die wir 1912 besichtigen wollen.

D. Kulturgeschichtliches.

IX. Herr Professor Dr. Krabbo, der sich, wie bekannt, mit der Frühgeschichte unserer Mark seit geraumer Zeit eingehend in dankenswerter Weise beschäftigt, sprach im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 8. November 1911 über den Liutizen genannten Stamm unserer Wenden. Er behandelte den Aufruf der Bischöfe der Magdeburger Kirchenprovinz zur Bekämpfung der Liutizen vom Jahre 1108, dessen Echtheit vor einigen Jahren Herr Professor Tangl durch einen im Verein gehaltenen Vortrag erwiesen hatte (vgl. Sitzungsbericht vom 8. Juni 1904; Band 17 der Forschungen z. brand. u. preuß. Gesch., Sitzungsberichte S. 102 f., sowie Tangls Aufsatz im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 30, S. 183—191). Der Aufruf ist nach den Ergebnissen von Tangl für die politische Geschichte ziemlich wertlos, um so bedeutungsvoller aber für die Siedlungsgeschichte. Er enthält eine Schilderung des Liutizenlandes, zu dessen Besiedlung aufgefordert wird, und beschreibt dessen Bewohner, die als wahre Scheusale gekennzeichnet werden. Das Land, die spätere Mark Brandenburg, wird in zweifellos starker Übertreibung als überreich an Naturprodukten bezeichnet, es fehle ihm nur die Bewirtschaftung durch ein Kulturvolk. Den Be-

wohnern aber, den Liutizen werden furchtbare Dinge nachgesagt, namentlich betreffs der Art, wie sie die kriegsgefangenen Christen behandeln. Oft beschränken sie sich nach dem Aufruf nicht darauf, diese zu enthaupten; vielmehr quälen sie sie langsam zu Tode. Sie schlagen ihnen Hände und Füße ab; sie weiden sie bei lebendigem Leibe aus, oder sie ziehen ihnen lebend die Haut ab. Die abgezogenen Kopfhäute der Christen benutzen sie zu einer Kriegslist: sie bedecken mit ihnen die eigenen Köpfe, sehen dadurch selbst wie Christen aus und können ihre Beutezüge in dieser Maskierung leichter machen. Die Köpfe und das Blut der getöteten Christen opfern sie ihrem Götzen Pripegala.

Um einen sicheren Boden zu gewinnen für die Beurteilung der Frage, wie weit diese Schilderung slawischer Unkultur etwa übertrieben sei, stellte der Vortragende die Hauptquellennachrichten aus der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert über die kriegerischen Beziehungen zwischen Deutschen und Slaven zusammen. Das Ergebnis war, daß sich — mit alleiniger Ausnahme der originellen Kriegslist, die schwerlich der Phantasie des den Aufruf verfassenden Geistlichen entsprungen sein wird, — alles, was der Aufruf den Slaven nachsagt, auch anderweitig bis ins 12. Jahrhundert hinein belegen läßt, daß also der Aufruf höchstens darin übertreibt, daß er häufig vorkommende Einzelfälle als Regel hinstellt. Freilich darf zur Vollständigkeit des Bildes nicht verschwiegen werden, daß die Deutschen — wenigstens im 10. und 11. Jahrhundert — in der Grausamkeit, mit der sie den Rassen- und Religionskrieg gegen die Elbslaven führten, ihren minder kultivierten Gegnern kaum nachstanden.

Die verschiedenen Arbeiten des Herrn Krabbo, die sich auf das 10. bis 13. Jahrhundert erstrecken, waren besonders im verflossenen Jahr für uns interessant wo es galt Vorstudien für Alhrecht den Bär und das Pichelswerder-Festspiel anzustellen.

X.) August Wietholz: Geschichte der evang. Kirche zu Tegel von ihrer Gründung (um 1230) bis zur Gegenwart; freundlichst überreicht von u. M. Frau Gertrude Suttkus für unsere Bücherei. Gute quellengemäße Darstellung jetzt besondes beachtenswert, wo ein neues Gotteshaus an Stelle des abgebrochenen alten entstanden ist. Eine Aufklärung sei mir zu S. 5 gestattet, wo Verf. von dem Hexentanzplatz und der Findlingsumstellung auf der Insel Scharfenberg spricht. Die Blöcke sind zu meiner Zeit von u. M. Dr. Carl Bolle dorthin geschafft und kreisförmig aufgestellt worden, haben also keinerlei altertümliche Beziehung.

XI.) Georg Aue-Führer durch den Dom zu Havelberg. Das kleine Büchlein, von u. M. Herrn Bahn, geschenkt ist zuverlässig und anregend. Vermißt wird eine Erwähnung des Aufenthalts unsers Pommernbekehrers Otto von Bamberg in Havelberg.

XII.) Der als vaterländischer Schriftsteller wohl bekannte Kenner der Grafschaft Ruppín, Herr Carl Lücke stiftet den im 3. Jahrg. erschienenen „Ruppiner Kreis-Kalender 1912“, der nach Form, Ausstattung und Inhalt zu den besten unserer vaterländischen Kreiskalender gehört.

XIII.) Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch in Guben überreicht seine „Geschichte des Gymnasiums zu Guben bis zur Einrichtung von Realklassen i. J. 1833“. Die geschilderten vor-reformatorischen Schulzeiten beanspruchen ein weit über das Örtliche hinausgehendes Interesse. Vielen Dank!

XIV. Herr Falkenberg überreicht einen auf seine Veranlassung herausgegebenen Führer: „Das Berliner Rathaus mit seinem Ratskeller im Wort und Bild“. Zuverlässige geschichtliche Schilderung des Rathauses mit sehr schönen farbigen Bildern aus unserm Ratskeller.

XV. Des 100 jährigen Jubiläums der rühmlichst bekannten Buchdruckerfirma Trowitzsch & Sohn haben wir bereits 1911 gedacht, als die in Frankfurt a. O. domizilierte Teilfirma ihr Jubiläum feierte. Seit 1852 übersiedelte die 2-Teilfirma nach Berlin und diese hat nun etwas später am 21. November 1911 jubiliert. Hierzu hat der jetzige Inhaber Herr Edmund Mangelsdorf eine prächtig ausgestattete, mit altberlinischen Prospekten versehene interessante Festschrift herausgegeben und uns gütigst ein Exemplar gewidmet.

E. Bildliches.

XV.) Ich überreichte den besonders reichhaltig illustrierten Katalog der zu Nr. V erwähnten, heut von der Akademie der Künste eröffneten Friderizianischen Kunstaustellung.

XVI.) Wiederholt wird zu einem Besuch des Meisterateliers unsers neuen Mitgliedes des Kunstmalers Bruno Bielefeld, Friedenau, Kaiserallee 142, eingeladen, wo selbst wir treffliche Bilder aus dem alten Berlin und unserer Mark bewundern können.

XVII. Unser eifriges Mitglied Herr Admiralstabssekretär Christoph Voigt gab hierauf eine Lichtbildvergrößerung einer seltenen friderizianischen Medaille auf die Rettung von 9 preußischen Seeleuten eines bei Calais 1782 gestrandeten Schiffes durch heldenmütige französische Fischer. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des großen Königs im Lorbeer, darüber die übliche Inschrift ‚Fridericus Borussorum Rex‘, unten heißt es: Ant. Mulard Calet. Ob Servat. XIII Borussos. D. XI. Mart. MDCCLXXXII. Zu deutsch: Friedrich, König von Preußen, dem Antoine Mulard zu Calais wegen Rettung von 13 Preußen am 9. März 1782. Die Rückseite zeigt ein Schiff im Untergang an umbrandeten Klippen; der Gott des Handels Merkur mit seinem Stabe beschirmt es; mit seinem Schild wehrt er Blitz und Ungewitter ab. Die Umschrift lautet: Sub Hoc Fideli Tuta Praesidio Merces (Unter diesem treuen Schutz sicherer Lohn).

Außer dieser Goldmünze wurden noch einige Abdrucke in Silber geprägt, die recht selten geworden sind. Im Berliner Münzkabinett ist ein Abdruck vorhanden. Die Veranlassung der Entstehung der Münze ist folgende:

Am 9. März 1782 scheiterte vor Calais im Sturme das Stettiner Schiff „August Ludewig“, Kapitän Daniel Stowaar. *) Die aus 9 Personen bestehende Besatzung wäre ertrunken, wenn ihr nicht der wackere Fischer Antoine Mulard mit seinem Schwager Maquignon zu Hilfe gekommen wäre und die Schiffbrüchigen mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Der Vorfall kam dem preußischen Gesandten zu Paris, Freiherrn v. d. Goltz, zu Ohren und er berichtete darüber nach Berlin. Hier interessierte sich der Staatsminister v. Hertzberg für die Angelegenheit und es gelang ihm, den Eigner des verloren gegangenen Schiffes, den angesehenen Kaufmann Velthusen zu Stettin, zur Stiftung einer goldenen Schaumünze zu bewegen, die der Retter so vieler Menschenleben erhalten sollte.

Die Münze wurde im Wert von 20 Dukaten angefertigt und dem braven Mulard durch den preußischen Gesandten übermittelt. Der zugehörige Schriftwechsel ist uns von Oelrichs in Hausens Historisches Portefeuille von 1784 überliefert. In dem Dankschreiben des Empfängers heißt es: „So lange ich lebe, werde ich mich mit meinen Kindern vereinigen, den Himmel zu bitten, die Tage Sr. Majestät zu verlängern.“ Die Anzahl von 13 Geretteten auf der Münze steht im Widerspruch zu den Angaben des wackeren Franzosen, der nur von 9 Schiffbrüchigen spricht. Jedenfalls mußte er über die Zahl der Geretteten am besten unterrichtet sein.

Wir besitzen in unserer Münze ohne Frage ein interessantes Dokument aus der Regierungszeit des großen Königs, der in weiser Gerechtigkeit wirkliches Verdienst zu belohnen wußte. In der heutigen Zeit ewiger politischer Spannungen wirft die Münze und ihre Geschichte ein interessantes Streiflicht auf unsere damaligen freundlichen Beziehungen zu Frankreich.

XVIII. U. M. Herr Dr. Kiekebusch, Assistent der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums hatte hierauf die Freundlichkeit, die Brandenburgia mit einem durch sein tatkräftiges Einschreiten der Wissenschaft erhaltenen hochbedeutsamen Altertumsfunde durch Lichtbilder und begleitende Worte bekannt zu machen. Das Nachrichtenblatt des Magistrats teilt darüber folgendes mit.

„Gelegentlich der Erdarbeiten am Windmühlenberge bei Rixdorf sind Menschen- und Pferdeknochen nebst einigen Beigaben ans Tageslicht gekommen. Das hiervon benachrichtigte Märkische Museum konnte noch rechtzeitig eingreifen und die Fundumstände möglichst genau fest-

*) Der Name hat Ähnlichkeit mit Stöwer oder Stohwasser.

stellen. Der untere Teil der Gruft wurde mit allergrößter Sorgfalt ausgehoben und geborgen. Es handelt sich um ein Germanengrab aus der Völkerwanderungszeit. Mann und Roß hatte man gemeinsam bestattet. Die Gruft war $2\frac{1}{2}$ m tief. Das Skelett des Reiters lag auf dem Rücken und ist fast vollständig erhalten. Den Bestatteten hielt das eiserne, zweischneidige mit einem Bronzeknauf versehene Schwert im linken Arm. Auch ein großer Teil der Holzscheide ist vorhanden. Neben dem Verstorbenen stand ein kleineres glänzend schwarzes Tongefäß. Sehr genau waren die Reste des mit Eisen und Bronzenägeln, beschlagenen Ledergürtels zu erkennen. Die Eisenteile waren von Rost zerfressen; an ihren Spuren ließ sich jedoch die Lage des Gürtels deutlich verfolgen. Zwei Bronzenägel sind gut erhalten.

Germanische Reitergräber der Völkerwanderungszeit sind in der Mark äußerst selten.“

Herrn Kiekebusch's Vortrag wurde mit wohlverdientem Beifall und Dank begrüßt.

XIX. Robert Mielke: Kietz und Rundling in Brandenburg. Wir bringen einen kurzen Bericht aus der Feder unseres A. M. des Rektors O. Monke. Der Vortragende hat nach und nach 86 Kietze festgestellt; sie kommen nicht nur in Städten, sondern auch in Dörfern vor. In einigen Fällen hat die Erinnerung an sie sich nur in dem Flurnamen „Kietz“ erhalten. Ursprünglich bedeutet Kietz (westslawisch Kaiza = Hütte, altlitauisch Chotta, südslawisch Kuza, Kyza) eine unbedeutende Hütte. Als im 13. und 14. Jahrhundert die serbischen Gesetze eine Teilung der Familien erzwangen, um die Steuern zu vermehren, die sie daher nicht auf die Höfe, sondern auf die Feuerstellen legten, zu denen nur je 3–4 Köpfe gehören sollten, machte in der Bevölkerung eine entsprechende Gegenbewegung sich geltend, und so bildeten Haus-sippschaften sich auf einer Hofstelle. Auch in Rußland entstanden Höfe als geschlossene Einheiten mit mehreren Rauchhäusern. Nach Leontovic und Novokovic gab es im 16. und 17. Jahrhundert im westlichen Rußland zwischen Litauen und der Steppe vorwiegend kleine Dörfer bis zu acht Hofstellen mit gleichen Landanteilen und gleicher Landarbeit ohne bestimmte Feldeinheiten. Nach dem Tode des Oberhauptes vererbte der Hof sich ungeteilt. Auf diese Hofgemeinschaften der Süd-slaven ging der Ausdruck Kietz über, in dem wohl schon bei den Slawen selbst der Begriff der niederen Siedlungsform lag. Die nördlichen Gebiete wurden durch das höherstehende Skandinavien beeinflusst. Als die Slaven in unser Land kamen, brachten sie die Siedlungsart und den Namen Kietz mit; auch unsere Kietze haben oder hatten wenigstens ebenfalls keine ausgemessene Flur. Nirgends gibt es mehr Kietze als in Brandenburg, wo die Slawen sich auch später in Kietzen zusammenschlossen. Über das Dorf Schollene bei Rathenow sagt eine Urkunde

aus dem Jahre 1240, „daß die Slavi (Slaven) im Gegensatz zu dem „burgere“ oder „Teutonici auf dem Kietz wohnen, es ist also anzunehmen, daß der Kietz slawischen Ursprungs ist. Anders der Rundling, das Runddorf dessen Eigenart neben der kreis- oder hufeisenförmigen Anordnung der Häuser darin besteht, das es stets nur einen leicht sperrbaren Ein- oder Ausgang besitzt. Merkwürdig ist die Verbreitung des Runddorfes; es fehlt in den Gebieten, die eine rein slawische Bevölkerung hatten, z. B. in Posen: es kommt auf Fehmarn in cr. 40 von 42 Fällen, aber nur mit viereckigem Anger vor und wird auch teilweise da häufig angetroffen wo nur wenige Slawen saßen, z. B. südlich vom Fichtelgebirge, ja fast bis hinab zum Donautal. Er kann also nicht slawischen Ursprungs sein; auch Kolonisten haben niemals Rundlinge angelegt. Mehrfach (in Brandenburg achtmal) findet man neben den Rundlingen auch Kietze. Wären die Rundlinge slawisch, so ist nicht einzusehen, warum die Slawen noch besondere slawische Kietze daneben angelegt haben sollten. Sind die Rundlinge also weder wendische noch spätmittelalterliche deutsche Siedlungen, so bleibt nur übrig, daß sie der vorwendischen Zeit entstammen. Die Prignitzer Rundlinge könnten auf einen langobardischen Ursprung deuten; wahrscheinlich aber sind die märkischen Rundlinge suevisch. Durch die Markomannen, unter denen sich auch Sueben befanden, ist die Siedlungsform vielleicht nach Böhmen gelangt, wo es vereinzelte Runddörfer gibt. Die an der Markussäule in Rom abgebildeten Germanenhütten haben eine runde Gestalt; da aber der Grundriß des Germanenhauses stets rechteckig war, hat der Künstler sich wohl geirrt; möglicherweise war ihm über die runde Form der Siedlungen berichtet worden, und er hatte den Begriff des Rundlings auf das Haus übertragen. Immerhin folgt aus den Darlegungen, daß das Runddorf eine germanische Anlage ist. Daraus ergibt es sich aber auch, daß das Germanentum in der slawischen Flut nicht völlig untergegangen ist. Ein Rest ist geblieben, über den die Stürme der Völkerwanderung und der Wendenzeit hinweggegangen sind, ohne ihn vernichten zu können. Im deutschen Volke ruht eben eine erhaltene Kraft, die den Wechsel der Zeiten überdauert.

XX. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Admiralssaale des Marinehauses.

Bücherschau.

Berliner Kalender 1912. Herausgegeben von dem Verein für die Geschichte Berlins. Die künstlerische Ausstattung von Erich Büttner. Redaktion von Prof. Dr. Georg Voss. Verlag von Martin Oldenburg. Berlin SW. Druck von W. Büxenstein.

Die Ausstattung der Innenseite des Titelblattes mit der Silhouette Friedrichs des Großen, dem Preußischen Adler, den verschlungenen Initialen von Fridericus Rex und der Jahreszahl 1712—1912 deutet schon auf den Inhalt hin, während die Überschrift des Textes dies noch weiter ausführt mit den Worten: Aus der Zeit Friedrichs des Großen zum 200 jährigen Jubiläum seines Geburtstages. Der Text bringt unu folgende Aufsätze: Aus der Rechtspflege Friedrichs des Großen von F. Holtze, die französische Kolonie unter Friedrich dem Großen von Béringuer, die preußische Seidenindustrie von J. Lazarus, Hans Joachim von Ziethen von Noël, die Heimkehr vom siebenjährigen Kriege von Oskar Suder, der „Alte Fritz“ in der märkischen Sage von Paul Kunzendorf und die Umwandlung Berlins unter Friedrich dem Großen von Georg Voss.

Die großen farbigen Bilder neben dem Kalender bringen Ansichten aus Berlin und seiner näheren Umgebung, z. B. als erste das Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden ferner die Friedrichsgracht, die Kaiserregatta in Grünau u. a. Hierzu kommen noch einige Schwarzweiße im Text wie das Wohnhaus des Generals von Ziethen in der Kochstraße, ein Wohnhaus aus dem Anfang der Regierung Friedrichs des Großen in der Kleinen Kurstraße u. a. Die alten Freunde des Kalenders werden auch diesmal zufrieden sein, und wer ihn zum ersten mal ersteht, wird sicher seine Freude an ihm haben.

Fragekasten.

N. R. Was sind Reuchlinsche Pillen? — Dr. med. Joachim Reuchlin, ein Sohn des Rektors und Bürgermeisters Gregor Reuchlin, von 1590 bis 1593 in Neuruppin Rektor der Lateinischen Stadtschule, später Stadtphysikus, trieb schon als Rektor ärztliche Praxis und wurde durch die „Reuchlinschen Pillen“ im ganzen Ruppiner Lande berühmt. In den dortigen Apotheken sind diese Reuchlinschen Pillen nicht mehr bekannt, da der große Brand 1787 auch ihr gesamtes Aktenmaterial vernichtet hat. Es wäre von Interesse zu erfahren, ob vielleicht in anderen Apotheken oder sonstwo in der Mark sich eine Kunde von den berühmten Pillen erhalten hat.

Inhalt des XX. Jahrgangs 1911/12.

	Seite
A. Aufsätze.	
Lasch, Agathe: Die Berliner Volkssprache	127
Lemke, Elisabet: Brandenburgische und andere Kiefern . . .	143
" " Kulturgeschichtliches über den Kaffee . . .	329
Scharnweber, Richard: Chronik der Schule zu Gießmannsdorf, Kreis Luckau	249
Voigt, C.: Reliquien und Erinnerungen aus der Zeit der kur- brandenburgischen Marine	105
Wegener, Wilh. Anton: Eine Urkunde des Kalands in Neu- Ruppin	271
Wienecke, Friedrich: Die Begründung der Berliner Schul- kommission am 1. September 1811	49
Wilke, Karl: Beiträge zur Topographie von Oderberg i. M. . .	231
Zache, Eduard: Die subglaziale Abrasionsebene zwischen dem Braunkohlengebirge und dem Moränengebirge in der Prov. Brandenburg	225
 B. Abbildungen.	
Altarschrein in der Kirche zu Riedebeck, Kreis Luckau	40
Bronzeplatte	99
Das Fort Groß-Friedrichsburg	120
Doppelring	100
Dorfhäuser von Moor	327
Grube Präsident	230
Kurfürstliche Schiffswerft zu Havelberg	321
Modellschiff im Hohenzollern-Museum	115
Profilskizze von Bossen	225
Profilskizze der Ostböschung des Anken-Sees	226
Profilskizze der Tongrube zwischen Fürstenberg a. O. und Diehlo	230
Raules Haus in Berlin	109
Raules Landhaus Rosenfelde	111
Schiffbauer Damm zu Berlin	322
Tagebau der Braunkohlengrube Finkenheerd	229
 C. Bücherbesprechungen.	
Breitkreutz, Ernst: Das Oderbruch	48
Lüpnitz: Geschichte der Familie Lüpnitz	345
Pestalozzi-Verein: Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild	48
Schill und seine Getreuen	360
Siemens, Rudolf: Mit dem Skizzenbuch durch Dorf und Stadt der Prov. Brandenburg	47
Unger, Dr. E.: Aus der Geschichte Lichtenbergs	180
Wandern, Spiel und Sport	360

D. Register.

- Abbildungen** 12.
 Abrasionsebene, subglaziale 225.
 Albrecht der Bär 1, 202, 290, 338.
 Albrecht, Dr. G. 182, 313, 356, 361.
 Alexis, Willibald 195.
 Allgemeines 1, 18, 82, 158, 191, 206, 291, 317, 338.
 Assmann, Dr. jur. 293.
- Backsteinbau, d. deut.** 169.
 Barbarazweige 340.
 Begas, Künstlerfamilie 309.
 Beleuchtung, Heizung, Museum für 352.
 Berendt, Pfarrer 13.
 Bergsturz in Rüdersdorf 284.
 Berliner Sagen 9.
 Berliner Stadtbild-Schutz 292.
 Betula humilis 88.
 Bethmann-Hollweg, von, Reichskanzler 160.
 Bevölkerungsvorgänge, Berliner 90.
 Beyrodt-Orchideenkultur 309.
 Bezirksvereine Berlins 168.
 Biele, Beele 39.
 Bielefeld, Bruno, Maler 319.
 Bildliches 95, 201, 211, 307, 319, 343, 366.
 Blett, Familie 20.
 Blumental, Stadtstelle 299.
 Bock, Prof., Wilh. 298.
 Bodenversackungen 247.
 Bodenwirtschaft 87.
 Bohm, Hermann 30.
 Boschan, Dr. phil. 211.
 Brandenburg, Marine 90, 105.
 Brandenburg, d. Prov. in Wort u. Bild 48.
 Breitzkreutz, Ernst 48.
 Brendicke, Dr. Hans 307.
 Buchholz, Prof., R. 98, 159, 195, 207, 211.
 Busse, Hermann 343.
 Buttler-Reppen, Dr. von 198.
- Castner, Fräulein Dr.** 310.
 Charlottenburg, Wanderung 313, 356.
 Chorin, Kloster, Wiederherstellung 323.
 Conwentz, Geh. Reg.-R. 38, 339.
 Cüstrin, Beschießung 168.
- Dasselgeräusch** 246.
 Dennewitz-Gedenkhalle 207.
 Dorf, deutsches 306.
 Driesen, Fischer zu 162.
- Eberswalde, Führer** 200.
 Eberswalde, Verein f. Heimatkunde 159.
 Eckstein, Prof. Dr. 162, 200, 294, 339.
 Eichen, Die stärkten 178.
 Eiszeit in und bei Berlin 86.
 Eiszeit, Einheit d. 208.
 Elektrizitätswerke, Berliner 198.
 Engel, Rektor 205.
 Entzelts Altmärk. Chronik 36.
 Europa, Das vorgesch. 9.
- Färberpflanzen** 88.
 Familienstammbücher 196.
 Fellbereitung, steinzeitliche 85.
 Fiebelkorn, Dr. 7, 307.
 Fisch- und Krebsreichtum 313.
 Fischereiausdrücke 210.
 Fischereitag 339.
 Fischereiverein 27, 87, 294, 364.
 Fischschonreviere 22.
 Förster August 16, 218, 356.
 Fond-de-Forêt-Höhle 11.
 Fontane-Plakette 173.
 Frankfurt a. O., Histor. Verein 10.
 Frau, Die schwarze 176.
 Frey, Heinrich, Oberregisseur 3, 18, 204.
 Frickert, Kommerzienrat 159.
 Friedel, E., Geh. Reg.-R. 1, 18, 71, 82, 155, 158, 184, 191, 202, 206, 290, 317, 338, 352, 361.
 Fürstentum und Stände der Mark Brandenburg 36.
 Fundstätten, vorgesch. 359.
- Gehren, Teufelstein von** 3, 7.
 Gemüsebau der Stadt Berlin 47.
 Geographenkongreß in Rom 307.
 Geolog. Landesanstalt 318.

- Germanen in slawischer Zeit 183.
 Gericke, Wilh. 168.
 Gevatterbrief, Berliner 311.
 Gießmannsdorf, Chronik d. Schule 249.
 Giftsumach 24.
 Goecke, Prov. Konserv. 210.
 Goerke, Franz. Direktor 6, 211, 307, 319.
 Göhrke, Pastor 154.
 Groß Berlin, Zersplitterung 10.
 Groß Friedrichsburg, Fort 91.
 Gutzkow-Feier 173.
- Hahn, E., Dr.** 87.
 Hahn, Fräulein Ida 163.
 Hahne, Dr. G. 8.
 Handtmann, Pfarrer em. 39, 170.
 Hannoverland 9.
 Haupt, Dr. A. 169.
 Hausabbrüche in Berlin 29.
 Havelberg, Führer 365.
 Havelland 9.
 Havelländische Sitten 3.
 Heiland, Der eiserne 194.
 Heimatschutz 19, 83, 194, 292.
 Heimattierpark 294.
 Hildebrandt, Max 209.
 Hohenzollernanekdoten 11.
 Hollunderbeeren-Portwein 245.
 Hoppe, Dr. W. 303.
- Immergrüne Gewächse 162.
 Irrenanstalten, Berliner 13.
- Jülicher, R.** 242.
- Kaffee Kulturgesch. 329.
 Kaland, Der 271.
 Kalender, Berliner 370.
 Kalb, Gustav 86.
 Kerkow, P., Rechnungsrat 20.
 Kiefern, Brandenburg. 143.
 Kiekebusch, Dr. A. 313, 342, 367.
 Kietz und Rundling 368.
 Kleist, Heinrich von 318.
 Klima, nacheiszeitliches 86.
 Knackthow ? 161.
 Kneipsprüche 242.
 König, Eberhard 18, 158, 201, 202.
- Körner, Franz** 293.
Kothe, Dr. Konrad 304.
 Kotzde, Schriftsteller 4, 318.
 Krabbo, Prof. Dr. 304, 364.
 Krustenbewegungen der Erde 344.
 Kuchenbuch, Amtsgerichtsrat 195, 221.
 Kulturgeschichtliches 8, 27, 90, 168,
 199, 298, 318, 342, 364.
- Landschaftsbild, Schutz des** 292.
Lasch, Dr., Agathe 127.
 Laverrenz, Viktor, Schriftsteller 21.
 Lebus, Heimatkunde d. Kr. 298.
 Lemke, Elisabeth 143, 320, 329.
 Lepsius, Geh. Bergrat 209.
 Lessing-Museum 71.
 Lindenberg, Kirche mit Deckenge-
 mälden 309.
 Lüpnitz, Geschichte d. Familie 345.
 Lutze, Dr. A. 11.
- Märkisches Museum** 95, 159, 171.
 Manteuffel, Freiherr von 160.
 Matzdorff, Paul, Coethen 173.
 Maurer, Der 179.
 Medaille, friedr. 366.
 Melonenkirche 248.
 Mertens, Dr. Eduard 97, 171.
 Mestorf, Dr. Johanna 293.
 Michaelis, Feldprediger 275.
 Mielke, Robert 168, 306, 368.
 Mittelschule, städtische 10.
 Moabiter Chronik 27.
 Monke, Rektor 9, 159, 247, 308, 318.
 Moor, Dorfhäuser 326.
 Mosaikpflaster 38.
 Mückenplage 161.
 Muhs, Ulrich 186, 199.
 Museumsbauten in Berlin 7.
- Naturdenkmäler der Provinz** 298.
Naturdenkmalspflege 27, 83, 197, 208,
 294, 339.
Naturkunde, Jahrbuch d. 199.
Naturkunde-Technik 7, 22, 85, 161,
 196, 208, 294, 317, 339, 364.
Naturschutzgelände 196.

- Nesseln am Gründonnerstag 163.
 Nikolaikirche 154.
 Niederlausitzer Gesellschaft 207.
 Obst- und Gartenbauschule 310.
 Oderberg, Topographie 231.
 Oderbruch, Das 48.
 Oegeln, Die Insel 22, 198.
 Offermann, Paul 20.
 Opferanatomie der Germanen 86.
 Orchideenkultur 309.
 Orellysche Kreponfabrik 35.
 Ortsstatute 194.
 Osborn, Dr. M. 309.
 Otto I., Markgraf 304.
 Pankeschimmel 247.
 Patenspruch aus dem Dorfe Rosendorf 344.
 Peitzer Festungsbaum 12.
 Persönliches 6, 20, 83, 159, 195, 207, 293, 317, 338, 361.
 Pestalozzi-Fröbelhaus 355.
 Pfauenfeder-Aberglaube 42.
 Pfeiffer, Dr. L. 85, 86.
 Pichelswerder 1, 18, 82, 103, 158, 206, 302.
 Pietsch, Dr. Ludwig 317.
 Pintsch, Familiengeschichte 6, 20, 361.
 Plassenburg 168.
 Pniower, Prof. Dr. O. 160, 191, 308.
 Podewilssche Palais 172.
 Posttaxe von 1675 46.
 Potonié, Prof. Dr. 198.
 Potsdam, Festspiel 194.
 „ Geschichte 318.
 „ Name 211.
 „ Verein 200.
 Prenzlau, Der Stadtknecht von 194.
 Pribislaw 1.
 Prignitzer Volksbücher 170.
 Ratig, Wilh., Rendant 343.
 Raule, Benjamin 199.
 Redensarten aus Berlin N. 248.
 Reichhelm, Ansichtspostkarten 12.
 Reiseratschläge 44.
 Ribbeck, D. Birnbaum v. 201.
 Riedenbeck, Altarschrein von 39.
 Rodenberg, Dr. J. 293.
 Römerschanze bei Potsdam 217.
 Rönnebeck, E., Kassenwart 191.
 Rosenfelde-Friedrichsfelde 199.
 Rosental, Dorf 183.
 Runze, Dr. M. 159, 173.
 Rüdersdorf, Kalkberge 281.
 Rutot, Konservator 11, 167, 199, 317.
 Scharnweber, R. 41, 211, 249, 317.
 Schiffswerften zu Havelberg und Berlin 307, 320.
 Schlecht und recht 279.
 Schlieben, Graf von 308.
 Schlüters Geburtsjahr 29.
 Schnitter, Oberst von 81.
 Schotte, Walter 36.
 Schuchardt, Direktor 217.
 Schulenburg, W. v. 39, 161, 360.
 Schulkommission, Berliner 49.
 Schulmuseum, Städtisches 205.
 Schweriner Hoch 183.
 Seelmann, Prof. Dr. W. 210.
 Siedelungskunde des deutschen Ostens 35.
 Siemens, Rud., Dr. ing. 47.
 Silva-Verlag 320.
 Skizzenbuch der Prov. Brandenburg 47.
 Spandau, Wanderfahrt 314.
 Spandauer Forst 178.
 Spinnstuben, märkische 216.
 Sprüche gegen Erkrankungen 312.
 Steinzeit in der Provinz 313.
 Stendal, Wanderfahrt 221.
 Stiftungsfest 155.
 Stoller, J. 86.
 Tage, unglückliche 42.
 Tegel, ev. Kirche 365.
 Teltow, Wanderfahrt 185, 199.
 Teltower Kreiskalender 27.
 Theaterausstellung, Deutsche 16.
 Totenlaken, Das 177.
 Touristenklub der Mark Brandenburg 307.
 Trappensteine 43.

- Treuenbrietzen, Altertummuseum 19.
 Tschirch, Prof. Dr. 343.
 Tübbicke in Stralau 338.
 Tüch=Tuch 246.
- Uhles, Geh. Justiz-R. 83, 160, 294, 313.
 Urania-Vortrag 6.
 Urmensch-Standbild 340.
- Verkehrtbäume 246.
 Versammlungen 1, 16, 18, 71, 82, 154,
 155, 158, 185, 191, 202, 205, 206,
 217, 221, 281, 290, 309, 313, 314,
 317, 338, 352, 355, 361.
 Vögel, Einbürgerung 294.
 Voigt, C., Admiralstabssekretär 105,
 199, 307, 366.
 Volksrätsel 4.
 Volksschauspiel 1.
 Volkssprache, Berliner 127.
 Volkszählung 8, 23.
- Wald, Max 306.
 Walfischknochen 178.
 Wallonenkirche 248.
 Weddingen, Dr. O. 104.
- Wegner, Wilh. Ant. 271.
 Weigert, Stadtrat a. D. 20, 207.
 Weltrassenkongreß 198.
 Wienecke, Friedr., Rektor 49, 211,
 275, 311.
 Wiese, Frä. E. 2.
 Wietholz, A. 365.
 Wilke, Karl, Architekt 39, 42, 44,
 231, 280.
 Windmühle, Die älteste 46.
 Winkler, Justizrat 21.
 Winterfeld, von, Landesdirektor 160.
 Witwen, Zahl der 24.
 Wünschelrute, Die 208.
 Wurfnetz 339.
- Zache, Prof. Dr. E. 225, 281, 344.
 Zahn, Oberpfarrer 195.
 Zeitschrift, prähistor. 199.
 Zietenmuseum 207.
 Zimmt, den besorgen 39.
 Zinna, Kloster 303.
 Zittrich, Buchdruckereibesitzer 189.
 Zorndorf, Schlacht 168.
 Zuckert, J., Maler 201.
 Zwieselbäume 247.



Nes
Nik
Nie

Obt
Ode
Ode
Oeg
Offe
Opf
Ore
Ore
Orte
Osb
Otto

Pan
Pate
de
Peit
Peri
20
Pest
Pfat
Pfei
Pich
20
Piet
Pint
Plas
Pnic
Pod
Post
Poto
Pots

Pren
Prib
Prig

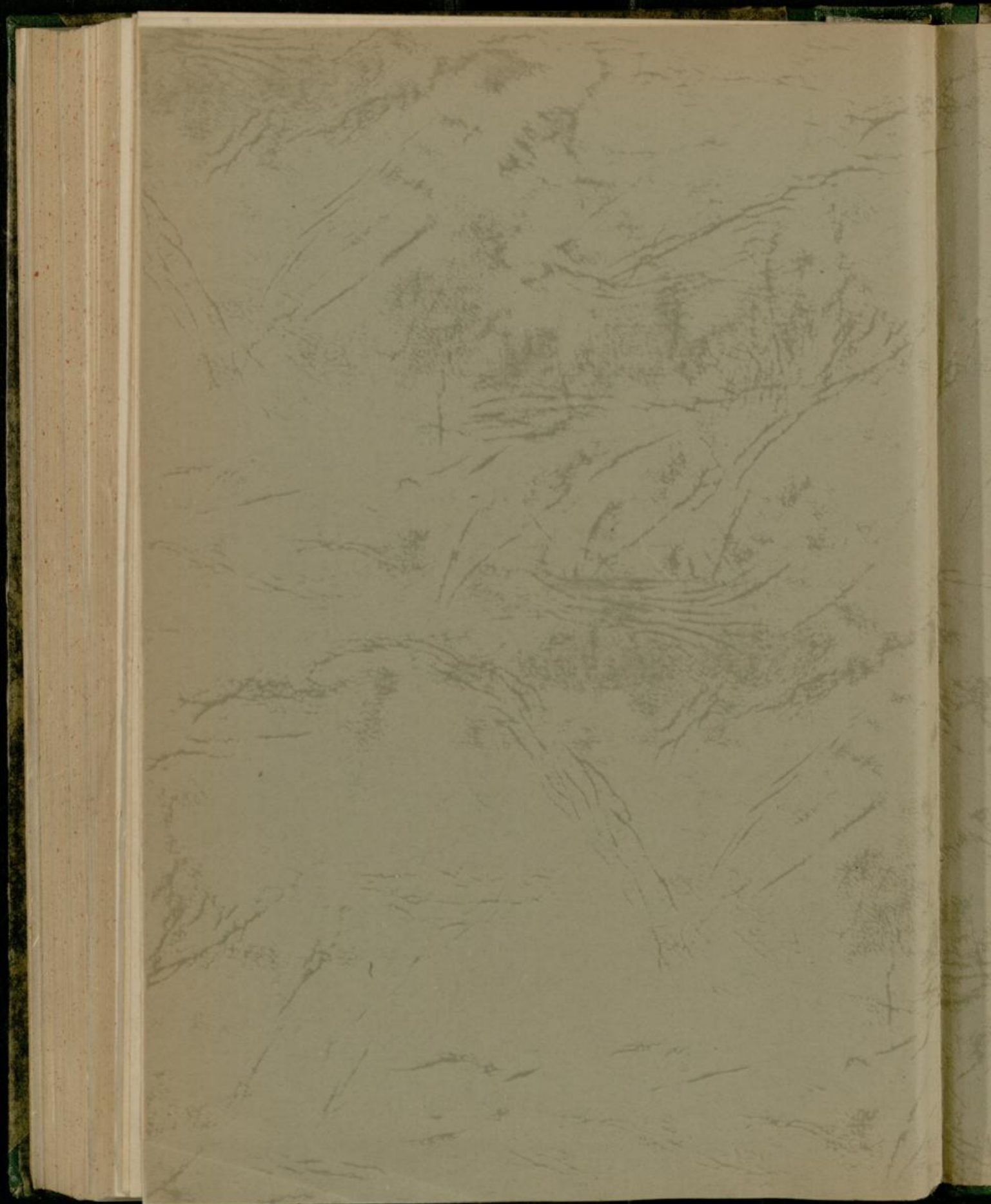
Rati
Raul
Rede
Reic
Reis
Ribb

Berichtigungen.

- S. 83, Z. 6 v. u. lies: Jacobsen.
S. 102, Z. 6 v. o. lies: folgeweise.
S. 104, Z. 2 v. u. lies: Kölln.
S. 155 fehlen Z. 9 v. u. die Worte: am 10. März 1911.
S. 158, Z. 2 v. u. lies: Delmar.
S. 168, Z. 7 v. u. lies: nicht.
S. 170, Z. 11 vor „von“ einzuschalten: Jahrg. XIX.
S. 184, Z. 16 v. o. lies: Caes. Trajano.
S. 246, Z. 4 v. o. lies: E. Fr.
S. 307, Z. 19 v. u. muß der Punkt fortfallen.
S. 342, Z. 21 v. o. lies: Tasmanier.
S. 344, Z. 11 v. o. lies: Pniower.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender
haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.



Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003302

